Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

Monatsblatt der Gesellschaft für Heimatkunde und Heimatschutz in der Mark Brandenburg, Berlin

1903

12 (1.1.2019)

Visual Library

BBW:
7. 14. 42. 45 ff. 48.

Falradeln 491 ff.

„Brandenburgia."

MONATSBLATT

DER

GESELLSCHAFT FÜR HEIMATKUNDE

DER

PROVINZ BRANDENBURG

ZU

BERLIN.

DEUTSCHE AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN ZU BERLIN
Brandenburg-Berlinisches Wörterbuch
1
394

Unter Mitwirkung des Märkischen Provinzial-Museums

herausgegeben

vom

Gesellschafts-Vorstande.

Landesgeschichtliche Vereinigung für die Mark Brandenburg
Touristen-Club für die Mark Brandenburg * Berlin *

XII. Jahrgang 1903/1904.

C. 26.

Berlin 1904.

Druck und Verlag von P. Stankiewicz' Buchdruckerei,
Bernburgerstrasse 14.

2572

Universität Potsdam
Universitäts-
bibliothek
Inventarnr.
16003294

15. (7. ordentliche) Versammlung des XI. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 28. Januar 1903, abends 7½ Uhr
im Bürgersaale des Rathauses.

Vorsitzender: Herr Geheimer Regierungsrat Ernst Friedel. Von demselben rühren die Mitteilungen zu I bis XXV her.

A. Geschäftliches und Persönliches.

I. Der Vorsitzende begrüsst namens des Vorstandes die Mitglieder in der ersten Sitzung des neuen Jahres und gedenkt des gestrigen Geburtstages Sr. Maj. des Kaisers und Königs und fährt dann wie folgt fort.

Im Anschluss an die drei Vorlagen aus dem Märkischen Museum in der November-Sitzung 1902 (Tzernischeffs Tagesbefehl an die Berliner vom 4. März 1813 und das Erinnerungskreuz aus der Schlacht von Gross-Beeren und den Eisenschmuck mit dem Brustbild der Königin Luise) erinnere ich daran, dass am 3. Februar die 90jährige Wiederkehr des Tages gefeiert wird, an welchem von Breslau aus der Aufruf zur Bildung freiwilliger Jäger-Abteilungen erging, der von zündender Wirkung auf die Gemüter war (3. Februar 1813).

II. Die drei Linden, Volksschauspiel in 5 Akten von Clara von Förster.

In der Brandenburgia-Sitzung am 13. Januar 1897 sprach ich über den Volksglauben in betreff der angeblich verkehrt — mit der Krone in der Erde — gepflanzten Bäume, von mir mit dem seither allgemein angenommenen Namen „Verkehrtbäume“ genannt, in dem ich insbesondere auf die Sage von den drei Verkehrtlinden auf dem hiesigen Heiligen Geistkirchhof einging. Ohne dass wir mit einander über diese Sache uns jemals besprochen, war von unserm Mitglied Fräulein Clara v. Förster diese Sage inzwischen dramatisch

bearbeitet und hatte die jetzige Kgl. Hofschauspielerin Frau Nuscha Butze-Beerbaum die Güte, alsbald im Anschluss an meine Worte, das Förstersche Drama in geistvoller Auffassung mit harmonischem Wohllaut der Stimme vorzulesen.

Auf meine und anderer Verehrer der Försterschen Muse Bitte hat die Verfasserin aus dem „Schauspiel" ein „Volksschauspiel" gemacht, welches im Königlichen Schauspielhause zu Potsdam am 12. d. M. mit starkem, verdientem Beifall seine Erstaufführung oder wie der Berichterstatter richtiger sagt, „Uraufführung" erlebte. Ich kann mir nicht versagen, da ich durch Unpässlichkeit verhindert war, in Potsdam zu sein, eine Rezension des B. T. Bl. vom 13. hier anzuschliessen.

Mit vielem Verständnis für theatralische Wirkungen hat die nicht mehr unbekannte Dichterin eine alte märkische Sage als Versdrama auf die Bühne gebracht und in fünf handlungsreichen Akten einen interessanten „Kriminalfall" aus Alt-Berlin vor dem Publikum aufgerollt: Luigi, ein junger Italiener, der als begabter Musikus an den Hof des Kurfürsten Johann Georg nach Berlin berufen wurde, findet hier in einem älteren Verwandten Arrighi einen Rivalen und Neider. Bei einem Streit auf der Strasse greifen beide zu den Dolchen, und Arrighi fällt, tödlich getroffen. Ein junger Berliner Goldschmied kommt in den dringenden Verdacht der Täterschaft. Von seiner Unschuld überzeugt, stellen sich seine beiden Brüder als Mörder Arrighis dem Gerichte. Dieses beschliesst, in dem „schwierigen Fall" ein Gottesurteil anzurufen: Johann Georg befiehlt den drei Brüdern, je eine junge Linde mit den Wurzeln nach oben auf dem „Heiligen Geistkirchhof" in die Erde zu pflanzen; der von Mörderhand eingesetzten würde Gottes Segen versagt sein, sie müsste verdorren. Luigi, der seine Schuld seiner Mutter gesteht, wird von dieser von einem gerichtlichen Bekenntnis zurückgehalten; aber von Reue und Gewissensqualen gepeinigt, schleicht er sich auf den Kirchhof, und mit geweihtem Jordanwasser tränkt er die Linden, die alle drei in einer Frühlingsnacht mit jungem Grün sich schmücken. Gottes Urteil ist offenbar: die Brüder sind unschuldig. Johann Georg gibt sie frei und erhebt sie in den Adelstand: „von der Linde" sollen fortan sie heissen. Luigi, dessen Mutter über den Vorgängen in Wahnsinn verfällt, wirft sich als reuiger Sünder dem Kurfürsten zu Füssen, und dieser schickt ihn zu lebenslänglicher Busse in ein Kloster.

Den szenischen Aufbau dieses Konfliktes hat Clara v. Förster mit warmem Leben erfüllt: die Spannung lässt nicht einen Augenblick nach, und auch an poetischen Schönheiten fehlt es dem Werke nicht. Die Dichterin wurde nach jedem Akt mit den Darstellern mehrfach gerufen. Von letzteren zeichneten sich Alb. Schröder (Johann Georg), Alb. Köhler (Luigi), Helene Falcke und Erna Schubert ganz besonders aus.

Möchte uns recht bald Gelegenheit gegeben sein, diese im rechten Sinne auch „heimatkundlich" zu nennende dramatische Dichtung auf der Berliner Bühne zu sehen und zu hören.

III. Die Brandenburgia hat zwei neue Zweigvereine erhalten, welche nicht bloss als solche unserer Haupt-Gesellschaft beigetreten sind, sondern auch deren Satzungen angenommen haben.

a. Verein für Heimatkunde von Nowawes-Neuendorf und Umgegend, Vorsitzender: Herr Amts- und Gemeinde-Vorsteher Winkelmann; Schriftführer: Herr Lehrer Otto Mielke.

b. Verein für Heimatkunde von Oderberg i. M. und Umgegend, Vorsitzender: unser altes, liebenswürdiges Mitglied Herr Lehrer emer. Heinrich Lange zu Oderberg i. M.

Beide Zweigvereine — Söhne der Brandenburgia — heissen wir herzlich willkommen und wünschen ihnen erspriessliches Gedeihen.

IV. Geheimer Archivrat Dr. Ernst Friedländer ist am Neujahrstage im Alter von 61 Jahren in Berlin gestorben. Friedländer hat lange Jahre im Dienste der preussischen Archivverwaltung gestanden und hat nicht nur dieser, sondern auch unter anderem der Stadt Berlin durch seine Arbeiten wertvolle Dienste geleistet. Aus der Reihe seiner zahlreichen wissenschaftlichen Werke seien folgende hervorgehoben: „Die Einlager, Beitrag zur deutschen Rechtsgeschichte“, „Die Kirchenordnung der Grafschaft Tecklenburg“, „Ostfriesisches Urkundenbuch“, „Acta Nationis Germaniae Universitatis Bononiensis“ und „Die Matrikel der Universität Frankfurt a. D.“ Uns ist er besonders wert geworden durch die mehrfachen Freundlichkeiten, die er der Brandenburgia, ohne Mitglied zu sein, und dem Märkischen Museum erwiesen.

In unserer Erinnerung ist noch bestens die interessante Publikation des Verstorbenen in den Schriften des Vereins für die Geschichte Berlins „Geschriebene Zeitungen, Berlin 1713—1717 und 1735“, besprochen Brandenburgia X. 401 u. 402, die auch für unsere Heimatkunde manche Bereicherung bieten.

B. Naturgeschichtliches.

V. Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Wittmack: Unsere Gemüsepflanzen und ihre Geschichte. Vortrag, gehalten im Klub der Landwirte am 12. März 1902. (Nachrichten des Klubs vom 29. März 1902.)

Ich lege diesen Vortrag des hochgeschätzten Herrn Verfassers, den wir in der Brandenburgia wiederholt als gern gesehenen Gast begrüsst haben, vor, weil er in kulturgeschichtlicher und heimatgeschichtlicher Beziehung auch grossen Wert für uns hat, und bitte Sie, vorläufige Kenntnis zu nehmen von dem reichen Inhalt, aus dem ich hoffe, einiges unserm Monatsblatt einverleiben zu dürfen.

VI. Ich wende mich, wie fast in jeder Sitzung der Brandenburgia so auch heut dem Schutz der Denkmäler, zunächst dem Schutz der natürlichen Denkmäler zu.

Schutz der Flora. „Viele seltnen Spezies der Flora sind leider im Rückgange begriffen. Die fortschreitenden Meliorationen, der ständig nach rationelleren Gesichtspunkten sich ausbildende Ackerbau und der Kahlschlag der Privatwälder fordern ihren Tribut von der Pflanzenwelt. Im vorigen Säkulum ist manch eine Art dem Eigennutz des unheimlich praktischen Menschen zum Opfer gefallen oder durch ihn wesentlich dezimiert worden. Auch ein Stück des Kampfes ums Dasein haben wir hier vor uns. — Giebt es keinen Ausweg? Sind Denkmäler der Natur dank Prädestination ihrem Untergange geweiht? Ich glaube, dass es sehr wohl möglich wäre, charakteristische Bestände und im Aussterben begriffene Arten zu schützen. Ängstlich bemüht ist der homo sapiens, Denkwürdigkeiten, die mit seinem Geschlechte zusammenhängen, zu kennzeichnen und festzuhalten? gleichgültig ist er den Naturgebilden gegenüber, vergessend, dass er auch zu ihnen gehört, dass auch er aus denselben Stoffen aufgebaut ist und von denselben Gesetzen beherrscht wird."

So klagt Hans Preuss in einem Aufsatz „Seltenere Bestandteile des ostpreussischen Vegetationsbildes", Naturwissenschaftliche Wochenschrift vom 4. Januar 1903. — Ganz so schlimm ist es nun, Gott Lob, nicht mehr. Für Ostpreussen hat Prof. Dr. Jentzsch für Westpreussen Prof. Conwentz, ersterer die zu schonenden Steinblöcke und Pflanzen, letzterer die Pflanzen mit förmlichen Schonrevieren inventarisiert. Für Brandenburg ist bekanntlich gleiches im Gange*), nur bitten wir auch hier im Sinne von Herrn Preuss die kleine bescheidene Pflanzenwelt am Boden ebenfalls zu schonen. Es tut dem Naturfreund in der Seele wehe, wenn er sieht, wie z. B. in unserm Tiergarten, um grosse „englische" Rasenflächen, bowling greens, herzustellen, die unserm Klima nicht entsprechen, die zarte heimische Pflanzenwelt herausgerissen und achtlos bei Seite geworfen wird. Was waren früher für reizende wilde Frühlingsblumen im Tiergarten. Dr. Bolle entsinnt sich noch das Hainwindröschen (Anemone nemorosa) und das zweiblätterige Schattenblümchen (Majanthemum bifolium) bei den „Zelten" gesehen zu haben. Jetzt sind diese lieblichen Kinder des Lenzes fast ausgerottet, von Majanthemum noch spärliche Reste in der Nähe der Hofjäger-Allee, von Anemone ein paar Pflanzen nahe der Lichtenstein-Brücke und der Einmündung des Weges „Tiergarten-Ufer" in die Charlottenburger Chaussee. Wir ersuchen also auch für die Provinz Brandenburg, nicht um einen Yellow Stone-Park, aber doch um einige geeignete Schonreviere der interessantesten der kleinen und niedrigen Bodengewächse.

*) Vgl. Brandenburgia XI. 272 flg.

C. Kulturgeschichtliches.

VII. Pflege und Schutz der Kulturdenkmäler.

Das Grossherzogtum Hessen hat am 16. Juli 1902 ein mit dem 1. Oktober 1902 in Kraft getretenes Gesetz gegeben betreffend den Denkmalsschutz.

Dasselbe umfasst:

1. Baudenkmäler,
2. bewegliche Denkmäler,
3. Naturdenkmäler, (Wasserläufe, Felsen, Bäume u. dgl.),
4. Verbot von Verunstaltungen durch Reklameschilder u. dgl.

Dies Gesetz kommt uns also in Preussen zuvor, die wir bisher nur den 4. Punkt, wie Sie sich aus der Erörterung in der Dezembersitzung v. J. erinnern werden, gesetzlich und polizeilich geregelt haben.

Das hessische Gesetz ist zum Teil sehr scharf und, wie ich zugeben muss, auf die viel mannigfaltigeren und verwickelteren Verhältnisse des Grosstaats Preussen nicht gut überall übertragbar. Namentlich wird die Entschädigungsfrage, überhaupt der Geldpunkt, in Preussen viel erheblichere Schwierigkeiten bereiten.

Ich reiche das Gesetz mit einer Besprechung von H. Wagner-Darmstadt, in der Nummer vom 6. August 1902 der Denkmalspflege zur einstweiligen Durchsicht vor, eingehendere Erörterung der sehr wichtigen Bestimmungen vorbehaltend.

VIII. Erklärungs- und Erinnerungstafeln in den Städten. Der italienische Unterrichts-Minister Nasi hat im November 1902 an den Bürgermeister (Sindaco) von Rom, Fürsten von Sonnino einen Brief gerichtet, in welchem die Stadt Rom aufgefordert wird, an den denkwürdigsten Örtlichkeiten und Gebäuden Roms Marmortafeln anzubringen, durch welche diese althistorischen Stätten der gegenwärtigen Generation ins Gedächtnis zurückgerufen werden sollen. Dieser höchst zeitgemässe und praktische Vorschlag des Unterrichtsministers wird sicherlich überall mit Freuden begrüsst werden, besonders aber von den nach Rom kommenden Fremden. Es wäre allerdings wohl überflüssig, ans Capitol, oder ans Pantheon oder gar ans Forum Romanum solche „Etiquetten“ anzuschlagen; wie wenige, selbst aus der Zahl der gebildeten Römer, wissen indes, dass das heutige Heim der Börse ursprünglich ein alter, hochberühmter und mächtiger Neptuntempel war? Und so liessen sich viele hunderte von ähnlichen Beispielen im altertumsreichen Rom anführen! Wie die alte Überlieferung manchesmal vollständig verloren gegangen ist, zeigt — die marmorne Aufschrift an einer Strassenecke. Wir lesen hier „Via del Micio“, auf deutsch etwa „Katzenstrasse“. Wohl nur sehr wenige ahnen, dass im Altertum hier der Palast der Gens der Domitiane stand und dass der Name desselben im Laufe der Jahrhunderte auf diese unfreiwillig humoristische Weise verdreht wurde!

Es wäre zu wünschen, dass das Preussische Unterrichts-Ministerium einen ähnlichen Erlass an die Preussischen Städte erliesse.

Erinnerungs- und Erklärungs-Tafeln in Bronze, mit von mir entworfenen Inschriften, sind bekanntlich auf dem grösseren Hofe des berlinischen Rathauses über den Portalen angebracht, allein dieselben beziehen sich nur auf die Geschichte des neuen Rathauses.

Ähnlich vergegenwärtigen die beiden unteren Reliefs am Eosanderschen Portal des Königlichen Schlosses, von Professor Otto Lessing modelliert, kürzlich in echtem Material ausgeführt, zwei bedeutsame Momente aus der Geschichte des alten Schlosses. Das linke Relief stellt die Grundsteinlegung im Juli 1443 dar, und über ihm steht folgende Inschrift:

„Friedrich II. Churfuerst zu Brandenburg
XXI. Jul. MCCCCXLIII.
Iss wol einen idermann weitlick, dat wy sint all unsse levedage na hader edder krige ny bestan gewesst, und begernn noch hutiges dages nicht anders, dann men ere unnd rechts."

(Es ist wohl einem jeden kund, dass wir unser ganzes Leben nicht nach Hader oder Krieg getrachtet haben, und noch heutigen Tages begehren wir nichts anderes als Mannesehre und Recht.)

Das Relief an der rechten Seite versetzt uns in die Zeit der Allongeperrücke, in die Epoche des letzten Kurfürsten und ersten Königs. Es handelt sich um die Vorführung des Schlossmodells durch Schlüter am 2. November 1699. Hier lautet die Inschrift:

„Fridericus I. Borussorum Rex, Elector Brandenb.
MDCLXXXVIII—MDCCXIII.
Sic gesturus sum principatum ut sciam rem populi esse non meam privatam."

(So bin ich gewillt, die Herrschaft zu führen, dass mir bewusst sei, es handle sich um des Volkes Sache, nicht um meine eigne.)

Das ist beides ganz schön, aber nur ein schwacher Anfang von dem, was erwünscht wäre. Überall sollten die alten Gebäude Gedächtnistafeln mit kurzen geschichtlichen Angaben erhalten. Im Pflaster oder an sonst geeigneten Stellen müssten die Stellen der alten Stadttore, der interessantesten verschwundenen Bauten (z. B. des alten Doms auf dem Schlossplatz u. s. w.) soweit angänglich markiert werden. So habe ich es in London, in Paris, in Innsbruck, in München und anderen Städten gefunden.

Man nehme sich ein Exempel hieran; der Verein für die Geschichte Berlins würde sicherlich gern zur Feststellung der in Frage kommenden Örtlichkeiten, soweit es die Reichshauptstadt angeht, die Hand bieten.

IX. Küstriner Erinnerungen an Friedrich den Grossen. Der Verein für die Geschichte Küstrins hat beschlossen, zur bleibenden

Erinnerung an frühere historische Vorgänge Gedenktafeln aufzustellen. In dem sogenannten Friedrichs-Zimmer in der Kaserne, an dem Fenster, aus welchem der Überlieferung nach Kronprinz Friedrich der Hinrichtung seines Freundes v. Katte zugesehen haben soll, wird der Verein eine Marmortafel anbringen lassen. Dem Verein ist auch die Erlaubnis erteilt worden, an der Schlosskaserne, links vom Eingang, nachdem dieser umgebaut, neben den dort anzubringenden Wappen eine Gedenktafel für den Kurprinzen Friedrich Wilhelm, späteren Grossen Kurfürsten und den Kronprinzen Friedrich, späteren König Friedrich den Grossen, welche beide in dem Schloss gewohnt haben, zu befestigen. Diese Tafeln sollen, da der Kaiser sein Eintreffen in Küstrin zur Enthüllung der aufzustellenden drei Denkmäler bereits für den 18. April d. J. in Aussicht gestellt hat, bis dahin angebracht werden.

Sie sehen, verehrte Anwesende, auch hier gehen die Kleinen voran wie das kleine Hessen-Darmstadt mit dem Denkmalschutzgesetz, (s. Nr. VII dieser Niederschrift) vor dem grossen Preussen. Vivat sequens.

X. Ein Petschaft der Hohenzollern. Über Rechtsgeschäfte im Wappenwesen gab Professor Kekulé v. Stradonitz im November v. J. in der Vereinigung zur Erhaltung der Burgen eine interessante Darlegung. Unser Kaiser führt in seinem Petschaft noch heut einen Hundekopf (Brackenkopf), über dessen Ursprung der Vortragende dabei einige Mitteilungen machte. Der Hundekopf ist nämlich im Jahre 1307 vom Burggrafen vom Nürnberg gekauft worden. Es war im Mittelalter nichts seltenes, dass man das Recht der Führung eines Wappens oder einzelner Teile davon an andere überwies, verkaufte, verschenkte und dergleichen, wobei man manchmal den Vorbehalt machte, bei Lebzeiten das betreffende Wappen noch selbst zu führen, oder das Recht der Führung nach dem nächsten Geschlecht vorbehielt u. s. w. In derartigen Fällen würde es sich dann aber nicht um „echte“ Schenkungen oder „echte“ Verkäufe handeln, sondern nur um „unechte“. Solch ein „unechter“ Verkauf ist auch der eines Edlen an den Burggrafen von Nürnberg. Die Urkunde darüber ist vom 10. April 1307 und findet sich in dem „Wappenrecht“ von Professor Felix Hauptmann in Bonn, worauf Professor v. Kekulé fusst. Darin wird ausgesprochen, dass ein Herr L. v. Regensberg sein Kleinod dem Burggrafen um „36 Mark guten Silbers verkauft und überlassen habe“. Er macht sich jedoch noch aus, dass er und sein Oheim das Brackenhaupt noch tragen dürfen. Daher ist der Verkauf eigentlich „unecht“ zu nennen. Man wird fragen, wie der mächtige, hohe reiche Burggraf, der doch sein Wappen hatte, dazu kam, gegen eine erhebliche Summe sich das Helmkleinod eines ziemlich unbedeutenden Herren des niederen Adels zu kaufen. Einmal war es jedenfalls eine Sache des Geschmackes. Dem Burggrafen gefiel der Hundekopf eben. Dann hatte der Besitzer vielleicht gefunden, dass das Abzeichen für ihn unpraktisch

sei. Denn diese Kleinode waren oft recht unbequem; sie litten unter dem Regen, verloren bei geringer Bewegung manchmal das Gleichgewicht und dergleichen mehr. So findet man in den Museen zwar viel Helme, aber nicht viele solcher, die noch das Abzeichen darauf tragen. — Professor v. Kekulé bemerkte zu den vielen von ihm mitgeteilten Fällen, dass das heutige Wappenrecht selbstverständlich völlig anders ist, so dass derartige Verkäufe, Schenkungen oder testamentarische Vermächtnisse nicht mehr möglich sind.

Ich gestatte mir bei dieser Gelegenheit an den merkwürdigen Hohenzollerschen Zauberring zu erinnern, der im Krontresor verwahrt, von mir Brandenb. VI. 509 bis 515 ausführlich besprochen worden ist.

XI. Forschungen zur Brandenburgischen und Preussischen Geschichte. Organ des Vereins für Geschichte der Mark Brandenburg. Bd. XV enthält mehrere uns heimatgeschichtlich interessierende Beiträge. Im ersten Halbband: Die Versetzung des Professors Heineccius von Frankfurt a. O. nach Halle. Ein Beitrag zur Geschichte der Preussischen Universitäten unter Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II. Von Georg Kaufmann S. 147—160. — Ferner: Einige Briefe der „Mutter Käthe". Mitgeteilt von Paul van Niessen. S. 217—221. Die Gemahlin des im Volksmund noch fortlebenden, originellen Markgrafen Johann von Küstrin, Katharina, gemütlich als „Mutter Käthe" bezeichnet und als eine ausserordentlich sparsame und wirtschaftlich tüchtige Frau bekannt, hat wenig Schriftliches hinterlassen. Die Briefe sind 1542 und 1568 an ihre Verwandten in Braunschweig gerichtet, Herzog Heinrich den Jüngern, und die Gemahlin ihres Bruders, des Herzogs Julius, Hedwig, Tochter Joachims II. Die Sprache und Rechtschreibung der Briefe ist sehr urwüchsig.

Bezeichnend für die Bescheidenheit der Zeit, insbesondere der Schreiberin, ist die in einem Brief an Hedwig ausgesprochene Bitte, sie soll ihr etlichen „Krauthonig vmb vnser gebürliche bezahlung", auch noch „etliche Bauchweitzen Grütz vnd auch ein weinig Habermehl mitteilen vnnd bei Zeigern vbersenden, sintemal itzo gelegen fuhr vorhanden." Also Kräuterhonig aus der Lüneburger Heide, Buchweizengrütze und Hafermehl, wahrlich ein sehr einfach-bürgerliches Begehren von einer Fürstin.

Im zweiten Halbband: Die Modifikation des neumärkischen Rechts vom Jahre 1799. Mit gewohnter Umsicht und Gründlichkeit von Friedrich Holtze bearbeitet. Für die Kultur damaliger Zeit in manchen Punkten beachtenswert. — Endlich: Das Archiv der Stadt Nauen. Von Archivrat Dr. Warschauer. Unser nordwestlicher Vorort hat nicht bloss eine Art Orts- und Kreismuseum eingerichtet,

sondern dorthin auch das Archiv der Stadt überführt, das durch einen Brand am 14. Mai 1695 freilich unersetzbare Verluste erlitten hat.

XII. Katalog des Städtischen Schulmuseums in Berlin. Ein Lehrinstitut, von welchem ausserhalb der Gemeindeschullehrerwelt wenig bekannt ist, um so mehr werden Sie durch das Bücherverzeichnis (2. Ausgabe 1902) überrascht sein, welches 515 Seiten beansprucht und manche auf die Heimatkunde bezügliche Schriften enthält. 7500 Titel enthält die Bücherei mit rund 16 000 Bänden. Im Februar 1877 wurde das Museum begründet; seit Oktober 1884 befindet es sich in dem Städtischen Gebäude Stallschreiberstrasse 54, ein Bibliotheksaal und vier Nebenräume zur Aufstellung von Lehrmitteln, über die später ein Katalog ausgegeben werden wird.

XIII. Jüterbog. Ein Führer durch die Stadt Jüterbog und ihre nächste Umgebung. Mit Abbildungen, einem Stadtplan und einer Karte. Von A. Hamann, Pastor in Jüterbog. Preis 1 Mark. Berlin 1903. Verlag von G. Heinicke. — Einer der trefflichsten Märkischen Städtischen Führer, welcher mir bekannt geworden ist. Unser verehrtes Mitglied, uns allen wohlbekannt durch seine freundliche Führung in der St. Jakobikirche in dem Vorort Neumarkt, gelegentlich der Wanderfahrt der Brandenburgia nach Jüterbog am 27. Mai 1900, hat es verstanden, mit grossem Geschick alles Wissenswerte — und dessen ist viel in Jüterbog — in 112 Seiten 8° zusammenzutragen. Auch die Schlachtfelder und sonstigen Umgebungen sind berücksichtigt. Verfasser, der sich mit der Geschichte Jüterbogs archivalisch längere Zeit beschäftigt hat, gilt mit Recht als Jüterbogs erfahrenster Geschichtskenner. Das Büchlein liest sich angenehm und kann jedermann, den Heimischen wie den Nichtheimischen, zur Lektüre und zum Studium bestens empfohlen werden. (Vorgelegt.) Zu vergleichen Brandenburgia IX. S. 8 u. 9 u. 129 bis 138.

XIV. Geschichte des Dorfes Ragösen im Kreise Zauch-Belzig. Von Karl Backhaus, Pastor zu Ragösen. Brandenburg a. H. 1902. In Kommission von Martin Evenius. 73 Seiten Fol. — Wiederum eine höchsterfreuliche literarische Leistung eines unserer Mitglieder. Einige Proben habe ich bereits im Monatsblatt mitgeteilt. Die einleitenden Kapitel behandeln die Ur- und Vorgeschichte sowie das fleissig benutzte urkundliche Material. Den Geistlichen ist besondere Berücksichtigung geschenkt. Daneben werden die Flurnamen, die Ablösungen und Gemeinheitsteilungen und die neuere Chronik bis 1902 behandelt. Der freundliche Ort, den die Pflegschaft der Brandenburgia am 9. November 1902 unter freundlicher gastfreier Aufnahme des Verfassers mit Interesse besichtigte, besass nach der Volkszählung von 1900 im ganzen 741 Einwohner (darunter 381 weiblichen Geschlechts) verteilt auf 154 Haushaltungen. Den Schluss machen höchst interessante An-

gaben über Tracht, Vergnügungen und Volkstracht. Auch die Nachbarschaft ist berücksichtigt; in einer Schlussnotiz (Anm. zu S. 6) sagt der Verfasser: „der Vorstand des Märkischen Provinzial-Museums in Berlin hat im November 1902 den Burgberg zwischen Fredersdorf und Lütte untersucht und Nachgrabungen darauf vorgenommen. Nach seiner Meinung bietet sich für die Annahme des einstigen Vorhandenseins eines „Burgstalles“ an dieser Stelle wenig Anhalt. Dagegen lassen die zahlreich vorgefundenen Urnenscherben erkennen, dass sich dort eine grössere wendische Ansiedelung befunden hat. Der Weg, der von diesem „Burgstall“ in das Freie Havelbruch geführt haben soll, ist weiter nichts als ein Damm, den man in alter Zeit zum Schutze des Ackers gegen die Überschwemmungen der Plane aufgeworfen hat.“ (Siehe auch Nr. XXIII und XXIV dieser Niederschrift.)

Ich bemerke dazu, der Name „Burgstall“ wäre, wenn er sicher überliefert ist, hier bei Belzig (in bis 1815 kurfürstlich-sächsischem Gebiet) befremdend. Denn die eigentlichen „Burgställe“ — oftmals prähistorische Anlagen, mitunter keltischer Herkunft — befinden sich in Mittel- und Süddeutschland. Vielleicht lautet der Volksname „Burgstelle“. Von Mauerwerk und Mörtel konnten wir am 9. November 1902 nichts entdecken.

Wir wünschen der zuverlässigen, belehrenden und anziehend geschriebenen Dorfgeschichte eine recht weite Verbreitung.

XV. Johann Friedrich Böttger, der deutsche Erfinder des Porzellans. Mit Böttgers Porträt. Von Bruno Wolff-Beckh. Steglitz bei Berlin, Verlag von Friedrich G. B. Wolff-Beck 1903. 48 S. Fol. Böttgers Lehrzeit, der Streit zwischen zwei Königen um ihn, Böttgers Gefangenschaft und die Erfindung des Porzellans betiteln sich die einzelnen Kapitel der im guten Sinne populären Darstellung des abenteuerlichen Lebens eines Mannes, der heut vielleicht Direktor einer Aktiengesellschaft im grössten Stil und Millionär geworden sein würde, im 18. Jahrhundert aber fast das ganze Leben hindurch die Rolle eines Staatsgefangenen spielen musste. Aus dem Literatur-Nachweis geht hervor, dass seit C. A. Engelhardts dickleibiger Lebensbeschreibung des am 13. März 1719 erst 35 Jahr verstorbenen genialen Technikers, welche 1837 in Leipzig erschien, keine grössere eigentlich biographische Arbeit über denselben gedruckt worden ist.

Da Böttger seine ersten chemischen und technischen Versuche, die allerdings auf das Goldmachen gerichtet waren, in der Berliner Schlossapotheke als Lehrling gemacht, wobei er von selbst genötigt ward, feuerfeste Tiegel und andere keramische Erzeugnisse anzufertigen, so ist die Person des Adepten für uns von besonderem Interesse, zumal wenn man berücksichtigt, dass nicht lange nach Böttger auch in Berlin Versuche mit der Anfertigung von Porzellan gemacht wurden.

Zur allgemeinen Orientierung ist das fesselnd geschriebene Buch sehr wohl geeignet. Der Preis von 1 Mark ist billig.

XVI. Das Recht des bildenden Künstlers und des Kunstgewerbetreibenden. Von demselben Verfasser, in gleichem Verlage 1903, 79 Seiten 8°. Herr Wolff-Beckh behandelt ein Rechtsthema, das für viele unserer Mitglieder von Wichtigkeit ist.

Lebhafter als sonst werden jetzt in den Kreisen der Schriftsteller, Künstler und Kunstgewerbetreibenden die beruflichen Rechtsfragen erörtert. Den Anlass hierzu bietet die in naher Aussicht stehende Neuregelung der Kunstgesetze. Seit Beginn des Jahres 1902 besitzen wir neue, zeitgemässe Gesetze über das Urheberrecht und das Verlagsrecht an Schrift- und Tonwerken. Für das Recht an Werken der bildenden Künste gelten noch die Gesetze von 1870 und 1876 mit ihrer veralteten Auffassung und daneben sogar noch weit ältere landesgesetzliche Bestimmungen. Die Neuregelung der Kunstgesetze ist deshalb dringend notwendig und auch bei der Einbringung der neuen Gesetze für Schrift- und Tonwerke ausdrücklich verheissen worden. Eines der Kunstgesetze, das neue Photographie-Gesetz, ist auch bereits im Entwurf veröffentlicht. Da heisst es nun für den Künstler und den Kunstgewerbetreibenden und nicht minder für den Kunsthändler, den Kunstverleger, den Juristen und den Parlamentarier, sich darüber zu unterrichten, was heute an Rechten im Reiche der Kunst und des Kunstgewerbes gilt. Hierüber klärt das vorliegende Werk in scharfsinniger und übersichtlicher Weise auf. Es ist für die oben genannten Berufskreise ein schier unentbehrliches Nachschlagebuch, für dessen Gediegenheit schon der Umstand spricht, dass der Text desselben vorher in der erstklassigen juristischen Monatsschrift „Gewerblicher Rechtsschutz und Urheberrecht“ von Dr. Alb. Osterrieth abgedruckt worden ist. Übrigens ist der Verfasser Bruno Wolff-Beckh auch kein Neuling auf urheberrechtlichen Gebieten, da er bereits Muster-Formulare für Verlagsverträge und für Redaktionsverträge herausgegeben hat, die grossen Anklang gefunden haben. Das vorliegende Buch ist folgendermassen gegliedert: I. Das Urheberrecht (Geschichtliches, Rechtsphilosophisches, Rechtslage.) II. Das Recht am Original. (Allgemeines, Verkauf, Arbeit auf Bestellung, Preisbewerbung, Kunsthandel, Ausstellung, Pfändung, Künstlerische Entgleisungen, Kritik.) III. Das Recht der Vervielfältigung. (Allgemeines, Bildhauerkunst und Malerei, Baukunst, Graphische Künste, Mechanische Kunstverfahren, Zeichenkunst Vorlagewerke.) IV. Das Recht an Entwürfen für gewerbliche Zwecke.

XVII. Einschränkung des Zigeunerunwesens. Wie lästig noch immer das Herumtreiben einzelner Zigeuner oder ganzer Banden in unserer Heimat empfunden wird, dafür spricht folgender Ministerial-Erlass vom 1. August 1902.

„Die Bestimmungen, wonach ausländischen Zigeunern der Wandergewerbeschein stets zu versagen und inländischen Zigeunern gegenüber von der Befugnis zur Versagung des Wandergewerbescheines auf Grund der §§ 57, 57a und 57q der Reichs-Gewerbeordnung möglichst ausgiebiger Gebrauch zu machen ist, sind in neuerer Zeit wiederholt in Erinnerung gebracht worden. Im Anschluss an die betreffenden Verfügungen ordnen die Minister des Innern und für Handel und Gewerbe an, dass, wenn in einzelnen Fällen in Ermangelung gesetzlicher Versagungsgründe dem Antrage eines inländischen Zigeuners auf Erteilung eines Wandergewerbescheines stattgegeben werden muss, dessen Zigeunereigenschaft in dem Wandergewerbescheine ausdrücklich zu vermerken oder, falls diese Eigenschaft nicht zweifellos feststeht, der Zusatz aufzunehmen ist: „Zieht nach Zigeunerart im Lande umher."

In unserer Provinz hat, wie man sich leicht vorstellen kann, der östlichste Teil, die Neumark, von der Zigeuner-Plage am meisten zu leiden. Bei Berlin ist ein Lieblingsaufenthalt der Horden die Jungfernheide.

Dass die Zigeuner bei uns gelegentlich auch ostentativ grossartig auftreten, insbesonders bei Hochzeiten und Begräbnissen ist bekannt.

Vgl. Brandenburgia VII. 347 und VIII. 113.

XVIII. Wandern und Reisen. Illustrierte Zeitschrift für Touristik, Landes- und Volkskunde, Kunst und Sport. Monatlich 2 Hefte für je 50 Pf. Druck und Verlag von L. Schwann in Düsseldorf. Das Probeheft, welches zum 1. Januar 1903 herausgegeben ist, zeigt, dass es sich um ein vornehmes, bildlich glänzend ausgestattetes Unternehmen handelt, an welchem eine Menge bekannter Personen, Gelehrte und Schriftsteller, mitarbeiten wollen. Dass diese populäre Zeitschrift sich mit der Heimatkunde beständig berührt, liegt auf der Hand; Brandenburgisches ist im vorliegenden Heft nicht vorhanden. (Circulierte.)

XIX. Jahresschrift für die Vorgeschichte der sächsisch-thüringischen Länder. Herausgegeben von dem Provinzial-Museum der Provinz Sachsen in Halle a. d. S. 1902. Die „Jahresschrift" bildet die Fortsetzung der bisher erschienenen beiden Hefte der „Mitteilungen aus dem Provinzial-Museum zu Halle a. d. S." 1894 und 1900. Der eine wahre Fülle von interessantem Stoff enthaltende I. Band der neuen Jahresschrift ist mit 4 Plänen und 25 Tafeln ausgestattet.

Bei der Nachbarschaft unserer Provinz und dem Hinübergreifen der einzelnen Kulturepochen hüben und drüben sind dergleichen Berichte von Wichtigkeit auch für die vorgeschichtliche Heimatkunde der Provinz Brandenburg.

XX. Pravěk (L'age préhistorique). Revue bimensuelle de l'anthropologie et préhistorie des pays tcheques (de la Bohème, de la Moravie et la Silesie). Redigé par J. L. Červinka, Uh. Hradeště (Moravie). Diese Worte sind leider das einzige Nichttschechische in dieser zu

Ung. Hradiste in Mähren vom 1. Januar d. J. erscheinenden recht hübsch illustrierten Zeitschrift. Die Magyaren geben doch wenigstens ein Resumé ihrer magyarischen Artikel in Französisch, die Kroaten in Deutsch. „Pravěk" scheint dies nicht zu beabsichtigen, diese Zeitschrift ist deshalb für fast alle unter uns gänzlich unverständlich und ein Schriftenaustausch für Berlin und die Provinz Brandenburg so gut wie nutzlos.

XXI. Knochenschlittschuh, Knochenkufe, Knochenkeitel. Ein Beitrag zur näheren Kenntnis der prähistorischen Langknochenfunde. Von Otto Hermann in Budapest. Mit 32 Textabbildungen und einer Tafel. (Sonderabdruck aus Band XXXII [Der Dritten Folge Band II] der „Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien") Wien 1902. Mit 32 Textabbildungen und einer Tafel.

In der Brandenburgia-Sitzung am 24. November 1897 (Monatsblatt VI. S. 317—327 sprach ich, unter Vorlegung verschiedener eigentümlich geglätteten, zum Teil durchbohrten Langknochen (Metatarsus und Metacarpus von Equus und Bos), über die Verwendung von dergleichen Geräten, wie sie sich seit der Steinzeit bis zur Gegenwart hin und da auch in der Provinz Brandenburg erhalten haben, über 1. Schlittschuhknochen ohne Durchbohrung, 2. solche mit Durchbohrung, 3. Schlittenknochen für Kinder, 4. desgl. für Erwachsene, 5. Pferdeschädel als Schlitten, 6. Pferde-Unterkiefer-Paare mit Sitzbrett als Kinderschlitten, 7. Unterkieferknochen vom Schaf als Schlittschuh montiert, 8. Gnidelknochen zum Glätten (Appretieren) der Leinewand, 9. Webeknochen.

Mein verehrter Freund Otto Hermann in Budapest, dem die Volkskunde schon so viele schöne und neue Bereicherungen verdankt, hat unter freundlicher Erwähnung unsers Brandenburgia-Monatsblatts, das eingangs erwähnte Kapitel mit grösster Umsicht und völliger Beherrschung eines reichen Stoffes behandelt. Die Knochenkeitel, Netzbeschwerer, sind in der Hauptsache, wie ich bereits früher in der Brandenburgia erwähnt, dem magyarischen Reiter- und Fischervolk an der Theiss eigen. Die Abbildungen von Eugen Koszkol sind unübertrefflich gelungen. Es sei mir gestattet, aus der allen Volks- und Heimatkundigen bestens zu empfehlenden Abhandlung von Adolf Müllner folgendes Zitat (Der neunundzwanzigste Februar, veröffentlicht im Jahre 1826), anzuführen:

Als aus der Schul wir waren,
Spielten wir und ballten Schnee,
Führten Krieg und von der steilen Höh'
Wo das Hochgericht ist, glitten
Wir hinab auf Knochenschlitten.

XXII. Mitteilungen über das Dorf Friedrichswalde Kreis Templin.

Unser Mitglied Herr Arthur Grunow hat die Güte uns folgende Angaben zu machen.

An der Bahn Eberswalde—Templin—Loewenberg liegt am grossen und kleinen Prüssnick-See das Dorf Friedrichswalde. Friedrich Wilhelm I. siedelte hier in der steinreichen Uckermark im Jahre 1736 Salzburgische Bauern, 30 Familien, an. Wehmut muss die Leute ergriffen haben im Anblick dieser Feldmark, ihre Berge und Täler hatten sie noch nicht vergessen. Die heutige Einwohnerzahl beträgt 1700. Viele Familien in unmittelbarer Linie von jenen Salzburger Vertriebenen abstammend. Im Ort wird neben geringer Landwirtschaft bedeutende Holzindustrie betrieben. Vor jedem Hause liegen Stapel von fichtenen und eichenen Stämmen, auch wieder grosse Massen von Pappeln, besonders die Schwarzpappeln, sowie Birken. Die Schwarzpappel wird in dieser Landschaft sehr kultiviert, reihenweise habe ich dieselbe an den Landstrassen bemerkt, Bäume die 60—70 Jahre und darüber hinaus alt sind.

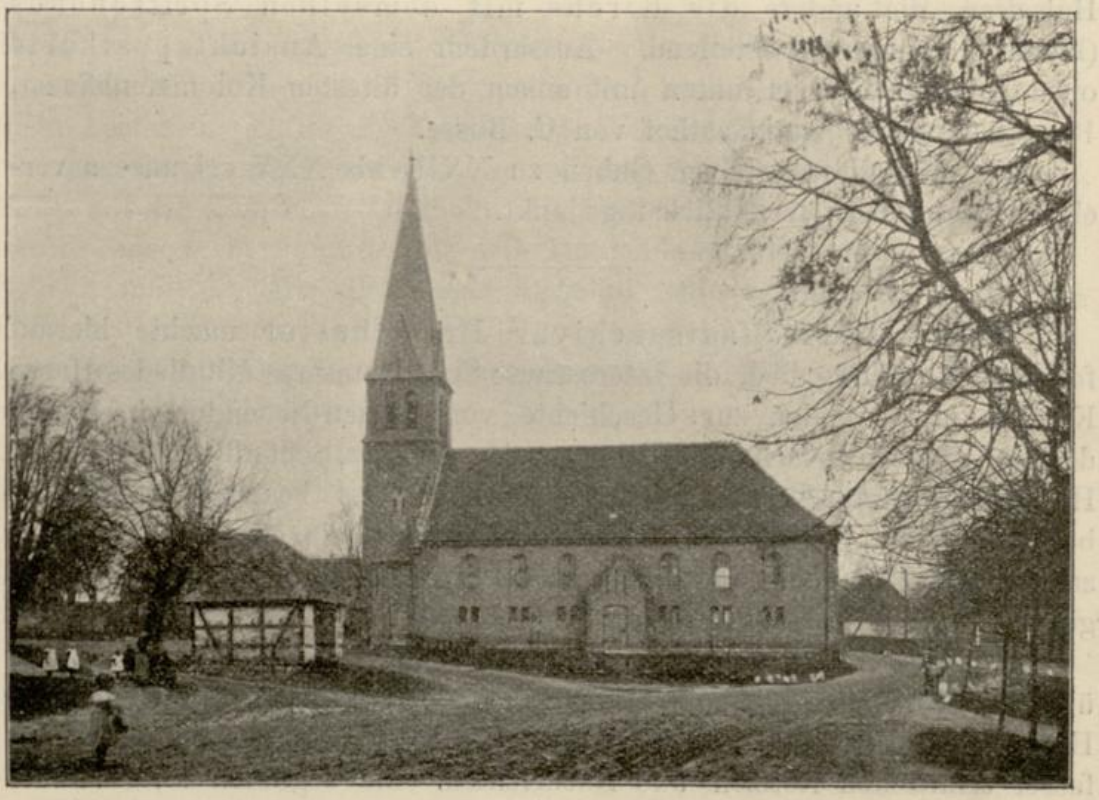
Von dem Fleiss der Bewohner in der Anfertigung von Holzsachen stellen Zahlen Zeugnis aus. Es wurden im letzten Jahre angefertigt 5000 Dutzend Paar Holzschuhe 4000 Schock Tabeln (Tabelkiepen, das a ist wie a im Englischen all zu sprechen), im Ort „Kalit" genannt, und ½ Million Dachspliesse. Diese Waren werden nach Pommern mit der Axe, nach Preussen und Mähren mit der Bahn verhandelt. Ausserdem werden gleiche Artikel und Kellen, Quirle, Schippen für die Provinz angefertigt.

Die Kirche des Orts wurde 1890 neu erbaut. Die 2 Glocken sind von Gustav Collier aus Zehlendorf 1890. Aus der alten Kirche stammt nur ein Zinnteller mit der Inschrift auf der Rückseite des Randes „fein englisch Blockzinn 1740" und die Wetter-Fahne. Diese wurde beim Neubau der Kirche auf dem Dach des Spritzenhauses untergebracht. Vom 4. Mai 1763 trägt die Fahne noch die Anfangsbuchstaben jener Namen, deren Träger sich bei der Ansiedelung hervorgetan hatten. Es wurde mir bereitwilligst gestattet, diese Fahne in meine weitere Obhut zu nehmen Ich habs getan. Auf der heut vorgelegten grössern Photographie des Spritzenhauses prangt die Fahne oben in der Spitze. Dies Häuschen ist Eichen-Fachwerk mit Feldstein-Ausmauerung und neuem Dach. An dem vorderen Eckpfahl ist das Halseisen erkennbar. Auch dieses ist im konservatorischen Interesse von mir in Sicherheit gebracht. Eine zweite herumgereichte Photographie stellt die Kirche dar. Im Vordergrunde links das Spritzenhaus ohne Fahne und Eisen. Unerwähnt will ich nicht lassen, dass mir auch der Eckpfahl des Hauses angeboten wurde beim Einsetzen eines andern. Bei der Untersuchung und geringer Freilegung des Fundament-Balkens geriet das Häuschen aber aus der Richtung; ich habe daher diese Zuwendung abgelehnt.

Das Schulhaus ist vom Jahre 1845 laut eingemauertem Stein links der Hoftüre.

Auf einer Ansichtspostkarte sehen Sie oben im Mittelpunkt wieder die Kirche und die schönen alten Bäume der Dorfstrasse, unten gesondert eins der ältesten Wohnhäuser im charakteristischen schlichten Dorfstil der Mitte des 18. Jahrhunderts.

Die zweiterwähnte Ansicht der Kirche mit ihrer Umgebung wird hier im Monatsblatt reproduziert.



Ich erlaube mir unserm eifrigen Mitgliede Herrn Arthur Grunow, der sich auch fortdauernd grosse Verdienste um die Vermehrung der Sammlungen des Märkischen Museums nach den verschiedensten Richtungen hin erworben hat, den verbindlichsten Dank auszusprechen.

D. Photographien.

XXIII. Unser Mitglied Herr Bibliothekar F. Lüdicke überreicht eine bei der Pflegschaftsfahrt am 9. November v. J. von ihm aufgenommene Photographie der gotischen Feldsteinkirche von Ragösen, sowie 2 Photographien von Bauergehöften daselbst (No. XIV dieser Niederschrift); desgl. eine solche der Kirche und des Dorfplatzes von Fredersdorf bei Belzig ebenfalls vom 9. November 1902.

Desgleichen eine Blitzlicht-Aufnahme der 8 Teilnehmer der Pflegschaftsfahrt im Bahnhof zu Belzig.

XXIV. Unser Mitglied Herr O. Heumann überreicht 4 bei gleicher Pflegschaftsfahrt von ihm aufgenommene Photographien: Kirche in Fredersdorf, Burgwall beim Dorf Lütte, Kirche in Ragösen, Bauerngehöft daselbst. Vgl. No. XIV am Ende.

XXV. Die zu No. XXII erwähnten zwei Photographien, die eine das Spritzenhaus in Friedrichswalde, Kreis Templin, mit dem Halseisen, die andere die Kirche mit demselben Spritzenhaus (kleiner) daneben darstellend. Ausserdem eine Ansichtspostkarte oben mit der Kirche, unten mit einem der ältesten Kolonistenhäuser, 18. Jahrhundert, jetzt Gasthof von C. Busse.

Für alle diese schönen Gaben zu XXIII bis XXV sei unsern verehrten Mitgliedern freundlichst gedankt.

XXVI. Herr Staatsarchivar Dr. Schuster machte hierauf folgende Mitteilung über die interessante Schrift unseres Mitgliedes Herrn Kühnlein: „Annalen zur Geschichte von Hohen-Neuendorf i. M. und den umliegenden Ortschaften Birkenwerder, Lehnitz, Schönfliess, Glienecke, Hermsdorf, Stolpe.“ Das mit umsichtigem Fleiss bearbeitete Büchlein beruht teils auf gedrucktem Material (Riedel, Fidicin etc.), teils geht es zurück auf Urkunden und Akten des Geh. Staatsarchivs, der Kgl. Regierung und des Landratsamtes.

Vorangeschickt ist eine erklärende, in ihren Ergebnissen zwar nicht überall völlig zutreffende, im ganzen aber doch verdienstvolle Einleitung. Hieran schliessen sich dann in annalistischer Form die von dem Verfasser ermittelten Notizen und Nachrichten. Sie beginnen im 14. Jahrhundert und reichen bis auf unsere Tage herab. Als Ganzes betrachtet, bieten sie einen wertvollen Baustein, den der Geschichtsschreiber unserer Mark mit Nutzen wird verwerten können. Dementsprechend ist auch das Verdienst des Herrn Verfassers kein geringes. Es wäre zu wünschen, dass sein Beispiel eifrige Nachahmung fände. Nicht darauf kommt es an, dass die märkischen Geschichtsfreunde sich der Geschichtsschreibung ihrer engeren Heimat widmen, sondern dass sie alle erreichbaren Nachrichten über diese sorgfältig sammeln, wenn's angeht, kritisch prüfen und sichten und dem Forscher in bequemer Form zugänglich machen.

XXVII. Herr Kustos Buchholz:

1. Die „Grosse Berliner Strassenbahn“ hat im vorigen Jahre, aus Anlass der vollständigen Durchführung des Elektrischen Betriebes, eine reich illustrierte Festschrift herausgegeben, die ich zur Ansicht vorlege. Die Schrift befasst sich naturgemäss mit der Entstehung und Entwickelung des im Jahre 1871 unter der Firma „Grosse Berliner

Pferdebahn" eingerichteten Betriebes, der seit dem Jahre 1896 allmählich in den elektrischen umgewandelt worden ist. Die Existenz dieses Unternehmens fällt zeitlich zusammen mit dem grossen Aufschwung, den Berlin als Reichshauptstadt erfahren hat; und wie dieser Aufschwung die grossartige Entwickelung des Strassenbahnwesens gefördert hat, so lässt sich auch andrerseits nicht verkennen, dass die durch die Strassenbahnen getroffenen Verkehrserleichterungen die Ausdehnung der Grossstadt begünstigt und zur Beseitigung der alten Engpässe im Innern der Stadt beigetragen haben. So ist denn auch in dieser Festschrift ein Rückblick auf die Verkehrsverhältnisse Berlins während der 1870er Jahre enthalten, mit mehr als 50 Strassenbildern, von denen viele heute nicht mehr bestehen. Z. B. die Borsigsche Fabrik, Chaussee- und Elsasser Strassen Ecke, die Sommerstrasse mit der Stadtmauer, der Potsdamer Platz mit der Ringschen Apotheke, der Spittelmarkt mit der Spittelkirche, der Köllnische Fischmarkt mit dem Mühlendamm, die alte Gertraudten-Brücke und die alte Potsdamer Brücke: selbstverständlich giebt die Festschrift eine sehr ausführliche Darstellung der Entwickelung und des Organismus unseres Strassenbahnwesens und auch die Details über den elektrischen Betrieb.

2. Der Herr Minister des Innern hatte zu der hier vor 2 Jahren bestandenen „Internationalen Ausstellung für Feuerschutz und Feuerrettungs-Wesen" eine Preismedaille gestiftet, die vom Bildhauer Jeremiac Christensen entworfen und in der Loosschen Medaillen-Präge-Anstalt gefertigt war. Die Schauseite dieser hier vorliegenden Medaille zeigt einen Feuerwehrmann in Tätigkeit an einem brennenden Hause, wie er, ein gerettetes Kind im Arm, die Leiter herabsteigt. Auf der Rückseite sind neben der Legende Feuerwehrgeräte und Maschinen dargestellt.

3. In der vorigen Versammlung zeigte ich den I. Band des grossen vom Stadtbaurat Ludwig Hoffmann herausgegebenen Architektur-Werks, in welchem die von ihm bisher vollendeten Städtischen Bauten dargestellt waren. Jetzt bin ich in der Lage, auch den II. Band vorzulegen, der 5 Gemeindeschulen, 2 Volksbäder (Dennewitz- und Oderbergerstrasse), eine Spielhalle (Friedrichshain), 4 Brücken und ein Lehrerwohnhaus umfasst.

4. Von dem Kunstgärtner Zschech ist ein Kleinschrift-Versuch eingesandt worden. Auf einer Postkarte ist ein Artikel von Ernst v. Leyden in Heft 16 der „Woche" von 1902, enthaltend 2800 Worte = 5000 Silben, in 140 Zeilen abgeschrieben, so dass jede Zeile nur 1 mm Raum einnimmt. Man muss die mühsame Arbeit bewundern, wenn sie auch ziemlich unfruchtbar ist. Das Märkische Museum besitzt eine Reihe älterer Kleinschriften, aus dem 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts, darunter sogar Porträts, deren Linien aus noch viel kleinerer Kleinschrift bestehen, wie die vorliegende.

XXVIII. Herr Dr. Max Fiebelkorn: Ton und Tonprodukte der Mark Brandenburg mit besonderer Berücksichtigung des Portlandzementes. Wir hoffen den Vortrag in erweiterter Form in einem der nächsten Hefte bringen zu können.

XXIX. Nach der Sitzung fand im Ratskeller ein altberlinisches Fischessen statt, für dessen Zubereitung unser Mitglied Herr Ferdinand Kretschmar in altbewährter Weise die Fürsorge übernommen hatte, und das zur Zufriedenheit aller Teilnehmer ausfiel.

Die Wünschelrute.

In der No. 585 vom 14. Dezember 1902 bringt die Tägliche Rundschau eine Notiz: „Eine Ehrenrettung der Wünschelrute durch den Landrat von Bülow-Bothkamp.“ In der Notiz wird gesagt, dass der Herr Landrat mit der besonderen Gabe ausgestattet sei, mit der Wünschelrute in der Hand unterirdische Wasserläufe anzuzeigen. Der Herr Landrat, der die unterirdischen Quellen mit elektrischen Erscheinungen in Verbindung bringt, will gefunden haben, dass der Blitz immer in die unterirdischen Wasserläufe einschlage. Seine Theorie über den Gebrauch der Wünschelrute soll der Herr Landrat in einem Briefe, den die Frankf. Zeitung der Wochenschrift „Prometheus“ (Herausgeber Prof. Dr. Otto N. Witt, Verlag von Rudolf Mückenberger in Berlin) entnimmt, dargelegt haben.

Nach dieser Zeitungnotiz schreibt Herr von Bülow folgendes:

„Von dem Herrn Landrat des Kreises Apenrade wurde ich vor einigen Monaten in das Geheimnis des Wasserfindens, d. h. des Quellwasserfindens mit der sogenannten Wünschelrute, einer frischen Zweiggabel, eingeweiht. Auch bei mir reagierte die Zweiggabel, mochte sie von Linden, Weiden, Buchen, Haselnusssträuchern, Ahorn, Faulbaum u. s. w. stammen, auf die unterirdischen fliessenden Wasseradern in der Weise, dass sie direkt über denselben gegen meinen Willen mit unwiderstehlicher Gewalt nach oben, bei starken Quellen bis zum Radschlagen, durchgebogen wurde. Trockene Zweiggabeln und solche aus sprödem Holz, wie z. B. von Erlen, brechen über starken Quellläufen einfach ab. Merkwürdig ist es, dass die Zweiggabel sich bei manchen Menschen mit derselben Gewalt nach unten biegt. Die vorbezeichnete Wirkung tritt bei mir nicht nur ein, wenn ich zu Fuss bin, sondern auch auf der Wagenfahrt und sogar im D-Zuge, sobald ich eine Wasserader recht-

winklig kreuze oder auf ihr entlang fahre oder gehe. Zunächst benutzte ich diese Gabe dazu, unterirdische Wasseradern dort aufzusuchen, wo es an Trinkwasser fehlte. Nach meinen Angaben ist so bis jetzt an zehn Stellen gebohrt und überall, an einer Stelle aber erst bei über hundert Fuss Tiefe, das Quellwasser gefunden worden. Beim Quellensuchen habe ich nun aber zufällig eine andere, anscheinend sehr wichtige Entdeckung gemacht, nämlich die, dass der Blitz lediglich und allein in diese unterirdischen Wasserläufe einschlägt. Ich würde das nicht zu behaupten wagen, wenn ich es nicht in allen Fällen, und ich habe jetzt schon über tausend untersucht, bestätigt gefunden hätte. Alle Bäume, an denen der Blitz sichtbare Spuren zurückgelassen hat, stehen auf solchen, wie es scheint, eine elektrische Spannung erzeugenden unterirdischen fliessenden Wasseradern, und der Blitz schlägt nach meinen Beobachtungen auch lediglich und allein in solche Gebäude ein, welche über einer solchen Wasserader errichtet sind, und zwar schlägt er genau da ein, wo die Wasserader unter dem Gebäude durchläuft. Die aus den unterirdischen Wasseradern ausströmende Elektrizität oder sonstige vielleicht noch unbekannte Kraft ist übrigens für das Wachstum vieler Bäume und Pflanzen ungemein schädlich. Die Obstbäume, welche unmittelbar darüber stehen, kränkeln fast alle und manche sterben ganz ab. Rosen gehen über solchen Adern nach kürzerer oder längerer Zeit regelmässig zugrunde. Schliesslich möchte ich noch bemerken, dass die Zweiggabel fast ganz aufhört, auf Wasseradern zu reagieren, wenn ich Gummischuhe anziehe. Erst wenn diese nass werden, tritt eine ganz geringe Wirkung ein. Die Gabe, die unterirdischen fliessenden Wasseradern zu finden, haben manche Menschen beiderlei Geschlechts, sie wissen es nur nicht. Lernen kann man aber nur, wie man die Zweiggabel halten muss, dass Wasserfinden nicht, denn dieses beruht auf der erwähnten natürlichen Veranlagung."

Hierzu seien mir nachstehende Ausführungen gestattet:

In meinem Aufsatze „Noch etwas vom Böten" VIII. Jahrgang No. 7 — Oktober 1899 — des Monatsblattes habe ich bereits der Wünschelrute Erwähnung getan. Heute möchte ich mit ihr und ihrem Gebrauch besonders beschäftigen.

Die Wünschelrute auch Glücks-, Wick-, Wahrsager- und Wickerrute (wohl Weckerrute richtiger) lateinisch Virgula mercurialis, Virgula divinatoria, französisch: Baguette divinatoire genannt, wird hauptsächlich in Gegenden angewandt bezw. ist sie im Gebrauch und bekannt, in welchen Bergwerke im Betriebe sind und in welchen man Erze im Innern der Erde vermutet. Je nachdem Erze überhaupt „geschlagen" werden sollen, wird die Erdoberfläche mit der Rute berührt, will man Erzgänge feststellen, so schlägt man im Bergwerk, also im Erdinnern mit der Rute. Zeigt solche Rute beim Suchen nach Erzen auf der Erd-

oberfläche, oder im Erdinnern auch das Vorhandensein von Erzen an, so kann man ohne weiteres jedoch noch nicht angeben, welcher Art dieselben sind und hierbei kommt es denn oft vor, dass der Suchende das Gesuchte nicht findet, oder er findet etwas, was er nicht suchen wollte. Im allgemeinen ist festgestellt, dass

Erle oder Esche = Kupfer,
Haselnuss = Silber, auch Wasser,
Tanne = Metalle

anschlägt. Hauptsache ist, dass man beim Suchen die passende Rute hat. Denn es soll eine sympathische Verbindung — andere nennen diese Verbindung auch ein elektrische — zwischen den einzelnen Holzarten und den einzelnen Erzgattungen in der Erde bestehen.

Eine ebensolche elektrische Verbindung soll auch zwischen dem Wasser im Erdinnern und der Haselrute vorhanden sein.

Das Holz, welches sich am besten zur Wünschelrute eignet, soll das von Bäumen sein, die auf Bergen wachsen, in deren Innern sich Erze befinden, denn das Holz dieser Bäume soll „lockerer“ und „adriger“ sein wie das Holz der auf dem Flachlande wachsenden Bäume.

Wie bei allen Sympathiemitteln kommt es auch bei der Wünschelrute darauf an, dass sie zur passenden Zeit geschnitten wird. Welches diese Zeit aber ist, darüber sind sich die Wissenden auch nicht ganz einig. Im allgemeinen werden als Schnitttage für geeignet gehalten: der erste Weihnachts-, Oster- und Pfingstfeiertag, Fastnachten, der Mittwoch, wo der Merkur regiert, die Johannisnacht und die Monate September und Dezember. Im Frühjahr und Herbst soll der Schnitt 3 Tage nach Neumond und vor Sonnenaufgang erfolgen. Zum Schnitt wird gewählt ein Gabelzweig — zweisprössiger Zweig — eines ein Jahr alten Baumes, der durch seinen graden Wuchs besonders auffällt. Der geschnittene Zweig darf nicht kürzer denn 1′ (Fuss) sein.

Diese Art Wünschelrute ist die gebräuchlichste.

Eine andere Art wird in der Weise hergestellt, dass man von einem geeignet erscheinenden Baum einen schlank gewachsenen Zweig abschneidet und diesen in der Mitte so spaltet, dass die Enden geschlossen bleiben, also nicht aufgespalten werden.

Eine dritte Art Wünschelrute wird in der Weise hergestellt, dass man ein Stück Holz von irgend einem Baume nimmt und in dasselbe ein Stück von einem sympathetischen Baum treibt, so, dass das sympathetische Holz gleich einer Magnetnadel auf dem indifferenten Holz balanziert. Beim Gebrauch wendet die sympathetische Holzspitze sich dahin, wo der gewünschte Gegenstand sich befinden soll.

Doch nicht allein vom sympathetischen Holz braucht die Wünschelrute zu sein, ihre Stelle kann in der Hand eines Wissenden auch eine

sogen. Lichtputzschere, wie wir sie ja im Haushalt vor 20—30 Jahren noch selber benutzten, vertreten.

Doch nicht jedermann eignet sich zum Gebrauch der Wünschelrute und nicht jedem leistet sie auf Befehl ihre Dienste. Wie es schon eine dazu passende Persönlichkeit sein muss, die die Rute schneidet und herstellt, so kann sie nur von einer sich dazu eignenden Person gebraucht werden, der sie dann ja auch die gewünschten Dienste leistet.

Wie ich schon oben sagte, täuscht die Rute auch oft ihren Herrn, indem sie ihn nicht das Gewünschte, sondern andere Sachen finden lässt. Oft soll es vorkommen, dass jemand nach Wasser sucht und in der Erde verborgen gehaltene Kleinodien oder Geld findet, ein anderer sucht Gold und findet Blei u. s. w.

Auch um Land, Wege, Stege, ja sogar Menschen zu finden, kann die Rute angewendet werden. Sie soll feststellen, ob jemand tot ist, oder ob er noch lebt, ob er krank oder gesund ist, ob seine Verhältnisse günstig oder ungünstig sind.

Viele halten auch das Brechen der Rute für vorteilhafter wie das Schneiden, da letzteres den Baum und die Rute verletzen, krankmachen soll.

Endlich giebt es auch noch Ruten, die aus Messing oder Eisendraht hergestellt sind. Der Gebrauch der Rute erfolgt in der Weise, dass man mit gekreuzten Händen die Gabeln der Rute erfasst und den Knopf oder Kopf also die Bruchstelle hoch nach oben gerichtet hält. Sobald die Rute auf das Gesuchte stösst, senkt sie sich, wendet sich in den Händen des Suchenden und stösst mit heftiger Gewalt auf jene Stelle der Erdoberfläche oder des Erdinnern, wo das Gesuchte verborgen ist. Sie soll auch die Tiefe angeben, in der das Gesuchte zu finden ist.

Dieses Suchen bezw. Stossen heisst „Schlagen“. Die Verteidiger der Rute, insbesondere diejenigen, welche die Ansicht vertreten, zwischen dem Erdinnern und den auf der Erdoberfläche befindlichen Wesen, wie Menschen, Tieren, Pflanzen, Bäumen bestehe eine wechselseitige elektrische Strömung, sind der Ansicht, Erze und andere unterirdische Dinge wie Wasser, eingegrabene und im Erdinnern verborgen gehaltene Schätze, Kleinodien, strömen eine äusserst subtile Ausdünstung aus, so dass der sympathetische Körper auf der Erdoberfläche, auch wenn er noch soweit von der Ausströmungsstelle entfernt sei, sehr wohl imstande sei, dieselbe in sich aufzunehmen. Andere wieder sind der Meinung, dass die gegenseitigen Ausdünstungen zweier Körper sich gegenseitig anziehen, also mehr eine magnetische, wie eine elektrische Strömung annehmen.

Das Alter der Wünschelrute sowie die Kenntnis von ihrem Gebrauch und ihrer Wirkungskraft lassen sich nur annähernd ermitteln, soviel aber steht fest, dass sie schon in aschgrauer Vorzeit bekannt gewesen sein muss, und dass sie und ihre Wirkungskraft häufig zu Disputen und wissenschaftlichen Erörterungen Veranlassung gegeben hat.

Ein Wissender, der zu Anfang des vorigen Jahrhunderts lebte, hat behauptet, es stecke eine magnetische Kraft in der Haselstaude, welche nicht allein an dem Wundholz — die Haselstaude wird bei sympathetischer Wundbehandlung gebraucht —, sondern daran zu erkennen sei, dass ein aus frischem Haselholz gefertigter Bratspiess die daran gesteckten Vögel ohne menschliches Zutun am Feuer drehe stets dergestalt, dass sie wohl gebraten würden.

Welche von den herrschenden Ansichten über die Wirkung der Rute die richtigere ist, lässt sich nicht beurteilen, denn schon beim Schneiden oder Brechen und den Zeiten, in welchen dieses vorgenommen werden kann, sind die Ansichten verschieden. Einigkeit herrscht nur darüber, dass ein „mit der dazu erforderlichen Gabe" ausgestatteter Mensch eine Wünschelrute, die später auch wirksam ist, zu brechen vermag. Hierbei hat der Wünschelrutenschneider dann z. B. folgenden Vers zu beten resp. Beschwörungsformel zu sprechen:

„Gott grüsse Dich Du edles Reiss,
Mit Gott dem Vater suche ich Dich,
Mit Gott dem Sohne finde ich Dich,
Mit Gott dem heiligen Geiste,
Seiner Macht und Kraft breche ich Dich.
Ich beschwöre Dich Rute und Sommerlatte
Bei der Kraft des Allerhöchsten,
Dass Du mir wollest zeigen,
Was ich Dir gebiete,
Und solches so gewiss und wahr,
So rein und klar
Als Maria die Mutter Gottes
Eine reine Jungfrau war,
Da sie unsern Herrn und Heiland
Jesum Christum gebar."
„Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes,
Amen, Amen, Amen."

Will man sich mit der so geschnittenen Rute an den Ort begeben, wo man das Gesuchte zu finden hofft, so muss das Sichhinbegeben „sachte, langsam und bedächtig" geschehen. Schnelles Vorwärtseilen kann leicht den „Dunst", die elektrische Ausströmung, unterbrechen oder vertreiben und so die Rute unwirksam machen.

Insbesondere muss grosse Vorsicht angewendet werden bei Nebel und Wasser, so dass beide nicht mehr, wie unbedingt nötig, beim Vorwärtsgehen bewegt werden.

Beim Gebrauch muss die Rute kräftig angefasst werden, da ihre Bewegung eine so heftige sein soll, dass sie den „Bast" — die Haut — von den Händen dabei reissen soll.

Was nun speziell das Alter der Bekanntschaft der Rute und ihre Wirkung betrifft, so überraschen die Behauptungen, dass sie bereits dem ersten bekannten Menschenpaar ihre Dienste gewidmet hat und als Beweis hierfür wird auf die Bibel verwiesen.

Adam, Noah, Moses sollen Rutenschläger gewesen sein, und man führt u. a. die Bibelstellen 1. Buch Mose Kap. 10, 2, Buch Hiob XXVII, 2, sowie Psalm XXIII u. a. dafür an. Der Stab, den Moses in der Wüste benutzte, um Wasser aus dem Felsen zu schlagen, soll eine Wünschelrute gewesen sein.

Auch Cicero soll sich ihrer bedient haben, und nach Homer soll Pallas Athene die Wünschelrute benutzt haben, um Odysseus wieder jung zu machen.

Zum Schluss sei es mir erlaubt, eine Episode aus dem Jahre 1725 mitzuteilen, die sich in Frankreich abspielte, und über die deutsche Blätter aus jener Zeit folgendes berichten: „In einem, dem Orte Pontarlier nahe gelegenen Dorfe, ist ein 15 Jahre altes Bauernmädchen angetroffen, welches auf eine ganz ausserordentliche Art mit der Wünschelrute umzugehen verstehe, indem sie dadurch nicht nur Gold, Silber und andere Metalle finde, sondern auch den Unterschied der aus selbigen verfertigten Sachen angeben und entdecken könne. Wie denn z. B. angeführt wird, dass, als sie über einen See gefahren, ihre Rute sie nach einem gewissen Ort hingeführt, welcher 26 Schritt vom Ufer entfernt gewesen. Da sie nun etwas allda verborgen zu sein geurteilet und sie ihrem Vater nachher davon gesaget, hätte dieser sie auf einen Turm geführet, allwo sie die Rute zur Hand genommen und dieselbe wieder schlagen lassen, welche denn nochmals die Anzeige gegen den See getan, wohin ihr auch das Mädchen und zwar eben wieder bis an den Ort, wohin sie vorhin gewesen, gefolget. Hier nun hätte dieselbe angemerket, dass zwei Glocken allda zu finden wären, welche zur Kriegszeit geraubt worden seien. Und als der Vorsteher des Ortes sie darüber befraget, hätte sie nicht nur versichert, dass zwei Glocken allda zu finden wären, sondern auch ihre Schwere und ihre Lage, sowie, dass daneben noch 6 Leuchter und ein Weihkessel gefunden werden würden. Alles wurde dann beim Vorbruchen so wie angegeben gefunden.

Man setzet hinzu, dass, ob zwar aus vieler Erfahrung bei den Bergwerken der Wünschelrute nicht alle Kraft abgesprochen werden könne, dennoch dieses, dass das Mädchen so genaue Umstände angegeben, einem jeden sehr wunderbar vorkomme."

Nicht so glücklich in seinen Erfolgen mit der Wünschelrute erging es im Jahre 1695 einem französichen Bauersmanne in der Nähe von Paris. Hier war eine Raubmord ausgeführt worden und vergeblich waren die Bemühungen der Behörden, den oder die Täter zu entdecken. Da wandte sich die betreffende Ortsbehörde an den Bauer, ersuchte ihn

um seine Hilfe und dieser war sofort bereit dazu. Bald stellte er fest, dass der Raubmord von 3 Personen ausgeführt worden war, die nach der Ausführung einen Kahn oder Boot benutzt hatten, um zu entfliehen. Der Bauer und Polizei-Beamte setzten sich in ein anderes Boot und folgten den ihnen von der Rute gewiesenen Weg. Bald ging es hier bald dort an das Land. Die Beamten stellten fest, dass drei Personen in den betreffenden Orten gewesen, sie bald aber wieder verlassen hätten. Endlich kamen sie in einem Ort an, in dem gerade Jahrmarkt abgehalten wurde. Der Bauer mit der Rute in der Hand, dick geschwollenen Adern an der Stirn und an den Schläfen, stark schwitzend und stöhnend voran, drang in das Marktgetümmel ein und bald stand er vor einem Manne von dem die Rute nicht wich. Die Beamten nahmen den Mann sofort fest, der denn auch bald darauf zugab, den Raubmord mit zwei Genossen, von denen er sich unterwegs getrennt habe, ausgeführt zu haben. Ob die Ermittelung der beiden anderen am Morde beteiligt gewesenen Personen geglückt ist, wird nicht berichtet.

Es wird aber berichtet, dass die Kunde von der auf so sonderbare Weise erfolgten Auffindung des Mörders nach Paris kam und sogar der Hof davon erfuhr. Man liess den Bauern nach Paris kommen und stellte die verschiedensten Experimente mit seiner Rute an, es war aber, als ob diese ihre Kraft verloren hatte, denn der Bauer machte kläglich Fiasco. Nichts glückte ihm, weder das Auffinden von verborgen gehaltenen Schätzen, noch die Entdeckung von Räubern und Mördern. Man bezeichnete ihn allgemein als einen Schwindler und sperrte ihn in ein Gefängnis.

Karl Poetters.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.
Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14

Hohenzollern- und andere Fürsten in Mythenbildung.

Von **E. Lemke.**

Geehrte Anwesende, vor ungefähr neun Jahren*) trug ich Ihnen einige Mitteilungen über „die Hohenzollern in neuester Mythenbildung“ vor, — Mitteilungen, die nur als sog. Lückenbüsser zu bezeichnen waren, da ich mich (wegen Erkrankung zweier aufs Programm gesetzter Redner) ganz schnell zu einem kleinen Vortrag hatte entschliessen müssen. Wenn ich nun heute über denselben Stoff spreche und einige Vergleiche hinzuziehe, so wollen Sie, bitte, auch an diese Mitteilungen keine grossen Ansprüche stellen; ich werde mich freuen, Sie ein wenig unterhalten zu haben.

Diesmal kann ich mich nicht mit der Erkrankung eines geschätzten Redners entschuldigen, wohl aber mit dem Zeitmangel, der mit einer abermaligen Wanderung nach Italien zusammenhängt. Übrigens bestärkte mich gerade das schöne Land der Orangen und Limonen (wir sagen Apfelsinen und Citronen) oder vielmehr das vortreffliche Buch von Adolf Stahr „Ein Jahr in Italien“ darin, besagter Mythenbildung zu gedenken.

Zwischen dem Monte Cavo und dem Orte Rocca di Papa im Albanergebirge, am Rande eines grossen ehemaligen Kraters, zeigt das Volk die Stelle, wo Hannibal auf seinem Zuge gegen Rom gelagert haben soll. Die römische Garnison bezieht jetzt hier ihre Sommerquartiere. Jene ganz unbegründete Behauptung veranlasst Stahr zu den Worten: „Diesem Volke hat seine älteste Geschichte noch Leben, während bei uns das historische Volksbewusstsein nicht leicht über den alten Fritz und Ziethen hinausreicht. Die Gelehrten behaupten, dass Hannibal nie hierher gekommen, sondern unterhalb des Gebirges die Via Latina entlang gezogen sei.“ Dagegen ist es aus Livius gewiss, dass hier zum Schutze des

*) 13. Dez. 1893. Brandenburgia II. Jahrg. 207 f.

Tempels [des Jupiter Latiaris, wo alljährlich das grosse Opferfest der Feriae Latinae gefeiert wurde, also dieses uralten Heiligtums des Latinischen Bundes] ein Lager gegen Hannibal errichtet wurde, als er von Capua gegen Rom heranzog. Die Volkssage hielt die Namen fest, auf die es ihr vorzugsweise ankam." (3. Aufl. I. 209.)

Hieran lässt sich zwanglos der Hinweis anknüpfen, wie hartnäckig — die einschlägige Literatur bezeugt es — man die Abstammung der Hohenzollern aus dem römischen Hause Colonna angenommen hat. Um den späteren Papst Gregor VII. (1073—1087) auf alle Fälle von dem päpstlichen Stuhle fernzuhalten, verband sich Fürst Petrus von Colonna mit vielen vornehmen Herren aus Rom. „Es gelang ihnen auch wirklich, den erwählten Papst gefangen zu nehmen; allein bald entstand ein Aufruhr, in welchem Gregor befreit, die Verschworenen aber aus Rom verbannt wurden. Der Fürst Petrus und mehrere seiner Söhne machten bald darauf ihren Frieden mit dem Papste; nur ein Sohn, Ferfried von Colonna, floh nach Deutschland, Schutz und Waffenruhm bei Kaiser Heinrich IV. zu suchen. Gnädig nahm ihn der unglückliche Rheinfranke auf. So vergingen sieben Jahre, bis der entscheidende Kampf mit Rudolf von Schwaben 1080 sich entspann. — Von alten Genealogen wird nun teils behauptet, Ferfried von Colonna habe den Kaiser Heinrich an dem verräterischen Gegenkönig gerächt, teils nur erzählt, er habe sich besonders im Kampfe ausgezeichnet und sei mit Landbesitz begnadigt worden. — Albrecht Achilles sagt, sein Geschlecht habe lange Zeit zu Rom in fürstlichen Ehren gesessen. Spätere Genealogen lassen selbst den Namen „Zollern" von dem Städtchen Zagarolla (einer Burg der Colonnas) in der römischen Campagna abgeleitet sein. Noch andere sehen in den Grafen von Zollern einen Zweig der Grafen Coalto, welcher über die Alpen gestiegen sei und im „Hohenzollern" den Stammesnamen auf deutsches Gebiet übertragen habe. — Das eine ist nun ganz gewiss, dass diesen Überlieferungen jede zuverlässige Grundlage fehlt." Doch es ist noch weit mehr gefabelt worden. „Markgraf Albrecht Achilles schreibt im Jahre 1466 an seinen Bruder Friedrich den Eisenzahn, über das eigene Geschlecht: „Wir sind zu Troya in Turckischem wesen vertrieben worden bey vnnsern Hern (sammt unsern Herren) vnnd sind gen Rom komen, die dritten Fürsten, die do waren, mit Romischen Keysern vnd Konigen, Aber von Rom vertriben vnd in das Reich komen." Von Troja also die Hohenzollern? Wie lässt sich diese seltsame Familienüberlieferung erklären? Es war ein Steckenpferd der Humanistenzeit, also der Tage des deutschen Achilles, womöglich alles, was gut und trefflich galt, auf das klassische Altertum, insonderheit auf Troja und Hellas zurückzuführen." Andererseits erging sich eine wilde Phantasie in den Gefilden der Nibelungen; und eine Chronik des 16. Jahrhunderts berichtete: „Guntherus habe so viele Söhne gehabt, dass Francien sie

nicht habe tragen können. So seien sie denn gezwungen worden, die Heimat zu verlassen, und haben sich anderwärts in Deutschland, d. h. Ostfranken, Sundgan und Schwabenland niedergelassen, haben mit dem mittelmässigen Grafenstand Vorlieb genommen und sind so genannt worden Grafen von Kyburg, Habsburg, Pfirth, Zähringen und Zollern.“ *)

Die Versuche, den Namen Hohenzollern zu erklären, haben nach allen Richtungen hin Seitenblicke werfen lassen, und so ist auch das Mythologische in weitgehendstem Masse herangezogen worden.**) Übrigens wird gesagt: „Wir müssen das Troja der mittelalterlichen von dem Troja der klassischen Sage unterscheiden. Nach uralter Überlieferung stammen die Franken aus Troja. Das Loblied auf den h. Anno von Mainz erzählt, dass nach der Zerstörung Trojas Franko, ein Kind der Veste Priams, mit wenigen Begleitern an den Rhein gekommen sei, dort ein kleines Troja gebaut und von hier sein Volk weiter nach Süden geführt habe. — Im Wolfdietrich heisst die Unterwelt das alte Troja.“ (O. S. 25 f.)

Von weiterer Deutung dieser Wirnisse wollen wir hier absehen.

Die Forschung nach der Herkunft der Hohenzollern hat vielfach zu ungeheuerlichster Schmeichelei und zu einer Verherrlichung geführt, die die Fürsten selber hätte peinlich berühren müssen. Recht im Gegensatz zu jenem Liede, das u. a. die Bezeichnung „Testament Friedrich d. Gr.“ führt und in dem es heisst:

Schmeichelt mir nicht nach dem Tode,
Lobt mich nicht in einer Ode!
— Eitler Ruhm muss doch vergeh'n.***)

(Dieses Lied wird auch mit dem Fürsten Dietrich zu Anhalt-Dessau in Verbindung gebracht.)

Wenn Stahr sagt, das historische Volksbewusstsein bei uns reiche nicht leicht über den alten Fritz und Ziethen hinaus, so ist das im allgemeinen zutreffend. Die Ausnahmen neigen mehr oder minder einer bestimmten Vorstellung zu, nämlich der: dass es eine Gepflogenheit der Fürsten bildete, unerkannt Land und Leute zu besuchen.

So hat — nach Meinung von Berlinern — das Pferd des Grossen Kurfürsten keine Hufeisen erhalten, weil auch dieser Fürst gern heimlich durch die Strassen zog, um überall nach dem Rechten zu sehen; klappernde Hufeisen würden ihn aber verraten haben.†)

*) Oskar Schwebel, Die Sagen der Hohenzollern. 1878. 19 f.

**) Vgl. Theodor Thele, der Name des Berges Hohenzoller. Progr. Hechingen 1880, 80—81. Th. Thele, Friedrich. (Selbstverlag) 1881. — Paulus Cassel, Hohenzollern.

***) Brandenburgia IV. Jahrg. 342.

†) Brandenburgia III. Jahrg. 197.

Anderwärts spielen verkehrt angebrachte Hufeisen eine Rolle, wie wir dies aus dem Spreewalde kennen. Ich liess mir diese Sage indes in verschiedenen Ortschaften dort erzählen. So lautete eine Fassung: Der Wendenkönig hat bis 1840 existiert; weitere Nachrichten fehlen. Er wohnte auf dem Schlossberg in Burg; heute sieht man nur noch eine kleine Anhöhe, wo das Schloss stand. Seinen Pferden liess er die Hufeisen verkehrt aufschlagen; dann wusste niemand, wo er war. War er drin, so dachten sie: er wäre draussen; war er draussen, so dachten sie: er wäre drin.

In Berckenmeyers Antiquarius*) lesen wir: „Des Herzog Friedrich (Insbruck 1425) Gewohnheit war, dass er oft in verstellten Kleidern unter den Bauern herumging; denn er sagte: „Zu Hofe redet ein jeder nur, was ich gern höre. Bei den Bauern aber kann ich die Wahrheit erfahren."

Die Schriften des Vereins für die Geschichte Berlins enthalten im 30. Hefte den Abdruck einer „geschriebenen" Zeitung aus dem Jahre 1713. „Ihro Majestät sollen Sich auch hin und her auf den Dörfern, indem Sie durch Anziehung eines schlechten Surtouts und ordinären Stiefeletten ganz unkennbar, informiren, wie sie leben, was sie essen, was sie an Kontribution geben, was sie vom neuen König halten, was seine Einrichtungen mit so viel Soldaten bedeuten, und verschiedene Quaestiones machen. Darauf denn die Antworten, wie leicht zu erachten, bald so und so fallen, indessen nehmen Ihro Majestät dero Mesures darnach, und ist nichts so klein, was Sie nicht selbst examiniren, und davon gründliche Notiz einziehen und omni tempore et loco Remonstrationes von Ministris annehmen."

In demselben Verein sprach vor einiger Zeit der Generaldirektor der Staatsarchive, Geh. Rat Dr. Koser über „Friedrich d. Gr. im Urteil seiner Berliner Zeitgenossen." In der Einleitung wurde die Schwierigkeit hervorgehoben, durchaus zuverlässige Nachrichten über den grossen König und seine ganze Persönlichkeit zu erlangen, da die damaligen Zeitungen ausser dem knappen Hofbericht kaum etwas bringen durften und grösseren Wert nur auf die regelmässigen dem Monarchen gewidmeten Neujahrsgedichte legten. Indessen wurde zweifellos in den Wirtshäusern und sonst überall sehr eifrig politisiert und kritisiert; ja, Friedrich selbst hat es als Kronprinz an freimütigen Äusserungen über die innere und äussere Politik nicht fehlen lassen. — Hochgestellte Personen besuchten unerkannt die Wirtshäuser, um die Redensarten der Bürger mit anzuhören; und 1758 erschien sogar eine merkwürdige Schrift über „Die Nützlichkeit der Tabagien zur Erhaltung des Gleichgewichts

*) P. L. Berckenmeyer, Neu vermehrter curieuser Antiquarius u. s. w. Hamburg 1712—31.

in Europa.“ Der König sah es sehr ungern, wenn über seine Person berichtet wurde; und so öffnen sich denn die Quellen über ihn vorwiegend erst nach seinem Tode.“*)

Desto eifriger und reichhaltiger gestaltete sich das Weben der Volksphantasie. C. Trog sagt in einer längeren Abhandlung**) darüber: „Der Sagenkeis, welcher Friedrich den Einzigen umblüht, beginnt schon mit seiner Jugendgeschichte.“ So kommt der alte Dessauer nach Küstrin, um dem im Arrest sitzenden Kronprinzen den Vorschlag zu machen, ein Konzert in London anzuhören; und mühelos wird die Luftfahrt auf einem ausgebreiteten Taschentuche erledigt. Ja, sogar noch ein paar fremde Gäste konnten mitfliegen. Während des Konzerts sagte der alte Dessauer zum Kronprinzen: „Wir wollen uns hier nicht erkennen lassen. Lasse Du Dein Taschenmesser hier! Dann werden sie sehen, wer wir waren. Das Messer schicken sie uns schon wieder zu.“ Nach einigen Tagen kam dann auch richtig das Messer in einer Kiste mit einem Briefe in Küstrin an, und die Aufschrift lautete ganz recht: an den Kronprinzen. Dieser hatte die Kiste bei sich im Arrest, durfte sie aber nicht allein öffnen; das wollte der alte Dessauer nicht haben. Endlich kam letzterer durch die verschlossene Tür in den Arrest und sagte: „Es war recht, Fritz, dass Du die Kiste nicht aufgemacht hast; sonst wäre etwas passiert. Die Kiste muss zubleiben, bis einer da ist, der geköpft werden soll; der kann sie aufschliessen.“ Endlich war einer da, der geköpft werden sollte; und wie der den Kistendeckel aufmachte, da gingen auf einmal vier Pistolen los, und jener war sofort ein toter Mann. — Friedrich selber war unverwundbar; es konnte ihn keine Kugel treffen. Er sprengte blindlings in das Feuer der Schlacht und in die Feindesreihen, und wenn seine Umgebung ihn warnte, sagte er: „Ach, die Kugel, die mich treffen soll, kommt von oben.“ Er konnte auch aus seinem Hute Kugeln schütteln, die die Feinde treffen mussten; sonst wäre es ja garnicht möglich gewesen, die siegreichen Kriege führen zu können. Solche Zauberkünste verstanden auch Ziethen und der alte Dessauer. Da konnten aus Häckerling und andern unscheinbaren Dingen Soldaten hergestellt werden. — Im Gegensatz zu jener Überzeugung des alten Fritz, dass seine Todeskugel nur von oben kommen werde, erzählt man sich: er selber habe sich unverwundbar gemacht, einfach durch das Studium des 6. und 7. Buches Moses. Wer daran zweifele, möge nach Stettin gehen und auf dem Paradeplatz dort das steinerne Bild des grossen Königs beschauen; die Schriften, die daselbst eingemeisselt sind, stellen das 6. und 7. Buch Moses vor. Nun soll man

*) Voss. Ztg. No. 117; 11. März 1902.

**) C. Trog, Friedrich der Grosse in der Sage. Am Urds-Brunnen 1886—87. No. 6 u. 7.

aber nicht meinen, der alte Fritz sei ein hartherziger Mann gewesen, der nur an eigene Gefahr und Leiden gedacht hätte. Ganz im Gegenteil! Einmal hatte er eine grosse Schlacht geschlagen. Es war Abend, und ein lautes Gewimmer liess sich auf dem Schlachtfelde hören. Da ist er über die Wahlstatt gegangen und hat laut gerufen:

Ruhet wohl, Ihr, meine Söhne!
Eure Seele steht bei Gott.
Bin ich schuld an Eurem Tode,
Straf' mich der gerechte Gott!

Da ist das Gewimmer verstummt, und man hörte keinen Schmerzenston mehr. — Echt mythisch ist die Geschichte von der Bittschriftenlinde in Potsdam. Bekanntlich bewohnte der König die Eckzimmer des Potsdamer Schlosses nach der Teltower Brücke zu. Nahe der Brücke unter einem Lindenpaar stellten sich gewöhnlich jene auf, die dem Könige eine Bittschrift überreichen wollten. Sie sahen so lange sehnsüchtig zum Schlosse hinüber, bis der König jemand hinabschickte, die Bittschriften zu holen. Nach dem Tode des Königs liess ihn die Sage auf der Terrasse von Sanssouci und durch die Alleen im Rehgarten nach dem Neuen Palais wandeln, umspielt von seinen Lieblingshunden; aber sie liess ihn auch im Dämmerlicht oder Mondschein im Eckzimmer des Schlosses ernst und einsam am Schreibtisch sitzen, wo er unablässig für das Wohl seines Volkes arbeitete. Noch in spätere Zeit hinein galt es für ein gutes Omen, wenn ein Bekümmerter — dort unter der Linde stehend — ein Licht im Eckzimmer bemerkt haben wollte. — Des Königs Frühstückszimmer zu Sanssouci zeigt als Deckenschmuck das Bild einer grossen Spinne, die von der Mitte aus nach allen Richtungen hin ihre Fäden gezogen hat. Eines Morgens verliess der König das Zimmer, bevor er von der ihm hingesetzten Chokolade getrunken hatte. Als er wieder zurückkehrte, sah er, dass inzwischen eine Spinne in die Chokolade gefallen war. Unangenehm davon berührt, goss er das Getränk in den Napf seiner Windhunde. Eine Viertelstunde später waren beide tot. Sofort wurde der Koch gerufen; doch der kam nicht, — der hatte sich in aller Geschwindigkeit totgeschossen. Die Feinde Friedrichs hatten ihn mit Gold zu der bösen Tat — den König zu vergiften — gewonnen. Zur Erinnerung an diesen Vorgang ward die Retterin, die Spinne, an die Decke gemalt. (Eine ähnliche Sage wird auf Napoleon I. bezogen.) Was die Gebr. Grimm von dem Landgrafen Moritz von Hessen erzählen, gilt auch für Friedrich d. Gr., nämlich jene Überlieferung, nach welcher der König mit einem Soldaten — der ihn nicht kannte — gemeinsame Sache machte und auf Raub ausging. Den Vorschlag, des Königs Schatzkammer zu bestehlen, wies der Soldat jedoch mit Entrüstung zurück; er wollte nur einen Blick hineinwerfen, und

der König musste versprechen, nichts zu entwenden. Als sie mit Hülfe eines Zauberstabes, den der Soldat besass, dort angelangt waren, griff der alte Fritz schnell in eine Kiste, um eine Handvoll Geld herauszuholen. Zornig rief der Soldat: „Hältst Du so Dein Wort? Dem König darf man nichts nehmen; der hat zu viele zu versorgen.“ Dann prügelte er den alten Fritz jämmerlich durch, so dass dieser froh war, ins Weite zu gelangen. Am andern Morgen wurde der Soldat zum König gerufen. Erschrocken machte er sich auf den Weg. Doch die Sache lief gut ab: der König befreite ihn von den Soldaten und beschenkte ihn mit reichem Gut. Nur den Zauberstab musste der Soldat abgeben; den konnte der König ihm nicht lassen.

Ein alter Pole erzählte mir kürzlich eine ähnliche Geschichte, die in Russland gespielt haben soll. Einer von den russischen Kaisern ging gern verkleidet im Lande umher, und als er einmal so ging, traf er einen Mann. Der sagte zu ihm: „Ich bin Spitzbub'; was bist Du?“ — „Na, wir können zusammenarbeiten“, antwortete der Kaiser; „ich bin auch Spitzbub'“. Das war dem andern sehr recht, und er fragte, wohin sie denn gehen sollten. „Wir wollen den Kaiser bestehlen gehen!“ sagte der. Platz! da hatte er eins ins Gesicht! „Du verdammter Kerl, der Kaiser ernährt ein ganzes Land, und den sollten wir bestehlen?“ Na, wohin er denn sonst gehen wollte? fragte der Kaiser, der sich den Schlag ruhig gefallen liess. Und da nannte ihn der Spitzbub' einen grossen Herrn. Zu dem schlichen sich abends die beiden hin, und der Kaiser ging horchen. Da hörte er, wie der Herr zu seiner Frau sagte: „Du weisst doch, dass wir morgen eine grosse Gesellschaft geben. Ich hab' den Kaiser auch eingeladen; ich will ihn vergiften.“ — „Mann, erbarm' Dich!“ sagte die Frau. [Man erkennt an diesem „erbarm' Dich“, dass mein Berichterstatter lange in Preussen sich aufgehalten hatte.] „Ach was, liebe Frau, ich mach' das ganz glatt; ich vergift' ihn mit einem Glas Wein.“ Der Kaiser ging leise zurück und sagte zu dem Spitzbuben: hier könnten sie heute nichts tun, hier wäre alles noch wach; für heute solle er nur mit ihm kommen und sich stärken. Aber von der Gift-Geschichte erzählte er nichts. Als sie an ein Tor nicht weit vom Schloss kamen, nahm der Kaiser einen Schlüssel aus seiner Tasche, und beide traten ein. Sie gingen durch so viele Räume, bis sie in ein kleines Zimmer kamen, das auch zum Schlosse gehörte. Hier machte der Kaiser Licht an, — er hatte alles bei sich; und dann öffnete er den Mantel. Ach! — nun sah der Spitzbub', wen er vor sich hatte. Er erschrak. „Du brauchst nicht zu erschrecken!“ sagte der Kaiser. „Du hast mir das Leben gerettet. Aber bis morgen musst Du hier d'rin bleiben!“ Und dann erzählte er ihm alles. Der Spitzbub' hatte es hier sehr gut. Und der Kaiser ging in jene Gesellschaft. Da waren schon furchtbar viele versammelt; viele feine Herren standen im Kreise, und

jener Herr machte den Kaiser zum Mittelpunkt. Dann wurde eine Flasche Wein gebracht, und der Herr nötigte den Kaiser, zu trinken. „Nein!“ sagte der; „Ihr seid der Gastgeber, Ihr müsst zuerst trinken!“ Was nun? — Trank er nicht, so wurd' er gleich gefangen genommen und musste doch am End' sterben. Also er besann sich nicht lange und trank — na! und starb. Nachher sagte der Kaiser zum Spitzbub': „Du sollst nicht mehr Latek (= Finger) heissen, sondern zum Andenken an diese Geschichte Langefinger.“ Und das Gut von jenem Herrn schenkt' er ihm.

Doch noch einmal zurück zum alten Fritz, der bekanntlich oft in Verkleidung umhergewandert sein soll. Einmal zogen er und Ziethen als Bettelleute durchs Land, bei einem Bauer demütig um Speise und Obdach bittend. Beides wurde ihnen gewährt; doch sie mochten die vorgesetzte Grütze nicht essen. Das ärgerte den Bauer mächtig, und er schrie sie an: „Was? Ihr Schelme! Ihr bettelt und wollt noch wählerisch sein?“ Und dabei gab er dem alten Fritz eine Ohrfeige, dass diesem fast Hören und Sehen verging. Schnell begannen jene die Grütze zu verzehren. Am andern Morgen haben sie — die dem Bauern zum Dank einige Arbeit versprochen hatten — noch zweimal den Zorn des Bauern empfinden müssen, weil sie ihr gemeinsames Nachtlager nicht frühe genug verlassen wollten; und da bekam der alte Fritz nicht nur beim ersten Wecken die Prügel, sondern auch beim zweiten, weil er (um dieser zu entgehen) den Platz getauscht hatte. — Später hat der König seinen Spass mit dem ahnungslos zu ihm nach Berlin kommenden Bauern gehabt und diesen reich beschenkt. — Diese Geschichte wird ähnlich von Friedrich und Kaiser Joseph mitgeteilt; und Rochholz erzählt sie in seinen Schweizersagen unter der Überschrift „St. Petrus und die Geige“. (C. T.)

Noch zwei Mitteilungen aus dem Spreewald. Zu der Zeit, als der alte Fritz regierte, lebte in Dissen ein Edelmann, der so sehr schlecht zu seinen Leuten war. Das wollte der alte Fritz mal untersuchen. Er verkleidete sich also als Knecht und mietete sich bei einer Frau ein. Am Morgen früh' weckte ihn die Frau. „Mein Söhnchen,“ sagte sie, „steh' auf! Du musst an die Arbeit gehen.“ Aber der alte Fritz antwortete: „Grossmutter, lasst mich noch schlafen!“ Doch die Frau sagte ihm, er hätt' Dung zu fahren; die andern Knechte seien schon bei der Arbeit. Er solle sich beeilen! Aber er beeilte sich durchaus nicht. Endlich brachte er den Wagen in Ordnung; und nun fuhr er los, — doch mit Absicht gegen einen andern Wagen, so dass er nicht weiter konnte. Gleich sprang der Herr auf ihn zu. Er hatte die Hundepeitsche in der Hand und schlug g'rad' zu. Der alte Fritz liess es zuerst geschehen; dann öffnete er den Rock und — da zeigte sich der Stern auf der Brust. [Dies ist — wie ich auch schon damals mitteilen konnte — ein untrüg-

liches Abzeichen bei Fürsten.] Der Edelmann sank in die Knie und bat um Vergebung. Nein! – Der König winkte andere Leute heran, und der Edelmann wurde in einem Wagen davongefahren. Man hat nie mehr etwas von ihm gehört. Das Gut Dissen aber wurde unter alle Leute gleichmässig verteilt. Der König bestimmte, dass hier nie ein Armer sein sollte. Und es war auch keiner arm; jeder hatte genug. Aber die Kirche im Gute hatte nur eine Glocke, und darum schrieben die Leute an den König einen Brief: sie möchten gern drei Glocken haben. Der König aber schrieb an den Rand:

Die Leut in Dissen
Sollen wissen,
Dass sie mit einer Glock zufrieden sein müssen! —

Die zweite Mitteilung lautet: Der alte Fritz war sehr unternehmend und besann sich nicht lange. Er spionierte darum auch in Frankreich herum, gerade, als er mit denen Krieg führte. Er ging verkleidet herum und handelte mit Käse. So kam er auch vor die Kaiserin. [Offenbar werden da Frankreich und Österreich in einander gemengt.] Als er sah, dass sie schnupfte, bot er ihr Tabak aus seiner Schnupftabaksdose an. Und als sie mit ihm über die Käse handelte und sagte: die wären nicht gross genug, sagte er: na er würde and're Käse ins Land schaffen. Damit meinte er die Granaten.*)

*) Hier kann noch eine Geschichte aus Ostpreussen Platz finden: Unser alter Fritz hat auch sehr mit dem Geld 'rumgeschmissen, zum Spass. Einmal hat er in ordinären Kleidern die Wache belauscht. Da waren zwei Offiziere, die sich vom Trommelschläger zwei Flaschen guten Wein über die Strasse her holen liessen. Da drüben wohnte ein Kaufmann der eine sehr schöne Tochter hatte. Die Offiziere unterhielten sich: was sie sich wohl wünschen möchten. „Na," sagte der eine, „ich wünsch' mir dem König seine blanken Thaler." Und der andere redete etwas von Regierungssachen. „Und Du, Johann?" fragten sie den Trommelschläger; „was wünsch'st Du Dir?" — „Das schöne Mädchen drüben zur Frau!" — „Nein," rief der eine Offizier, „das schöne Mädchen will ich haben." — Am andern Tage war der alte Fritz mit den Offizieren zusammen und sagte ihm: er wisse, was sie sich wünschten; er hätte es gehört. Sie stritten es auch nicht ab. Zu dem, der dem König seine blanken Thaler haben wollte, sagte er: „Du kommst nach Tapiau!' Und zu dem andern, der über Regierungssachen gesprochen hatte, sagte er: „Du kommst auch an so einen Ort; Du kommst nach Potsdam!" Dem Trommelschläger aber sagte er: er solle sich beeilen, dass das schöne Mädchen seine Frau würde! Wie lange Zeit er dazu brauchte, um sie zu werben? Na, vier Wochen! Gut! Er solle 4000 Thaler erhalten. Wenn aber nach vier Wochen das Mädchen nicht seine Frau wäre, dann würd' er ins Gefängnis gesperrt werden. — Jetzt machte sich der Trommelschläger zum feinen Herrn. Er trug die schönsten Kleider und hielt sich einen Diener, der Johann hiess. Und jeden Morgen grüsste er von seiner Wohnung gegenüber das schöne Mädchen; er verneigte sich und nahm den Hut ab. Und sie dankte ihm. Bald darauf trat er bei dem Kaufmann ein und unterhielt sich mit ihm. „Sie haben hier eine schöne Gelegenheit," sagte er; „kann ich ein Zimmer ab-

Sehen wir von dem Übermut ab, der in so manchen dieser Erzählungen sein Wesen treibt, und stossen wir uns nicht an dem heillosen Durcheinander von Personen, Ländern, Zeiten und Ereignissen, so müssen

---

mieten?“ — „Ach nein, mein Herr!“ sagte der Kaufmann; „wir haben leider kein Zimmer übrig für so 'nen feinen Herrn.“ Da kam die Tochter aus der Nebenstub' und sagte; „Papachen, der Herr könnte ja in jenes Zimmer ziehen.“ — „Na, denn räum' aus!“ sagte der Kaufmann. Nun war die Sache schon so weit. Und jetzt spielte der Trommelschläger immerzu den grossen Herrn und erzählte, er hätte ein Gut in Schlesien. Nach vier Wochen waren die 4000 Taler zu Ende; aber noch war er mit dem Mädchen nicht einig. Er ging zum alten Fritz und sagte: er müsse die Frist noch um 14 Tage verlängern; das Geld wäre bald zu Ende. „Na, ich werd' Dir noch 14 Tage Frist gönnen. Wie viel Geld brauchst Du?“ Mit 800 Thaler würd' er auskommen. Gut! — er bekam die 800 Thaler. Jetzt beeilte er sich, um die Tochter anzuhalten. Der Kaufmann aber sagte: „Lieber Herr, ich kann Ihnen nur lumpige 20 000 Thaler Mitgift geben; wie soll da meine Tochter Ihre Frau werden?“ Na, der Trommelschläger sagte: er brauchte gar keine Mitgift; er hätte allein genug. In jener Zeit sagte aber die Tochter zum Vater: „Hör' mal, Vaterchen, der feine Herr hat eine Trommel bei sich und trommelt manchmal; das hat etwas zu bedeuten!“ — „Ach,“ sagte der Trommelschläger, „das ist schon wahr, und das kommt daher, weil ich als Kind so gern trommelte; ich spiel' mir da etwas vor.‘ — Jetzt waren aber auch die 800 Thaler zu Ende. Der Trommelschläger schrieb einen Brief, der quanzweise zur Post gebracht werden sollte. „Johann, kannst Du weinen?“ fragte er den. „Wenns nötig ist, eine ganze Schüssel voll!“ sagte der. „Dann trag' diesen Brief quanzweise auf die Post! Und wenn Du den Kaufmann triffst, wein', was Du kannst und sag' ihm: mein Vater in Schlesien wär' plötzlich gestorben, und ich müsst' sofort abreisen.“ Gut! — Der Diener nahm den Brief in Empfang. Als er den Kaufmann traf, weint' er los. „Na nu, was ist denn gescheh'n?“ fragte der Kaufmann. „Ach, mein Herr hat die Nachricht bekommen, dass plötzlich sein Vater in Schlesien gestorben ist; er muss gleich abreisen.“ Und dann ging der Diener quanzweise zur Post. Der Kaufmann suchte den Trommelschläger auf und wollte ihn trösten. Der aber sagte: „Ich kann das grosse Gut und all' die Wirtschaft nicht übernehmen, wenn ich nicht gleich eine Frau mitbringe.“ Und so kam es denn, dass das Paar getraut wurde. Aber jetzt war auch alles Geld zu Ende. Und jetzt kam auch Ordre: der Trommelschläger solle sofort trommeln kommen! Der ging denn auch richtig ab. Zur Essenszeit liess er seiner Frau sagen: sie solle ihm das Essen bringen. Na, nun war die unglücklich. „Papachen,“ sagte sie, „ich bin betrogen. Ich soll das Essen an die Wache bringen; mein Mann ist ein Trommelschläger.“ Ja, das war nun nicht zu ändern. Sie verschleierte sich und ging mit dem Essen ab. Jetzt liess der König den Mann zu sich rufen und schickte eine Equipage nach der Frau. Die fuhr auch hin. Und der König fragte sie: warum sie so weinte? „Ach, Majestät, ich bin betrogen. Mein Mann hat mir gesagt, er hätt' ein Gut in Schlesien.“ — „Das hat er auch,“ sagte der König. — „Und dann hat er mir gesagt, er wär' ein feiner Herr.“ — „Das ist er auch,“ sagte der König und gab Befehl, dass die Tür zum Nebenzimmer aufgemacht würde. Da trat der Trommelschläger in Offizierskleider heraus; der König hatte den Mann gleich zum Offizier gemacht. Nun kann man sich denken, wie die Frau überrascht war. Der König liess sofort einen Pfarrer holen, denn er wollte das Paar noch einmal trauen lassen. Und als der Pfarrer kam, sagte er: „Herr Pfarrer, tun Sie Ihre Pflicht!“ Und der traute dann noch einmal. Und danach musste der König dem Mann ein Gut in Schlesien kaufen.

wir bekennen, dass uns ein stark ausgeprägtes Gefühl von Vertrauen zur Gerechtigkeit der Fürsten entgegentritt und angenehm berührt. Fast überall will man in diesen Fürsten einen Menschen sehen, der mit besonderen Gaben ausgestattet und daher ebenso befähigt, wie berufen und verpflichtet ist, die Wirren im Lande und die Sorgen der Einzelnen aufs Beste auszugleichen. Da menschliche Kraft dazu nicht immer ausreicht, greift man höher; man stattet den an sich schon Bevorzugten mit übernatürlichen Eigenschaften aus, — so auch in jenen kleinen Erzählungen und z. T. scherzhaften Überlieferungen, die an seinen Namen geheftet werden. Die Erforschung des Volkstümlichen lehrt uns, dass unsere sinnigsten (hierhergehörenden) Sagen — es sei nur an den Kyffhäuser erinnert — demselben Boden entsprossen sind. Will jemand einwenden, dass Überlieferungen wie die vorhin mitgeteilten eigentlich etwas recht Kindisches bedeuteten, so wollen wir das Wort in „Kindliches“ verändern.

Kindlich müssen wir auch die Vorstellungen nennen, die das Volk über die äussere Person eines Fürsten hartnäckig beibehält.

Doch es kommen auch — mehr oder minder zutreffende — nüchterne Beurteilungen vor; so z. B. eine Schilderung des Königs Friedrich Wilhelm IV. Der war sehr gross und schlank und hatte dünne Zähne. Er war nicht so ausgeputzt, wie die Generäle; er trug einen einfachen Mantel und eine Feldmütze. Die Polissen (Epaulets) hatte er natürlich unter dem Mantel; aber so sah er ganz einfach aus. Am meisten sprach er mit einem Herrn, mit dem er in Frankreich zusammen gewesen war. (Ostpreussen.)

An einen langen Aufenthalt Friedrich Wilhelm IV. in Frankreich wird die Erzählung von einem Kornblumenstrauss geknüpft, den das Kind eines französischen Feldherrn dem damaligen Prinzen mit der flehenden Bitte überreicht haben soll, das Leben des in einer Schlacht gefangenen Vaters zu schonen. Die Bitten der Gattin des Feldherrn waren vergeblich gewesen; aber als der Prinz die Kornblumen gesehen hatte, sagte er: „Wegen der Blumen will ich begnadigen.“ Und er begnadigte den Feldherrn, und seitdem sind die Kornblumen immer so ein Andenken geblieben. (Ostpr.)

Vollends verblüffend ist die zuweilen angetroffene Meinung: die Königin Luise sei von Geburt keine Prinzessin, sondern eine schöne Fleischerstochter aus Steglitz gewesen; damit sie seinen Sohn heiraten konnte, wurde sie vorher vom Könige zur Prinzessin erhoben. Einmal hat der Prinz ein Frühstück bei seinem Schwiegervater bestellt. Dem solls aber 4000 Thaler gekostet haben, denn es wird natürlich alles vom Schönsten und Besten gewesen sein. Erbarmen Sie sich! das kann man sich doch denken. (Ostpr.)

Bei Gelegenheit der letzten Kaisertage am Rhein machten die Zeitungen auf die dort herrschende Annahme aufmerksam, dass die Stadt Wesel von den preussischen Königen vernachlässigt werde. Die „Kölnische Zeitung“ erwähnte die niederrheinische Volkssage, dass seit 1730 kein Preussenkönig mehr die Stadt Wesel betreten habe. Dies wird vom Volke behauptet, obgleich schon Friedrich d. Gr. mehreremale in Wesel geweilt hat und auch die folgenden Könige die Stadt besucht haben. Unserm Kaiserpaar wurden diesmal grossartige Huldigungen dort zu teil; aber wer das Volk kennt, wird sich sagen, dass nach einiger Zeit die Tatsachen vergessen sein können und die (in diesem Falle nicht entschuldbare) Fabel ruhig weiter leben wird.

Es leben auch Fürsten weiter, die längst dem Schattenreich angehören. Ein merkwürdiges Beispiel dafür kann ich aus dem Kreise Neidenburg (Ostpr.) erzählen. Bei einer Wahlversammlung (die allemal z. T. ergötzliche, z. T. bedauernswerte Beweise liefert, wie wenig der sog. „kleine“ Mann von Politik u. s. w. eine Ahnung hat) erklärte ein Arbeiter, dass er den Prinzen Friedrich Carl wähle. Als ihm jemand zurief: der wäre schon seit vielen Jahren tot, sagte der Mann: „Das ist ganz gleich! Ich hab unter ihm bei Königgrätz gefochten; und da wähl' ich ihn auch.“

Prinz Friedrich Carl (ich darf wohl auf meinen ersten Vortrag verweisen) ist ungemein beliebt beim ostpreussischen Volke, und sein Andenken erhält sich in zahllosen Überlieferungen.

Mit grossem Interesse habe ich während meines Aufenthaltes in österreichischen Ländern wahrgenommen, dass dort dem unglücklichen Kronprinzen Rudolf ein ähnliches Gedenken bewahrt wird. Er ist nicht gestorben (sagte man); er ist nur für Österreich tot. Der arme, liebe Rudolf! Manchmal wird er erkannt, wenn er so umherwandert. In Klagenfurt hat man ihn im Gasthaus „Zum Oesterreicher“ gesehen.

Wird hier und da ein Gestorbener noch immer für lebend erklärt, so kommt auch mitunter das Gegenteil vor. Ein seit vielen Jahrzehnten in verschiedenen Povinzen umherziehender alter Händler aus Danzig sagte zu einer meiner Schwestern (als diese zu ihm über den Tod Kaiser Wilhelm I. sprach): er wundere sich, dass sie wirklich glaube, der alte Kaiser wäre jetzt erst gestorben. Es sei doch ganz bekannt, dass man an Berlin immer zu bestimmter Stunde eine ausgestopfte Figur in das Eckfenster des Palais gestellt hätte, die dann ein paar Bewegungen ausgeführt habe.

War der alte Kaiser so nach der Meinung vereinzelter Personen längst tot, als er noch lebte, so können wir mit Überzeugung annehmen, dass er — wie so viele seiner Vorfahren — aus dem Bewusstsein seines Volkes niemals entschwinden und dort immer lebendig bleiben

wird, nicht nur in treuer Aufzeichnung der Geschichte, sondern auch in Mythenbildung. Und dazu tragen neben strahlend und klangvoll auftretenden Nationalsagen auch die kleinen volkstümlichen Erzählungen über die Hohenzollern bei. Von diesem Standpunkte aus wollen Sie, geehrte Anwesende, das hier Mitgeteilte gelten lassen!

---

16. (9. ausserordentliche) Versammlung des XI. Vereinsjahres.

Montag, den 9. Februar 1903, nachmittags 2 Uhr.

Besichtigung der Kunstanstalt „Vereinigung der Kunstfreunde." Schöneberg, Feurigstrasse 63.

Im Ausstellungssaale neben dem Kontor versammelten sich die Mitglieder mit ihren Gästen. Dieser Saal war ein kleines Museum, denn an den Wänden und auf den Tischen sowie in verschiedenen Mappen waren die zahlreichen Reproduktionen der Kunstanstalt zur Besichtigung ausgestellt worden. Hier begrüsste der 1. Vorsitzende Herr Geheimrat Friedel die Erschienenen und sprach Herrn Kommerzienrat Troitzsch, der erholungshalber im Süden weilte, den Dank der Gesellschaft aus für die Erlaubnis zur Besichtigung. Darauf übernahm Herr Direktor Raube die Führung.

Wir betraten zuerst den Lager- und Versandtraum und sahen hier mit welcher Sorgfalt die einzelnen Blätter behandelt werden, bis sie ihren Weg in die Welt nehmen.

Darauf begaben wir uns in das erste Stockwerk. Hier gab unser Führer eine Erläuterung über das Verfahren der Reproduktion von der Besitznahme des Originals bis zur Vollendung des Bildes. Die Erklärung berührte so verschiedene Gebiete der Photographie, der Photolithographie und des Steindruckverfahrens, dass es unmöglich ist, auf alle Details hier einzugehen. Wir wollen uns damit begnügen, bei dem Rundgang die Hauptarbeitsstätten festzuhalten.

In dem Lithographiesaal sahen wir 20 Künstler (Lithographen) mit den Zeichnungen für die Reproduktion beschäftigt. Vor allem zog eine Neuheit für die Vereinigung der Kunstfreunde die Blicke aller auf sich, es war das das Bild von Margarete Löwe „die gefangenen Christen in den Katakomben Roms." Das Bild gab heute in seinem Entstehungsstadium schon eine Vorstellung von der Vollkommenheit des Vollendeten.

Dann kamen wir zur Andruckerei. Hier werden auf Handpressen die Proben hergestellt und die nötigen Farbenskalen vom Beginn einer Reproduktion bis zu ihrer Vollendung. Interessant war es, zu sehen, wie gross die Zahl der in Arbeit befindlichen Reproduktionen ist und mit welcher Sorgfalt und mit welchem künstlerischen Verständnis sie behandelt werden. Schwer konnten wir uns von diesem Raum trennen, um im Schnellpressensaal die Herstellung der Auflagen zu verfolgen. Welch ein komplizierter Apparat eine solche Schnellpresse ist, und wie sorgfältig das Personal vom Maschinenmeister bis zur Anlegerin geschult sein muss, das konnten wir genügend wahrnehmen. Ein hoch interessantes und künstlerisch vollendetes Bild sahen wir hier, nämlich „Luther im Kreise seiner Freunde die Bibel übersetzend" nach dem Original im Lutherhause zu Wittenberg. Es ist dies das grösste derartig hergestellte Bild und fesselt durch die getreue Wiedergabe des Originals, namentlich in bezug auf die Gesichter. Hier besichtigten wir auch die vielen zur Vollendung der Bilder notwendigen Hilfsmaschinen und nahmen Notiz von den zahlreichen und zweckmässigen Schutzvorrichtungen, welche Unglücksfälle fast zur Unmöglichkeit machen müssten. Hieran schloss sich der Besuch der Lichtdruckerei, wo wir Gelegenheit hatten, die vorzüglichsten photographischen Drucke in allen Grössen sowohl in Schwarz als auch in drei- und vierfarbigen Ausführungen zu bewundern. An dieser Stelle wurde uns die Bedeutung der Anstalt als künstlerisches Institut erst voll verständlich.

Nun kamen wir zur Rahmenfabrik. Auch dieses Fach ist von dem Institut zur höchsten Vollendung gebracht worden. Entwürfe von ersten Künstlern dienen dazu, zu jedem Bilde auch den passenden Rahmen finden zu lassen. Besonders merkwürdig ist die Herstellung des Florentiner Rahmens, die eigentliche Form wird aus Hasenleim hergestellt, welcher sich deshalb ganz besonders dazu eignet, weil er in seiner Dehnbarkeit fast unbegrenzt ist.

Im Photographischen Atelier sahen wir die hunderte von Negativen aufgestellt und die Druckplatten für die Lichtdruckschnellpresse. Es wurde uns die Präparation der Platte für den Lichtdruck erklärt, und es wurden uns fertig kopierte Lichtdruckplatten gezeigt, an denen uns die kaum sichtbaren Schichten in Erstaunen setzten, wie sie doch so vollendete Drucke liefern konnten.

Vor dem Schluss unseres Rundganges besuchten wir noch die Kunstschleiferei, wo wir die Bearbeitung des Steines durch geübte Schleifer beobachten konnten. Daran schloss sich noch die Besichtigung des Steinkellers. Wenn man bedenkt, dass die Firma für eigenen Verlag 600 Bilder und für fremden Verlag deren 200 besitzt und wenn man festhält, dass zu jedem Bilde 16—20 Steine notwendig sind, so kann man sich ungefähr ausrechnen, wie viel Steinplatten der Keller

beherbergt. Bei der musterhaften Ordnung und Übersicht lässt er sich wohl mit einer Bibliothek vergleichen.

Endlich wollen wir noch hervorheben, dass die Räume hoch und geräumig sind und dass die grossen Fenster Luft und Licht in überreichem Masse hineinlassen, so dass auch nach dieser Hinsicht die Anlage zu den ersten in Deutschland gezählt werden darf.

Es mag auch an dieser Stelle Herrn Kommerzienrat Troitzsch der Dank der Gesellschaft abgestattet werden für die gütige Erlaubnis zur Besichtigung und Herrn Direktor Raube für die sorgfältige Führung.

Kleine Mitteilungen.

1. **Nachlese zu den Erinnerungs-Tüchern und Erinnerungs-Bändern***). (Mitgeteilt von E. Friedel). Über **Erinnerungstücher** äussert sich Johannes Trojan in seinen „Kleinen Bildern“ (Minden i. W. 1886) gelegentlich seines Aufsatzes „Ein Jahrmarkt in Berlin“ (auf dem Alexander-Platz) S. 177 flg. wie nachstehend:

„Hier wandte ich meine Aufmerksamkeit besonders den bedruckten Schnupftüchern zu, kann aber nicht sagen, dass ich viel Erfreuliches gefunden hätte. Ein paar hübsche kleine Genrebilder, wie z. B. das Verhör des kleinen Apfeldiebes vor dem Grossvater, wurden mir vorgelegt. Von grossen Aktionen ist besonders zu rühmen eine auf sechs Feldern verteilte Darstellung des Kampfes um Plewna, weiss gedruckt, umgeben von gussow-gelbem**) Rande. Eine brave Arbeit! Das einzige, was mich daran verdriesst, ist dieses, dass die Sache von einseitig russophilem Standpunkte aufgefasst ist. Auf allen sechs Feldern des Schnupftuches sind die Russen entschieden im Vorteil; ich meine aber, auf einem wenigstens hätte auch ein kleiner Erfolg der Türken — und an Erfolgen hat es ihnen doch nicht gefehlt! — dargestellt werden können. Der Preis dieses nützlichen Kunstwerkes beträgt nur vierzig Pfennige, so dass auch dem weniger Wohlhabenden die Anschaffung nicht zu schwer fällt.

Leider fand ich auch auf dem Gebiet des Schnupftücherdruckens etwas entschieden Tadelnswertes. Es war das ein Schnupftuch, auf das eine internationale Badeszene in Ostende gedruckt war im Geschmack der französischen Blätter. Darin sehe ich mit Bedauern den Anfang einer Richtung, welche der kulturellen Mission — sagt man nicht so? — des bedruckten Schnupftuchs schnurstracks entgegenarbeitet.“

---

*) Zu vergleichen Brandenburgia III. 305 flg., IV. 11 flg., 257 flg.; 332 flg.; V. 445 und IX. 502 flg.

**) Nach Gussow, einem bekannten Genremaler, der Frauenspersonen aus dem Volk gern mit schreiendgelben Tüchern ausstaffiert. E. Fr.

2. Das erste Taschentuch, welches man in Europa kennt, wurde vor etwas über 350 Jahren getragen. Die Frau, welche die Civilisation diesen grossen Schritt machen liess, war eine schöne Venetianerin, und so ist Italien nicht nur die Wiege der klassischen Bildung, sondern auch der Taschentücher. Von Italien überschritten sie die Alpen und breiteten sich alsbald in Frankreich aus, wo sie bei den Herren und Damen am Hofe Heinrichs II. in Mode kamen. Erst 1580 bürgerte sich dieser Toilettegegenstand in Deutschland ein, diente aber nur Fürsten und sehr reichen Personen und galt als ein sehr passendes Geschenk für erlauchte Brautpaare. Sogar in den gegen den Luxus gerichteten Gesetzen wurde seiner gedacht, indem ein 1595 in Dresden ergangener Erlass dem gewöhnlichen Volke förmlich den Gebrauch des Taschentuches verbot.

Wenn man noch Taschentücher aus dieser Zeit in Museen oder Raritätensammlungen besitzt, so würden diese Reliquien der Kultur in gewissem Sinne auch „Erinnerungstücher" genannt werden können.

3. Das politische Taschentuch. Im Sommer 1898 gelangte bei der Versteigerung von allerhand Kuriositäten und Raritäten auch eine Sammlung alter englischer Zeitungs-Nummern zum Verkauf. Das betreffende Journal ist betitelt „Das politische Taschentuch". Dasselbe ist 1831 erschienen und wurde von seinen Herausgebern, Bartholls, auf gemeinen Baumwollstoff gedruckt. Letzteres nicht etwa, um etwas besonderes zu bieten, aus Laune, sondern um den Steuern zu entgehen, welche auf dem Zeitungspapier lasteten. Die Sammlung umfasste 144 Nummern, also gerade 12 Dutzend. Damals wurde die Nummer zu 3 Pence verkauft. Der Druck war schlecht, sehr schlecht kamen die Illustrationen zum Ausdruck. Bei der Versteigerung erzielten die Zeitungen einen Preis von 6880 Mark.

4. Englisches Erinnerungstuch. Am 30. November 1895. Brandenburgia IV. S. 269 legte ich ein aus dem 18. Jahrhundert stammendes von W. Scherwin schön gezeichnetes Erinnerungstuch vor, auf welchen in dem Dorf Dunnow (oder Dunmow) in Essex ein ältliches Ehepaar im Triumph durchs Dorf getragen wird, voran wie ein Banner, ein an einer Stange befestiger Schinken. Näheres über den zugrunde liegenden Brauch vermochte ich nicht anzugeben; inzwischen ist es mir aber gelungen, der Sache auf den Grund zu kommen. Es besteht nämlich noch jetzt eine durch das Herkommen geheiligte löbliche Gepflogenheit in dem alten gemütlichen kleinen Städtchen Dunmow. Jährlich am ersten Tage des August wird denjenigen Ehepaaren, welche von sich sagen können, dass sie ein Jahr in vollendetem Frieden gelebt haben, ohne dass ein Wort des Haders vorgekommen ist, eine Speckseite als Belohnung gegeben. Die Bewerber um den Preis haben sich einem strengen Kreuzverhör vor einer aus Junggesellen und Jungfern bestehenden Jury zu unterwerfen. — Die Sitte ist uralt. Im Jahre 1229 ritt Robert Fitzwalter, ein Baron von Essex und ein Sohn des berühmten Fitzwalter, welcher der Führer der Barone war, die den König Johann ohne Land zwangen, die Magna Charta in Runnymede zu unterzeichnen, nach Dunmow. Dort verliebte er sich in ein Mädchen und heiratete es. Im folgenden Jahre, gerade an seinem Hochzeitstage erkrankte er und starb am nächsten Tage. Auf seinem Totenbette sah er eine Speckseite an der Wand

hängen. Er liess den Prior von Dunmow kommen und erklärte ihm, dass der Segen der Fitzwalters auf dem Orte ruhen solle, wenn jedes Jahr denjenigen eine Speckseite geschickt werden würde, die beweisen könnten, dass sie ein ebenso glückliches eheliches Leben geführt hätten, wie er selber. Die schöne Sitte erhielt sich von 1230 bis zur Aufhebung der Klöster durch Heinrich VIII. Wiederbelebt wurde sie zwischen 1740 und 1751. In ihrer gegenwärtigen Form hat sie Harrison Ainsworth eingeführt. Im Jahre 1898 erhielten drei Paare die Speckseite. Nachdem die Jury ihren Spruch abgegeben hatte, wurden die drei glücklichen Paare auf Sesseln durch den Ort nach dem Felde getragen, wo sie den üblichen Eid abzulegen hatten, dass sie fortfahren wollten, ein musterhaftes eheliches Leben zu führen. Darauf erhielten sie ihre Speckseite.

Hierauf bezieht sich das alte Erinnerungstuch. Ob dergleichen Erinnerungstücher in Dunmow noch jetzt in Gebrauch sind, weiss ich nicht; zutreffendenfalls wäre das schön und würdig.

5. Spruchbänder an der Kleidung im 15. Jahrhundert. „Eine merkwürdige Sitte war es, Kleider mit roten und schwarzen Bändern zu schmücken, auf denen schwarze oder rote Buchstaben aufgedruckt waren. Aus späterer Zeit kann man heranziehen die gemalten Bänder, an die Goethes bekanntes Gedicht erinnert.“

Heinrich Rinn: Deutsche Privatbriefe des Mittelalters. Beil. 80 zur Allg. Z. (8. 4. 1899) S. 4. Aus einer Besprechung einer kulturgeschichtlich höchst wichtigen Sammlung, „Deutsche Privatbriefe des Mittelalters.“ I. Bd. herausg. von Steinhausen. Berlin 1899, R. Gaertner's Verlag.

6. Über die „Denkzettel“, wie Luther in der bekannten Stelle Matthäi 23, 5 übersetzt: „die Schriftgelehrten und Pharisäer machen ihre Denkzettel“ breit, ist zu bemerken, dass dies die Gebetriemen (Tephillim) bedeutet, Streifen von Pergament, worauf zur Erinnerung die Stellen 5. Mos. 6, 4—9, C. 11, 13—21, 2. Mos. 13, 2—10 und V. 11—16 geschrieben waren, in zwei würfelförmigen Kapseln von Pergament verwahrt, die beim Beten an den linken Arm und die Stirn gebunden waren, aus wörtlicher Anwendung von 2. Mos. 13, 9. Diese Sitte wird noch jetzt vielfach bei den Juden geübt.

7. Endlich sei an die Worte, insbesondere Sprüche erinnert, die sich vielfach auf hölzernen und steinernen Bildhauerarbeiten sowie auf Bildern des Mittelalters und der Renaissance befinden. Häufig flattern die Spruchbänder den Personen gewissermassen als deren Rede aus dem Munde. Dann sind aber auch Sprüche und andere Worte auf den Säumen der Kleider und Tücher, meist weiblicher Figuren, angebracht. Namen und Worte, welche beim Beschauen die Erinnerung an Vorgänge aus der biblischen und Heiligen-Legende, aus der Helden- und Rittersage, auch wenn es Sprüchwörter sind, aus dem Volksleben in die Erinnerung zurückrufen und zum Nachdenken auffordern sollen. Es lohnte im kulturgeschichtlichen Interesse wohl, diese Art von Literatur nach Zeiten, Ländern und Gegenständen zu sammeln und mit Erläuterungen zu veröffentlichen, wozu diese Zeilen, namentlich soweit unsere engere Heimat in Frage kommt, Anregung geben mögen.

Kuriositäten, Volkspoesie und Volkswitz in Berliner Kneipen. Es giebt in Berlin eine ganze Anzahl von Schankwirtschaften, welche das Publikum — vom Droschkenkutscher an mehrere Stufen abwärts und einige Stufen aufwärts gerechnet — durch allerlei im Schaufenster oder im Gastzimmer ausgestellte Kuriositäten, durch eigenartige Bilder oder durch Plakate mit witzigen oder witzig seinsollenden Versen und ähnliche Mittel heranzuziehen versuchen. Vielfach prangt im Fenster das „Schiff in der Glasflasche" (meistens Gefängnisarbeit), über dem Eingang „Zum strammen Hund" (in der Friedrichstrasse am Oranienburger Tor) bemerkt man das Bild eines grossen Köters, und in vielen Wirtschaften wird die Aufmerksamkeit der Gäste auf allerlei ausgestopftes Getier, alte Waffen und verschiedene Sonderbarkeiten gelenkt.

Eine der „berühmtesten" Schankwirtschaften dieser Art beherbergt der Keller des Hauses Alexanderstrasse 69. Sie benennt sich „Wirtshaus Alt-Berlin, Museum und Schreckenskammer." Auf diejenigen, welche sich für den Abstieg zum „Dustern Keller" zu gut halten, ist der Versversuch über dem Eingang gemünzt:

„Wer sich nicht will herunterwagen
Wird wohl Schulden im Grünkramkeller haben."

Wer die Treppe und diesen Reim überwunden hat, wird unten sogleich durch die tröstliche Versicherung erfreut, dass sich in diesem Keller niemand aus dem Fenster stürzen könne. Die Behauptung, die ein anderes Plakat ausspricht: „Ein Kind ohne Kopf bleibt ein Krüppel zeitlebens" ist zwar nicht falsch, aber auch nicht ganz neu; älter freilich ist die etwas „ramponierte" Wanduhr, die, angeblich aus dem Jahre 715 v. Chr. stammend, als Überrest des Urwaldes bezeichnet wird. Doch kann sie noch immer Leuten, die ihr zu nahe kommen, gefährlich werden, daher trägt ihr Perpendikel eine Warnungstafel mit den Worten: „Vorsicht, die Uhr schlägt!" Über der Uhr liest man die Zeilen:

Dem Glücklichen schlägt keine Stunde
Und dem Unglücklichen — gehört keine Uhr.

Weder schmeichelhaft für die Grossstädter, noch im vollen Umfange zutreffend ist die Antwort auf die über dem Bilde eines Walfisches stehende Frage: „Was für ein Landsmann ist der Walfisch?" Nämlich: Ein Berliner; denn er hat eine grosse Schnauze und ist immer im Thran."

Beim ersten Teil dieser Behauptung hat man sich ja eigentlich nur im Ton vergriffen; aber der zweite Teil ist auch sachlich falsch; denn gerade die übergrosse Nüchternheit ist ein hervorstechender Mangel des Berliners. Der „Totentanz" des Kellers weicht stark von der bekannten Form ab; er wird hier lediglich durch 4 aufeinandergelegte Oberschenkelknochen dargestellt.

Der Wirt ist übrigens ein ganz moderner Mensch, der immer mit der Zeit mitgeht. Darum fehlen auch in dem Lokale nicht allerlei mehr oder minder stabile Sitzgelegenheiten mit den Bezeichnungen: „Berliner Bank",

„Leipziger Hypothekenbank", „Grundschuldbank". Etwas antienglisch angehaucht ist die eigentliche Schreckenskammer, in welcher wir die figürliche Darstellung des Mörders der Gipsschulzen und des Massenmörders Thomas neben denjenigen von Chamberlain und Cecil Rhodes erblicken.

Am meisten wird in Berlin ausser auf die Engländer z. Z. bekanntlich auf die „Elektrische" geschimpft. Auch dieser Tatsache trägt der Wirt Rechnung, indem er ein Plakat mit folgendem Verse anbringt:

Endgiltig ist der Henker abgetan
Weil ihn fortan ersetzt die Strassenbahn.
Denn es genügt, dass so ein Deliquent
Nur über die Berliner Strassen rennt.
Und ehe, dass ers richtig kann gewahren,
Hat die Elektrische ihn totgefahren.

Sein Urteil über das weibliche Geschlecht scheint der Mann noch nicht ganz abgeschlossen zu haben. An einer Stelle hat er den Vers angebracht:

Wein und Weiber sind auf Erden
Aller Weisen Hochgenuss;
Denn sie lassen seelig werden,
Ohne dass man sterben muss.

Andererseits sagt er auf einem Plakat:

Wer Weiber kennt
Und sich nach drängt,
Ist wert, dass er wird aufgehängt.

An einer andern Stelle steht:

Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang,
Der bleibt ein Narr sein Lebelang.
Ich liebte Wein, ich liebte Sang,
Ich lernte auch die Weiber lieben,
Doch wünschte ich,
Ich wär ein Narr geblieben.

An einer Wand hängt die Buren-Flinte, mit der General Methuen verwundet wurde und daneben der Stab, mit welchem Moses am Ufer des roten Meeres ins Wasser schlug. Sehenswürdigkeiten dieser Art sind recht volkstümlich und waren es wohl schon vor Jahrhunderten. Im Dom zu Brandenburg z. B. bewahrt man verschiedene Kuriositäten aus alter Zeit z. B. Davids Schleuder, den Bügel vom Geldbeutel des Riesen Goliath, den Knopf von einem Bettpfosten des Bettes der Jungfrau Maria etc.

Die Speisekarte heisst in dieser Kneipe „Darmstädter Magenfahrplan", und die Wein- bezw. Bierkarte wird ersetzt durch ein Plakat mit der sophistischen Bemerkung: „Morgen Freibier", womit natürlich gesagt werden soll, dass heut stets bezahlt werden muss. Vermisst wird indessen das sonst sehr verbreitete Bild mit der Pumpe und der Überschrift: „Hier wird nicht".

O. Monke.

Selbstmörder sollen in Mecklenburg (Rostocker Gegend) so begraben werden, dass der Kopf nach Osten zu liegen kommt, während diejenigen, welche eines natürlichen Todes sterben, so beerdigt werden, dass die Füsse nach Osten gerichtet sind. Sie erhalten auch einen besonderen Platz auf dem Kirchhofe.

Um 1865 wurde in Lietzow bei Nauen, Kreis West-Havelland, ein Hütejunge, der sich erhängt hatte, weil er weder Vater und Mutter, noch Verwandte besass und sich niemand um ihn kümmerte, auf der Kirchhofsgrenze unter einem Holunderbusch ohne Sang und Klang verscharrt.

O. Monke.

Der Totschlag zwischen Hohenkarzig und Altkarbe in der Neumark. An der Landstrasse, die von Friedeberg i. N. nach Driesen führt, liegt zwischen den Dörfern Hohenkarzig und Altkarbe an der Stelle, wo die Landstrasse von dem Wege gekreuzt wird, welcher die Dörfer Neuhaferwiese und Dollgen verbindet, ein aus vielen Steinen und Reisig gebildeter Hügel.

Dort wurde vor 50—60 Jahren ein Schweinehändler erschlagen und verscharrt.

Der Mann hatte seine Schweine verkauft und trug deshalb eine reich gefüllte Geldkatze um den Leib. Er war mit seinem Geschäft recht zufrieden und wollte daher, bevor er der Heimat zuwanderte, in einem Dorfkrug bei Driesen einen Trunk tun. Im Kruge aber sassen 3 oder 4 Männer beim Branntwein; sie sahen, wie der Händler beim Verlassen der Gaststube am späten Abend die Riemen seiner schweren Geldkatze fester schnallte, schlichen ihm nach, erschlugen ihn und beraubten ihn seines Geldes. Dann gruben sie an derselben Stelle ein Loch und verscharrten den Leichnam.

Als der Schweinehändler nicht zu Hause anlangte, forschten die Seinen nach dem Verbleib und brachten heraus, dass er zuletzt in jenem Gasthof gewesen war. Man entdeckte nun auch bald den Hügel und fand den Leichnam.

Vorübergehende warfen Steine oder Reisig auf die Stelle, sodass im Laufe der Jahre ein grosser Hügel entstand. Viele 1000 Steine sind dort schon angehäuft worden.

O. Monke.

(Mitgeteilt von einem Schüler der 225. Schule, W. Hass, dessen Vater selbst Steine auf den Hügel geworfen hat.)

Slavische Sumpfburgen. Es ist für die Provinz Brandenburg als eine Regel anzusehen, dass die wendischen Burgwälle an unzugänglichen Orten, vielfach in Sümpfen liegen. Zum Vergleich wollen wir hören, was ein vorzüglicher Volkskenner, Adalbert Stifter über die den Wenden stammverwandten Tschechen sagt. „Die alten Böhmen haben ihre Burgen oder die Verbalkungen ihrer Zupen, in welche sie sich bargen, wenn ein übermächtiger Feind das Land durchstreifte, stets in der Ebene angelegt, sie bauten diese Vesten an Orten, wo Sümpfe waren, oder zwei Wässer zusammengingen, so dass nur auf einer Seite ein Eingang war, den sie durch starke Gräben wahrten."

Ad. Stifter im Witiko I. 46 (ca. 1150 n. Chr.).

Ferner ebendas. 214 von einer christlich mittelalterlichen, aber auf vorgeschichtlicher Stätte erwachsenen Sumpfburg mit Mauerwerk: „Sie konnten nur auf einem schmalen Erdstriche zwischen Schilf und Wasser zu dem Turm gelangen. Er war durch ein Tor geschlossen. An dem Tore hing ein Ochsenhorn.*) Der Führer nahm es und blies in dasselbe. Eine Zeit darauf öffnete sich eine Luke im Turm, und ein Mann sah heraus." (ca. 1150 n. Chr.) S. 225. „In dem Turme haben alle Menschen mit ihrer Nahrung und alle Tiere mit ihrem Futter Platz. Wenn uns ein Feind bedrohte, so können wir in den Turm gehen und uns verteidigen, bis er abzöge. Denn lange könnte er nicht bleiben, weil er in dem Walde erhungerte. Brennt er die Häuser und Hütten vor dem Turme nieder, so bauen wir sie nachher wieder auf."

A. Volks-Heilglaube. 1. In der Gegend von Halle a. S. wird Elster-Pulver**) noch heut als Heilmittel gegen Epilepsie angewandt. Die Elstern werden sozusagen „mit Haut und Federn" verbrannt und die unverbrennlichen Reste mit Einschluss der Knochenrückstände in ein feines Pulver verwandelt, welches man den Kranken eingiebt.

Elster-Pulver ist im Diakonissenhause zu Halle noch heut zu haben.

Über Elstern (als Hexen) vergl. Simrock, Handb. der deutschen Mythologie 129, S. 477.

Kuhn, Westfälische Sagen II. 51.

2. Im Havellande (Lietzow b. Nauen) heisst die Elster „Schackelster".

3. Ebenda kommt die Bezeichnung „Elsterauge" für Hühnerauge vor („Älsteroë"). Im havelländischen Platt habe ich den Ausdruck Hühnerauge nicht gehört.

4. Bekannt ist, dass die Fürstin Bismarck, Gemahlin des grossen Reichskanzlers, ebenfalls „gebrannte Elster" als Heilmittel gegen Epilepsie kannte und, wie sie überzeugt war, öfters mit Erfolg angewendet hat. Auch in Berlin und manchen Teilen der Mark hat man die gleiche Vorstellung von der Heilkraft dieses Volksmittels gegen Krämpfe besonders gegen die Fallsucht.

B. Der Totschlag bei Jagdschloss Stern. Da, wo der Weg vom Jagdschloss Stern nach Nudow an einer Waldwiese vorüberführt, heisst eine Stelle an der östlichen Seite des Weges der „Totschlag". Hier wurde um das Jahr 1835 ein Lumpenhändler erschlagen. Man fand den Leichnam unter einem Busch und begrub ihn an Ort und Stelle. Niemand wusste, wer der Täter war, und lange glaubte man, die ruchlose Tat würde ihre Sühne nicht finden. „Da aber das Grab unter einem Strauche lag", brach man

---

*) In Feldzügen bediente man sich zum Signalgeben der Widderhörner oder Stierhörner S. 365. „Veit Gregor hatte das grosse Horn des Bocks. Andere aus Plan und aus anderen Orten hatten kleinere Hörner. Witiko gab das Zeichen, und es ertönte das grosse Horn, und die kleinen Hörner antworteten."

**) Die Angaben beruhen auf Mitteilungen der Lehrerin an der 225. Schule, Fräulein Margarete Jacobi, deren Grossvater, Superintendent in Ummendorf bei Magdeburg, das Rezept von einem dortigen Schäfer erhalten hat. Das Mittel wurde von diesem Geistlichen später in Klitschan bei Torgau angeblich mit gutem Erfolg angewandt. Durch ihn wurde es auch in dem Diakonissenhause zu Halle bekannt.

Zweige ab und legte sie auf den niedrigen Hügel, und jeder Vorübergehende warf ein Zweiglein dazu: so wurde die Erinnerung an die Mordtat wach erhalten.

An die 10 Jahre waren wohl vergangen, und gewiss wäre die Sache nie herausgekommen, hätte nicht ein eigenartiger Zufall die Entdeckung des Täters herbeigeführt. Da kam eines Tages der Förster Trempler des Weges gegangen; als er die Mordstelle erreicht hatte, bemerkte er in der Nähe des Busches einen Fremden, der wie suchend umherging und schliesslich bei dem Reisighaufen stehen blieb.

Der Förster mochte wohl davon gehört haben, dass es einen Mörder oft unwiderstehlich nach der Stelle des Mordes hinzieht, und so stieg in ihm der Verdacht auf, der Fremde könne der Mörder sein. Auf die Frage, was er da suche, machte der Mann zwar zunächst allerlei Ausreden; durch geschicktes Hin- und Herfragen aber brachte ihn Trempler schliesslich zu dem Geständnis, er habe dort vor vielen Jahren einen armen Lumpenmann erschlagen. Er setzte hinzu: Seitdem habe ich keine Ruhe mehr; seit Jahren bin ich krank, und ich fühle, dass es mit mir zu Ende geht; da treibt es mich, noch einmal vor meinem Tode die Stelle aufzusuchen, wo ich ihn erschlagen habe.

Der Förster nahm den Mörder fest, erstattete Anzeige, und der Fremde wurde nun nach Potsdam gebracht und dem Gericht überliefert.

C. **Der „Tote See"** zwischen Bergfelde und Mühlenbeck, Kreis Nieder-Barnim, hat keinen Zufluss und keinen sichtbaren Abfluss; deswegen heisst er (nach Ansicht der Leute) der „Tote See". Otto Monke.

Eine Windhose hat in dem neumärkischen Ort Alt-Glietzen am Pfingstfest, 25. Mai 1901, gewaltige Verheerungen angerichtet. Das Naturereignis erfolgte während eines Gewitters; die Entstehung der Windhose konnte eine Viertelstunde hindurch genau beobachtet werden. Die Windhose hob sich allmählich trichterförmig von einer Wolkenschicht über Alt-Glietzen ab; sie setzte auf der Feldmark zwischen Anhöhen unweit des Dorfes ein und fasste dann den westlichen Teil desselben. Im Augenblick war von ihr das ganze Anwesen des Eigentümers Schulz verwüstet; die teils massiven, teils aus Fachwerk bestehenden Baulichkeiten wurden von dem Sturm abgedeckt, Wände eingedrückt oder umgestürzt, Balken zerbrochen und Steine bis 80 Meter weit fortgeschleudert. Ein Teil der Ziegelei von Baillier u. Co. wurde in einen Schutthaufen verwandelt; Bretterstücke wurden eine grosse Strecke weit weggeführt. Wohnhaus und Stall des Eigentümers Kühn sind schwer beschädigt worden. Nach dem Umfang der Trümmerstätte zu urteilen, hat die Windhose eine Ausdehnung von 75 Meter im Kreise. Bei ihrem Auftreten glaubte man allgemein in der Nachbarschaft, dass der Ort von einem grossen Brande heimgesucht würde, da eine Rauch- und Staubwolke zum Himmel emporwirbelte. Wie durch ein Wunder sind die Bewohner der verwüsteten Gebäude vor Beschädigungen bewahrt geblieben.

B. T. Bl. 30. 5. 1901.

Kitzelsteine. Die der Kreideformation angehörigen Arten der Strahltier-Gattungen Ananchytes, Cidarites und Galerites, dem Volk seit der Urzeit wegen ihrer ansprechenden Gestalt bekannt und bei uns als lose Versteinerungen im Alluvium wie Diluvium vorkommend, werden bei uns gewöhnlich „Krötensteine“ genannt; in Westhavelland heissen sie, wenn sie glatt abgerieben sind, Kitzelsteine. Vgl. Brandenburgia VI. S. 519 mit den Abbildungen. Otto Monke.

Kinderspiele. Das Zerreissen des Ziehknochens. (Aus dem Havelland. [Nauen] und Berlin.) Wer beim Verspeisen von Geflügel den sogenannten „Ziehknochen“ erwischt, säubert ihn von allen Fleischteilen, ergreift den einen Schenkel des Knochens und fordert einen der Tischgenossen auf, an dem andern Schenkel zu ziehen. Der Knochen zerbricht dann stets in zwei Teile von ungleicher Grösse, und wer „den kürzeren zieht“, hat die Verpflichtung, seinem Partner ein kleines Geschenk zu machen. Dieser Brauch, der an das „Vielliebchenessen“ erinnert, scheint sehr verbreitet zu sein, und hat vielleicht zur Entstehung des sprichwörtlichen Ausdruckes „den kürzeren ziehen“ mitbeigetragen. Beim Losen mit Stäben (Streichhölzern etc.) kann je nach der Abmachung lang oder kurz gewinnen oder verlieren. Otto Monke.

Beitrag zu den Wikinger-Kämpfen. In dem altenglischen Heldengedicht Byrhtnoths Tod nach der Übertragung ten Brinks (engl. Literaturgesch. I. 118 f.) heisst es:

„Byrhtnoth [der heranrückt, um das Land von den dänischen Eindringlingen zu befreien], brachte sein Heer in Schlachtordnung und herumreitend ermahnte und ermutigte er seine Krieger. Dann stieg er vom Pferde und stellte sich mitten unter seinen treuen Gefolgsmännern auf.

Am andern Ufer stand ein Bote der Wikinge, der mit kräftiger Stimme, in drohendem Ton dem Eorl das Anliegen der Seefahrer vortrug: „mich senden zu Dir schnelle Seeleute. Sie entbieten Dir, dass Du ihnen schleunigst Ringe sendest, um Frieden zu erlangen. Euch ist es besser, Tribut zu zahlen als mit uns in so hartem Kampf zu streiten. Wenn Du, der Du hier der reichste bist, Deine Leute lösen willst, den Seemännern nach ihrer eigenen Schätzung Geld geben, so wollen wir mit den Schätzen uns einschiffen, in See gehen und Frieden halten.“ Byrhtnoth hielt den Schild fest, schwang die schwanke Esche und antwortete zornig und entschlossen: „Hörst Du, Seefahrer, was dieses Volk sagt? Sie wollen Euch als Tribut Gere geben, giftige Lanzenspitzen und alte Schwerter, Waffenschmuck, der Euch zum Kampf nicht frommt. Bote der Seemänner, sage Deinem Volk, hier stehe ein rechtschaffener Eorl mit seiner Schaar, der diesen Erbsitz, Aethelreds Volk und Land verteidigen will. Fallen sollen Heiden im Kampf. Zu schimpflich dünkt es mich, dass Ihr mit unsern Schätzen unangefochten zu Schiffe gehen solltet, nun Ihr so weit herwärts in unser Land gedrungen seid. So leichten Kaufs sollt Ihr Euch keinen Schatz erwerben, eher soll uns Spitze und Schneide geziemen, grimmes Kampfspiel, bevor wir Tribut zahlen.““

Diese prächtige, in weiteren Kreisen bislang ganz unbekannte Schilderung aus germanisch-heroischer Vorzeit wird von Eugen Joseph, „Der Dialog des alten Hildebrandsliedes." (Zeitschr. f. d. Altertum. Bd. 43. Berlin 1899 S. 72) zitiert und möge uns daran erinnern, dass ähnliche Wikinger-Züge, -Abenteuer und -Kämpfe auch in unserer Mark Brandenburg sowohl in heidnisch-wendischen wie frühchristlichen Zeit abgespielt haben; denn die skandinavischen Wikinge sind von der Elbmündung bis über Wittenberge und von den Odermündungen bis über Oderberg in unsere Provinz vorgedrungen, wie sich u. a. aus Baggerungs- und aus Grab-Funden erweisen lässt.

E. Friedel.

Der „Landwehrmann" oder die „Landwehrfichte". (Mitgeteilt von dem Kais. Postrat a. D. Herrn Steinhardt in Treuenbrietzen.) Wenn man den Fussweg, der über den Höhenrücken zwischen dem Nieplitztale und der Jüterbogk-Treuenbrietzener Chaussee nach Treuenbrietzen führt, von der Försterei in Frohnsdorf durch den Nadelholzwald verfolgt, kommt man halbwegs zwischen Forsthaus und Stadt an einer alten Fichte vorbei, die sich durch Höhe und Umfang des Stammes von dem umliegenden niedrigeren Bestande auszeichnet. Einige Kreuze sind in die Rinde eingeschnitten und vor Jahren war der Stamm mit Steinen und Zweigen umgeben, die von den Vorübergehenden dort niedergelegt wurden. Der Baum hiess und heisst heute noch der Landwehrmann oder die Landwehrfichte, und es geht die Sage im Volke, dass nach der Schlacht bei Dennewitz ein zum Tode verwundeter Landwehrmann sich bis an den Baum hin fortgeschleppt habe, dort aber zusammengesunken und gestorben sei. Zum Gedächtnis daran seien die Kreuze eingeschnitten und wurden die Sachen dort niedergelegt. Freilich ist jetzt die Stelle von Steinen und Zweigen frei und wird „der Ordnung wegen" auch davon gehörig frei gehalten, aber hin und wieder bringen doch noch ältere Leute ihr Stückchen Holz oder ein Steinchen mit und legen es still und feierlich zu Füssen des alten Baumes nieder; doch ist zu erkennen wie der Brauch von Jahr zu Jahr weniger geübt wird und bald gänzlich geschwunden sein wird, wie so vieles in und um Treuenbrietzen „der Ordnung wegen" und um „mit dem Fortschritt mitzugehen" beseitigt worden ist.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.
Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

17. (8. ordentliche) Versammlung des XI. Vereinsjahres

Mittwoch, den 25. Februar 1903, abends 7½ Uhr

im Bürgersaale des Rathauses.

Vorsitzender: Herr Geheimer Regierungsrat E. Friedel. Von demselben rühren die Mitteilungen unter No. I bis XIII her.

A. Naturgeschichtliches.

I. Victor Hehn: Kulturpflanzen und Haustiere in ihrem Uebergang aus Asien nach Griechenland und Italien sowie in das übrige Europa. Historisch-Linguistische Skizzen.

Ich lege Ihnen die 1902 erschienene 7. Auflage dieses klassischen Forschungswerkes vor.

Die erste Auflage erschien 1870; am 21. März 1890 starb Hehn, nachdem er noch eine 5. Auflage 1887 besorgt. Seither ist manches in den Anschauungen anders geworden, dennoch haben sich die beiden Herausgeber Prof. O. Schrader-Jena für den linguistisch-archäologischen und Prof. Engler-Berlin für den botanischen Teil (bei den zoologischen hat Prof. Alfred Nehring-Berlin vielfach ausgeholfen) nicht entschliessen können, Hehn's Text umzuarbeiten, ihre Mitwirkung vielmehr in Anmerkungen und Zusatzkapiteln niedergelegt.

Dass Hehn's Buch auch für unsere eigene Heimat von grosser Wichtigkeit ist, braucht kaum hervorgehoben zu werden. Allerdings ist auch hier der Ausgangspunkt der Betrachtung ein anderer geworden. Hehn hat bis zu seinem Lebensende an dem Ursitz des indogermanischen Stammvolkes in Zentralasien festgehalten, während schon seit längerer Zeit (von mir persönlich schon vor vielen Jahren) angenommen worden ist, dass die Germanen ihren Ursitz in Norddeutschland und dem südlichen Skandinavien haben. Nach Schleicher und Hehn sowie anderen sprachvergleichenden Forschern aber kommen im Sanskrit und in der

Ursprache des noch ungeteilten, angeblich wie gesagt im fernen Osten Hochasiens zusammensitzenden indogermanischen Urvolkes beispielsweise bereits für Kupfer, Bronze und Eisen besondere Bezeichnungen vor. Danach müssten doch unsere germanischen Altvorderen schon vor dem Ausmarsch nach Europa das Eisen gekannt haben. Ungezählte Funde in Deutschland und Skandinavien zeigen aber, dass sie hier die ganze Entwickelung mindestens von der jüngren Steinzeit ab, durch das Kupfer- und Bronzealter, sowie durch die Eisenzeit selbständig durchgemacht haben. Schon dies spricht dafür, dass unsere Vorgeschiche sich ganz anders entwickelt hat und dass gerade umgekehrt germanische Stämme weit nach Osten vorgedrungen sind, auch dorthin zum Teil ihre Eigenart verbreitet haben und zwar bereits im Besitz ieserner Waffen.

Gleichwohl hat Victor Hehn über die Verbreitung und Herkunft mancher Kulturpflanzen und Kulturtiere viele scharfsinnige und fruchtbringende Hypothesen aufgestellt.

Hinsichtlich der Kulturpflanzen sei mir bei dieser Gelegenheit nebenher zu bemerken erlaubt, dass Künstler und Schriftsteller fortgesetzt auf diesem Gebiet die schwersten botanischen und geschichtlichen Fehler begehen.

Auf ungezählten modernen Bildern, welche Griechenland und Italien sowie die übrigen Mittelmeerländer zum Gegenstand haben, finden sich die „Aloe“ und der Cactus (Opuntia) dargestellt. Bei der erstgenannten Pflanze wird ein doppelter wissenschaftlicher Fehler begangen, denn einmal handelt es sich regelmässig nicht um die afrikanische Aloe, sondern um die damit stets und ständig verwechselte Agave und dann ist letztere amerikanischen Ursprungs gerade wie die Opuntia. Beide Pflanzen sind allerdings auf beiden Seiten des Mittelmeers erstaunlich verbreitet bis herauf zum Lugano- und Gardasee. Die Früchte der Opuntia sind in Sizilien und in den ehemaligen Barbareskenstaaten Volksnahrung geworden. Ich habe Beduinen-Siedelungen mit dichten Hecken von Opuntien gesichert gesehen, deren schreckliche Stachelgarnituren selbst Leoparden und Hyänen nicht zu durchbrechen wagen. Es ist zu verwundern, wie gerade in den muhamedanischen Ländern Agave und Opuntia so ungemein verbreitet sind, da sie doch erst vom 16. Jahrhundert ab nach der alten Welt gelangt sind, aber es ist doch so.

Ebenso verhält es sich mit dem Türkischen Weizen (Goethe sagt Türkisches Korn), dem Mais oder Mondamin. Auch dieser ist amerikanisch und postkolumbisch, die Bezeichnung Mais und Mondamin sind beide indianisch, wie ich Brandenburgia IX 96 erläutert. Der englische Essayist Hepworth Dixon schildert aber in seiner Lebensbeschreibung Ferdinands des katholischen von Arragonien und seiner Gemahlin Isabella von Kastilien, wie das christliche Heer von der Stelle,

wo der bezwungene Boabdil zum letzten Male nach seinem verlorenen Königreich Granada herabschaute und die noch heut „el ultimo sospiro del Moro", der letzte Seufzer des Mauren heisst, sich an dem Anblick der wogenden Maisfelder in der Vega von Granada erfreute. Das war 1492, als die Karavelen des Christoph Kolumbus sich im Weltmeer auf der ersten Fahrt nach Amerika schaukelten.

Noch verwegener ist der allerdings gern überkühne Romantiker Victor Hugo, der in seinem Geschichtsroman Notredame (Bd. III, Kap. 3) die „histoire d' une galette au levain de mais" erzählt und Hefenkuchen aus Maismehl nach Paris in die Zeit um 1470 versetzt.

Ebenso greulich sind die chronologischen und geographischen Schnitzer, die man hinsichtlich der amerikanischen Tierwelt bei unseren Schriftstellern viel verbreitet findet. Auch hier müssen die Türken wieder herhalten; die stattliche, grosse, glänzend grün-schwarz gefiederte Ente mit den leuchtend roten Fleischlappen über dem Schnabelansatz, Anas moschata, heisst Türkische Ente, sie stammt aber aus Brasilien. Das Meerschweinchen (Cavia cobaya) wird von den Franzosen Cochon de Barberie oder Cochon d'Inde, von den Engländern Guinea-pig genannt, dabei stammt es ebenfalls aus Südamerika. Indische oder kalikutische Hühner wurden die nicht minder von Amerika zu uns gebrachten Puten oder Truthühner lange Zeit hindurch bezeichnet. Ich verweise hierbei auf das, was ich unter der Überschrift: „Truthahn und Perlhuhn" Brandenburgia VI, S. 522 bis 526 mitgeteilt habe.

Noch viel seltsamer mutet es an, wenn Schriftsteller altheimische Pflanzen bei uns als solche nicht anerkennen wollen. So Felix Dahn in seiner Erzählung, welche die vielgefeierte blondgelockte Alemannenmaid Bissula betrifft*). Ausonius, der Konsul (Ober-Präsident) Galliens und Dichter hatte sich bekanntlich in die von ihm gefangene Bissula verliebt. Dahn schildert dieselbe keineswegs als eine Barbarin, und ihr Gehöft, das man sich unweit des Bodensees nahe dem badischen oder württembergischen Ufer zu denken hat, wird als ein wohlgehaltenes

*) Bissula, jenseits des frostigen Rheins gezeugt und erzogen,
Bissula, die Du erblühst, nah des Danubius Quell:
Einst gefangen im Krieg ist Siegerin sie in der Liebe,
Hohe Wonne für den, welchem zur Beute sie ward.
Römerin so durch Bande der Freundschaft bleibt sie Germanin,
Blieb doch des Auges Blau, blieb doch das rötliche Haar,
Zwiefach erscheinst Du uns jetzt, denn es schmücken mit doppelter Anmut
Latiums Sprache den Geist, suebischer Reiz die Gestalt."

Ausonius, der Dichter der Mosella, von dem diese Distichen herrühren, anscheinend Christ, scheint die Bissula rite zu seiner Gattin erhoben zu haben. Bei Dahn wird sie fein und zierlich, bei George Taylor (Adolf Hausrath) in seiner Jetta (Lpz. 1884) S. 198 etwas unbändiger geschildert.

Anwesen geschildert. So auch der Garten der Bissula, von dem Dahn sagt: (X. Aufl. 1902 S. 29) „Und gar seltsam berührten in dieser Wildnis das Auge einige römische oder doch südgallische Ziersträucher — Taxus und — sorglich gepflegt — edle Rosen". — Dahn hätte sich doch erinnern sollen, was Caesar im Gallischen Krieg sagt: Catuvolcus, rex dimidiae partis Eburonum, taxo, cuius magna in Gallia Germaniaque copia est, se exanimavit (Catuvolcus, König des halben Teils der Eburonen, tötete sich mittels Taxus, von dem es eine grosse Menge in Gallien und Germanien giebt); so ist es sicherlich noch im Jahre 378 n. Chr. gewesen, als Ausonius die Bissula besang. Das blonde Schwabenkind brauchte Taxus (Eibe) nicht erst aus Italien oder Süd-Gallien zu beziehen*).

Einen umgekehrten botanischen Fehler begeht George Taylor (a. a. O. S. 198), wenn er Jetta zu Ausonius sagen lässt: „Für das erste neue Gedicht an Bissula werde ich Dir aus meinem eigenen Garten einen Lorbeerkranz flechten". In Alta Ripa (Altrip) bei Mannheim, das Taylor hier erwähnt, und sonst in Deutschland kommt der Lorbeer, wegen Ungunst der Witterung, schlechterdings nicht fort, d. h. er erfriert im nächsten kalten Winter,

Nach solchen Richtungen hin kann das feinsinnig und elegant geschriebene Werk Victor Hehn's nicht genugsam empfohlen werden, ich wiederhole: auch mit Bezug auf unsere Provinz Brandenburg.

Nur einen zoologischen Irrtum bei Hehn möchte ich noch hervorheben. Er anerkennt zwar für unsere Gegenden das diluviale Pferd, meint aber, dass in der Alluvialzeit das Pferd erst bei uns durch Reitervölker eingeführt worden sei. Das ist falsch. Das Wildpferd kommt in altalluvialen Torfmooren vor, es giebt auch schriftliche Ueberlieferungen. Darnach hat es nicht bloss verwilderte, sondern wirkliche Wildpferde (Equuli agrestes) vor dem Einfall der Hunnen und Avaren, der Ungarn und Mongolen in den verschiedensten Teilen von Deutschland gegeben, wobei nicht geleugnet zu werden braucht, dass die eindringenden östlichen Reitervölker gelegentlich neue Pferderassen bei uns eingeführt haben mögen. — Ich will das Pferde-Kapitel und damit Hehns Werk nicht verlassen, ohne auf die überaus merkwürdigen kleinen, zottigen, dicklichen Urwildpferde mittelasiatischer Herkunft aufmerksam gemacht zu haben, welche seit kurzem unser berühmter Zoologischer Garten der Umsicht und der Findigkeit des Direktors Dr. Heck verdankt. Es ist das nach dem ausgezeichneten Asienforscher Przewalsky sogenannte Equus przewalskyi, beschrieben in den wissenschaftlichen

*) In seiner Erzählung Chlodowech (481—511 n. Chr.) lässt F. Dahn Kinder sich Kränze aus blauen Kornblumen, (Centaurea cyanus) winden, aus einer Pflanze, die erst spät durch den Kornbau eingeführt sein soll. (6. Aufl. 1896. S. 68.)

Resultaten der Reisen von N. M. Przewalsky nach Central-Asien. Herausgegeben von der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften. Zool. Teil Bd. I. Säugetiere Teil 2. Ungulata Heft I. W. W. Salensky. Equus przewalskyi. St. Petersburg 1902. Prof. Dr. P. Matschie wird demnächst in der Naturwissenschaftlichen Wochenschrift über das Ur-Wildpferd eine ausführliche Mitteilung bringen.

II. Zum Schutz der natürlichen heimatlichen Pflanzenwelt.

„Die Gefährdung der Flora unserer Moore, Vortrag von Prof. Dr. Conwentz in der Naturforschenden Gesellschaft zu Danzig 6. November 1901. Referat darüber im Prometheus, No. 6, 35. Jahrgang, XIII, S. 161—164. Durch Meliorationen, welche die Verwandlung des Moors in Wiesen und Äcker bezwecken, sind manche interessante Pflanzen in Westpreussen ausgerottet, so z. B. die schönen fleischroten Himmelschlüssel (Primula farinosa). Die Wassernuss (Trapa natans) lebte vor 40 Jahren noch im Mirchauer See, Kreis Karthaus. Nachdem jedoch bei einer Melioration 1862 der grösste Teil desselben abgelassen wurde, ging die Pflanze ein, und jetzt finden sich nur noch die subfossilen Früchte in der Tiefe des trockengelegten, moorigen Geländes vor. Anscheinend kommt die überaus merkwürdige Pflanze lebend, soweit bekannt, in Westpreussen, Posen und Pommern nicht mehr vor. Rubus Chamaemorus, die Zwergbrombeere, ist wahrscheinlich. Aldrovandia vesiculosa, eine insektenfangende Pflanze, ganz in Westpreussen ausgerottet. Die Zwerg-Birke (Betula nana) ist in einem zu Neulinum und Damerau gehörigen Hochmoor wieder neu entdeckt und auf Verwendung unseres Ehrenmitgliedes Conwentz durch ein Schonverbot in Schutz und Unterhaltung genommen.

In unserer Provinz Brandenburg geht man den Mooren womöglich noch eindringlicher zu Leibe, und es wäre daher zu wünschen, dass die Behörde, welche die beabsichtigten Sicherungsmassregeln ergreifen soll, auch einige interessante Moore zu Schon- und Schutzrevieren erklärte, so zwar, dass ihre Erhaltung auch durch den Wasserstand der Umgebung nicht beeinträchtigt wird. Letzterer ist nämlich ein Hauptpunkt, denn das betr. Moorschonrevier, wenn es auch unversehrt bleibt, muss doch zu Grunde gehen, wenn durch Entwässerung der Nachbarschaft ihm die Grundfeuchtigkeit entzogen wird. Die Auswahl der Moor-, Schutz- und Schonreviere kann also nur durch Botaniker im Verein mit Kulturingenieuren geschehen. U. a. müsste die Schonung der Wassernuss im Wernsdorfer See, Kreis Nieder-Barnim, empfohlen werden.

Ich benutze die Gelegenheit, um noch ferner darauf hinzuweisen, dass für Naturschutzgebiete im Heide- und Moorgelände auch der Naturwissenschaftliche Verein zu Bremen in seinen Abhandlungen, Bd. XV, Heft 3 (1901) eingetreten ist und darüber an das Preuss.

Landwirtschaftsministerium berichtet hat. Empfohlen werden Teile der Lüneburger Heide, wo Heide, Moor, Sumpf, Wald und Wasser wechseln. Vgl. auch Prometheus, XIII, No. 631, 1901. In Bezug auf die in unserer Brandenburgia viel genannte Wassernuss (Trapa natans) bemerke ich noch, dass nach Prometheus, No. 27 von 1899, S. 432 diese Pflanze neuerlich an neuer Fundstelle in der Lausitz im Schwarzen Schöps 4 Kilom. nordwärts zu Hammerteich unweit Creba in grossen Mengen gefunden ist. Siehe im übrigen Brandenburgia I 105 u. 183, II 89.

III. Ein merkwürdiger Weidenbaum und sein Ende.

Unser Ehrenmitglied Professor Dr. Jentsch-Guben hat die Güte, uns die vom 11. Februar 1903 datierte Nachricht aus dem „Bärwalder Wochenblatt" einzusenden.

„Auf der städtischen Freiheit zu Bärwalde N. M. nahe der grossen Spüle am Stadsee stand seit unvordenklichen Zeiten ein grosser starker Weidenbaum, der auch schon seit vielen Jahren hohl war und infolgedessen von der Jugend oft zum Versteckspiel benutzt wurde. Aber auch Erwachsenen diente die altersgraue Weide zu gutem Zweck. Man rühmte ihr nach, dass sie geheime Heilkraft gegen Zahnweh besitze. In stiller Nacht pilgerten deshalb geplagte Seelen, namentlich weibliche, schweigend hin zu dem einsamen Riesen, umarmten ihn innig und drückten die heisse Wange gegen seine Rinde, wobei der Spruch geflüstert wurde:

Alter, ich komm zu dir,
Meine Zähne schmerzen mich sihr,
Nimm zu dir,
Geh von mir!
Im Namen des Vaters u. s. w.

Ob das „Böten" oder „Biten", wie diese Prozedur genannt wurde, geholfen hat, darüber berichtet die Sage nichts Genaues. Die Konsultation des Baumes hatte jedenfalls den Vorteil, dass sie billiger war, als die bei einem Zahnarzt. Der heilkräftige Baum sollte nun laut Magistratsbeschluss beseitigt werden. Am Sonnabend fand öffentliche Versteigerung an Ort und Stelle statt. Zur selbigen Zeit passierte ein Zahnheilkundiger von hier die nach dem Platze zu führende Strasse, wobei ihm zugerufen wurde, er möge nur auch mitbieten, der Baum sei es wert. Gesagt, getan! Und nach kurzem Bieten hatte der Zahntechniker die geheimnisvolle Weide für 1,50 Mk. erstanden. In einer nahen Bierstube wurde dann das Ergebnis des Termins besprochen und mit Heiterkeit dabei bemerkt, wie schön man auf diese Weise Konkurrenz los werden könne. Schliesslich zeigte auch ein anwesender Bäckermeister Neigung, den Baum zu erwerben, der aber dem Zahntechniker so leicht nicht feil war. Auf vieles Drängen schlug er aber doch dem neuen Liebhaber das wunderbare Gewächs für 5 Mk. zu. Am Dienstag sollte es fallen. Nachmittags traten fünf Mann, darunter anerkannt erste Kräfte von Bärwalde, bewaffnet mit Werkzeugen, Seilen u. s. w., auf dem Plane an und gingen dem Baume zuerst an den Wurzeln zu Leibe. Als einige

Lockerung erfolgt war, wurde der Wipfel mit einer Schlinge umfangen und dann die Leine angezogen. Es fiel — aber nicht der Baum, sondern das Seil platzte, und mehrere Beteiligte machten mit dem moorigen Seeufer unangenehme Bekanntschaft. Es wurde nunmehr zu einem zweiten Angriff geschritten, die Wurzeln wurden noch mehr gelockert und ganz dickes Tau herangeschafft. Unter schneidigem Kommando begann der zweite Zug; aber auch diesmal riss das Tau glatt durch, und ein erneuter Umfall der stattlichen Mannen erfolgte, dann stürzte endlich aber auch der Baum und zwar, so morsch war er, fast völlig in Trümmern. Nun lag am sumpfigen Uferrand zerschmettert der einst so stolze Stamm, den so manche junge Schöne in ihrem Leid zärtlich umarmte; ein rechtes Bild der Vergänglichkeit! — Das war des Weidenbaums Glück und Ende!"

Unsere Brandenburgia-Freunde bitten wir, uns gelegentlich ähnliche für die Natur- wie Volkskunde gleichmässig wichtigen Nachrichten, die in den kleinen Lokalblättern spurlos verschwinden, mitteilen zu wollen.

B. Kulturgeschichtliches.

IV. Friedrich Wagner: Der Schatz der Kurfürstin Elisabeth von Brandenburg. (Sonderabdruck aus dem Hohenzollern-Jahrbuch 1902, S. 70—100).

Unser verehrtes Mitglied hatte die Güte, mir im Jahre 1900 ein Verzeichnis des Schatzes im Besitz der unglücklichen Gemahlin Joachims I. zu dem Zweck mitzuteilen, dass ich davon Gebrauch machen dürfte, als ich namens der Stadt Berlin am 2. November 1900 den Deutschen Goldschmiedetag begrüsste. Derselbe fand bekanntlich zur Ehrung des 400jährigen Geburtstages des grossen Renaissance-Altmeisters Benvenuto Cellini statt und es hat sich um die ganze Sache damals u. M. Herr Telge grosse Verdienste erworben. Ich verweise dieserhalb auf Brandenburgia IX. 377 flg.

Hier wird nun der Schatz im einzelnen nach seinem kulturgeschichtlichen Wert besprochen, dabei tritt das Milieu der Zeit überall ausdrucksvoll hervor und werden die einschläglichen Ereignisse, das Schicksal der dänischen Königstochter, ihres grausamen Bruders, des später landflüchtigen Königs Christian II. geschildert. Letzterer hat mich deshalb einmal — wie ich beiläufig bemerke — amtlich in Bewegung gesetzt, als ich nachforschte, wo das hölzerne Triglavbild aus der Marienkirche auf dem Harlungerberg bei Brandenburg a. H. (Pulkawa 1156 Abb. Cinn.) ein Ende genommen. Christian II. soll allerhand Raritäten gern gesammelt und u. A. auch das „abgedankte" dreiköpfige wendische Götzenbild zum Geschenk von seinem Schwager erhalten haben. In Kopenhagen und Schweden ist meinerseits leider über dies Götzenbild absolut nichts zu ermitteln gewesen.

Ich bitte diese Abschweifung zu verzeihen und nunmehr aus der Schrift selbst und deren reichen Abbildungeu zu ersehen, um wie viele und wie kunsthistorisch beachtenswerte Kleinodien und dgl. es sich handelt.

Was aus dem Schatz geworden, weiss niemand. Der Bruder Christians, in steter Geldverlegenheit, wird ihn allmählich verkauft oder verpfändet haben. Mit Bestimmtheit lässt sich kein Bestandteil des Schatzes mehr nachweisen.

Wir sind dem Verfasser für seine mühevolle Arbeit dankbar.

V. Robert Mielke: Museen und Sammlungen. Ein Beitrag zu ihrer weiteren Entwickelung. Berlin, Franz Wunder 1903. — U. M., der Herr Verf., nimmt auf Grund seiner vielfachen Kenntnis der Museen mit Recht für sich in Anspruch, dieselben einer Kritik zu unterziehen, namentlich die mitteleren und kleinen. Er bedauert mit Recht, dass der preussische Staat, dem das prächtige, überaus reichhaltige Museum für deutsche Volkstrachten und Erzeugnisse des Hausgewerbes in Berlin als Geschenk angeboten worden ist, dasselbe aus Besorgnis, dafür ein Haus bauen und die Verwaltung übernehmen zu müssen, nicht angenommen hat.*)

Meinen Standpunkt, verehrte Anwesende, kennen Sie. Ich bin für Museen in kleinen Städten nur dann, wenn sie sich auf Überbleibsel und Überlebsel der Volkskunst beschränken, welche zur Belebung der gegenwärtigen und zukünftigen Volkskunst dienen. Ich habe auch gegen einige vorgeschichtliche Gegenstände darin nichts einzuwenden, z. B. ein paar Steingeräte und Urnen, welche neben guten Abbildungen und Nachbildungen einzelner Hauptfundstücke der betreffenden Gegend genügen, während die Originale den Provinzial-Museen zuzuführen sind. Besonders mögen aber einzelne ethnographische Gegenstände, welche unseren Kolonien entstammen, in den kleinen und kleinsten Museen hinterlegt werden, dgl. solche Objekte, welche sich auf die Kriegs- und Handelsmarine und unser Einfuhr- und Ausfuhrgeschäft beziehen. (Musée actuel und Musée social.) Dazu einzelne einschlägliche illustrierte Reisewerke. Aber damit ist es in der Hauptsache genug!

Die Herren in den kleinen Städten, welche von der Nachahmungslust befallen, den Ruhm als Museumsgründer geniessen wollen, verstehen leider fast durch die Bank nichts von der Museumswissenschaft. Die Sammlungsgegenstände werden nicht gehörig inventarisiert und katalogisiert, nicht gehörig aufgestellt und schlecht konserviert. Sowie der eigentliche Gründungseifer verrauscht ist, gehen diese Sammlungen fast regelmässig aus Mangel an Mitteln, Pflege und Interesse zu Grunde.

*) Umgekehrt hat das Märk. Museum jenem Museum eine Unterkunft in seinem neuen Heim, das hoffentlich 1904 fertig wird, bislang ohne Erfolg angeboten.

Fast niemand kümmert sich mehr um das sogen. „Museum", und wenn ein Fremder einmal kommt, um es zu besichtigen, dann entstehen die komischsten, allerdings auch nicht selten die betrübendsten Verlegenheiten.

Leider ist es so schwer gegen den Strom der Modetorheiten anzuschwimmen und zu letzteren gehört eben die jetzt so sehr grassierende Museumswut in den kleinen Orten. Selbst Dorfmuseen giebt es schon!

Wie die früheren Schriften Robert Mielke's („Der einzelne und seine Kunst" und „Volkskunst") sei auch das vorliegende Büchlein, als Beitrag zur Klärung der Museumsfrage, willkommen geheissen.

VI. U. M. Herr Professor Dr. Jentsch überreicht einen von ihm fachkundig und sachgemäss verfassten Artikel über die fünf kulturgeschichtlichen Ortsmuseen der Niederlausitz.

Auch hier ist die museale Zersplitterung ins Weite gegangen: Guben, mit der wesentlich von dem Verf. seit 1874 ins Leben gerufenen, mustergültig verwalteten Sammlung, welche Sie aus unserm Besuch am 11. Juni 1899 (Brandenburgia VIII, 153) kennen. Aber auch hier hat man sich bereits zur Abgabe der eisernen Sammlungsstücke an das Kgl. Museum zu Berlin genötigt gesehen, weil man dieselben vor dem Verfall nicht schützen konnte. Diese Massregel ist eine durchaus verständige.

Daran schliesst sich Kottbus, das übrigens selbst nur vorübergehend zur Nieder-Lausitz gehört hat. Sorau i. L. (1888), Forst i. L. (1898) und 1899 Lübbenau mit eigenem Museumsverein.

Der Artikel steht in den von Dr. Armin Tille vortrefflich redigierten „Deutschen Geschichtsblättern", IV. Bd., Febr. 1903, S. 131 flg. (Gotha 1903).

VII. G. Sello: Roland Rundschau. Roland in der bildenden Kunst des letzten Jahres. Roland-Feuilletons: Neue Deutungen. Neues und Nachträgliches aus der Spezialliteratur; neue Rolande. Die böhmischen Rolande. Neueste Literatur-Nachlese. (In „Deutsche Geschichtsblätter", IV. Bd., Febr. 1903, S. 115—128; wird fortgesetzt.)

Das Interessanteste für uns aus der Fülle neuer Nachrichten, die der in der Rolandsfrage zuständigste Verfasser bringt, ist seine Polemik (gegen Clauswitz u. a.) bezüglich eines Rolands im alten märkischen Kölln, S. 127:

„Das Berliner Stadtbuch erwähnt den Roland an zwei Stellen. Aus ihnen ergibt sich mit einer Bestimmtheit, wie sie grösser nicht gewünscht werden kann, der Standplatz des Roland in Berlin auf dem Molkenmarkt. Nach der ersten den Martini-Zins behandelnden Stelle, begann mit einem Eckhaus hart an sunte Nicolaus chore, also an der Nordostseite des Molkenmarktes, eine wohl nach der jetzigen Poststrasse zu gezählte Reihe von acht Häusern, zwischen deren fünften und sechsten sich ein unbenanntes (nach dem Nikolaikirchhof führendes) Gässchen befand, dessen eines Eckhaus

als kegen den Ruland bezeichnet wird. Im zweiten Abschnitt, vom Wortzins, wendet der Verfasser von den beiden Eckhäusern der Stralauer Strasse her sich nach dem „Alten Markt"; hier erwähnt er zunächst das negste orthus by den Ruland (d. h. also auf der Nordostseite des Platzes), dann kommt er zur Lappstrate und bezeichnet das eine der beiden Eckhäuser derselben als negeste ort tu den Rulande wart. Nun geht er zurück in die Spandauer Strasse, welche wieder mit einem Hause hart an sunte Nicolaus chore beginnt. Erst dann schreitet er nach Kölln hinüber. Die in diesem Zusammenhange genannte „Lappstrate" ist danach die zuerst erwähnte unbenannte Gasse, welche später ihren Namen veränderte und jetzt Molkenstrasse heisst. Das ist die einfache Lösung des Rätsels, und der Roland des brandenburgischen Kölln an der Ecke der Petristrasse ist Phantasterei." — S. Rietschel meint (Hist. Zeitschr. N. F. 53, S. 64), ich würde ihm wohl zugeben, dass die älteste Berliner Gerichtsstätte auf demselben Platze lag, wo der Roland stand. Ich kann das für die kurze Zeit von der Gründung der deutschen Stadt bis zu ihrer Erweiterung, bis zur Erbauung des neuen Rathauses und der Gerichtslaube zugeben. Dass man nachher den Roland ruhig auf dem Molkenmarkt stehen liess, beweist deutlich, dass man ihn damals und rund 1½ Jahrhundert weiter in Berlin nicht für ein Zugehör der Dingstätte, ein Gerichtsbild, oder für was ihn Rietschel sonst erklären will, ansah. Soweit ist es auch „direkt unwahrscheinlich", dass er als dergleichen errichtet und wenige Jahrzehnte hindurch verstanden wurde."

Hierzu sei zunächst bemerkt, dass dergl. Lappstrassen (Flickschneider) gerade wie Altböterstrassen (Altbüsser, Flickschuster) wohl in allen niederdeutschen Städten vorhanden gewesen sind, zum Teil hat sich diese Bezeichnung noch bis heutigen Tages erhalten (z. B. in Greifswald); zum grösseren Teil sind sie nach der Aufhebung des Zunftzwanges und der mit denselben verbundenen Einschränkungen, d. h. nachdem die Flickschneider und Schuhflicker sich auch in anderen Strassen ansiedelten, umgetauft worden.

Die Sellosche Vermutung, dass die jetzige Molkenstrasse früher eine Lappstrasse gewesen sei, hat viel für sich. Dann käme allerdings die Köllnische Lappstrasse gar nicht in Frage und damit fällt alsdann auch, wie ich anerkennen muss, die Hypothese eines besonderen Rolands in der Schwesterstadt Kölln.

Dafür, dass die Ecke Molkenstrasse und Molkenmarkt, d. h. das Haus mit der Rippe der eigentliche Standort gewesen, scheint die gerade hier lokalisierte, bisher aber in der Berliner Rolandsfrage, so viel ich weiss, völlig ausser Acht gelassene alte und verbürgte Riesensage zu spielen. Der Riese (W. Schwartz, Sagen und alte Geschichten der Mark Brandenburg, 2. Aufl., 1866, S. 1) wurde erschlagen und seine Glieder sind überall verstreut worden. Gerade hier an der Molkenstrasse aber hat man eine Rippe und einen Wirbelknochen von ihm angebracht. Hier haftet also die Erinnerung an den

Riesen ganz genau örtlich. Hier mag der steinerne Berliner Roland gestanden und eingeworfen worden sein (wie der Prenzlauer Roland). In der Volksphantasie hat sich die dunkle Überlieferung von dem Riesen Roland mit den unbekannt woher stammenden riesenhaften Walfischknochen vermengt, und es ist vielleicht statthaft, die, es sei nochmals betont, gerade genau an der Rolandsstelle lokalisierte Riesensage auf eine dunkle Erinnerung an Roland den Riesen, d. h. auf den wirklichen alten berlinischen Roland zu beziehen. Entweder hat man zum Gedächtnis an den Roland hier die Riesenknochen angebracht — das dünkt mich das Wahrscheinliche — oder man hat, nachdem die Walknochen hier aus irgend einem anderen Grunde angebracht waren — das däucht mir das Unwahrscheinlichere — später dieselben mit einer Sage von einer Riesengestalt — das wäre aber unser „Ruland", in Verbindung gebracht.

Die Hypothese eines „Rulands" in Alt-Kölln wird man, mit Sello, wie schon angedeutet, wieder fallen lassen müssen.

VIII. Ich lege mehre Jahreshefte der uns befreundeten Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte der Oberlausitz vor und mache auf den reichen Inhalt, der sich praehistorisch vielfach mit unserer Niederlausitz berührt, aufmerksam.

Sie werden sich gewiss freuen zu hören, dass der Herausgeber der Jahreshefte und Vorsitzender der Gesellschaft, unser korrespondierendes Mitglied, Herr L. Feyerabend, soeben Direktor des neuen Städtischen Museums zu Görlitz geworden, also sein hierauf bezüglicher Lieblingswunsch in Erfüllung gegangen ist.

IX. „Das Schloss Eckartsberge und Eckartsburg", Heft IV der Beiträge zur Lokalgeschichte des Kreises Eckartsberga (3. Aufl. 1902) und „Die Ruinen des Schlosses Eckartsberge und seine einstige Bedeutung als Festung". (Eckartsberga 1902.) Zwei Schriften des für die Heimatkunde unermüdlich tätigen Superintendenten L. Naumann in Eckartsberga lege ich als neue Proben erfreulichster heimatkundlicher Tätigkeit vor. Die nicht genug zu rühmenden Bemühungen des Herrn Verfassers zur Belebung des Interesses für die engere Heimat sind Ihnen bekannt. Vgl. Brandenburgia VIII. 3; IX. 319; X. 267.

X. Der literarische Nachlass Eduard Hitzigs ist dank der Liebenswürdigkeit des Enkels, des Herrn Geheimen Medizinal-Rats Professor Dr. Jul. Eduard Hitzig zu Halle a. S. (geb. in Berlin am 6. Februar 1838), der sein Amt als Direktor der dortigen Irrenanstalt leider gerade jetzt wegen Augenschwäche hat aufgeben müssen, in den Besitz und das Eigentum des Märkischen Museums übergegangen.

Der spätere Kriminal-Direktor Julius Eduard Hitzig, 1780 zu Berlin geboren, war um 1806 in dem damals preussischen Warschau und musste dann, wie die meisten dortigen preussischen Beamten, flüchten. Er versucht sich als Schriftsteller und Buchhändler und wird 1815 Kriminal-

Rat beim hiesigen Kgl. Kammergericht. 1829 stiftet er die Gesellschaft für ausländische schöne Literatur, die sogen. Mittwochsgesellschaft, die sich später Montags versammelt (nicht zu verwechseln mit der Berliner Mittwochsgesellschaft „Freunde der Aufklärung", 1783—1798, Brandenb. V, S. 309). Stirbt am 26. November 1849.

Der berühmte Berliner Architekt, Geheime Regierungs- und Baurat, Mitglied der Kgl. technischen Deputation für das Bauwesen und Senats-Präsident der Akademie der Künste, Friedrich Hitzig, nach welchem die hiesige Hitzigstrasse heisst, ist sein Sohn und dessen Sohn, wie schon angedeutet, der Stifter des Nachlasses. Der Baukünstler F. Hitzig ist geboren am 8. April 1811 zu Berlin, gestorben hierselbst am 11. Oktober 1881.

Nach dem hoffentlich noch fernen Ableben des kinderlosen Stifters fallen dem Märkischen Museum ausserdem noch verschiedene Ölgemälde der Familie zu: Porträt des Präsidenten F. Hitzig von Schrader, von dessen Ehefrau Fanny, geb. Reiss nebst Tochter Eugenie (Kniestück) von Magnus, Porträt des Donators F. Hitzig von Anton Seitz, dgl. von dessen Ehefrau Henriette, geb. Ranke von Schrader, Marmorbüste des Präsidenten Hitzig von Moser, ferner ein Album, Geschenk der Akademie der Künste zum 50jährigen Jubiläum, enthaltend 50 Blatt musikalische oder malerische Kompositionen von Mitgliedern des Senats und der Akademie im Wert von 6000 M. etc.

Der literarische Nachlass besteht ausser allerhand Aufzeichnungen in der Hauptsache in dem mit Zacharias Werner, Karl Freiherr de la Motte Fouqué, Adelbert von Chamisso und E. T. A. Hoffmann, also mit Vertretern der romantischen Dichterzeit, gepflogenen Briefwechsel.

Zacharias Werner, geb. am 18. November 1768 zu Königsberg i. Pr., hielt sich ebenfalls bis 1805 in Warschau, dann in Berlin auf. Er, der neben der Schicksalstragödie „der 24. Februar" einen „Martin Luther oder die Weihe der Kraft" geschrieben, wurde 1811 in Wien katholisch, dann Priester und starb daselbst am 18. Januar 1823.

Friedrich Heinrich Karl Freiherr de la Motte Fouqué, ein Enkel des berühmten Generals Friedrichs des Grossen, ist am 12. Februar 1777 zu Brandenburg geboren und am 23. Januar 1843 zu Berlin verstorben. Er lebte längere Zeit auf seinem Gut Nennhausen bei Rathenow, woselbst sich an ihn Erinnerungen erhalten haben. Sein Pseudonym ist Pellegrin, von seinen Dichtungen wird die Undine noch immer gelesen.

Über Adelbert von Chamisso, geb. im Januar 1781 zu Boncourt in der Champagne, 1796 Page in Berlin, gest. 21. August 1838, habe ich in der Brandenburgia IX, S. 494 flg. Mitteilungen, auf die ich mich beziehen kann, gemacht. Chamisso lebt auch von allen hier in

Betracht kommenden Schriftstellern, einschliesslich Hoffmann, noch am frischesten fort und ist in der gegenwärtigen Generation noch vollkommen so beliebt wie früher.

E. T. A. Hoffmann, geb. 24. Januar 1776 zu Königsberg i. Pr., gest. 24. Juli 1822 zu Berlin, wurde als junger Beamter ebenfalls 1806 aus Warschau vertrieben. 1808 finden wir ihn als Kapellmeister in Bamberg tätig, und entsinne ich mich noch mit Vergnügen, wie ich unlängst auf der Altenburg bei Bamberg ein Hoffmann-Zimmer fand, welches mehrfache Erinnerungen an diesen „genialischsten" unten den Romantikern enthält. 1816 wurde er gleichfalls Rat beim Kammergericht. Es leben von seinen bizarren Schriften wohl nur noch Klein Zaches, genannt Zinnober und die leider unvollendet gebliebenen „Lebensansichten des Kater Murr nebst fragmentarischer Biographie des Kapellmeisters Johannes Kreisler in zufälligen Makulaturblättern", in welcher halbwahnsinnigen Persönlichkeit sich Hoffmann selbst bespiegelt, in unserm Volke fort. Dagegen gehören viele der prächtigen Novellen (Meister Martin der Küfer, der Majoratsherr, Doge und Dogaressa, Fräulein von Scudéry u. a.) zu dem unvergänglichen Literaturschatz des deutschen Volkes.

Bereicherungen unseres nicht sehr umfänglichen Wissens über die näheren Verhältnisse der genannten Dichter sind hoch erwünscht, insbesondere gilt dies von E. T. A. Hoffmann, bezüglich dessen die Quellen spärlich fliessen.

Herr Hans von Müller in Friedenau, der sich speziell mit Hoffmann beschäftigt, hat nun bereits die Güte gehabt, den literarischen Hoffmann-Schatz zu mustern und das beifolgende gedruckte „Verzeichnis der Schriftstellen von ihm, an ihn und über ihn, die im Besitz seines Biographen Hitzig gewesen sind", aufzustellen. Es befindet sich in der Schrift, welche ich in Umlauf setze und die betitelt ist „Drei Separatabzüge zu E. T. A. Hoffmann als Neujahrsgabe auf 1903, zusammengestellt von Hans v. Müller."

Wir dürfen mit Spannung den weiteren Veröffentlichungen entgegensehen.

Herr Geheim-Rat Dr. Hitzig erlaube ich mir für seine grossmütige literargeschichtliche Spende auch an dieser Stelle den wärmsten Dank auszusprechen.

XI. Unser Mitglied der Provinzial-Konservator für die Provinz Brandenburg, Herr Landesbauinspektor Büttner, hat die Güte gehabt, mir zu gestatten, aus seinem vorjährigen amtlichen Bericht dasjenige, was die Brandenburgia interessieren möchte, zum Abdruck zu bringen.

Ich danke hierfür verbindlichst und lasse den Text, wie nachstehend, folgen.

Bericht über die Verhandlung der Provinzial-Kommission für Denkmalpflege in der Provinz Brandenburg am 27. November 1902.

Auszug mit Erlaubnis des Herrn Provinzial-Konservators Büttner, hergestellt durch E. Friedel, Mitglied der Kommission.

1. Wiederherstellung der Nikolaikirche in Brandenburg.

Dem Beschluss der Kommission entsprechend ist auf Anregung des Herrn Oberpräsidenten von der Königlichen Regierung ein Entwurf zur Wiederherstellung der Nikolaikirche ausgearbeitet worden. Es haben dann am 6. März und 28. Mai Besichtigungen durch die Herren Kommissare des Herrn Kultusministers und des Herrn Ministers der öffentlichen Arbeiten unter Zuziehung des Provinzialkonservators stattgefunden. Der Entwurf wurde hierbei in allen wesentlichen Punkten genehmigt.

Der Provinzial-Ausschuss bewilligte auf Antrag des Provinzial-Konservators in seiner Sitzung vom 15. Februar 1902 die Summe von 2000 Mk. und stellte für das Jahr 1903 die gleiche Summe in Aussicht. Da eine Unterstützung durch den Herrn Kultusminister bisher noch nicht zugesagt werden konnte, so ist beabsichtigt, zunächst mit der Wiederherstellung des Äusseren zu beginnen.

2. Wiederherstellung der Kirche „Peter und Paul“ in Wusterhausen a. D.

Es soll nach einer persönlichen Mitteilung ein Entwurf zur Wiederherstellung der Königlichen Regierung in Potsdam vorliegen.

3. Wiederherstellung der Pfarrkirche in Kyritz.

Für die Wiederherstellung ist von der Königlichen Regierung ein Entwurf ausgearbeitet, der im Ministerium der öffentlichen Arbeiten eine Umarbeitung erfahren hat. Der Provinzial-Ausschuss hat in seiner Sitzung vom 15. Februar 1902 auf Antrag des Provinzial-Konservators eine Unterstützung bewilligt und zwar für 1902 den Rest des vorigen Jahres mit 1096 Mk. und 3000 Mk. und hat für 1903 weitere 2000 Mk. in Aussicht gestellt.

4. Wiederherstellung der Magarethen-Kapelle in Prenzlau.

Nachdem in Folge der Weigerung des Gemeindekirchenrats, sich an der Wiederherstellung zu beteiligen, die Verhandlungen eingestellt waren, wurden sie im Oktober 1900 wieder aufgenommen, nachdem sich Provinz und Stadt bereit erklärt hatten, die Kosten je zur Hälfte mit 4500 Mk. zu decken. Eine auf Grund eingehender Untersuchung des Bauwerkes vorgenommene Umarbeitung des Entwurfes und Anschlages hat aber ergeben, dass die Kosten nicht 9000 Mk., sondern 24000 Mk., bezw. nach dem Entwurf des Herrn Geheimen Ober-Regierungsrats Persius 26000 Mk. betragen. Da die Gemeinde es abgelehnt hat, hierzu etwas beizusteuern, so wird be-

absichtigt, ein Allerhöchstes Gnadengeschenk von 15 bezw. 17000 Mk. zu erbitten. Um dem weiteren Verfall vorzubeugen, ist zunächst beabsichtigt, das Dach wieder herzustellen, für welchen Zweck die Königliche Regierung vom Herrn Kultusminister 400 Mk. erbittet.

5. Wiederherstellung der Johanneskirche in Luckenwalde.

Die Kommission hat sich mit der Erwirkung einer Beihülfe von 800 Mk. einverstanden erklärt. Es wird ein diesbezüglicher Antrag bei dem Provinzial-Ausschuss zu stellen sein. Die Arbeiten sind annähernd fertiggestellt.

6. Wiederherstellung der Marien und Andreaskapelle der Marienkirche in Rathenow.

Zur Wiederherstellung der beiden an der Nord- und Südseite gelegenen Kapellen ist von der Königlichen Regierung in Potsdam ein Entwurf aufgestellt worden. Dieser Entwurf ist dem Provinzial-Konservator zur Begutachtung vorgelegt worden und an Ort und Stelle mit dem Vertreter des Herrn Regierungspräsidenten durchgesprochen worden. Die Kosten der Ausführung desselben sind auf 8000 Mk. veranschlagt. Der Gemeindekirchenrat hat hierzu 1000 Mk., die Stadtgemeinde Rathenow 1500 Mk. zur Verfügung gestellt. Dem Provinzial-Ausschuss ist ein Antrag unterbreitet, 1000 Mk. für Wiederherstellung zu bewilligen. Es bleibt danach noch die Summe von 4500 Mk. zu decken, wofür zunächst Mittel nicht vorhanden sind. Es soll versucht werden, wenigstens einen Teil des Betrages durch freiwillige Beiträge aufzubringen.

7. Die Notwendigkeit der Neubearbeitung des Inventars der Kunstdenkmäler der Provinz Brandenburg wurde anerkannt und der Wunsch ausgesprochen, die Neubearbeitung den sehr viel aufwendigen Inventaren der anderen Provinzen würdig anzureihen. Der Herr Landesdirektor teilte mit, dass beabsichtigt sei, für die Neubearbeitung in den Etat des nächsten Jahres 5000 Mk. einzustellen. Zur Vorbereitung der Frage wird ein Ausschuss gewählt bestehend aus den Herren:

1. Professor Wallé-Berlin,
2. Geheimer Regierungsrat und Stadtrat Friedel-Berlin,
3. Baurat Körner-Steglitz,
4. Regierungs- und Baurat Hesse-Frankfurt a. O.
5. Königlicher Baurat, Landesbaurat Techow-Steglitz,
6. Provinzial-Konservator Büttner. Letzterer als Einberufer.

8. Die Kirche in Drahnsdorf im Kreise Luckau besitzt einen sehr schönen Taufengel etwa aus der Mitte des 17. Jahrhunderts. Der Engel, welcher schwebend angebracht war, ist heruntergestürzt und stark beschädigt. Für seine Wiederherstellung beantragt der Provinzial-Konservator die Summe von 150 Mk. von dem Provinzial-Ausschuss zu erbitten. Der Herr Landesdirektor erklärt sich als Patron der Kirche bereit, die Hälfte dieser Summe zur Verfügung zu stellen; die andere Hälfte dieser Summe soll aus dem dem Provinzial-Konservator zur Verfügung zu stellenden Dispositionsfonds von 600 Mk. bestritten werden.

9. Die Kirche in Mariendorf, Kreis Teltow, besitzt einen sehr schönen Renaissance-Altar von 1626. Dieser Altar ist von dem Gemeinde-

kirchenrat eigenmächtig abgebrochen worden. Da der Altar jetzt zu stark beschädigt ist, so ist es nicht angebracht, die Gemeinde zu zwingen, ihn in diesem Zustande wieder aufzubauen. Es giebt aber auch kein gesetzliches Mittel, die Wiederherstellung des Altars von der Gemeinde durchzusetzen. Die Wiederherstellung wurde 1450 Mk. kosten. Der Pastor als Vorsitzender des Gemeindekirchenrats hat sich bereit erklärt, davon 450 Mk., d. h. die Summe, welche sonst für Beschaffung eines neuen Altars anzulegen wäre, dafür zu zahlen.

Der Provinzial-Konservator beantragt, die fehlenden 1000 Mk. aus den Mitteln der Provinz zu bewilligen. Der Herr Oberpräsident hält dem entgegen, dass die Gemeinde reich sei und dass ein so eigenmächtiges Vorgehen durch Unterstützung nicht noch belohnt werden dürfe. Es wird aus diesem Grunde die Unterstützung abgelehnt und anheim gegeben, in der Gemeinde selbst die Mittel aufzubringen.

10. Die Kirche zu Frankendorf, Kreis Luckau, besitzt in den drei Fenstern des Ostgiebels noch Reste mittelalterlicher Malerei, etwa vom Ende des 15. Jahrhunderts. Das mittlere Fenster mit der Darstellung der Kreuzigung und das nördliche mit der Darstellung eines Christus am Marterpfahl sind noch so gut erhalten, dass ihre Herstellung möglich ist. Die Kosten hierfür sind auf 150—200 Mk. zu veranschlagen. Da die Gemeinde nicht leistungsfähig ist, so übernimmt es der Herr Landesdirektor, die Hülfe der Frau Patronin zur Wiederherstellung der Fenster zu erbitten.

11. Im Fussboden der Kirche in Mohrin, Kreis Königsberg N.-M., liegt eine schöne Grabplatte. Die Aufstellung derselben an der Wand im Innern der Kirche soll vom Dispositionsfonds des Provinzial-Konservators besorgt werden.

12. In der Kirche in Himmelpfort liegen im Fussboden vor dem Altar 4 schöne Grabsteine, 2 der Mitglieder der Familie von der Schulenburg, 2 der von Trotta. Da sie im Fussboden dem Verderben ausgesetzt sind, sollen sie an der Wand der Kirche aufgestellt werden. Um die Mittel hierzu aufzubringen, sollen Verhandlungen mit den noch lebenden Mitgliedern der Familien eingeleitet werden.

13. In der Kirche zu Göllnitz, Kreis Luckau, befinden sich noch 6 Figuren, welche im Dachboden des Pfarrhauses aufbewahrt werden, ebenso in der Kirche zu Mohrin 2 (ein Taufengel und eine Christusfigur). Da sie dort vor dem Untergang nicht zu retten sind, so sollen sie dem Märkischen Provinzial-Museum überwiesen werden, wenn es nicht gelingt, sie so herzustellen, dass sie in den Kirchen selbst wieder aufgestellt werden können.

14. Die Kirche in Lindenau, Kreis Luckau, besitzt einen sehr schönen Schreinaltar aus dem Anfange des 14. Jahrhunderts. Die Königliche Regierung als Patron hat gelegentlich einer Besichtigung eine Beihülfe zur Unterstützung zugesagt. Es soll nun zunächst ein Kostenanschlag für die Wiederherstellung angefertigt werden, um danach ermessen zu können, in welcher Weise die Mittel zu beschaffen sein werden.

15. Auf der inneren Seite der Chorschranken in der Stadtkirche in Jüterbog sind unter der Tünche Bilder — anscheinend Holzdrucke —

gefunden worden. Es soll der Versuch gemacht werden, diese Bilder frei zu legen.

16. Die Direktion des Märkischen Provinzial-Museums hat darauf aufmerksam gemacht, dass sich bei Gross-Beuthen, Drewitz, Bergholz, Phöben und Deetz noch Reste alter Burgwälle befinden, deren Erhaltung von bedeutendem geschichtlichen Interesse ist. Auf Veranlassung des Herrn Regierungs-Präsidenten in Potsdam sind darauf durch die Herren Landräte Verhandlungen mit den Besitzern der Wallreste eingeleitet. Diese haben zu folgendem Ergebnis geführt: In Gross-Beuthen sind die Mauerreste inzwischen beseitigt. Es bleibt nur übrig, eine zeichnerische Aufnahme des Burgrestes vorzunehmen. Über die Burgreste bei Drewitz und Deetz hat näheres noch nicht ermittelt werden können. Mit den Besitzern der Burgruine in Bergholz, den Eheleuten Killat und dem Vormund Siewert, ist eine Verhandlung aufgenommen, wonach sie gegen eine Entschädigung von 450 Mk. sich verpflichten, die Ruine fortbestehen zu lassen. Ebenso ist eine Verhandlung mit den Besitzern der Burgruine Phöben, den Kossäthen Friedrich Schmidt I und Wilhelm Michaelis, abgeschlossen, wonach sie sich verpflichten, gegen eine Entschädigung von 210 bezw. 280 Mk. die in ihrem Besitz befindlichen Burgreste dauernd liegen zu lassen.

Der Provinzial-Konservator beantragt die erforderlichen Summen, also 450 + 210 + 280 = 940 Mk. zu dem genannten Zweck zu bewilligen. Der Antrag wird von Herrn Geheimrat Friedel eingehend unterstützt und von der Kommission genehmigt.

Es wird gleichzeitig angeregt, mit der Aufsicht der Burgruine in Phöben den Lehrer Böge in Alt-Töplitz gegen eine angemessene Entschädigung zu betrauen.

C. Bilder-Photographien.

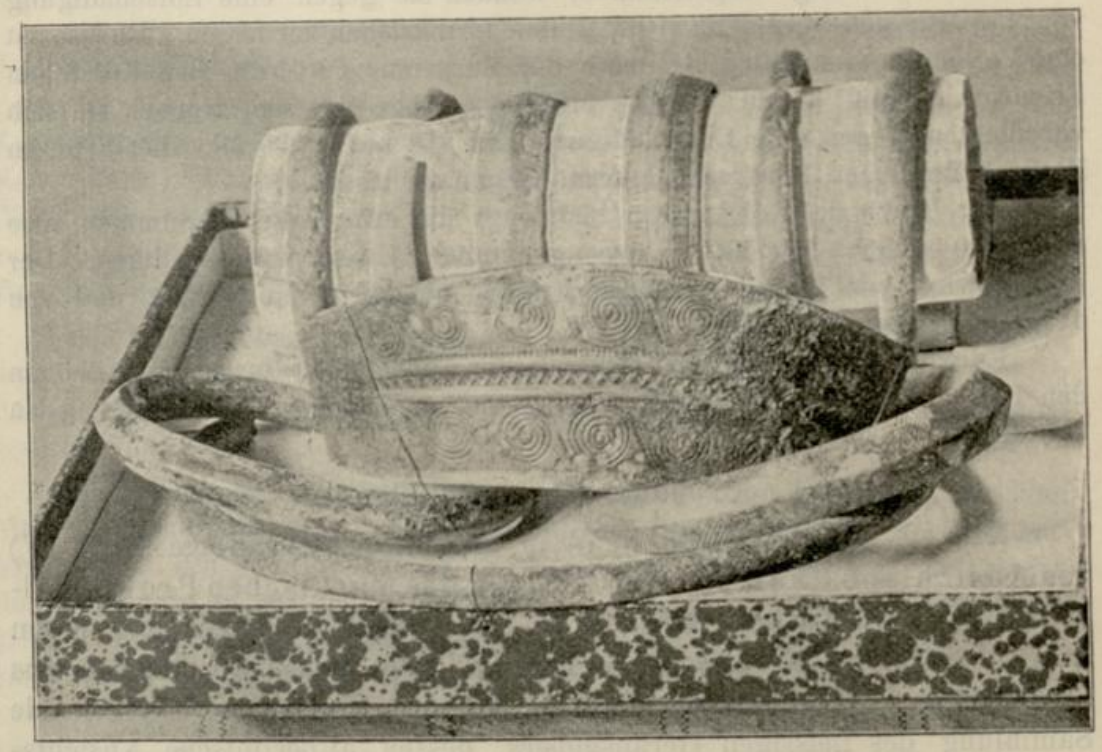
XII. J. Spiro (Berlin N. W. 7) eine neue Reihenfolge (Serie IV) von Ansichtspostkarten nach Bildern des Märkischen Provinzial-Museums. Sie sehen darin z. B. eine Anzahl von den bekannten Strassenausrufern (les cris de Berlin) um 1785, ferner Karikaturen aus dem Berliner Volksleben um 1830 u. dgl. m. Eine neue ansprechende Sammlung des fleissigen Herausgebers, dessen altberlinische Ansichtspostkarten uns wiederholt beschäftigt haben.

XIII. Das malerische Berlin. Jahrgang V, Heft 12. Diese Weichnachtsnummer ist sehr sehenswert, wie Sie ersehen wollen; mit vielen Bildnissen von Künstlern und einer Menge berlinischer Strassenansichten von bleibendem Wert ausgestattet. Der Preis, 1 Mk., erscheint im Verhältnis zum Dargebotenen als ein sehr geringer.

XIV. Herr Robert Mielke besprach hierauf einen neuen, dem Märkischen Museum geschenkten grössern Bronzefund.

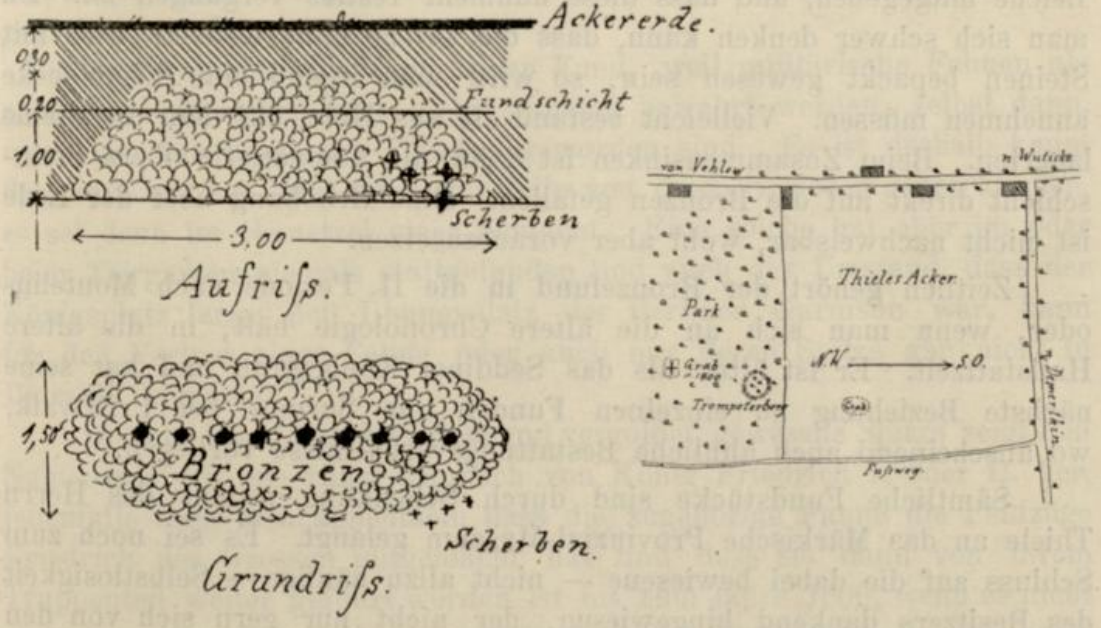
Im Januar 1903 fand der Ackerwirt Thiele in Vehlow beim Rajolen eine Steinpackung, die sich bei näherer Untersuchung als eine

tief in die Erde gehende Schüttung erwies. Beim Auseinandernehmen kamen einige Bronzen zum Vorschein, die der Besitzer sorgfältig herausnahm. Durch Herrn Gasthofsbesitzer Kolbitz in Gross-Wutike, der sich schon öfter als verständnisvoller Hüter solcher vorzeitlichen Gegenstände erwiesen hatte, wurde der Besitzer und Finder veranlasst, die Ausgrabungen ruhen zu lassen, bis aus Berlin ein sachverständiges Urteil angelangt wäre. Er sandte einen Probering durch die Vermittlung des Herrn Rektor O. Monke an das Märkische Provinzial-Museum ein, das mich ersuchte, eine Untersuchung an Ort und Stelle vorzunehmen. Am 31. Januar begab ich mich in Begleitung des Herrn Paaltzow, Mitgliedes der Brandenburgia, nach Vehlow, wo wir beide tatkräftige Förderung durch die Herren Thiele und Kolbitz fanden.



Viel konnten wir allerdings nicht mehr tun, da die Packung bis auf einen kleinen Rest an ihrem südöstlichen Ende bereits auseinandergenommen war. Wenn man sich von der Station Gross-Wutike nach Vehlow begibt, so zweigt sich unmittelbar vor dem Dorfe von der Strasse nach Süden eine Chaussee ab, die nach Demerthin führt. Die von beiden Landstrassen eingeschlossene, nach Vehlow zu gelegene Fläche ist der Thielesche Acker, auf dem früher schon durch den Vater des jetzigen Besitzers Urnen gefunden, auf dem auch die neuen Bronzen zum Vorschein gekommen waren. Nach dem Dorfe zu wird er von einem kleinen Park abgeschlossen, in dem sich ein neueres Grab und eine kleine Erhebung befinden, die möglicherweise gleichfalls eine vorge-

schichtliche Grabanlage ist. Da sie mit grossstämmigen Bäumen dicht bestanden ist, so konnte eine nähere Untersuchung nicht vorgenommen werden. Wir wandten uns daher unverzüglich der Steinpackung zu, die sich in der nord-südwestlichen Ecke befand und liessen die noch stehende Lagerung auseinandernehmen, bis wir wieder auf den natürlichen, hellfarbigen Sandboden stiessen. Bronzen waren nicht mehr vorhanden, nur an der — durch Kreuze in der Skizze bemerkbar gemachten Stelle lagen cr. 1 m tief wenige Reste von Scherben, die ersichtlich mindestens drei Gefässen müssen angehört haben. Sie waren teils hell, teils auch von einem dunklen, mattglänzenden Ton; aber trotz eifriger Nachforschung gelang es nicht so viel zusammenzubringen, um ein einziges Gefäss wieder rekonstruieren zu können. Wenn sie nicht so tief und teilweise zwischen den Steinen gelegen wären, so müsste man



einen Zusammenhang mit der Steinpackung ablehnen. Es hat den Anschein, als ob sie schon als Reste dahin gelangt seien. Hin und wieder war in dem die Steinpackung füllenden gelben Sand ein dunkler Einschlag von mulmiger Beschaffenheit, der beim Betasten sofort zerfiel. Ob dieser von Wurzeln oder einem anderen der Fäulnis anheimgefallenen Stoffe herrührte, möge dahin gestellt werden.

Die Steinpackung, deren Grundriss noch deutlich erkennbar war, bestand aus lauter runden Steinen von 8—20 cm Grösse; sie waren in der Richtung von NW. nach SO. geschichtet. Die Sohle lag 1,50 m, die Krone etwa 30 cm unter dem Acker. Die grösste Sohlenbreite betrug 1,50 m. Nach Schilderung des Besitzers, Herrn Thiele, die einen durchaus glaubwürdigen Eindruck macht, lagen die Bronzen 1 m über der Sohle, ohne Scherben und ohne sonstige Beigaben, dagegen ver-

einzelt und in der Längsrichtung der Packung. Es sind insgesamt 12 Stücke, 2 Hals-, 2 Armbergen, 1 Halsring und 7 Fuss- und Armringe gesammelt worden, die sich durch eine selten prachtvolle grüne Patinierung auszeichnen. Nur die eine der Halsbergen zeigte einen alten Bruch an ihrem Ende. Von den Armbergen die denen des Weitgendorfer Fundes gleichen, zerbrach eine beim Herausnehmen in 2 Stücke. Alles übrige ist von tadelloser Erhaltung.

Eine Erklärung des Fundes ist schwer, da er ersichtlich mit den sog. Depotfunden nichts zu tun hat. Ich möchte die ganze Anlage für ein Skeletgrab halten. Die Richtung der Bronzen, von denen beim Anfang der Grabung (seitens des Besitzers) mehrere Ringe bei einander in dem nordwestlichen Ende gefunden worden sind, und ihre getrennte Lagerung lassen den Schluss zu, dass sie einer weiblichen Leiche mitgegeben, und dass diese nunmehr restlos vergangen ist. Da man sich schwer denken kann, dass die Leiche ohne weiteres wird mit Steinen bepackt gewesen sein, so wird man irgend eine Schutzdecke annehmen müssen. Vielleicht bestand sie aus Holz, auf dem die Steine lagerten. Beim Zusammensinken ist dann die konstatierte obere Steinschicht direkt auf die Bronzen gefallen. Eine Erhöhung über der Erde ist nicht nachweisbar, wohl aber vorauszusetzen.

Zeitlich gehört der Bronzefund in die II. Periode nach Montelius oder, wenn man sich an die ältere Chronologie hält, in die ältere Hallstattzeit. Er ist älter als das Seddiner Königsgrab und hat seine nächste Beziehung zu einzelnen Funden aus Sarnow bei Pritzwalk, wo anscheinend auch ähnliche Bestattungsverhältnisse vorliegen.

Sämtliche Fundstücke sind durch Schenkung seitens des Herrn Thiele an das Märkische Provinzial-Museum gelangt. Es sei noch zum Schluss auf die dabei bewiesene — nicht allzu häufige — Selbstlosigkeit des Besitzers dankend hingewiesen, der nicht nur gern sich von den Gegenständen trennte, sondern auch für die sorgfältige Erhaltung der vorher entnommenen Bronzen Sorge trug und uns auch bei den Untersuchungsarbeiten hülfreich bei Seite stand. Wenn immer bei Funden ein so verständiger Besitzer und ein das Angemessene so klar übersehender Freund der Vergangenheit wie Herr Kolabitz zur Seite stände, dann würde die Altertumswissenschaft nicht so viel Verluste zu buchen haben wie bisher.

XV. Herr Kustos Buchholz:

Von den fünf Heimstätten für Brustkranke und für Rekonvaleszenten, welche die Stadt Berlin in den Herrenhäusern und Parkanlagen ihrer angekauften Rieselgüter hat einrichten lassen, nämlich:

Blankenburg . . . für genesende Frauen,
Heinersdorf . . . „ „ Männer,
Blankenfelde . . . „ brustkranke Frauen,
Malchow . . . . . „ „ „
Gütergotz . . . . . „ „ Männer,

liegt hier eine Reihe photographischer Aufnahmen der drei letztgedachten Stätten vor. Die Bilder haben für die Brandenburgia zunächst ein landschaftliches Interesse, sie zeigen aber zugleich, welche angenehme Unterkunft die Stadt Berlin ihren hülfsbedürftigen Kranken gewährt.

XVI. Herr Kustos Buchholz:

Ein ziemlich ungewöhnlicher Fund aus neuerer Zeit ist im Tiergarten, am Königsplatz, kürzlich gemacht worden und in das Märkische Museum gelangt. Es ist die hier vorliegende Spitze einer Königlich Preussischen Kriegsfahne, die dort bei Rohrlegungsarbeiten ausgegraben wurde.

Ungewöhnlich erscheint dieser Fund, weil militärische Fahnen als geweihte Feldzeichen stets sehr sorgsam bewahrt werden, selbst dann, wenn sie eine Beute des Feindes geworden sind. Es ist deshalb kaum denkbar, wie sie, oder auch nur Teile von ihnen, verloren gehen können, es sei denn im Gemetzel einer Schlacht. Eine solche hat aber im oder beim Tiergarten niemals stattgefunden und auch der Umstand, dass der Königsplatz lange Zeit Übungsplatz der Berliner Garnison war, kann für den Verlust einer Fahne oder auch nur deren Spitze gar nicht in Betracht kommen.

Die aus Eisen geschmiedete und vergoldet gewesene Spitze zeigt den Namenszug FR, sie rührt demnach von König Friedrich I. oder II. her, jedenfalls lässt sich annehmen, dass die zugehörige Fahne die Feldzüge Friedrich des Grossen mitgemacht hat und dass sie dann von ihrem Truppenteil weiter geführt worden ist bis zum Jahre 1806, wenn es nicht eine der unter Friedrich II. periodisch unter Ersatz durch eine neue, zurückgestellten sein sollte.

In dem Unglücksjahr 1806 verloren bekanntlich sämtliche preussischen Regimenter, soweit sie gegen die Franzosen zur Verwendung kamen oder sonst diesseits der Oder standen, ihre Feldzeichen. Es waren 192 Infanterie-Fahnen und 96 Standarten, die teils bei Jena und Auerstädt, teils in den nachfolgenden kleineren Affären, teils bei den schmählichen Kapitulationen, den Franzosen in die Hände fielen und dann nach Paris als Siegestrophäen gebracht wurden. Von diesen Fahnen ist aber keine mehr nach Preussen zurückgekommen. Sie wurden mitvernichtet, als Marschall Serrurier am 30. März 1814 auf dem Hofe des Invaliden-Hotels die dort angesammelten 1500 Feldzeichen verbrennen liess, um sie nicht in die Hände der siegreich vor Paris angekommenen verbündeten Heere fallen zu lassen. Der Marschall hatte dann die Verbrennungsreste, unter denen

sich insbesondere auch die unverbrennbaren Fahnenspitzen befanden, in die Seine werfen lassen, aus der sie zwei Jahre darauf — natürlich nur teilweise — herausgefischt wurden. Auf diese Weise kamen wieder 168 Fahnenspitzen zum Vorschein, unter ihnen 39 preussische, die dann im Invaliden-Hotel dauernd ausgestellt blieben.

Bei den Kapitulationen der preussischen Armeereste, namentlich bei der von Prenzlau, haben aber doch einzelne Fahnenträger in ihrem Grimm über die Feigheit der Führung heimlich ihre Fahnen verstümmelt, teils Teile des Fahnentuchs oder Bänder, oder auch die Spitzen, abgenommen, verwahrt und später — nach Ordnung der preussischen Verhältnisse — wieder an die Heeresverwaltung abgegeben.

Nach den Beständen des Zeughauses liegen 11 solcher Fälle vor, die ich hier, des allgemeinen Interesses wegen, vollständig wiederhole:

1. Die ganzen Reste des gestickten Tuchs der ersten Fahne des 1. Bataillons Leibgarde; vor der Waffenstreckung bei Prenzlau gerettet durch den Hoboisten Stettin des Bataillons und im November 1807 in Memel dem Könige überreicht.
2. Teile eines gestickten Fahnentuchs des Regiments Garde, ebenfalls gerettet durch den Junker von Hirschfeld.
3. Stück eines Fahnentuchs des Regiments König, im Gefecht bei Prenzlau gerettet durch den Junker von Petersdorff.
4. Eine Fahnenspitze des Regiments Garde, vor der Kapitulation von Prenzlau durch den Sergeanten Pitschmann abgebrochen, im Jahre 1810 überreicht.
5. Spitze von einer Standarte des Regiments Gendarmes, nach dem Gefecht bei Zehdenick, Kreis Storkow im Morast unter einem Kavalleriepferd gefunden, im April 1809 überreicht.
6. Fahnenspitze des Infanterie-Regiments von Kalckreuth No. 4, im Gefecht bei Halle am 17. Oktober 1806, der Fahne des Junkers v. Oettinger abgeschossen, im September 1808 überreicht.
7. Fahnenspitze des Infanterie-Regiments v. Kleist No. 5, vor der Kapitulation von Magdeburg abgebrochen und am 18. Januar 1825 überreicht.
8. Fahnenspitze des Infanterie-Regiments v. Schimonsky No. 41, vor der Kapitulation von Magdeburg durch den Leutnant v. Unruh abgebrochen, im Jahre 1817 überreicht.
9. Fahnenspitze des Infanterie-Regiments v. Sanitz No. 50, vom Junker v. Hausen vor der Kapitulation von Magdeburg abgebrochen, im Jahre 1808 überreicht.
10. Fahnenspitze unbekannter Zugehörigkeit, im Jahre 1811 vom Proviantkommissar Klossmann überreicht.
11. Fahnenspitze des Infanterie-Regiments v. Rennard, vom Leutnant v. Goechhausen vor der Kapitulation von Magdeburg abgebrochen, 1871 dem Kaiser Wilhelm überreicht.

So wie diese 8 Fahnenspitzen einzeln gerettet worden sind, können auch noch mehr nach Berlin gelangt sein, ohne dass sie an die Heeresverwaltung abgeliefert wurden, und eine solche könnte dann an der Fundstelle im Tiergarten zufällig auch verloren gegangen oder weggeworfen sein. Dass den nach Paris gebrachten Trophäen noch mehr Spitzen gefehlt haben können, als die 8 oben verzeichneten, ist möglich, weil von den 192 Infanteriefahnen-Resten nur 39 aus der Seine herausgefischt werden konnten, wobei natürlich zugegeben werden muss, dass viele im Flussbett nicht mehr gefunden wurden, ja auch schon beim Transport der Asche nach der Seine verloren gegangen sein können.

Andererseits aber ist es auch möglich, dass noch mehr Fahnenspitzen bei der Katastrophe von 1806 gerettet, später an die Heeresverwaltung abgeliefert und im Zeughaus verwahrt worden sind, weil Aufzählungen der so geretteten Feldzeichen aus den ersten Dezennien nach 1806 nicht bekannt sind und das vorstehende Verzeichnis erst nach 1871 auf Grund der Bestände im Zeughaus aufgenommen ist. Dann liesse sich unser Fund so erklären, dass er aus dem Zeughause herrührt, und zwar bei der Erstürmung des Zeughauses durch das Volk am 14. Juni 1848 wegen vermuteten Goldwerts von einem Strolch geraubt und, nachdem dieser beim Tageslicht erkannt, dass es nur vergoldetes Eisen und das Metall ohne Wert ist, an der Fundstelle weggeworfen worden ist. In dem Streckfussschen Bericht über den Zeughaussturm heisst es: „dass alle diejenigen (Bürger und Arbeiter), die sich lediglich mit Waffen und Munition für den Kampf versorgen wollten, nach ihrer Ausrüstung sich entfernten, dass aber noch ein nichtswürdiger beutegieriger Pöbel, wie er sich überall findet, im Zeughause zurückblieb und in blinder Zerstörungswut und ekelhafter Raubsucht dort hauste. Es wurden die alten, zum Gebrauch völlig untauglichen Waffen geraubt, die nur als historische Erinnerungen Wert hatten. Auch die Fahnen und Trophäen wurden herabgerissen und das Diebsgesindel scheute sich nicht, diese wertvollen Andenken aus Raublust zu verstümmeln".

Die meisten der so geraubten Sachen wurden zwar sogleich, nach der Umstellung des Zeughauses seitens der Bürgerwehr, den aus den Fenstern fliehenden Strolchen wieder abgenommen, doch mochten manche trotzdem ihren Raub in Sicherheit gebracht haben, namentlich, wenn es sich um kleinere Sachen, wie Fahnenspitzen handelte, die am Körper leicht zu verbergen waren.

Noch auf einen andern Vorgang möchte ich hinweisen, der mit dem Funde in Beziehung gebracht werden könnte. In der allgemeinen Bestürzung, die unmittelbar nach der Nachricht vom Jenaer Unglück in Berlin herrschte, hatte man doch nicht unterlassen, einige Bergungsakte vorzunehmen. So wurden die Kassen und ein grosser Teil der Archive

über Stettin nach Memel gerettet. Auch die in der Garnisonkirche aufbewahrten Siegestrophäen und vermutlich auch alte preussische Fahnen aus dem Zeughause waren bereits auf Wagen geladen und in der Fortführung begriffen. Diese wurden aber von den Franzosen abgefangen und sollen dann in der Gegend der Zelten im Tiergarten verbrannt worden sein. Die angegebene Örtlichkeit könnte mit der unseres Fundes stimmen.

XVII. Herr Pastor Passow: Vergessene märkische Grenzlinien in ihrer geschichtlichen Bedeutung.

Altbrandenburgische Geschichte verstehen und gar schreiben wollen — ohne die genaueste topographische Orientierung — das ist ein Unding. Hätte man diesen Grundsatz zu allen Zeiten hochgehalten, so wären die Versäumnisse, Missverständnisse, Schnitzer und Fehler unmöglich gewesen, die sich in die Darstellung der älteren märkischen Geschichte eingeschlichen haben und die mit einer beinah rührenden Treue immer weiter geschleppt werden, bis auf den heutigen Tag.

Bei dem notorischen, bedauerlichen Mangel an sicheren historischen Zeugnissen über die Germanisierung und Kolonisierung unserer Heimatprovinz hätte man das reiche Material der Topographie um so gründlicher studieren und verwerten sollen; denn hier sind uns Urkunden gegeben, nicht geschrieben, nicht gedruckt, sondern elementar und unzerstörbar unserem Boden eingeprägt; natürliche Grenzlinien, die selbstverständlich im Flachland nicht Höhenzüge sein können, sondern Luch und Bruch, Sumpf und Moor sind es, die trennen und scheiden. Dieselbe Natur aber, die auf solche Weise kleinere geschlossene Territorien schuf, sorgte auch dafür, dass die genannten Hindernisse nur relative, nicht absolute waren, weil selbst die unwegsamste Niederung irgendwelche Übergänge darbot, ähnlich wie auch Flüsse und Ströme in den Furten ihre natürlichen Passagen besassen.

Zu der nachweisbar traditionellen Eigenart der Askanier gehörte es, nicht bloss die vorhandenen Grenzen zu respektieren; sie taten ein Weiteres, indem sie künstliche Befestigungen da anlegten, wo die natürlichen Grenzen versagten oder nicht genügten. Hierdurch ist uns die Möglichkeit gewährt, das Bild des askanischen Okkupationsverfahrens zu rekonstruieren und die Lücken der geschichtlichen Überlieferung einigermassen auszufüllen. Wo in natürlichen Grenzzügen alte Befestigungen sich finden, ist man zu der Annahme berechtigt, dass diese Linien einmal politische Grenzen waren. Selbstverständlich sind für den vorliegenden Zweck nicht die sogenannten Landwehren, die ganz andere Bedeutung haben, noch gar die slavischen Burgwälle heranzuziehen;

vielmehr kommen als Befestigungen hier nur die Castra und Oppida in Betracht, doch auch diese nicht sämtlich.

In den Elbsaalegegenden bildete sich frühe eine Methode für die Besetzung der stärker bevölkeren Sorbenländer, die darin bestand, dass man über das ganze Gebiet hin in gemessenen Entfernungen Burgen anlegte, zu denen je ein Bezirk gehörte — Burgwardium genannt. In jene festen Punkte kam eine deutsche Besatzung, dort entstanden die ersten Kirchen, dort wurde Recht gesprochen und von da aus leitete man die Gesamtverwaltung der Burgbezirke. Nach diesem Prinzip ist in der Mark die Niederlausitz durchgehends und die Priegnitz überwiegend okkupiert worden; auch die Gebiete des Streifens Belzig, Briezen, Jüterbog, Dahme wurden so besetzt, und selbst im Havellande sind Spuren des Burgwardsystems zu erkennen. Es wäre deshalb verfehlt, alle Befestigungen mit Grenzen in Verbindung zu bringen, aber — ob sie Territorien schlossen, Strassen bewachten, Verwaltungszentren bildeten, in jedem Falle waren sie für den Landesschutz bestimmt.

Die herkömmliche Deutung der älteren märkischen Burgen als Raubnester ist schon deshalb abzuweisen, weil ihre Existenz sich nachweisen lässt zu einer Zeit, wo von einem Stegreifrittertum im Brandenburgischen keine Rede sein kann. Wenn man das Kastrum Neumühl, nördlich von Oranienburg zum Schutze der dortigen Mühlen und das Kastrum Bretten in der Uckermark im Interesse der Fischerei auf dem Werbellinsee errichtet sein lässt, so beweist dies nur, dass man keine Ahnung hat von den Kosten der Erbauung und Erhaltung eines Kastrums, das doch einer ständigen Besatzung und entsprechender dauernder Einkünfte bedarf.

Leider ist unsere Kenntnis des ursprünglichen Befestigungsnetzes der Mark keine vollständige; einige Burgen sind verschwunden und fast vergessen, viele sind aufgegangen in die Städte, die sich im Anschluss an die Kastra bildeten. Weitaus die meisten märkischen Städte sind tatsächlich in dieser Weise entstanden, aber bei etlichen ist die Entwicklung aus einem Burgort zweifelhaft, bei einzelnen direkt ausgeschlossen.

Mehren sich dadurch die Schwierigkeiten für die Fixierung des Okkupationsbildes, so ist doch festzuhalten, dass die in natürlichen Grenzzügen liegenden Befestigungen, soweit sie der Regierungszeit der Askanier angehören, diejenigen Linien markieren, die bei dem allmählichen Vordringen der Anhaltiner zeitweilig als Grenzen gedient haben müssen.

Nicht vom Westen her und nicht erst, nachdem er die Nordmark erhalten, hat Albrecht der Bär seine ersten Erwerbungen auf märkischem Boden gemacht. Die Eigengüter des Ballenstedter Grafengeschlechts erstreckten sich zum Teil — die Bode abwärts — bis zur unteren Saale. Als Kaiser Heinrich V. in seinem Kampfe gegen die sächsischen Fürsten

die Sorbenwenden zu seinem Schutze aufbot, schlug Albrechts Vater Otto der Reiche diese bei Köthen im Jahre 1115 und benutzte den Sieg, um sich ein neues Gebiet zwischen Saale und Mulde, Elbe und Fühne zu schaffen. Von hier aus hat sich die askanische Herrschaft — nach dem Burgwardsystem — nordwärts und ostwärts ausgedehnt.

Nur auf dieser Grundlage ist die Abtretung der Zauche, als angebliches Patengeschenk des halb sagenhaften Pribislaw von Brandenburg für den nachmaligen Markgrafen Otto I., verständlich. Da dieser im Jahre 1148 sich mit einer polnischen Prinzessin verheiratete, so muss er zweifellos vor 1134 geboren sein. Die eben genannte Schenkung galt danach nicht dem Sohne des Inhabers der Nordmark, sondern des Grafen von Ballenstädt, der durch seine Erwerbungen, die sich bis Belzig erstreckten, der unmittelbare Nachbar des letzten Havellerfürsten geworden war. Es gab also schon damals einen zusammenhängenden askanischen Besitz, der von der Saale bis zur Havel reichte. Hieraus erklärt sich ferner die Entstehung einer zweiten Stadt Brandenburg, nicht im Havellande, sondern in der Zauche gelegen. Nennt Albrecht der Bär sich schon 1142 Markgraf von Brandenburg, obwohl Pribislaw erst 1150 starb, so gründet sich dieser Titel auf die Neustadt dieses Namens. Nachdem von der Altmark aus den Söhnen Wirikinds von Havelberg die Prignitz mit Waffengewalt entrissen war, fiel endlich das Havelland als überreife Frucht Albrecht dem Bären zu.

Wieweit die Herrschaft des Pribislaw sich nach Osten erstreckte, lässt sich nicht sicher bestimmen; jedenfalls ist die vom Bredower Luch bis zur Havel gehende Wublitz-Niederung eine alte Grenzlinie, welche die Heide Spandau und den Werder Potsdam von dem eigentlichen Havellande trennte. Nicht bloss das Landbuch Karls IV., sondern sogar noch die Schossregister des 15. Jahrhunderts scheiden diese drei Gebietsstücke scharf von einander. Wann immer der Übergang vom Havelland zur Heide geschaffen sein mag, die grössere Wahrscheinlichkeit spricht dafür, dass die Askanier von der alten Zauche aus unter Benutzung des Havelüberganges bei Werder oder Geltow die Insel Potsdam erreicht haben. Selbst in späterer Zeit war die Erinnerung an diesen Zusammenhang so lebendig, dass im Landbuch das Kastrum Potsdam zur Zauche gerechnet wird.

Von altersher wurden die dem Landesschutze dienenden Befestigungen mit gewissen Einkünften dotiert. Solche Burglehen, die äusserst konservativ sind, bildeten die Einkünfte der Burgbesatzung, und es wurde deshalb naturgemäss darauf gehalten, dass nicht zweifelhafte, sondern absolut sichere Hebungen einem Kastrum überwiesen wurden. Der einzige Ort aber, der von jeher der Burg Potsdam abgabepflichtig war, ist Kammerode in der alten Zauche. Hieraus darf man entnehmen, dass bei der Anlage jener Burg der nächstgelegene,

gesicherte Besitz der Askanier die Zauche war. Wären sie vom Havellande aus über die Wublitz südwärts vorgedrungen, so müsste man erwarten, dass Einkünfte aus dem Havellande oder der Heide der Burg Potsdam beigelegt worden wären.

Auch die aus der Lage und dem Namen sich ergebende Bedeutung des Kastrums Fahrland, das 1197 gelegentlich zuerst erwähnt wird, spricht dafür, dass die askanische Invasion von Süden her erfolgte. Ursprünglich heisst die Burg Vorland und bezeichnet einen in feindliches Gebiet vorgeschobenen Posten, der aber nicht zu verstehen ist, wenn das Reich des Pribislaw bis Spandau sich erstreckt hätte. Die Burg kann nur den Zweck gehabt haben, dass von hier aus die Heide unterworfen werden sollte. Zu dem Ende wählte man für dieselbe einen Platz, der zwischen zwei Niederungen im Zuge von Dyrotz-Kartzow-Satzkorn und Dyrotz-Ferbitz-Crampnitz eingebettet, zwar mit Potsdam aber nicht mit Wustermark in direkter Verbindung steht; wäre von letzterem Orte aus das Eindringen der Askanier erfolgt, so ist die Anlage der Burg Fahrland kaum erklärlich. Von hier aus wurde Spandau erreicht, wo der Doppelübergang über die Havel nach dem Barnim und nach dem Teltow durch eine starke Befestigung geschlossen ward. Über die Zeit dieser Okkupation ist uns nur indirekt Aufschluss gegeben.

Unter Führung des Polenfürsten Jakzo versuchten die Wenden der Mark 1157 die deutsche Herrschaft abzuschütteln; bei der Unterwerfung der Aufständischen leistete der Erzbischof Wichmann von Magdeburg Albrecht dem Bären tatkräftige Hilfe und erhielt zum Lohne für seinen Beistand das Land Jüterbog-Luckenwalde, als dessen Besitzer er um 1160 erscheint. Da dem Kirchenfürsten daran gelegen sein musste, zur Erweiterung seiner Territorialmacht ein seinem anderweitigen Besitze möglichst naheliegendes Gebiet zu erhalten, so kann um 1160 westlich von Jüterbog-Luckenwalde herrenloses Slavenland nicht mehr vorhanden gewesen sein. Spätestens damals muss demnach die neue Zauche mit Saarmund, Beelitz und Brietzen in die Hände der Askanier gekommen sein. Da nun die Burg Potsdam wesentlich dazu bestimmt war, etwaige feindliche Einfälle von Süden her abzuwehren, so muss die Gründung derselben vor 1160, wo die neue Zauche den Askaniern zufiel, erfolgt sein. Damit stimmt überein, dass 1228 eine „neue Burg“ bei Drewitz erwähnt wird, die nur im Gegensatz zu der alten Burg Potsdam diesen Namen erhalten haben kann und deren Entstehung auch, wie noch gezeigt werden wird, der älteren Zeit angehört.

Zu den weiteren frühesten Erwerbungen der Anhaltiner, den später sogenannten „alten Landen“ gehören endlich die Luchinseln der Ländchen Rhinow, Friesack, Bellin und Glin, die sämtlich durch alte Befestigungen gegen etwaige Einbrüche von Norden her gesichert wurden. Am stärksten

ist der Glin durch die Oppida Kremmen, Schwante, Vehlefanz und Tucheband (das heutige Bötzow) blockiert, ein Beweis, dass dort die Gefahr feindlicher Einfälle am grössesten war, ein Beweis auch, dass zur Zeit der Okkupation dieser Luchinseln die nördlich davon liegenden Landesteile noch in wendischem Besitze sich befanden. Mit höchster Wahrscheinlichkeit ist anzunehmen, dass von Nauen aus die Länder Glin und Bellin besetzt worden sind, die auch kirchlich später zu dieser Propstei gehörten. Dieselbe Passage über das Havelländische Luch, welche einst die Burg Nauen zu sperren berufen war, wurde nachmals Anlass, dass der Burgort sich zu einer Stadt entwickelte, welche den von der Natur geschaffenen Übergang durch Dammschüttungen zu einer dauernd benutzbaren Verkehrsstrasse gestaltete.

Nichts spricht dagegen, sondern alles spricht dafür, dass die Nordgrenze der Rhinlinie und die Ostgrenze der Havel-Nuthe-Nieplitzlinie bereits unter Albrechts des Bären Regierung bis 1170 erreicht worden ist. Lässt sich dafür ein zwingender Beweis nicht beibringen, so nötigt doch die in den Zehntstreitigkeiten der Bischöfe von Brandenburg und der Markgrafen offiziell gebrauchte Bezeichnung der „alten Lande“ für den oben skizzierten Komplex zu dem Schluss, dass über die genannten Grenzlinien hinaus längere Zeit hindurch keine Neuerwerbungen seitens der Askanier gemacht worden sind.

Für einen solchen Stillstand auf dem Gebiet der Okkupation bietet der Tod Albrechts des Bären eine zureichende Erklärung; denn damals wurde die bis dahin vereinigte Macht des Ballenstedter Hauses unter die fünf Söhne des Verstorbenen verteilt, was nicht ohne Schwierigkeiten und nicht ohne Schwächung des einzelnen abging. Überdies stand Heinrich der Löwe um jene Zeit auf einer Höhe des Glückes und des Erfolges, die fast erdrückend für die Askanier sein musste. Lieber werden die Ritter dem mächtigen weltberühmten Herzog von Sachsen und Bayern gefolgt sein, als dem Markgrafen von Brandenburg, lieber werden die Siedler im Herrschaftsbereich des Löwen sich niedergelassen haben, als in einem Lande, dessen Zukunft noch keineswegs gesichert schien. Ein völliger Umschwung trat mit dem Jahre 1179 ein und seitdem kommt auch neues Leben in die stagnierende Eroberungspolitik Otto I. Der Sturz Heinrichs des Löwen wurde der unmittelbare Anstoss zu einer Weiterentwickelung des kleinen märkischen Askanierstaates. Um seinen Feinden Arbeit zu machen, Schwierigkeiten zu bereiten, Schaden zuzufügen, veranlasste der Welfe die Pommern und Liutizen zu wiederholten Raubzügen in die Länder seiner Gegner. Die volle Wucht dieses unerwarteten Vorstosses traf das magdeburgische Land Jüterbog und die Niederlausitz; von einer Verheerung brandenburgischen Gebietes ist in den Quellen nirgends die Rede. So kann der Weg der

slavischen Horden nur durch den Barnim und Teltow unter Benutzung des Spreeüberganges bei Berlin-Kölln geführt haben.

Da unternahm Otto, um eine Wiederholung von Verwüstungszügen, die auch sein Land bedrohten, unmöglich zu machen, 1180 eine Strafexpedition gegen Pommern mit dem Erfolge, dass Herzog Kasimir getötet und Herzog Bogislav gefangen genommen wurde. Was auf diesen ersten brandenburgisch-pommerschen Zusammenstoss weiter geschah, ob und wie der Markgraf seinen Sieg verwertete, davon schweigt die Geschichte; nur die Gründung des Klosters Lehnin, das auch als Grabstätte der märkischen Askanier zu dienen berufen war, lässt erkennen, dass man jetzt an den Bestand des kleinen Kolonialstaates an der Havel mit Ruhe und Vertrauen glaubte. In der Tat gaben die veränderten Verhältnisse im deutschen Osten solcher Auffassung durchaus Recht. Heinrich der Löwe verlor seine Machtstellung und ging, seiner Ämter und Würden beraubt, in die Verbannung. Das Herzogtum Sachsen, wenn auch stark verkleinert, hatte Ottos Bruder Bernhard erhalten, und ein weiterer Bruder desselben Siegfried, bis dahin Bischof von Brandenburg, war Erzbischof von Bremen geworden.

Als der zweite brandenburgische Markgraf 1184 die Augen schloss, folgte ihm sein ältester Sohn Otto II, der polnisches Blut in den Adern hatte und der wohl niemals die Haltung und Stellung einnahm, die man seinem Standbild in der Siegesallee zudiktiert hat. Eine rasche, hitzige, feurige Natur, schnell von Entschluss, zu kecker Tat bereit, ein grosser Freund und Pfleger des Turniers, freigebig gegen geistliche Stiftungen, aber nicht aus kirchlicher Devotion, sondern damit andere die ihm unbequeme Sorge für sein Seelenheil ihm abnähmen, in seinen Privatverhältnissen weder ein Mustergatte noch ein zärtlicher Bruder, kirchlichen Würdenträgern gegenüber nicht immer von einem Gefühl der Hochachtung und Unterwürfigkeit beseelt, konnte er rauh und hart sein, doch fehlt es nicht an Zügen einer ritterlichen Humanität. Politisch trat er als treuer Anhänger und Parteigänger der Staufer und als Führer der antidänischen Bewegung unter den deutschen Fürsten hervor.

Von einem so gearteten Mann, dessen Bild wir seinem Zeitgenossen Arnold von Lübeck verdanken, weiss die märkische Fürstenchronik nichts zu berichten. Wollte man die Gestalten der ersten Askanier nach den Daten dieser Quelle zeichnen, es gäbe recht langweilige, nichtssagende Figuren, nicht wert, in Marmor gebildet zu werden.

Leider hat die Geschichtsforschung sich an der mageren Ausbeute der genannten Chronik für die Darstellung der Periode der Askanier vielfach genügen lassen und geradezu monströs ist es, wie sie unzweifelhafte Irrtümer und falsche Behauptungen des Seehausener Dominikaners zu unantastbaren Dogmen erhoben hat.

Von den mancherlei Ungenauigkeiten des Verfassers der Fürstenchronik ist für das Verständnis der älteren märkischen Geschichte am verhängnisvollsten die Behauptung geworden, dass erst Johann I. und Otto III. den Barnim und den Teltow von einem dominus Barnem erworben hätten, unter welchem letzteren man jetzt fast allgemein den Herzog Barnim von Pommern verstehen zu sollen glaubt.

Hier hätte die Kritik doch wohl die Pflicht gehabt, sich zunächst mit der Frage auseinanderzusetzen, ob eine pommersche Herrschaft über die betreffenden Landschaften sich auch nur wahrscheinlich machen lässt. Wo sind denn die Spuren einer solchen im Barnim und vollends im Teltow? Die Pommernfürsten waren inbezug auf geistliche Stiftungen doch keineswegs zurückhaltend; selbst in der Peripherie ihres noch keineswegs gefestigten Besitzes liebten sie es, Klöster zu gründen, so Dargun, so Broda, so Gramzow. Was in aller Welt sollte sie gehindert haben, im Barnim oder Teltow Prämonstratenser oder Cisterzienser anzusetzen, wenn diese Landschaften wirklich etwa 50 Jahre in ihrem ungestörten Besitze sich befunden hätten.

Welch klägliche Rolle spielen die Söhne Ottos I., wenn sie in 36 jähriger Regierung es nicht gewagt, versucht, erreicht haben sollten, ihr Gebiet über die Havel oder den Rhin hinaus auszudehnen. Und im Gegensatz dazu, welch fabelhafte Energie und Tüchtigkeit, welche märchenhafte Fülle von Glück und Erfolg weist man den Brüdern Johann I. und Otto III. zu, unter deren Regierung das gehäuft erscheint, was früher in unbegreiflicher Weise unterlassen und versäumt war.

Freilich wäre es ein Verbrechen an der geschichtlichen Wahrheit, wenn ein Forscher sich souverän berechtigt hielte, Licht und Schatten nach seinem Gutdünken so zu verteilen, dass möglichst jedem Regenten sein Lorbeeranteil zugewiesen würde. Eine solche ausgleichende Gerechtigkeit würde etwa die Kriege und Siege von 1864 und 66 in die Regierungszeit Friedrich Wilhelms IV. verlegen, damit nicht zuviel Rumesglanz auf das Haupt Wilhelms I. falle. Nein, es hat gewiss schwache, faule, schlechte, unglückliche Regenten gegeben, von deren Regierungszeit nichts zu sagen ist, aber ich bestreite, dass diese Kriterien auf die Söhne Ottos I. Anwendung finden dürfen.

Unter Verwerfung des Zeugnisses der märkischen Fürstenchronik, dass Teltow und Barnim erst um 1230 brandenburgisch geworden wären, behaupte ich:

1. Der nördliche Teltow, der Barnim und mindestens das Gebiet Zehdenick, Gransee, Löwenberg ist von Otto II. okkupiert und dauernd behauptet worden.
2. Das Land Ruppin, Rheinsberg-Fürstenberg ist spätestens ebenso wie die südliche Uckermark von Albrecht II. okkupiert worden, der auch den Teltow und Barnim kolonisiert hat.

Indem ich für den Barnim auf meine Arbeit über denselben in den Forschungen zur brandenburgischen und preussischen Geschichte, Band XIV, S. 1—43, verweise, stelle ich der märkischen Fürstenchronik den Bericht Arnolds von Lübeck gegenüber. Dieser erzählt uns folgendes: „Markgraf Otto", — der durch und durch antidänisch gesinnt war, — „verübte Feindseligkeiten gegen König Kanut, indem er sich einige Slaven unterwarf, welche der König für seine Untertanen erklärte. Darüber zürnend, beschloss der König einen Feldzug gegen ihn und kam mit seiner Flotte in dessen Land, indem er in den Oderfluss, welcher ins Meer mündet, einlief. Ihm schlossen die Rugier oder Ranen samt den Polabern und Obotriten sich an. Der König blieb auf der Insel Moen, während der Kanzler Peter das Heer führte. Als ihnen nun der Markgraf mit einer grossen Schaar von Kriegern und Slaven entgegentrat, gab es auf beiden Seiten Verwundete und Tote. Unter anderen fiel Durbern, der Bruder des Bischofs und der Kanzler ward verwundet und gefangen. Und so ward diese Unternehmung aufgegeben. Der Bischof aber wurde von Otto, welcher durch ihn viele Gefangene zurückzuerhalten oder einen grossen Teil des Slavenlandes zu erlangen hoffte, in enger Haft gehalten. So war eine kurze Zeit verlaufen und der Bischof noch in Fesseln, als er an einer empfangenen Wunde krank, listig und verschlagen, seine Krankheit so schlimm darstellte, dass er sich selbst aufzugeben schien. Der Markgraf also, von Menschlichkeit geleitet und aus Furcht vor übler Nachrede, damit der Bischof nicht in allzuharter Haft dahinschwinden sollte, begann ihn rücksichtsvoller zu behandeln. Er bestellte einen gewissen Ludolf zu seinem Wächter. Da aber begann der Bischof, sobald sich die Gelegenheit darbot, mit seinem Wächter wegen seiner Freiheit zu unterhandeln, und wurde, um es kurz zu sagen — mit Wissen und Beihilfe seines Wächters aus der Haft befreit und kam nach Hause zurück. Ludolf aber empfing eine nicht geringe Belohnung."

Aus dieser detaillierten Erzählung ist zu entnehmen, dass Otto II. keineswegs der untätige Fürst war, wie die Fürstenchronik ihn schildert, sondern er hat Erwerbungen im Wendenlande gemacht und das kann nur jenseits der Havelgrenze geschehen sein. Arnold von Lübeck kennt die Pommern zu gut, als dass er für sie den Ausdruck „einige Slaven" hätte brauchen können. Schon Leopold von Ranke hat es ausgesprochen, dass es sich hier nur um die Bewohner des Barnim handeln könne. Seit 1185 stand Pommern unter dänischer Lehnshoheit, die gleichen Hoheitsrechte aber nahmen die Askanier für sich in Anspruch. Es war indessen nicht ihre Art, hochfliegenden Plänen nachzujagen und darüber das Nächstliegende und das Erreichbare zu versäumen. Deshalb annektierte Otto zunächst den halb herrenlosen Barnim und schob damit die Grenzen seines Landes etwa 10 Meilen weit nach Nordosten

bis an die Oder vor. Um solchen Anwachsen Brandenburgs, das über kurz oder lang dem Markgrafen die faktische Oberhoheit über Pommern eintragen musste, zu wehren, fand die Expedition der dänischen Flotte im Jahre 1198 statt. Unter Benutzung der Wasserstrasse der Oder kamen die Dänen in das Land des Markgrafen und wurden geschlagen, sodass sie nicht erreichten, was sie beabsichtigt hatten, nämlich die Brandenburger zurückzuwerfen.

Die Sache ist so absolut klar, dass kein Wort der Erläuterung nötig erschiene, wenn nicht unter den Geschichtsforschern eine auf den ruhigen Beobachter komisch wirkende Platzfurcht vor dem Barnim herrschte. Es ist dem Markgrafen seitens der Historiker gnädigst gestattet worden, plötzlich an der Odermündung aufzutauchen; es wird ihm zugemutet, dass er dorthin von der Priegnitz aus auf topographiseh unmöglichen Wegen gelangt sei, er darf die Lehnshoheit über ganz Pommern erstreben, erkämpfen, an sich reissen, aber bei Spandau die Havel überschreiten und seine Herrschaft durch Annektierung des Teltow und Barnim erweitern, das ist ihm nicht erlaubt worden — trotz Arnold von Lübeck — der unfehlbaren Dominikanerchronik zu Liebe.

An sich wäre es nicht unmöglich, dass die Erfolge Brandenburgs doch keine bleibenden gewesen wären, aber es ist da noch ein zweites Moment, welches die Behauptung der Fürstenchronik von einer friedlichen Abtretung der vielgenannten Landschaften Lügen straft, nämlich die Befestigungen dieser Gebiete. Mit Ausnahme von Teltow selbst, von dem noch die Rede sein wird, liegen sämtliche munitiones des Teltow in Grenzlinien, nämlich Kölln, Köpenick, Mittenwalde, Wusterhausen, Trebbin und Beuthen; anders im Barnim. Hier ist nur die Nordgrenze durch Eberswalde, Burg Hohenfinow, die Malchow bei Freienwalde und Friedland blockiert, die Westgrenze, die an älteren askanischen Besitz sich anlehnt und die Ostgrenze, die durch Stobberow und Löcknitz gegen das polnisch-schlesische Lebus geschützt war, sind offen. Hieraus ergibt sich, dass eine Invasionsgefahr nur von Norden, das heisst von Pommern her drohte; wäre, wie die Fürstenchronik missverständlich zu behaupten scheint, der Barnim um 1230 bis an die Welse abgetreten worden, was sollte dann noch eine Befestigung der Oderfinowlinie? Die drei Kastra im Norden des Barnim, welche die Übergänge der Finow und Oder sperren, beweisen, dass diese Linie und nicht die unbefestigte Welselinie eine Grenze gegen Pommern gewesen ist, und zwar war sie es spätestens seit 1198.

Weiter zählt das Landbuch zu den munitiones des Barnim die Orte Blumberg, Warnow, Beyersdorf, Hekelberg, Finow, Straussberg, Alt-Landsberg, Biesenthal und Bernau. Hiervon war Biesenthal noch 1375 landesherrliche Burg, Straussberg ist einstmals Burg gewesen, denn auf dem Platze derselben wurde 1254 das dortige Dominikanerkloster erbaut,

auch die Städte Alt-Landsberg und Bernau waren wahrscheinlich ehedem Burgen, die übrigen obengenannten Befestigungen heissen Oppida, weder offene Dörfer noch mit Mauern umgebene und mit Privilegien versehene Städte, sondern ein Mittelding zwischen Dorf und Stadt, natürlich oder künstlich befestigt.

Im einzelnen habe ich in meiner oben zitierten Arbeit die Bedeutung der auffällig grossen Zahl von Befestigungen des Barnim zu erklären versucht und beschränke mich hier darauf, den Schluss zu ziehen, dass das Befestigungsnetz des Barnim eine friedliche Erwerbung desselben ausschliesst.

Sollte auch die Sprache dieser Urkunden nicht verstanden werden, so muss doch jeder Widerspruch verstummen vor dem Zeugnis Albrechts II., der 1209 oder 1210 sich an den Papst Innorenz III. mit einem Briefe wandte, der im wesentlichen diesen Inhalt hatte. Der Markgraf bittet den Papst um Überweisung der Bischofszehnten eines bedeutenden Teiles der Mark, welcher durch seine, seines Bruders, Vaters und Grossvaters Bemühungen den Händen der Heiden entrissen sei. Diese seien von ihm und seinen Vorgängern gewaltsam vertrieben worden und er beabsichtige, nunmehr christliche Ansiedler an deren Stelle zu setzen. Da aber die vertriebenen Slaven immer wieder versuchten, ihre früheren Wohnsitze zurückzuerobern, so müsse er eine zahlreiche Ritterschaft zu deren Abwehr halten. Für diesen Zweck bedürfe er der vollen Steuerkraft des zu besiedelnden Territoriums, doch wolle er ein Drittel der Bischofszehnten zur Gründung eines Kollegiatstiftes in dem bezeichneten Kolonialgebiet verwenden, das direkt dem Papste unterstellt werden soll. Das in Rede stehende Besiedelungsobjekt wird als im Sprengel von Brandenburg liegend bezeichnet und bildete fast die Hälfte dieser Diözese.

Solange es nicht gelingt ein Gebiet westlich der Havel und Nuthe nachzuweisen, auf welches die von Markgraf Albrecht persönlich angegebenen Kennzeichen zutreffen, und das wird nie gelingen, so kann es sich in dem pästlichen Schreiben nur um den Barnim und Teltow handeln.

Es hat gar keinen Sinn und ist historisch unzulässig, wenn man sich immer wieder auf das Zeugnis der märkischen Fürstenchronik beruft; der Bericht Arnolds von Lubeck und die Aussagen Albrechts II. wiegen unendlich viel schwerer, als die Darlegungen des Dominikaners von Seehausen aus späterer Zeit. Man wird sich vielmehr dazu verstehen müssen, die vergessene Linie der Finowniederung von der Oder bis zur Havel, die eine ausgezeichnete Grenze abgiebt, als solche anzuerkennen, die bisherige Geschichtsauffassung zu korrigieren und die Erwerbung und Besiedelung des Barnim auf das Konto Ottos II. und Albrechts II. zu setzen, wodurch Johann I. und Otto III. schon ein wenig entlastet

werden. Aber auch die Erwerbung der südlichen Uckermark ist Albrechts Werk. Im Widerspruch mit ihren eigenen Aussagen lässt die Fürstenchronik ihn die Grenzfeste Oderberg gegen die Slaven errichten; dies wird bestätigt durch eine Urkunde von 1258, wo Johann I. das von „seinen Vorfahren" gestiftete Hospital im Dorfe Bardin bei Oderberg dem Kloster Chorin vereignet. Weiter hat uns der Chronist den zu seiner Zeit offenbar gebräuchlichen Beinamen Albrechts II. überliefert; sie nennt ihn den „Kriegerischen" und als seine Feinde den Erzbischof von Magdeburg und die Pommernfürsten Kasimir und Bogislav.

Von den Kämpfen des Markgrafen mit Magdeburg ist uns einiges bekannt, aber dieselben waren nicht so langwierig und blutig, dass sie den Beinamen des Kriegerischen rechtfertigen könnten, so muss die im Dunkeln liegende brandenburgische Aggressive gegen Pommern und Dänemark sehr viel energischer und ausgedehnter gewesen sein, als die kurze Notiz der Fürstenchronik ahnen lässt. Alles was an Kriegen zwischen den Pommern und den Askaniern in die Regierungszeit Johanns I. und Ottos III. seitens späterer Historiker verlegt wird, gehört in die Zeit Albrechts II., zumal keine älteren Quellen das Mindeste von einem brandenburgisch-pommerschen Kriege zwischen 1220 und 1250 erwähnen.

Hat man zur Erklärung der Anlage von Oderberg durch Albrecht II. die törichte Hypothese des Alt-Barnim in der südlichen Uckermark ersonnen, so ist es wahrlich an der Zeit, dass dieser Unsinn aus der Darstellung der märkischen Geschichte endlich verschwindet. Immer getreu dem Prinzip der Platzfurcht vor dem Barnim liess man die Askanier von der Priegnitz aus über Ruppin nach Zehdenick vordringen, um sich einen schmalen Streifen nördlich der Finow anzueignen und so Pommern vom Barnim abzudrängen. Es ist ein echtes Schildbürgerstückchen, das man den Brandenburgern zumutet; nichts kann den Barnim besser von pommerschem Gebiete trennen, als das Finowtal. Statt diese Grenze gegen Pommern zu benützen, überschreiten sie die nur an wenigen Punkten passierbare Niederung und haben nun eine schöne Südgrenze ihres Altbarnim, wo sie keine brauchen, und gegen den Hauptfeind haben sie keine Grenze. Nachdem aber die Askanier diese Dummheit begangen, besetzen sie auch jetzt noch nicht einmal den Barnim; selbst das angeblich von Pommern nunmehr geschiedene Territorium wagen sie nicht zu annektieren, sondern warten geduldig noch 15 Jahre, bis Herzog Barnim ihnen das Gebiet durch Kauf oder sonstwie überlässt?!

Wie es nie einen Altbarnim gegeben hat, so ist auch der Weg, auf welchem man deutscherseits dorthin gelangt sein soll, ein ganz unmöglicher. Die Priegnitz war zum Ausgangspunkt grosser militärischer Aktionen für die Askanier nicht geeignet, denn dort besassen die Adelsgeschlechter der Gänse von Putlitz und der Edlen von Plotho, wie auch

der Bischof von Havelberg eine Souveränität, die den Landesherren in diesem Gebiete nicht die gerade für militärische Operationen notwendige Bewegungsfreiheit gestattete. Überdies erstreckte sich bis ins dreizehnte Jahrhundert das Mecklenburgische Fürstentum Werle, östlich der Dosse weit nach Süden hinab, sodass nur von Kyritz über Neustadt oder Wusterhausen, nachdem das Territorium zwischen Dosse und Temnitz erobert war, ein Weg nach Osten vorhanden war. Das Land Wusterhausen aber, durch welches diese einzige Passage führte, befand sich in den Händen der Plothos, die sich Herren von Gottes Gnaden nennen und mit einer Selbständigkeit in ihrem Besitze schalten, welche kaum eine Parallele auf märkischem Boden hat. Nur die Edlen von Arnstein und Grafen von Lindow dürfen sich des gleichen Vorrechts in Ruppin rühmen, und durch dies Land, das den Arnsteins seit Anfang des dreizehnten Jahrhunderts gehörte, hätten die Askanier gleichfalls hindurch gemusst, um ihren „Altbarnim" zu erreichen. Wenn Albrecht II. nicht bloss jeweilige Verwüstungszüge gegen die Slaven unternommen, sondern pommersche Gebiete dauernd besetzt hat, wie seltsam wäre es, dass er einen Weg durch Territorien fremder Souveränität gewählt haben sollte. Aber auch aus anderen Gründen ist die Behauptung zu verwerfen, dass die Pommernzüge von der Priegnitz ausgegangen wären.

Schon Otto II. ist von Nauen aus über den Glin an der Havel nordwärts vorgedrungen, indem er über die Befestigungslinie Kremmen, Schwant, Vehlefanz die Burg Bötzow bis an die Havel vorschob, nicht um den Havelübergang zu sperren, sondern um ihn zu gewinnen. Wer von Oranienburg nach Norden will, kann dies auch heutigen Tages nicht auf dem westlichen Ufer des Flusses, wo Sümpfe jede Passage unmöglich machen; er muss die Havel überschreiten und auf der Ostseite des Flusses, also im Barnim — drei Kilometer weit die dort vorhandene, trockne Strasse benutzen, um dann nochmals die Havel zu überschreiten. An diesem Punkte lag das alte Kastrum Neumühl, dazu bestimmt den Flussübergang zu schützen. Diese beiden Befestigungen zu dem eben erwähnten Zweck müssen entstanden sein zu einer Zeit, wo der gegenüber liegende Barnim noch nicht im vollen unbestrittenen Besitz der Askanier sich befand; sagen wir, um eine Zahl zu nennen, um 1190. Von Neumühl aus über Nassenheide führt ein Weg direkt nach Zehdenick, ein zweiter über Löwenberg nach Gransee; beide Wege aber haben die Eigentümlichkeit, dass sie, die Trockenheit suchend, kaum eine Ortschaft berühren.

Eben dies ist ein sicheres Merkmal, dass wir es hier mit zwei alten Militärstrassen aus der Okkupationszeit zu tun haben, die zu den drei Burgorten Löwenberg, Gransee und Zehdenick führten, welche ein Gebiet umschliessen, östlich von der Havel, westlich von einer ausgedehnten Niederung, nördlich von den Granseeer Gewässern geschützt. Ein an

sich fast wertloses, wahrscheinlich waldbedecktes Ländchen, nach den weit überwiegend deutschen Ortsnamen zu schliessen, — aber wichtig als Ausgangsstelle weiteren askanischen Vordringens nach Westen, Norden und Osten. Von hier aus wurde die Rhinlinie erreicht, wo die Burgen Alt-Ruppin und Rheinsberg — beide auf dem Ostufer des Flusses, die Zugänge aus dem westlich gelegenen Slaventerritorium schlossen. Von hier aus wurde havelaufwärts Fürstenberg gegen Mecklenburg und Pommern vorgeschoben. Von hier aus erfolgte endlich, wenn auch nicht ausschliesslich, die Okkupation der südwestlichen Uckermark.

Für die Zeitbestimmung sind in erster Linie entscheidend die Angaben, welche oben über Bötzow-Neumühl gemacht sind, in zweiter Linie die Daten, die uns Ruppin vermittelt. So vorzüglich die Burg dieses Namens geeignet war, die Rhingrenze zu sperren, so wenig scheint sie zu einer Stadtanlage qualifiziert gewesen zu sein. Nachdem das Land zwischen Rhin und Temnitz, das von dem Burgort aus erobert wurde und von ihm den Namen trägt, in deutsche Hände gelangt war, bildete sich am Westufer des Ruppiner Sees, wenige Kilometer von der Burg entfernt, ein städtisches Gemeinwesen: Neu-Ruppin. Dort wurde 1246 ein Dominikanerkloster durch Wichmann von Arnstein gegründet, und da dieser Orden sich grundsätzlich nur in bedeutenderen Städten niederliess, muss damals Neu-Ruppin bereits ein volkreicher Ort gewesen sein, wenn derselbe auch erst 1256 Stadt im Vollsinn des Wortes wurde. Zu einem solchen Wachstum gehört Zeit und da der Burgort jedenfalls bei weitem, — schon nach dem Namen, — älter war, so werden wir nicht fehlgehen, wenn wir die Befestigung der Rhinlinie etwa ums Jahr 1200 ansetzen; zeitlich wird dem die Nordbewegung an der Havel vermutlich bald nachgefolgt sein, welche in Fürstenberg ihren Endpunkt fand.

Über seiner Kolonisierungstätigkeit in Teltow und Barnim, wahrscheinlich auch um Zehdenick-Gransee, hat Albrecht II. die pommerschdänische Frage nicht aus den Augen verloren. Die märkische Fürstenchronik mit der ihr eigenen Ungründlichkeit in Sachen der älteren märkischen Geschichte weiss nur von seiner Gründung Oderbergs; aus deutschen, pommerschen und dänischen Quellen aber wissen wir mehr.

Im Jahre 1212 schloss der Markgraf einen Vertrag mit dem Kaiser Otto IV, in welchem letzterer verspricht, zwischen ihm und den Dänen und den Slaven zu vermitteln; sollte der Vermittlungsversuch fehlschlagen, so verheisst der Kaiser dem Askanier seinen tatkräftigen Beistand. Fragt man nach dem Anlass dieser Abmachungen, so ist das Eine klar, der Kaiser bedarf gegen seine zahlreichen Feinde, die seit der Erhebung Friedrichs II. zum Gegenkaiser ihm die Krone streitig machten, dringend der Hülfe des Markgrafen. Dass dieser als Entgelt dafür von

Otto IV erwartet haben könnte, er solle ihm die Lehnshoheit über Pommern bei Dänemark erwirken, ist ganz unglaublich. Offenbar war Albrecht II. durch Unternehmungen im Osten, die einen dänisch-pommerschen Protest zur Folge hatten, so stark engagiert, dass er nicht mit seiner ganzen Macht dem Kaiser zur Verfügung stand. Dieser soll daher den Versuch einer Einigung in der Weise machen, dass er gütlich den Widerspruch der Dänen und Pommern gegen gewisse Aktionen des Markgrafen zum Schweigen bringt. Der Barnim befindet sich 1212 in so gesichertem askanischen Besitz, dass für denselben eine kaiserliche Vermittelung überflüssig ist; es müssen vielmehr Neuerwerbungen von Seiten Brandenburgs erfolgt sein, die einen Kriegsfall schufen. Die geschichtlich unanfechtbar bezeugte Anlage von Oderberg leitet uns auf die Spur, wo die Ausdehnung der Herrschaft Albrechts zu suchen ist. Dazu berichten dänische Annalen zum Jahre 1214, dass Stettin und Pasewalk von den Dänen den Brandenburgern wieder abgenommen seien. Auch eine pommersche Urkunde vom Jahre 1223 spricht von einer deutschen Invasion und einer Besetzung Stettins zur Zeit Bogislavs II. Offenbar war also der Vermittelungsversuch des Kaisers gescheitert und der Markgraf bis in die nördliche Uckermark und bis an die Oder vorgedrungen. Wurde er auch durch die Dänen aus den letzteren Positionen zurückgeworfen, so gab er doch weder die bisher gemachten Eroberungen auf, noch war der Krieg damit aus, der vielmehr erst im Jahre 1219 durch päpstliche Vermittelung beendet wurde. Wieder ist es das Befestigungsnetz des Landes, welches uns das Bild des askanischen Okkupationsverfahrens erhalten hat. Unter Überschreitung der Havelgrenze bei Fürstenberg und Zehdenick und der Finowlinie bei Eberswalde und Niederfinow wurden in der Uckermark die Befestigungen Lychen, Templin, Bretten, Grimnitz und Oderberg, hierauf etwa je 15 Kilometer weiter nordöstlich die Befestigungen Feldberg, Boitzenburg, Gerswalde, Fredenwalde, Greiffenberg, Angermünde geschaffen, die sämtlich unter Benutzung topographischer Hindernisse die Strassen blokierten, welche Zugänge von Pommern her in das annektierte Gebiet vermittelten. Die Linie Feldberg-Angermünde bildet die Grenze der Eroberungen Albrechts II. im Uckerland. Was nördlich derselben lag, blieb im pommerschen Besitze bis 1250. Nur auf der Basis Feldberg-Lychen, Fürstenberg ist die Abtretung des Landes Stargard-Wustrow-Beseritz, des heutigen Mecklenburg-Strelitz, im Jahre 1236 erklärlich, das so den früheren askanischen Erwerbungen gleichsam die Spitze aufsetzte.

Die Erkenntnis dieser Sachlage ist durch die ungenaue Bezeichnung der märkischen Fürstenchronik getrübt worden, welche die Uckermark bis zur Welse durch Kauf an Johann I. und Otto III. übergehen lässt; sie ist nicht gekauft, sondern gegen das Land Wolgast eingetauscht und die Welse spielt nicht die Rolle, die ihr in jenem Zeugnis zugewiesen

scheint. Die uns erhaltene Landiner Vertragsurkunde giebt nicht die Grenzen des abgetretenen Landes an, sondern die neuen Grenzen zwischen Brandenburg und Pommern, nämlich die Welse von der Mündung in die Oder an bis Passow, von dort die Mitte des Randowbruches und der Löcknitz bis zur Ucker, von hier quer hinüber bis zur Zarow, einem Flüsschen, das aus den Friedländer Wiesen sich entwickelt und für kaum eine Meile die Grenze gegen Pommern bildet. Diese Angaben sind nicht, wie man oft behauptet hat, befremdend unvollständig, sondern sehr genau; denn südlich von der Zarow grenzte an das Uckerland das bereits brandenburgische Land Stargard und weiter das Gebiet der Linie Feldberg-Angermünde bis zur Oder an; daher schweigt die Landiner Urkunde über die West- und Südgrenze, weil dieselbe für den vorliegenden Zweck völlig belanglos war.

Dass die Askanier vor 1250 in das Uckerland eingedrungen sind, darüber ist kein Zweifel. Bereits 1244 war Liebenwalde der Sitz eines Propstes der Brandenburger Diözese, ein Ort, der seine Bedeutung vermutlich seiner Lage als Hafenplatz verdankte und den im Werbellin liegenden Kastren als Arsenal und als Reserve diente. Die ältesten Templiner Urkunden sind verloren gegangen. Lychen erhielt 1248 von dem Markgrafen das Stadtrecht. Oderberg ist um 1215 angelegt worden. Nach einer Urkunde vom Jahre 1261 bestand in Greiffenberg ein Hospital, welches bereits von den Vorfahren des damaligen Besitzers Johann von Greiffenberg gestiftet war. Eine Ritterfamilie von Boitzenburg erscheint in brandenburgischen Diensten schon seit 1215. Dem Kloster Walkenried schenkten Johann I. und Otto III. 1236 einen See Colpin mit 100 anliegenden Hufen. Für diesen Besitz gewährt der Bischof Wilhelm von Havelberg am 16. Januar 1237 dem Kloster die Zehntfreiheit. Dasselbe tut am 2. August 1237 der Bischof Gernaud von Brandenburg, dessen Domkapittel am 4. August 1237 obige Schenkung bestätigt. Am 29. April 1247 wiederholt der Bischof Ruthger von Brandenburg unter Zustimmung des Domkapitels die Zehntschenkung für 100 Hufen, welche Walkenried in der Uckermark besass. Offenbar ist der Bischof von Havelberg durch den auch in seinem Sprengel häufiger vorkommenden Namen Colpin getäuscht, der Ansicht gewesen, dass ihm die Bischofszehnten zuständen, oder die Grenzen der Bistümer Havelberg und Brandenburg waren an diesem Punkte noch schwankend. Jedenfalls trug Brandenburg den Sieg davon und an der Identität des Objektes von 1237 und 1248 wird nicht zu zweifeln sein. Dieses Colpin aber liegt östlich von Templin, was daraus zu schliessen ist, dass nach einer Urkunde vom Jahre 1281 dort eine Niederlassung der Viktoriner von Jasenitz sich befand. Seit den sechsziger Jahren des 13. Jahrhunderts verkaufte Walkenried seine allzu entlegenen pommerschen Besitzungen; wahrscheinlich ist um jene Zeit auch Colpin durch Kauf

an Jasenitz gekommen. Als Barnim der Erste 1250 die Uckermark an Brandenburg abtrat, wurden dem Bischof von Kammin ausdrücklich seine Rechte garantiert. Durch den Vertrag von Landin wurde es also ausgeschlossen, dass die pommersche Uckermark bei ihrem Übergange in die Herrschaft der Askanier der Kamminer Diözese entzogen und dem Bistum Brandenburg unterstellt werden durfte. Dagegen hatte der Vertrag keine rückwirkende Kraft auf die bereits vor 1250 gemachten markgräflichen Eroberungen in der Uckermark, die kirchlich dem Bistum Brandenburg angehörten. Die Grenzlinie dieser Diözese gestattet demnach einen Schluss auf die Ausdehnung der askanischen Eroberungen. Die äussersten Punkte des Brandenburg-Sprengels sind nach der Matrikel von 1459 die Orte Feldberg, Karwitz, Thomsdorf, Rosenow, Jakobshagen, Klosterwalde, Milmersdorf, Libbesike, Alt-Künkendorf, Welsow, Grünow und Passow. Diese Linie reicht nicht ganz an die Linie Boitzenburg, Gerswalde, Greiffenberg heran, überschreitet dieselbe aber bei Angermünde. Noch 1233 hat Bischof Konrad von Kammin in Oderberg bischöfliche Rechte ausgeübt unter Anerkennung derselben durch zwei brandenburgische Ritter der dortigen Besatzung. Auch die päpstliche Bestätigung des Klosters Gottesstadt in Bardin bei Oderberg vom 11. Oktober 1233 rechnet dies Prämonstatenser Stift zur Kamminer Diözese. Es muss also aus unbekannten Ursachen zwischen den beiden Bischöfen ein Vergleich geschlossen sein, der 1258 bei Gründung des Klosters Chorin bereits perfekt war und durch welchen die beiderseitigen Grenzen teils vorgerückt, teils zurückgezogen wurden. So ändern diese geringen Differenzen nichts an der Tatsache, dass die alten Burgen Angermünde, Greiffenberg, Fredenwalde, Gerswalde, Boitzenburg die Endpunkte der askanischen Invasion im Uckerlande bezeichnen. Jenseits dieser Linie setzen nicht bloss die slavischen Ortsnamen fast ausschliesslich ein und zwar am auffallendsten östlich von Greiffenberg, Angermünde und Stolzenhagen, sondern auch das Bild der Befestigungen wird ein total anderes. Altpommersche Oppida scheinen Stolpe, Biesenbrow und Potzlow, die vielleicht ein Trutz-Brandenburg bedeuten. Prenzlau und Pasewalk sind uralte Kastra, welche die Uckerübergänge sperrten. Strassburg, Wolfshagen und Fürstenwerder sind antimeklenburgische Anlagen aus späterer Zeit. So bleiben nur Brüssow und Jagow als Konzentrierungspunkte der pommerschen Macht in dem unterworfenen Uckerlande und die Oderfestung Schwedt, die wie Garz, Fiddichow, Zehden zur Beherrschung der Schiffahrt dienten. Jenseits der vielgenannten Grenzlinie hat keine ältere Befestigung einen deutschen Namen, diesseits derselben fast alle. Hier folgen dieselben sich in regelmässigen Abständen, dort kann von einem Befestigungsnetz keine Rede sein. Der Unterschied ist zu markant, als dass er zufällig sein könnte.

Nicht Ländergier hat Albrecht II. vermocht, diese Grenze zu ziehen; denn das Gebiet, das von den Befestigungen Angermünde-Feldberg eingeschlossen wird, war ein riesiges Waldland, spärlich bewohnt und zum weitaus grössesten Teil zu keiner Besiedlung geeignet. Was der Markgraf erreichen wollte, war nicht eine vorgeschobene Grenze, sondern diese war ihm Mittel zum Zweck, nämlich von den Grenzburgen aus Pommern zur Anerkennung seiner Oberhoheit und zur Unterwerfung zu zwingen. Daher rückt er bis hart an die Zone vor, wo das besiedelte Land beginnt. Den Verlust eines Stückes Waldland in der südwestlichen Uckermark hätte Pommern leicht ertragen und verschmerzt, aber die unaufhörlichen Angriffe nnd Beunruhigungen von den brandenburgischen Grenzburgen aus war eine Gefahr, die ein Volk wohl mürbe machen konnte.

Es ist ein geniales System, nach welchem der Markgraf verfuhr; indem er durch ganze Ketten von Befestigungen, die nicht der Abwehr, sondern der Offensive dienten, das Hindernis des ungeheuren Urwaldes überwand, der Pommern und Brandenburg trennte.

Mag es zweifelhaft oder ausgeschlossen sein, dass Albrecht II. das erstrebte Ziel der Lehnshoheit über Pommern erreichte; sicher ist es, dass er seinen Söhnen den Weg zu diesem Ziele gebahnt hat.

Werfen wir zum Schluss einen Blick auf den Teltow, so müssen wir noch einmal zu den Ereignissen des Jahres 1180 zurückkehren. Als damals Otto I. die Pommern besiegt hatte, wird die unmittelbare, unabweisbare Folge der schlimmen Erfahrungen der vorhergegangenen Raubzüge die gewesen sein, dass die Völkerpforte des Spreeüberganges bei Berlin geschlossen ward. Dies geschah durch Anlage der Burg Kölln; die Ereignisse im Barnim, der ausschliesslich von hier aus okkupiert worden ist, nötigen zu der Annahme eines sehr frühen Zeitpunktes etwa zwischen 1180 und 1190. Einen Rückhalt erhielt diese Befestigung durch die Templeransiedlung in Tempelhof, eine ganz singuläre Erscheinung in der askanischen Mark. Aus dem Namen des Dorfes Tempelfelde darf man schliessen, dass die genannte Komthurei zur Zeit der Besiedlung des Barnim schon existierte und an derselben sich beteiligte. Wie Albrecht der Bär nach seiner Rückkehr aus dem heiligen Lande vielleicht zum Dank für genossene Gastfreundschaft den Johannitern Werben überliess, so mag die Niederlassung der Templer bei Berlin mit der Teilnahme des nachmaligen Markgrafen Albrecht II. an dem Kreuzzug von 1197 in Verbindung stehen.

Die vergessene Grenzlinie der Teltower Beeke, die von Lankwitz bis zum Griebnitzsee sich zieht, markiert das kleine Territorium, das die erste Erwerbung der Askanier im Teltow darstellt. Von Potsdam und Spandau aus wurde Kölln erreicht und um den ungestörten Zusammenhang des vorgeschobenen Postens mit den genannten Befestigungen zu wahren, schloss man den ursprünglich einzigen Zugang zu dem zwischen

Beeke, Spree und Havel liegenden Durchgangsgebiet durch Anlage des einstigen Kastrums Teltow. Ist es numismatisch erwiesen, dass es im 12. Jahrhundert einen Jakzo de Copenic gab, dessen Herrschaft sich über den nördlichen Teltow erstreckte, so haben wir in den gewiss noch nicht ausgerotteten Resten der dortigen Wendenbevölkerung den Feind zu sehen, gegen den die Burg Teltow errichtet ward. Es ist derselbe Feind, dessen etwaigen Angriffen die auf dem linken Nutheufer gelegenen Kastra, Saarmund und die „Neue Burg" bei Drewitz zu widerstehen hatten. Doch wird man an diesen Übergangspunkten über die Nuthe alsbald von der Defensive zur Offensive übergegangen sein. Wenigstens ist Saarmund, das nach seiner topographischen Lage durchaus zur Zauche gehört, die einzige mir bekannte Burg, die mit Einkünften sowohl diesseits als jenseits der zu schützenden Grenzlinie ausgestattet erscheint. Die ungezwungenste Erklärung liegt wohl in der Annahme, dass wesentlich von Saarmund aus der nördliche Teltow in askanischen Besitz überführt worden ist und dass zum Lohn dafür durch Teltowsche Gefälle die Dotation des Kastrums vermehrt worden ist.

Überdies hatte Saarmund noch eine zweite Aufgabe zu erfüllen und einem anderen Feinde zu wehren. Zu den erbittertsten Gegnern der Askanier gehörten die Erzbischöfe von Magdeburg, mit denen Otto II., Albrecht II. und dessen Söhne und Enkel oftmals in ärgerliche Fehden verstrickt wurden. Das magdeburgische Land Jüterbog-Luckenwalde aber erstreckte sich zwischen Nuthe und Nieplitz, zwischen Zauche und Teltow nordwärts bis Blankensee. Wie Saarmund von Norden, Beelitz und Brietzen von Westen, so hatten Beuthen und Trebbin von Osten, letzteres auch nach Süden hin den Erzbischof in Schach zu halten. Alle diese Burgen dienen ein und demselben antimagdeburgischen Zweck und sämtlich sperren sie die Übergänge aus dem Territorium Jüterbog-Luckenwalde ins Brandenburgische. Da Trebbin 1215 erwähnt wird, so muss die Anlage der im Teltow liegenden Nuthebefestigungen spätestens unter Albrecht II. erfolgt sein. Schon Kaiser Heinrich V. hatte Schloss und Land Lebus an Magdeburg verschenkt und die Nachfolger Wichmanns gaben sich offenbar der Hoffnung hin, diesen Besitz doch noch für sich zu erlangen. Der nördliche Teltow aber bildete die Brücke von Jüterbog-Luckenwalde nach Lebus. Hieraus erklärt sich die Häufung der askanischen Befestigungen gerade im Teltow und die Burglehen der Kastra Trebbin und Beuthen lassen keinen Zweifel, dass sie einen Feind zu bekämpfen hatten, der von Süden und Westen her kam.

Eine andere Bedeutung haben die im östlichen Teltow geschaffenen Burgen Wusterhausen und Mittenwalde. Sie wenden sich gegen die Front der Niederlausitz, ja das Gebiet, auf dem sie liegen, wird bis Coepnick von Heinrich dem Erlauchten als zu seinem Lande gehörig noch 1235 in Anspruch genommen, wie auch der Bischof von Meissen

noch 1274 diesen Strich als Bestandteil seines Sprengels reklamierte. Die Askanier hatten bei ihrem vielfach gespannten Verhältnis zu den Brandenburger Bischöfen gar keinen Anlass, alle ihre Erwerbungen in der Mark dieser Diözese einzuverleiben, sie benutzten vielmehr die Streitigkeiten der beiden kirchlichen Würdenträger von Brandenburg und Meissen in der Weise, dass sie daraus Kapital schlugen, um möglichst gute Geschäfte mit den kirchlichen Abgaben zu machen. Wir finden deshalb die im Barnim und der südwestlichen Uckermark allgemein durchgeführte Dotierung der Pfarren mit 4 Hufen Landes im Teltow selten, und zwar mit einer einzigen Ausnahme nur im äussersten Nordwesten und im Osten der Landschaft. Nur zaghaft breitete sich der Sprengel von Brandenburg hier aus, die Stiftsmatrikel von 1459, die allerdings auf sehr veralteten Angaben — speziell für den Teltow beruhen muss, nennt südlich der Spree als brandenburgisch bloss Teltow, Schöneberg, Schmargendorf, Slansdorf (Slatdorf am Schlachtensee?), Zehlendorf, — lauter Orte des Gebietes zwischen der Beeke, Spree und Havel, das so als älteste askanische Erwerbung auch hierdurch bestätigt erscheint; ausserdem werden nur Gross- und Klein-Ziethen, sowie Mittenwalde nebst Deutsch- und Slavisch-Wusterhausen zum Sprengel von Brandenburg gezählt, und zwar zur Propstei Spandau-Potsdam, eine so auffallende unnormale Verbindung, dass sie ihre Erklärung lediglich in dem Gange der askanischen Okkupation findet.

Albrecht II. war der Schwiegersohn Konrads von Landsberg, der im Jahre 1210, ohne männliche Erben zu hinterlassen, starb. Möglich, dass der Markgraf die Bedrängnisse von Konrads Nachfolger Dietrich benutzt hat, um Coepnick zu besetzen, wenn dies nicht bereits früher geschah und, um eine bessere Südgrenze des Teltow zu erlangen, bis zur Notteniederung vorging, die nur an 2 Stellen Passagen besass und deshalb durch die beiden Kastra Wusterhausen und Mittenwalde geschlossen wurde. Zur Dotierung der letztgenannten Burgen gehören Hebungen auf Mahlow, Klein-Kienitz, Gerhardsdorf, Dahlewitz, Selchow und Wasmersdorf. Das Landbuch hat aber auch die Notiz, dass der Landesherr im Teltow gewisse Güter besitzt, die er beliebig einem Kastrum übertragen könne. Es sind dies die Prekarie und der Wagendienst in Tempelhof, Mariendorf, Marienfelde, Gudensdorf, Lichterfelde und Rudow, vielleicht die Überbleibsel der früheren Dotierung des Kastrums Kölln, wozu sie wenigstens lokal am meisten geeignet erscheinen.

Es sind also vier Perioden in der Okkupation des Teltow zu unterscheiden; die älteste ist die Besetzung des Beeketerrains, von Potsdam-Spandau aus, das durch die Burgen Teltow und Kölln geschlossen ward, dann die Erwerbung der Striche bis zur Grenze der Herrschaft Zossen von Kölln, Saarmund, Teltow und der neuen Burg bei Drewitz aus, ferner zur Verstärkung der Brücke vom Havellande nach dem Barnim

die Gewinnung der östlichen Teile bis Wusterhausen-Mittenwalde, endlich ie antimagdeburgische Okkupierung und Befestigung der Insel des Ländchens Trebbin.

Es sei mir gestattet, zusammenfassend zu sagen: die halb oder ganz vergessenen Grenzlinien der Dosse, der Temnitz, des Rhin, der Finow, der Nuthe, der Notte, der Beeke, der Malsow, der Wublitz und die Befestigungen der Mark reden eine so deutliche Sprache, dass sie im Verein mit den zeitgenössischen Berichten und urkundlichen Äusserungen uns ein Bild von dem Werden des Brandenburgischen Staates geben, welches weit abweicht von dem Bericht der märkischen Fürstenchronik. Nicht durch die ewigen Wiederholungen der ungenauen und irrigen Behauptungen dieser Geschichtsquelle, sondern durch ein gründliches Studium der Topographie und durch Deutung der märkischen Befestigungen wird es gelingen, die Lücken der historischen Übersieferung annähernd auszufüllen, und so ein Verständnis des Bodens, auf dem wir stehen, endlich zu gewinnen.

XVIII. Nach der Sitzung zwangloses Beisammensein im Rathauskeller.

Kleine Mitteilungen.

Zum Totschlag bei Wildenbruch (b. Königsberg i. N.) Den Mitteilungen über diesen Totschlag erlaube ich mir noch hinzuzufügen, das dies Volkssitte hier verlangt, dass dürre Zweige auf den Haufen geworfen werden. Es scheint mir die Betonung dieser Forderung bedeutsam zu sein und zwar deswegen, weil sie auf die Feuerbestattung in der Vorzeit hinweisen könnte. Die Haufen selbst bestehen ja natürlich immer aus trockenem Reisig; neu ist mir die Forderung, dass die Zweige von vornherein trocken sein müssen.

Auch erinnere ich mich, wiederholt gehört zu haben, dass „tote Männer" angezündet werden; so soll z. B. der Grimnitzer Judentotschlag mehrmals niedergebrannt sein. Die starke Kiefer, welche daneben stand und die durch ein Kreuz in der Rinde gekennzeichnet war, soll dabei zu Grunde gegangen sein. Eigenartig ist in diesem Falle auch der Brauch, dass man Wachholderzweige benutzt, obwohl sich dieselben weit schwerer abbrechen lassen wie die Zweige der Kiefer. Die Leichen wurden ja wohl zuweilen auch mit bestimmten Hölzern verbrannt. O. Monke.

Warum der Sommer 1902 so nass und kalt war. Die Ursachen des Regenreichtums und der Sommerkälte des Jahres 1902 führt Arthur Stentzel auf kosmische Einwirkungen zurück. Die fortdauernden Niederschläge und die niedrige Temperatur herrschen in diesem Jahre nämlich

durchaus nicht nur über dem europäischen Festlande, sondern bilden auch die Charakteristik der Witterungsverhältnisse des bei weitem grössten Teiles des nördlichen atlantischen Ozeans, dessen Golfstrom heuer eine merklich geringere Wärme besitzt als sonst, und dessen Polareismassen bei der diesjährigen Abschmelzung und Loslösung sich bis in weit niedrigere Breiten ausdehnen als gewöhnlich. Die Stärke und Feuchtigkeit der vom atlantischen Ozean ausgehenden, nach Nordwesten gerichteten Luftmassen ist aber die Folge einer erhöhten Wärmewirkung der Sonne. Der grosse Dampfkessel des atlantischen Ozeans wird um so heftiger sein Wasser verdampfen und die atmosphärische Dampfmaschine um so stärker in Tätigkeit setzen, je mehr er angeheizt wird. Untersucht man nun das grosse Feuer für diesen planetarichen Dampfkessel, die Sonne, so wird man sie gegenwärtig in intensiverer Glut finden als vor einigen Jahren. Zeigt sich nämlich die Sonnenoberfläche, die sogenannte Photosphäre, häufiger und in grösserer Ausdehnung mit dunklen Flecken bedeckt, so bedeutet das eine verminderte Wärmestrahlung der Sonne, denn diese Flecken sind eben durch geringere Wärme hervorgebrachte Verdichtungsstellen. Dagegen spricht nicht auch die Tatsache, dass die Fleckengebiete selbst eine grössere Wärme ausstrahlen als die übrige Sonnenoberfläche, denn sie enthalten ja die aus grosser Tiefe, das heisst aus heisseren Schichten des Sonneninneren emporbrechenden Fackeln (lavaartige Ergüsse) und Protuberanzen (Flammeneruptionen). Das vermehrte Einsinken abgekühlter (schwererer) Massen der Oberfläche in tiefere Schichten bedingt dann durch die chemische Zersetzung in der erhöhten Temperatur der Tiefe Explosionen und Eruptionen, das heisst Fackel- und Protuberanzenbildung auf der Oberfläche, und diese veranlassen wiederum durch plötzliche Wärmeentziehung der benachbarten Teile der Photosphären die Fleckenbildung. Im Jahre 1900 wurde noch eine ziemlich bedeutende Fleckentätigkeit der Sonne beobachtet; vor allem zeichneten sich die Fleckenmassen, die vom 14.—27. Juli und vom 16.—28. Oktober 1900 sichtbar waren, durch besondere Ausdehnung aus. Geringer war die eruptive Tätigkeit der Sonne im Jahre 1901; nach Stentzels Beobachtungen passierten nämlich nur am 6. Januar, 9. Februar, 5. März, 25. Mai, 20. Juni und 19. November Flecken den mittleren Sonnenmeridian, und nur eine Gruppe fiel durch grosse Flächendehnung auf, nämlich die vom 19.—31. Mai 1901 sichtbare, die, aus zwei getrennten Massen bestehend, der nördlichen Fleckenzone angehörte. Machte sich hiernach schon in der zweiten Hälfte des Jahres 1901 ein auffälliges Nachlassen der Fleckentätigkeit der Sonne geltend, so sank sie in diesem Jahre auf ein Minimum herab. Stentzel beobachtete an seinem Instrument bisher nur drei sehr kleine Flecken, die vom 2 bis 15. Januar auf der südlichen, vom 1.—13. März und vom 22. Mai bis 5. Juni 1902 auf der nördlichen Sonnenhälfte den Zug vom Ost- zum Westrande nahmen. Seitdem ist es ganz ruhig geworden auf der Sonne, kein Fleck trübte weiter ihre glänzende Oberfläche. Dem zufolge ist, wie gesagt, ihre allgemeine Wärmestrahlung jetzt grösser, was auch daraus hervorgeht, dass der Sonnenball zur Zeit des Fleckenminimums stets etwas grösser erscheint, sich gleichsam vor Wärme aufbläht. Die Fernwirkung dieser stärkeren Sonnenstrahlung ist es nun, die die atmosphärischen Verhältnisse so stark in

Mitleidenschaft zieht und uns einen so kalten und nassen Sommer bescheert hat. Leider dürfte danach auch für die nächsten Monate und den kommenden Winter nicht viel Gutes zu hoffen sein, falls nicht inzwischen die Zeit eines neuen Fleckenmaximums, die an und für sich erst für 1904 bevorsteht, plötzlich einsetzen sollte; doch das ist wenig wahrscheinlich.

B. T. Bl. 29. 8. 1902.

Feuerstein-Aberglaube. „Aus dem Vandalen-Ring." Eine junge Gutsbesitzer-Frau sagt: „Schäfer, ich habe gesehen, dass der Herr Senior (Pastor) in der Schublade allerlei Steine hielt, die man Feuersteine nennt. Diese habt ihr doch eurem Herrn aus der Erde geholt? — Das ist wohl möglich, antwortete Christian vorsichtig. — Könnt ihr auch mir einen solchen Stein schaffen? — Wozu wollt ihr den Stein gebrauchen, junge Frau? — Er soll nicht für uns, nur für einen Bekannten. Sie sagen, wenn man so etwas unter das Kopfkissen legt, dann erinnert man sich an allerlei, was man vergessen hat. — Das ist nicht wahr, solche Kraft ist nicht darin, versetzte der Schäfer, der selbst praktizierte, und nicht leiden konnte, dass andere mehr wussten, als er.

Mein Bekannter macht einmal grosses Wesen von diesen Steinen, und da will ich ihm behilflich sein; habt ihr also davon, so gebt her.

Der Schäfer brachte einen ziemlich grossen Stein hervor. Er hat sogar ein Loch, und ich will ihn mir selbst aufbewahren, sagte er, um ihn nicht umsonst herzugeben. Aber Bärbel liess sich die Ware nicht verteuern und nahm ihm den Stein aus der Hand. Ach was, an dem grauen Ding ist euch auch nichts gelegen, versetzte sie; wenn wir im Herbst schlachten, bringe ich euch etwas Besseres dagegen. Und sie trug den Stein in ihrem Korbe nach Hause.

(Spielt um 1812 in einem Dorf etwa bei Freistadt in Schlesien. G. Freitag: Die Ahnen. Aus einer kleinen Stadt. (Kap. 7.) — Auch in der Provinz Brandenburg bringt der Volksglaube mit dem Flint oder Feuerstein allerhand Zauberkraft in Verbindung.) E. Fr.

Der Schneider. Volktümliche Sprüche und Redensarten etc.

a) Und wenn der Schneider reiten will
Und hat kein Pferd,
So setzt er sich auf'nen Ziegenbock und reit' verkehrt. (Berlin.)

b) Und wenn der Schneider reiten will
Und hat kein Geld,
So nimmt er sich 'nen Ziegenbock
Und reitet durch die Welt. (Münsterland, Westfalen.)

c) Und wenn der Schneider reiten will
Und hat kein Gaul,
So setzt er sich auf 'nen Ziegenbock
Und nimmt den Schwanz ins Maul. (Münsterland.)

d) Was ein richt'ger Schneider ist,
Der wieget sieben Pfund,
Und wenn er die nicht wiegen tut,
Dann ist er nicht gesund. Berlin N., Münsterland, Westhavelland, Ostpreussen. (Kreis Goldapp.)

e) Und sieb'n gesunde Schneider,
Die wiegen vierzehn Pfund,
Und wenn sie das nicht wiegen,
Dann sind sie nicht gesund. (Ostpreussen.)

f) Der Scheider und die Laus,
Die schlugen sich zu Haus,
Und wär' der Floh nicht herbeigesprungen,
So hätte die Laus den Schneider bezwungen.
(Kreis Goldapp, Ostpreussen.)

g) Wenn der Schneider ausgeht, dann steckt er sich das Bügeleisen in die Tasche und nimmt die Elle als Spazierstock in die Hand, damit ihn der Wind nicht fortblase, wenn er an eine Ecke kommt.
(Berlin. Ostpreussen.)

h) Schneiderlein, Schneiderlein,
Hops mir doch in die Tasch' hinein!

i) Der Schneider wird in Berlin spottweise Ellenreisser, auch „Schneider Fipps" genannt.

k) Kinder nennen den Weberknecht (Spinne) den „Schneider"; unnütze Buben reissen ihm wohl die langen Beine aus und freuen sich über das Zucken der abgerissenen Gliedmassen: sie „schneidern".

l) Der Schneider, eine in allen Witzblättern häufig wiederkehrende Figur, wird gewöhnlich dargestellt als ein hagerer Mann mit einem Spitzbart (Ziegenbart.) Die Ziege und der Schneider sind gewissermassen die Symbole der Magerkeit. („Sie ist so mager wie 'ne Zicke!") Damit hängt vielleicht zusammen, dass man den Schneider mit den Worten neckt:

Schneider meck, meck, meck!
Schneider meck, meck, meck!
oder Bock mäh!
Bock mäh!

m) Im Münsterlande nennt man ein schmalbrüstiges Pferd einen Schneider.

n) „Alles mit Massen", sagte der Schneider, da schlug er seine Frau mit der Elle.

o) „Ich friere wie ein Schneider", sagt man in Berlin und anderswo.

p) Wenn der Schneider in dem Haus kein Brot mehr hat,
Dann meckert er so lange, bis er völlig satt! (Berlin.)

q) Wenn der Schneider spar'n will den Nachtwächter noch,
Dann hupft er abends ganz bequem durch Schlüsselloch! (Berlin.)

r) Die Spottlust des Volkes begnügt sich indessen gewöhnlich damit, die äussere Erscheinung des Schneiders ins Lächerliche zu ziehen; vor der

„Schneiderseele" hat man Respekt. Die Volkssage berichtet nicht nur, dass der tapfere Derfflinger in seiner Jugend ein Schneidergeselle gewesen sei; auch Grimm erzählt in seinem Märchen von einem Schneiderlein, der durch seinen Mut und seine Klugheit die Hand einer Königstochter gewann. Dieser Schneider führte sogar eine Geige bei sich, er ist nicht nur Handwerker, sondern auch Künstler, und noch heut spielt der Dorfschneider in der Mark häufig die Rolle eines Dorfmusikanten. Obgleich er oft bei Hochzeiten und Kindtaufen zum Tanz aufspielt, bleibt er doch stets ein nüchterner Mann; nie war ein Schneider ein Trunkenbold. Vielleicht hängt das zusammen mit seiner Neigung zu religiöser Schwärmerei. Doch hat er auch einen klaren Kopf, und gern vertraute man ihm zu Anfang des vorigen Jahrhunderts die Erziehung der Jugend an. So betrieb er denn häufig die Verwaltung einer Volksschule „im Nebenamt." Der Schneider ist trotz seiner Neignng zur Opposition ein guter Patriot wie z. B. der berühmte Schneider in Pensa, und mein eigener Grossvater ein ehrsamer Schneider und gleichzeitig Dorfschulmeister, stürzte, als ihn die Franzosen 1806 in der Gegend von Anklam zwingen wollten, ihnen Führerdienste zu leisten, absichtlich im rasendem Galopp vom Pferde, um sich lieber von den Hufen der Rosse zerstampfen zu lassen, als zum Vaterlandsfeinde zu werden.

Darum geniesst der Schneider im Dorfe auch allseitiges Vertrauen. Man wählt ihn sogar zum Vermittler in heiklen Angelegenheiten: er stiftet Ehen und man verhandelt durch ihn wegen der Mitgift. Zuweilen tritt er auch als Hochzeitsbitter auf.

In den Witzblättern, besonders in den „Fliegenden Blättern" spielt der Brave selten eine lächerliche Rolle; meistens ist er der Gefürchtete, um welchen die Musensöhne gern einen möglichst grossen Bogen beschreiben.

O. Monke.

Über die Entstehung der Kirchenbücher verbreitet sich ein Aufsatz des Stolbergischen Archivars Dr. Jacobs im Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine (fünfzigster Jahrgang 1902, S. 44 ff.). Jacobs verfolgt die Kirchenbücher bis in die vorchristliche Zeit zurück. Die altrömischen zu Zwecken der Besteuerung und Aushebung geführten Register der Eheschliessungen und Geburten sind für die in den ältesten Christengemeinden angelegten Verzeichnisse der Getauften, dann besonders auch der Blutzeugen, bis zu einem gewissen Grade vorbildlich gewesen. Mit der Völkerwanderung ist dann aber dieser Brauch verloren gegangen; das Mittelalter kennt nur die sogenannten Totenbücher (Nekrologien oder Obituarien), die aber nicht die verstorbenen Gemeindeglieder, sondern die Namen von geistlichen und solchen weltlichen Personen verzeichnen, die einer Kirche oder einem Kloster Zuwendungen gemacht, besonders Seelenmessen gestiftet hatten. Erst mit der Renaissance beginnt, wenigstens in den romanischen Ländern, eine eigentliche kirchliche Registerführung, die in der Provence seit Anfang des 14. Jahrhunderts, etwas später in Mittelfrankreich, dann auch in Nordfrankreich nachweisbar ist. Auch in Italien reichen Kirchenbücher bis ins 14. Jahrhundert zurück. Seit Anfang

des fünfzehnten werden solche auch in einigen Fällen bereits von den geistlichen Behörden zur Pflicht gemacht. Bei den germanischen Völkern stammen dagegen die Kirchenbücher erst aus der Reformationszeit. Unmittelbar nach dem Bruch mit Rom im Jahre 1538 befahl König Heinrich VIII. von England eine solche Registerführung; wie pünktlich dieser Befehl befolgt wurde, zeigt der Umstand, dnss noch gegenwärtig über 800 englische Kirchenbücher vorliegen, die bis 1538 zurückreichen. In Deutschland vollzog sich die Entwicklung allmählicher, da ein derartiges Eingreifen einer solchen gewichtigen Stelle ausgeschlossen war. Durchweg aber gehen die evangelisierten Gebiete voran, in denen seit den dreissiger Jahren des 16. Jahrhunderts die Kirchenbücher aufkommen; im ganzen mögen aus dem Reformationszeitalter 200—300 deutsche Kirchenbücher noch vorliegen. Für die katholisch gebliebenen Landschaften wurde erst die Verfügung des Tridentiner Konzils über Anlegung von Kirchenbüchern massgebend; doch hat es noch etwa fünfzig Jahre gedauert, bis in den sämtlichen Bistümern mit den übrigen Konzilsdekreten anch diese Anordnung angenommen und befolgt wurde.

Küster und Kurfürst. Im „Telt. Kreisbl.“ (August 1902) finden wir folgendes Schreiben, das ein armseliger Winkelschulmeister in Lankwitz 1688 an den Grossen Kurfürsten richtete: „Herr Churfürst! Treue Dienste geben treuen Lohn; — sagt der Hauslehrer Sirach im 5. Kapitel. Euch thue ich zu wissen, dass der Küsterdienst zu Lankwitz jetzo ledig ist, und dass ich solchen Dienst wohl würdig bin, und wenn Ew. Grossmächtigkeiten meine Person sehen und singen hören sollten, würden Sie sagen, der Kerl ist bei meiner Seel mehr wert, als dass er ein Küster sein sollte. Dass der Hundsfott unser Schulze mir Feind ist, das machet, dass meine Frau eben einen solchen roten Rock des Sonntags trägt, wie seine Frau und wenn ich den Dienst erst haben werde, so mir schon gewiss genug ist, so will ich meiner Frau noch einen bessern Rock machen lassen, als des Schulzen seine hat, es mag den Hundsfott verdriessen oder nicht. Und wenn ich nur das Primarium kriegen soll, so muss es der Hundsfott unser Schulze nicht wissen, sonsten stösst ers wieder um. Ich verlasse mich ganz gewisse darauf und verbleibe Euer guter Freund solange ich lebe. Lankewitz, den 23. Januar 1688. Hans Junk.“ Der Grosse Kurfürst liess hierauf durch seinen Geheimschreiber folgendes Dekret ausfertigen: „Seine Churfürstliche Durchlaucht bewilligen hierauf dem Supplikanten 6 Dukaten und wenn er in derselben Sache richtig bestehen wird, so soll er den Dienst vor andern, ohne Einwendung des Schulzen haben. Potsdam, den 28. Januar 1688.“

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.
Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

18. (10. ausserordentliche) Versammlung des XI. Vereinsjahres.

Feier des 11. Stiftungsfestes.

Freitag, den 20. März 1903, abends 7 Uhr,

in den Sälen des Hotel Imperial, Enckeplatz 4 u. 4a (Schlaraffia).

Das Fest begann mit einem von Herrn Dr. Depène gedichteten Prolog, welcher von Frau Fischer in wirkungsvoller Weise vorgetragen wurde. Während des Festessens füllten Vorträge und Toaste die Pausen aus. Als erster Redner hielt der I. Vorsitzende Geheimrat E. Friedel eine kurze Ansprache ungefähr folgenden Wortlauts:

Hochverehrte Versammlung! Als Vertreter des Vorstandes begrüsse ich unsere werten Mitglieder, gleichzeitig heisse ich namens unserer gesamten Brandenburgia die anwesenden Gäste herzlich willkommen.

Verehrte Gäste! Gestatten Sie mir die Stellung, welche die Brandenburgia unter den vielen wissenschaftlichen Vereinigungen Berlins einnimmt, mit ein paar Worten — so weit es innerhalb einer Tafelpause angänglich — zu skizzieren.

Vereine, welche sich mit der vaterländischen Geschichte und Altertumskunde beschäftigen, kommen in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts auf. Und die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts ist so recht die Blütezeit der Geschichts- und Altertumsvereine.*) Ihre Tätigkeit dauert auch immer noch, wie bekannt, weiter, und es ist mir als langjährigem Vorsitzenden des Gesamtvereins der Deutschen Geschichts- und Altertums-Vereine wohl erinnerlich, dass sich demselben über 100 Einzelvereine angeschlossen hatten.

Allmählich gelangte aber daneben, für Berlin hauptsächlich durch Alexander von Humboldt und Karl Ritter angeregt, die naturwissen-

---

*) Bei G. Klemm: Handbuch der Germanischen Altertumskunde. Dresden. 1836, einem vortrefflichen, noch immer vielfach brauchbaren Werke findet sich im bibliographischen und topographischen Anhang S. 383 flg. eine gute, bis 1835 reichende Zusammenstellung, auf die ich verweise.

schaftliche Richtung mehr in Fluss. Insbesondere ist seit Begründung der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte und der noch ausgedehnteren parallelen Deutschen anthropologischen Gesellschaft den Geschichtsvereinen mehr und mehr Abbruch getan worden. Es ist dies insbesondere dem gebietenden und faszinierenden Einfluss unseres verstorbenen verehrten Ehrenmitgliedes Rudolf Virchow zuzuschreiben. Dieser Einfluss hat sogar zur Gründung von Anthropologischen Vereinen geführt, die bis heut eigentlich kaum jemals sich mit eigentlicher körperlicher Anthropologie beschäftigt haben.

Noch immer aber, verehrte Gäste, fehlte das vereinigende Band zwischen Kultur- und Naturgeschichte, in dem Sinne, wie es der grosse vorgedachte Erdkundige gedacht. Von den Geographischen Gesellschaften hat sich die Landes- und Heimatkunde abgesondert, die wir treiben, eine eifrige, aber eifersuchtslose Vereinigung von Mitarbeitern auf dem Gebiete der Erfahrungs- wie der sogen. Geisteswissenschaften.

Dass als unser Gebiet die Mark und die Provinz Brandenburg erscheint, macht unsere Forschungen, da es sich um das Stammland der Monarchie handelt, wichtig und besonders interessevoll.

Zur besonderen Befriedigung aber gereicht es uns gerade am heutigen Abend, bei unserm Stiftungsfest, wiederum das grosse Interesse, welches unser geliebter Landesvater dem Forschungskreis der Brandenburgia allzeitig entgegenträgt, betonen zu dürfen.

Einen Ausspruch unsres Kaisers und Königs bitte ich noch zitieren zu dürfen:

> Von allen Titeln ist derjenige eines Markgrafen von Brandenburg der wichtigste und bedeutsamste nach dem Kaiser- und Königstitel. Von Herzen fühle ich mich als Brandenburger; ich rechne auf die alten kurbrandenburgische Treue ganz unbedingt.

In dieser treuen Gesinnung rufen wir jetzt dreimal vereint: Unser Markgraf, S. Maj. der Kaiser und König, er lebe hoch — hoch — hoch!

Darauf feierte Herr Direktor Müller als Gast die Gesellschaft als Pflegerin ernster Arbeit und froher Geselligkeit und schloss mit einem Hoch der Gäste auf die Brandenburgia. Als dritter sprach Herr Telge und überraschte die Festgenossen mit einer kunstsinnigen Spende. Für die Herren hatte er zwei Busennadeln bestimmt, von denen die eine den Kopf eines Mammuts mit den gebogenen Stosszähnen und die andere eine Sonnenblume vorstellte, während die Damen eine Broche erhielten in Form eines silbernen Hakenkreuzes mit dem roten brandenburgischen Adler. Herr Professor Pniower brachte den Toast auf die Damen aus. Von den künstlerischen Produktionen sind zu erwähnen die Lieder, welche Frau Kommerzienrat Fickert und Fräulein Seegert vortrugen sowie die humoristischen Vorträge von Frau Fischer. Inzwischen be-

teiligte sich auch die Korona durch Absingen gemeinschaftlicher Lieder, die von Herrn Dr. Depène und Dr. Albrecht für das Fest gedichtet waren, an dem Ausfüllen der Pausen und Herr Geheimrat Friedel verlas zwei Depeschen, welche zur Feier des Tages eingegangen waren. Die eine hatte Fräulein Lemke aus Italien gesandt und die zweite Herr Grubenbesitzer Franz Körner aus Ägypten, letztere war von unserem Ehrenmitgliede Herrn Professor Dr. Ascherson und von Herrn Professor Schweinfurt mitunterzeichnet. Gegen Schluss der Tafel sprach Herr Dr. Zache allen denen den Dank der Tafelrunde aus, die sich an dem Gelingen des Festes beteiligt hatten. Ausser den schon erwähnten sei hier noch Herr Professor Pniower genannt, der die Leitung und die Anordnung übernommen hatte. Es muss auch die Ausschmückung der Bühne hervorgehoben werden, welche Herr Kunstgärtner Hübner besorgt hatte.

Nach der Aufhebung der Tafel begann der Tanz. Aber auch dieser wurde durch eingelegte Einzeltänze unterbrochen. Zuerst tanzte Fräulein Fickert ein Solo und darauf Fräulein Friedel und Fräulein Fickert ein Duett. Beide Male ernteten die Tänze wegen der Grazie und der Verve den vollen Beifall der Zuschauer.

Auch die Kaffeepause wurde wieder durch Vorträge aller Art ausgefüllt. Hierbei beteiligten sich Frau Kommerzienrat Fickert, Frau Fischer und Frau Kuhlmann, während Fräulein Fickert ein reizendes Musikstück vortrug. Nach der Kaffeepause wurde der Tanz wieder aufgenommen und bis in den Morgen fortgesetzt.

---

19. (9. ordentliche) Versammlung des XI. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 25. März 1903, abends 7½ Uhr
im Bürgersaale des Rathauses.

Vorsitzender: Herr Geheimrat Friedel. Von demselben rühren die Mitteilungen zu I bis XXV her.

A. Persönliches und Allgemeines.

I. Der Vorsitzende bespricht den ausgezeichneten Verlauf des XI. Stiftungsfestes und dankt denjenigen Damen und Herren, welche sich um dasselbe verdient gemacht haben, verbindlichst.

II. Das berlinische Volksschauspiel unseres Mitgliedes Fräulein Clara von Förster: Die drei Linden, welches im Januar d. J. im

Kgl. Schauspielhaus zu Potsdam beifällig aufgeführt worden, (s. m. Mitt. in der Sitzung vom 28. Januar 1903 und Brandenburgia V, 1897, S. 400 flg.) ist von den Theatern in Tübingen und Siegmaringen zur Aufführung angenommen. Der Prophet gilt mal wieder nichts in seinem Vaterlande! Warum bleibt Berlin zurück? Vgl. auch Brandenburgia X, S. 1.

III. Unser langjähriges Mitglied Fräulein Wilhelmine Weyergang ist uns plötzlich in Folge einer Operation, der sie sich in ihrer Vaterstadt Greifswald unterwerfen musste, im Alter von 64 Jahren entrissen worden. Fräulein Weyergang hat sich als vaterländische Schriftstellerin (z. B. über den Markgräflichen Hof zu Schwedt a. O.) dgl. auf schönwissenschaftlichem Gebiet unter dem Pseudonym Ellen Lucie versucht. Als plattdeutsche Volksdichterin hat sie Vorzügliches geleistet. Der Brandenburgia war sie treulich bis zu ihrem Ende ergeben; wir erinnern uns gern, wie sie zweimal bei unseren Stiftungsfestaufführungen die Maske und Figur des „Alten Fritz" trefflich dargestellt.

In Greifswald angelangt und von leider zu gerechtfertigten Todesahnungen erfüllt, hat sie ein rührendes Abschiedsschreiben an mich und meine Frau, der Brandenburgia gedenkend, kurz vor ihrem Hinscheiden gerichtet.

Vom Kollegium der 24. Gemeindeschule ist ihr folgender wahrer und warmer Nachruf gewidmet:

Die Verblichene war durch den Kampf im Leben zu einem festen Charakter erstarkt. Sie war ihren Schülerinnen eine gewissenhafte, tüchtige und liebevolle Erzieherin, den Mitgliedern des Kollegiums eine treue Freundin, der Schule eine ergebene Dienerin, der Literatur und Kunst eine treue Jüngerin und der Menschheit eine Wohltäterin.

Alles für andere, nichts für sich!

Wir gedenken ihrer bis über das Grab hinaus.

Beerdigt ist Wilhelmine Weyergang am Dienstag, den 3. d. M. in Greifswald auf dem alten Friedhof an der Wolgaster Chaussee.

IV. Biographisches Jahrbuch und Deutscher Nekrolog.

Der Herausgeber Dr. Anton Bettelheim in Wien und der Verleger Georg Reimer richten folgenden Aufruf an uns, den wir, überzeugt von der Nützlichkeit des Unternehmens auch im heimatkundlichen Interesse, sehr gern veröffentlichen.

Vier Bände unseres Unternehmens, die Jahrgänge 1896, 1897, 1898 und 1899 sind in den Jahren 1897—1900 erschienen, aufmunternd willkommen geheissen von berufenen Sachkennern, allen voran von Sr. Exzellenz Rochus Freiherrn von Liliencron, dem Herausgeber der Allgemeinen Deutschen Biographie, Professor Friedrich Ratzel in Leipzig und Geheimrat F. v. Weech in Karlsruhe; gefördert durch rege Mitarbeit namhafter Fachmänner.

Über die Notwendigkeit eines solchen mit Jahr und Tag gehenden Deutschen Nekrologes herrschte in der stimmfähigen Kritik kein Zweifel, so

dass Meister der Geistes- und Naturwissenschaften und gelehrte Körperschaften die Sicherung und Fortdauer unseres Unternehmens aus freiem Antriebe sich angelegen sein liessen und mit Nachdruck darauf hinwiesen, dass — da die Allgemeine Deutsche Biographie zunächst mit dem Jahre 1899 abschliesse — die biographische Chronik und Forschung einer festen Heimstätte verlustig gehen würde, wenn der Deutsche Nekrolog nicht erhalten bleiben sollte.

Unter dem Eindruck solcher Stimmen haben der Preussische Kultusminister und der Staatssekretär des Innern spontan dem Verlage wünschenswerte Beihilfe gewährt, so dass unser „Biographisches Jahrbuch und Deutscher Nekrolog" unbeirrt durch äussere Sorgen fortan seine Aufgabe zu erfüllen haben wird, den im zwanzigsten Jahrhundert Geschiedenen gerecht zu werden im Sinne von Gustav Freytags edlem Wort: „Tüchtiges Leben endet auf Erden nicht mit dem Tode, es dauert im Gemüt und Tun der Freunde, wie in den Gedanken und der Arbeit des Volkes".

Die Jahrgänge 1900, 1901 und 1902 werden in rascher Folge veröffentlicht werden. An alle alten Freunde und Mitarbeiter unseres Unternehmens, an gelehrte Körperschaften und Vereine, an Zeitschriften und Tagesblätter richten wir schliesslich die Bitte, uns, wie bisher, durch wohlwollende Ratschläge, Zusendung von einschlägigen Nachrichten und geeigneten Beiträgen, durch Bekanntgabe dieser Mitteilung in der Presse und in jeder weiteren, der Sache dienenden Art und Weise die Erreichung unseres Zieles zu erleichtern und zu ermöglichen.

V. Die Verlagsfirma Friedrich Andreas Perthes in Gotha hat den Mitgliedern historischer Vereine einen Vorzugspreis auf die in ihrem Verlage erscheinenden Deutschen Geschichtsblätter, Monatsschrift zur Förderung der landesgeschichtlichen Forschung, herausgegeben von Dr. Armin Tille, Ladenpreis 6 Mk. bei 20 Bogen Umfang, mit 1. Oktober 1902 begann der 4. Jahrgang, bewilligt und ist bereit, soforn sich unter den Mitgliedern eines Vereins 10 Abonnenten finden, jedem das Exemplar bei direkter freier Zusendung für jährlich 4,50 Mk. zu liefern.

Indem wir die Mitglieder unserer Gesellschaft hierdurch von diesem vorteilhaften Anerbieten in Kenntnis setzen, bitten wir diejenigen, welche davon Gebrauch machen wollen, ihre Adressen dem II. Schriftwart Herrn Professor Dr. Pniower mitzuteilen.

VI. Der neue Zweigverein der Brandenburgia, Verein für Heimatkunde von Oderberg i. M. und Umgegend, den wir am 28. Januar freundlichst willkommen hiessen, dankt durch unser Mitglied H. Lange unterm 3. v. M. wie folgt:

Im Auftrage des hiesigen Vereins für Heimatkunde von Oderberg und Umgegend sage ich der „Brandenburgia" unsern pflichtschuldigsten Dank, dass sie uns als Mitglied aufgenommen hat. Ich darf wohl versichern, dass, da beide Vereine gleiche Zwecke verfolgen, wenn auch ersterer weiter gesteckte Ziele als der unsrige Verein verfolgt, wir stets bemüht sein werden, gegenseitige gute Beziehungen zu unterhalten.

Der uns freundlichst in Aussicht gestellte Besuch der Pflegschaft berührt uns sehr angenehm und hoffen wir einen befriedigenden Verlauf desselben schon jetzt in Aussicht stellen zu können. Mit der grössten Hochachtung zeichnet

H. Lange,
Erster Vorsitzender.

VII. Über den neuerstandenen Verein für die Geschichte Potsdams berichtet unser Ausschussmitglied Dr. Gustav Albrecht folgendes:

Der Verein für die Geschichte Potsdams, der seit den achtziger Jahren seine Tätigkeit eingestellt hatte, ist jetzt wieder neu ins Leben gerufen worden. Der alte Verein, der in den sechziger Jahren unter dem Geh. Hofrat Louis Schneider eine erfolgreiche Tätigkeit entfaltete und eine Reihe wertvoller Mitteilungen aus der Geschichte Potsdams und seiner Umgebung herausgegeben hat, vertagte sich im Anfang der achtziger Jahre auf unbestimmte Zeit, da er seine Arbeiten für beendet erachtete. Die stetigen Fortschritte der brandenburgisch-preussischen Geschichtsforschung regten aber bei Potsdamer Bürgern wiederholt den Gedanken an, den Verein wieder aufleben zu lassen. Verschiedene Versuche misslangen aber, und erst, als von dem Leiter des Märkischen Provinzial-Museums, Geh. Reg.-Rat Ernst Friedel, an die Potsdamer Pflegschaft des Museums die Aufforderung ergangen war, einen Verein für Heimatkunde in Potsdam zu gründen, nahmen sich die Pflegschaftsmitglieder, Referendar Backschat und Dr. Netto, der Sache eifrig an. Beide setzten sich mit gleichgesinnten Geschichtsfreunden in Verbindung, und der gemeinsamen Tätigkeit dieser Männer ist es gelungen, weitere Kreise für das geplante Unternehmen zu interessieren. In einer Versammlung am 15. November 1902 wurde beschlossen, den alten Verein unter Zugrundelegung der früheren Satzungen neu zu gründen und das Arbeitsfeld den modernen Anschauungen entsprechend auf das Gebiet der Heimatkunde auszudehnen. In der zahlreich besuchten Versammlung, der als Vertreter des Märkischen Museums und der „Brandenburgia“ Bibliothekar Dr. Gustav Albrecht beiwohnte, wurde von der Wahl eines Vorstandes zunächst Abstand genommen und die Geschäftsführung einem Ausschuss übertragen, dem Hofprediger Rogge, Landtagsabgeordneter Eckert, Landgerichtsrat Rademacher, Bankdirektor Baumann und Geheimrat Steinbacher angehören. Im Verlauf der Verhandlungen, die sich hauptsächlich auf die Stellung des neuen zum alten Verein bezogen, wurde auch angeregt, dem Gründer des Potsdamer Geschichtsvereins, Hofrat L. Schneider, eine Ehrung zu erweisen, indem der Verein an dem Sterbehause gegenüber der Kaserne des Leibhusaren-Regiments eine Gedenktafel anbringen liesse — ein Vorschlag, der allgemeine Zustimmung fand.

Dem „Roland“ vom 28. v. M. entnehmen wir folgenden Sitzungsbericht:

Der Verein für die Geschichte Potsdams vereinigte, wie die „Potsd. Tageszeitung“ berichtet, in seiner Monatsversammlung am Montag, den 10. d. M., im Hotel „Stadt Königsberg“ eine grössere Zahl von Mitgliedern und Gästen. Kandidat Winkler hielt ein Vortrag über „Die Geschichte des Apothekenwesens in Potsdam“ und behandelte die Begründung und Entwickelung der ersten privilegierten Apotheken in der innern Stadt im 17. und 18. Jahrhundert. Mit sichtbarem Interesse folgten die Zuhörer den Ausführungen, welche viel Neues und Bemerkenswertes darboten. An den Vortrag knüpften die anwesenden Vertreter des pharmaceutischen Berufs eine anregende Erörterung über alte Einrichtungen in den Apotheken Potsdams. Apotheker Huguenel zeigte ein altes Hofapothekengefäss aus Steingut mit blauer Schmelzverzierung, wie solche vor etwa 150 Jahren verwendet wurden. Derselbe sprach auch über die im 17. Jahrhundert in den Apotheken üblichen Wandgemälde, auf denen Christus als Apotheker dargestellt ist. Ein solches Bild aus der Apotheke in der Hohenwegstrasse bewahrt hierselbst die Königliche Regierung zu Potsdam auf, eine verwandte Darstellung findet sich noch heute in der Löwen-Apotheke von Krumbholtz in der Nauenerstrasse; andere Bilder der Art besitzen die Kirchen zu Werder a. d. H. und Plötzin. Eine photographische Aufnahme zeigt ein anderes Schmuckstück, aus der Apotheke von Scheinert in der Lindenstrasse. Es stellt das Relief „Die Madonna mit dem Kinde“ dar, welches von Adam, dem Schöpfer einiger Bildwerke im Park von Sanssouci, gefertigt sein soll. Die Medizinal-Abteilung der Königlichen Regierung würde es freudig begrüssen, wenn ihrer Sammlung neue interessante Ausstattungsstücke alter Apotheken und Gewürzkrämereien überliefert werden; möge jeder dazu beitragen, dem solche Dinge noch zur Verfügung stehen. Der 2. Schriftführer Artelt sprach von den wertvollen Sammlungen des Germanischen Museums in Nürnberg, in dem eine grosse Zahl mittelalterlicher und späterer Apotheken-Einrichtungen sich befinden; dort habe er zum ersten Male auch den Ursprung für die Berufsbezeichnung „Drogist“ an einem kleinen Präparat gefunden, dessen lateinische Aufschrift „trochiscus viperae“ lautete, d. s. Vipern-Kügelchen oder Pastillen, von diesem trochiscus leitet sich der Drogist ab, er ist demnach durchaus nicht französischen Ursprungs, wie noch immer auf deutschen Geschäftsschildern zu lesen ist. Im Anschluss an die Erörterungen der vormaligen Versammlung über das sogenannte Säulenhaus in Potsdam, Ecke Kanal- und Breitestrasse, zeigte Frau Bluth die Nachbildung eines Stiches, das Schatzamt des Whitehall-Palastes in London darstellend, um nachzuweisen, dass unser Säulenhaus wohl nach einem englischen Vorbilde entstanden sei. Schriftführer Artelt lehnte diese Voraussetzung ab, weil auch das englische Bauwerk ein ganz anderes Vorbild gehabt habe, nämlich das eines florentinischen Palastes mit einer korinthischen Säulenordnung; die Eck-Risalite liessen die charakteristische florentinische Bauweise deutlich erkennen. Das Vorstandsmitglied Fabrikbesitzer Eckert verwies auf ähnliche Bauten am Bassin und am Wilhelmsplatz und sprach von der Einwirkung des einstigen Immediat-Baufonds auf die Erhaltung der sogenannten friederizianischen Fassaden unserer

Profanbauten. Schriftführer Artelt beklagte unter lebhafter Zustimmung der Versammtung den Mangel an Feingefühl bei denjenigen Hausbesitzern, deren Häuser eine einheitliche Barockfassade darstellen und trotz alledem verschiedenartigen Anstrich erhalten hätten, nur zu dem Zweck, das Besitzrecht durch eine andere Farbe zum Ausdruck zu bringen; dabei schreckten die Besitzer nicht einmal davor zurück, Bildwerke, wie einheitliche Reliefs u. a. m., durch verschiedenartigen Anstrich zu zerreissen. Dagegen müsse energisch Front gemacht worden; der gebildete fremde Besucher unserer Stadt spotte mit vollem Recht über solche Krähwinkeleien. — Nach mancherlei anderen anregenden Erörterungen im Rahmen der künftigen Wirksamkeit des Vereins für die Geschichte Potsdams, wobei der erste Schriftführer Steinbacher eine gründliche Sichtung des vom Magistrat herausgegebenen alten Vereins-Schriftmaterials als dringend nötig bezeichnete und daraus einen guten Ertrag in Aussicht stellte, wurde die Eingabe des Ausschusses zur Erhaltung des Magdeburger Stadtbildes von der Versammlung unterstützt.

Sollte das Referat über die Mitteilung des Herrn Artelt über das Wort „Drogist“ genau sein, so ist dagegen zweierlei einzuwenden. Erstlich das Wort trochiscus ist eine Verkleinerungsform von trochus und bedeutet Scheibchen, Scheibe, nicht „Kügelchen“ was lateinisch globulus oder pillula heisst. Da nun ausserdem keineswegs alle Drogen in „trochiscus-Form“ bereitet werden, so ist schon aus diesem Grunde die wunderliche Ableitung des Wortes Drogist von „trochiscus“ durchaus abzulehnen.

Zweitens, Drogist ist aus deutscher und überhaupt germanischer Sprache unschwer abzuleiten. Im Grimmschen Deutschen Wörterbuch heisst es: „Drög, dröge, trocken, niederd. Brem. wörterbuch. 1, 252. Frommann Mundarten 2, 43, 24, 239, 210, 6 in Leipzig drêge. Brachte zum willkommen ein brodt und einen drögen lachs. Olearius Reisebeschreibung 1,4. Das korn drôge oder trucken in die scheuern bringen 3,2. Dreug siccus Schottel 1304. Im niederd. ist een drög minsk ein trockener mensch. Brem. wb. 5, 355. s. dreuge, treuge.“

„Drögen, trocknen, niederd. Brem. wörterb. 1, 252. In Leipzig sagt man die wäsche drêgt. Das getreide durch die hitze des feuers drögen Olearius, Reisebeschr. 1, 4. Korn was sich von selbst dröget 3, 2.“

Parallele Wörter im Flämischen, Niederländischen, Englischen, Dänischen, Norwegischen und Schwedischen.

Das „u“ in dem Wort droguerie ist in das Französische übernommen nur um das deutsche „g“ zu härten, ähnlich wie das „h“ im italienischen drogheria. Man müsste also im Deutschen „Drogerie“ schreiben. Vorzuziehen ist „Drogerei“ gleich „Trocknerei“. Drogist (franz. droguiste) ist orthographisch richtig gebildet. Dies Wort hat, wie gesagt, mit dem Lateinischen nichts zu tun. —

Im übrigen wünschen wir dem neuen Verein, der seiner Firma, uns entgegenkommend, den Zusatz (Verein für Heimatkunde) beigegeben hat, fröhliches Gedeihen.

B. Naturgeschichtliches.

VIII. Der uns befreundete unter tatkräftiger Leitung unsres Mitgliedes Geheimen Justizrats Uhles stehende Fischerei-Verein für die Provinz Brandenburg feiert im Mai sein 25jähriges Bestehen. Verbunden hiermit ist eine grosse Ausstellung in der Westhalle des Landes-Ausstellungsparks am Lehrter Bahnhof, Invalidenstrasse 57—62, vom 16. Mai bis 7. Juni 1903.

Zu wiederholten Malen habe ich die Verdienste des Vereins um die Fischerei erwähnt, ebenso welche Bedeutung die letztere von je her bis auf den heutigen Tag in unseren Marken und in unserer Niederlausitz gehabt hat. Wir begrüssen deshalb die Ausstellung lebhaft und teilen nachstehend ihre Gruppen-Einteilung mit:

Abteilung I.

Naturgeschichte der Wassertiere und -pflanzen, Beziehungen derselben zur Fischerei, wissenschaftliche Methoden.

1. Naturhistorische Präparate zur Veranschaulichung der Systematik (einschl. der Fischrassen), Anatomie, Physiologie, Biologie und Entwickelungsgeschichte.
2. Nach- und Abbildungen naturhistorischer Präparate, graphische und bildliche Darstellungen von Forschungsergebnissen.
3. Hilfsmittel zur wissenschaftlichen Untersuchung des Wassers und Wasserbodens als: Laboratorien, Instrumente, optische Apparate u. a. m. (in Originalen, Modellen, Abbildungen).

Abteilung II.

Missbildungen, Abnormitäten, Krankheiten der Wassertiere, Mittel zu deren Verhütung.

1. Krankheitserscheinungen (dargestellt an lebenden oder konservierten Tieren, an Abbildungen u. a. m.).
2. Mittel zur Verhütung und Heilung von Krankheiten.
3. Missbildungen und Abnormitäten.

Abteilung III.

Nützliche und schädliche Tiere und Pflanzen.

1. Für die Fischerei nützliche und schädliche Tiere (lebend, gestopft oder anderweitig präpariert).
2. Für die Fischerei nützliche oder schädliche Pflanzen (lebend getrocknet oder anderweitig präpariert).

Abteilung IV.

Fischerei in Wildgewässern.

1. Lebende Wassertiere aus Wildgewässern.
2. Fahrzeuge, Geräte und Ausrüstungsgegenstände (einschl. der Köder) zur Fischerei in Wildgewässern (in Originalen, Modellen, Abbildungen).
3. Materialien zur Anfertigung derartiger Gerätschaften.

Abteilung V.
Fischzucht und Teichwirtschaft.

1. Lebende Wassertiere aus Teichwirtschaften.
2. Lebende Wassertiere als Resultate von Aussetzungen in Wildgewässern.
3. Darstellung der künstlichen Fischzucht im Betriebe.
4. Apparate und Gerätschaften zur künstlichen Zucht von Wassertieren (in Originalen, Modellen Abbildungen).
5. Fischbrutanstalten (in Modellen und Abbildungen).
6. Einrichtungen zum Schutze der Fische und der Fischerei als: Fischwege künstliche Laichplätze, Vorkehrungen bei Regulierung von Wasserläufen u. a. m. (in Originalen, Modellen, Abbildungen).

Abteilung VI.
Futtermittel.

1. Natürliche Futtermittel, ihre Erzeugung, Aufbewahrung und Verwendung.
2. Künstliche Futtermittel, ihre Erzeugung und Verwendung.
3. Fischfuttermaschinen als: Futterräder, Madenkasten, Laternen zur Anlockung von Insekten u. a. m.

Abteilung VII.
Transport und Verwahrung von Fischen.

1. Gefässe, Wagen und sonstige Vorrichtungen zum Versand von Fischen, Fischeiern, Brut, Jungfischen, Krebsen u. a. Wassertieren (in Originalen, Modellen, Abbildungen).
2. Hülfsapparate zu derartigen Vorrichtungen (Kühlapparate, Durchlüftungsvorrichtungen, Wassermisch-Apparate u. a. m.)
3. Graphische Darstellungen von Vorschriften zum Fischversand und von Transporttarifen.
4. Gefässe und Vorrichtungen zur Aufbewahrung von Wassertieren und deren Verschlussarten.

Abteilung VIII.
Fischhandel.

1. Lebende Wassertiere als Handelsprodukt.
2. Fische und andere Wassertiere auf Eis.
3. Konserven von Wassertieren zum menschlichen Genuss.
4. Darstellungen und Abbildungen der Ein- und Ausfuhrstatistik sowie des gesamten Fischhandels.

Abteilung IX.
Fischverwertung.

1. Rohprodukte und industrielle Erzeugnisse aus Wassertieren und Wasserpflanzen (mit Ausnahme der Konserven zur menschlichen Nahrung) als: Fischöl, Fischmehl, Fischbein, Schuppen, Häute, Perlen, Schwämme Seegräser u. a. m.
2. Vorrichtungen zur Verarbeitung, Herstellung und Versendung der Rohprodukte und industriellen Erzeugnisse als: Werkzeuge, Bereitungsarten, Räuchereien, Kühlanlagen u. a. m. (in Originalen, Modellen, Abbildungen).

Abteilung X.
Wasserverunreinigung.

1. Einrichtung zur Verhütung von Fischwasserverunreinigungen (in Originalen, Modellen, Abbildungen).
2. Mittel zur Reinigung von Abwässern (in Originalen, Modellen, Abbildungen).

Abteilung XI.
Sportsfischerei.

1. Gerätschaften und Ausrüstungsgegenstände für Sportsfischer,
2. Herstellungsart dieser Geräte.

Abteilung XII.
Zierfischzucht, Aquarien- und Terrarienkunde.

1. Lebende Zierfische und sonstige Tiere zu Zierzwecken.
2. Pflanzen zur Besetzung von Terrarien und Zierfischbassins.
3. Aquarien- und Terrarienbehälter nebst Hüfsapparaten.

Abteilung XIII.
Geschichte und Vorgeschichte.

1. Vorgeschichtliche Funde aus dem Gebiete der gesamten Fischerei (in Originalen, Abgüssen, Modellen und Abbildungen).
2. Objekte zur Veranschaulichung der geschichtlichen Entwickelung der Fischerei (Innungs- und Vereinszeichen, Urkunden, Fahnen, Bilder, Fahrzeuge, Trachten u. a. m.).

Abteilung XIV.
Staatliche und private Fürsorge für die Fischerei.

1. Fischereiliche Gesetzgebung als: Verbotene Geräte, bildliche und graphische Darstellungen u. a. m.
2. Gesundheitspflege für Fischer, als: Hygienische Einrichtungen, Krankenkassen, Krankenpflege, Unfall- und Altersversicherung u. a. m. (in Originalen, Modellen, graphischen und bildlichen Darstellungen).

Abteilung XV.
Literatur und Statistik.

1. Fischereiwissenschaftliche Schriften und Drucksachen.
2. Fischereirechtliche Schriften und Drucksachen.
3. Fischereitechnische Schriften und Drucksachen.
4. Fischereiwirtschaftliche Schriften und Drucksachen.
5. Periodisch erscheinende Literatur des Fischereikunde, der Gewässerkunde u. a. m.
6. Literatur der Sportsfischerei und der Aquarienkunde.
7. Fischereistatistische Tabellen, Pläne, Darstellungen.
8. Pläne, Bildwerke und Fischereikarten, soweit sie nicht in den vorhergehenden Gruppen untergebracht sind.
9. Schöne Literatur fischereilichen Inhalts (Fischerlieder u. a. m.).

Abteilung XVI.

Künstlerische, kunstgewerbliche und gewerbliche Erzeugnisse, welche fischereilichen Zwecken dienen, in den vorstehenden Abteilungen aber nicht aufgeführt sind.

Am meisten interessiert uns die Abteilung XIII, Geschichte und Vorgeschichte, welche auf bereits geäusserten Wunsch seitens des mir unterstellten Märkischen Provinzial-Museums sehr ansehnlich beschickt werden wird.

Unsere Mitglieder laden wir ein, sich ebenfalls zu beteiligen.

Ich behalte mir vor, im April auf die Angelegenheit nochmals zurückzukommen.

Wegen der Fischerei-Gerätschaften, zu deren Ausstellung ich auch unsere Mitglieder aufrufe, verweise ich auf den gut unterrichteten Aufsatz u. M. Poetters: „Über volkstümliche Fischereigeräte in der Mark Brandenburg.“ Brandenburgia X, 85—98.

IX. Erkrankung durch Berühren von Pflanzen. Zu diesem interessanten Kapitel hatte ich mir erlaubt, den unser Vorstandsmitglied Dr. Carl Bolle betreffenden Fall Brandenburgia X, 306 nnd XI 100 mitzuteilen. Hier handelte es sich um das Anfassen eines nordamerikanischen Baumes Rhus toxicodendron (Gift-Sumach), welcher auf der Insel Scharfenberg, der Besitzung unseres Freundes im Tegeler See, und verwildert in den gegenüberliegenden Teilen der Heiligenseer Forst vorkommt. Unsere Mitteilung hat überall Aufsehen erregt und ist in die gesamte Tagespresse, sowie in die zuständige Fachpresse übergegangen. Merkwürdig bleibt es, dass Dr. B. noch in diesem Jahre wieder Reizerscheinungen in den Teilen gehabt hat, welche im vergangenem Jahre hauptsächlich betroffen wurden. Zum Glück ist dieser Zustand nicht entfernt so heftig gewesen und bald vergangen.

Viel weniger bekannt ist es, dass mehrere von den reizenden Primulaarten, welche besondere Lieblinge der Frauenwelt sind, ebenfalls unangenehme Erscheinungen hervorrufen können. Der mir seit Jahren befreundete Assistent am botanischen Institut zu München, Herr Dr. Hermann Ross, der mir im Jahre 1891, als er Assistent am botanischen Garten zu Palermo war, dort ein gefälliger, höchst nützlicher Führer wurde, hat in der Münchener Allgemeinen Zeitung, wissenschaftliche Beilage vom 23. Januar 1903, S. 141, einen Aufsatz veröffentlicht: Zwei chinesische Primeln als Erreger von Hautkrankheiten.“ Der wissenschaftlich gut bedienten Täglichen Rundschau vom 22. Februar d. Js. entnehmen wir den nachfolgenden Beitrag über Fälle, die in unserer Vorortsumgebung vorgekommen sind:

Warnungen vor der Primula obconica haben wir mehrfach veröffentlicht. Jetzt wird in der „Gartenflora“ auch vor Primula sinensis gewarnt. Herr W. Retzdorff-Friedenau erzählt folgenden Fall: Eine ihm nahestehende Dame wurde zuerst im Oktober 1894 von einer Entzündung im Gesicht und an den Händen heimgesucht, durch welche ein unerträgliches Jucken in der Haut hervorgerufen wurde. Diese Erscheinung trat darauf alljährlich in der zweiten Hälfte des Monats Oktober auf bis zum Jahre 1901. Die

Folgen der Entzündung äusserten sich, abgesehen von dem Jucken, durch Glut im Gesicht und den Händen — also in den unbedeckten Körperteilen — durch Anschwellungen unterhalb der Augen, ferner durch Schlaflosigkeit bei starkem Herzschlagen und durch Schmerzen im Gesicht. Diese Erscheinungen hielten mit Unterbrechungen meist bis zum nächsten Frühjahr an. Die durch die Ärzte verordneten Mittel konnten die Krankheitserscheinungen nicht heben; zeitweise Linderung wurde am besten erzielt durch Kühlung der Haut mit verdünnter, essigsaurer Tonerde, worauf die Haut mit einer Salbe (Zinc. oxyd. 20,0 und Ol. Olivar. 30,0) bestrichen und demnächst mit Kartoffelmehl bedeckt wurde. Die Ärzte äusserten, dass eine nesselartige Entzündung vorzuliegen scheine. Im Jahre 1901 wurde es der Beteiligten und ihren Angehörigen nun klar, dass die krankhaften Erscheinungen lediglich durch die Berührung der Blätter der Primula sinensis, dieser allgemein beliebten und verbreiteten Pflanze, hervorgerufen waren. Die Dame erhielt nämlich alljährlich zu ihrem Geburtstage — Mitte Oktober — als Geschenk eine Anzahl Primeltöpfchen; wie oben erwähnt, traten die Krankheitserscheinungen immer in der zweiten Hälfte dieses Monats, und zwar meist wenige Tage nach dem Geburtstag, auf und verschwanden mit dem Frühjahr, was darauf zurükzuführen ist, dass die Pflanzen zu dieser Zeit in den Garten gebracht und bis zu ihrem Verblühen nicht wieder berührt wurden. Die Berührung hat, ausser bei dem Begiessen, auch dadurch stattgefunden, dass die Dame die schlecht gewordenen Blätter mit den Fingernägeln abzuknipsen pflegte. Nachdem wir vermutet hatten, dass Primula sinensis die Ursache der Erkrankung war, entfernten wir die Pflanzen aus der Wohnung und hatten den überraschenden Erfolg, dass die krankhaften Erscheinungen bald aufhörten und auch bis jetzt sich nicht wieder gezeigt haben. Empfindliche Naturen seien deshalb darauf hingewiesen, dass nicht nur bei der Behandlung der Primula obconica, sondern auch der Primula sinensis Vorsicht geboten ist. Dieselbe Dame hat auch im Sommer nach dem Genuss von Stachelbeeren Jucken in der Haut empfunden; auch dieses dürfte nicht auf den Genuss der Stachelbeeren zurückzuführen sein; vielmehr dürfte die Dame die Entzündung sich beim Pflücken der Früchte, die gleichfalls mit ziemlich steifen Haaren besetzt waren, zugezogen haben. Diese Art, bei welcher der Fruchtknoten und die Frucht drüsenborstig sind, bezeichnen Ascherson und Graebner in der Flora des nordostdeutschen Flachlandes als var. glanduloso setosum.

Es erhellt, dass es sich hier um besonders empfindliche Naturen handelt und darf ich wohl daran erinnern, dass manche sonst ganz gesunde Personen nach dem Genuss von Erdbeeren überhaupt, manche nur von Walderdbeeren, manche nur von Gartenerdbeeren Übelkeit, Magendrücken, besonders aber Hautreize, Jucken und eine Art Nesselausschlag bekommen. Solche Fälle sind z. B. in Berlin zum öftern bekannt geworden. — Endlich siehe W. Retzdorff-Friedenau: „Über Entzündungen der Haut, welche durch Primula sinensis hervorgerufen sind“ in der „Gartenflora“, Jahrgang 52, von 1903.

C. Kulturgeschichtliches.

X. Dr. Gustav Albrecht: Bilder aus der märkischen Vergangenheit.

Ich habe schon früher auf diese wertvollen Beiträge, welche u. M. in der Frankfurter Oderzeitung veröffentlicht, in der Brandenburgia hingewiesen.

Jetzt liegen vor die Nr. 23 (die Erwerbung des Barnim und Teltow und ihre Folgen), Nr. 24 (Ausdehnung der markgräflichen Macht bis in das Gebiet der Oder) und Nr. 25 (die Cisterzienser in der Mark zur Askanierzeit) und handelt es sich darin hauptsächlich um das 13. Jahrhundert. Er giebt eine lichtvolle Darstellung in dunkler Zeit, die gerade zur rechten Zeit für uns kommt, wo wir erst am 25. v. M. den anregenden Vortrag von u. M. Herrn Pfarrer Passow: „Vergessene märkische Grenzlinien in ihrer geschichtlichen Bedeutung“ hörten. Herr Passow stützte seine Darlegungen im wesentlichen auf die Verteilung von Wasser und Land und auf des letzteren Wegsamkeit und Zugänglichkeit im 12. und 13. Jahrhundert, also mit Eintritt und Ausdehnung der Askanierherrschaft. Er stellte manches als Vermutung auf und über Vermutungen lässt sich ja streiten. Die Albrechtsche Darstellung hält sich dagegen strenger an die geschichtlichen Überlieferungen, aus denen er zur Ergänzung in vorsichtiger Weise gelegentlich Schlüsse zieht.

Ich möchte der orohydrographischen und der geschichtlichen Fortsetzung noch ein drittes Hülfsmittel hinzufügen: die märkischen Limes-Forschungen. Die Burgstellen der vergessenen märkischen Grenzlinien müssen mit dem Spaten, ebenso vom archaeologisch gebildeten Architekten vor allem die Burgtrümmer genau untersucht werden, wie ich das seit Jahren auf den Pflegschaftsfahrten des Märkischen Museums nicht ohne Erfolg versucht habe. Vergl. hierzu die folg. No. XI.

XI. Robert Mielke: Schloss Grimnitz in der Mark. (Mit einem Lageplan.) No. 4 der „Denkmalpflege“ vom 18. v. M. S. 27—29.

Dies ist ein Baustein für die soeben erwähnte Märkische „Limes“-Forschung. Seit 1885 hat sich das Märkische Museum um die Erhaltung der alten Askanierburg am Grimnitzsee unweit Joachimstal bemüht und dahin in den letzten Jahren mehrfach Pflegschaftsfahrten unternommen Das hauptsächliche Ergebnis der Untersuchung der Stelle, wo Otto IV. „mit dem Pfeile“ dichtete und die Hohenzollernfürsten der Renaissancezeit jagten, hat Mielke geschickt zusammen gefasst.

Insbesondere haben wir im vorigen Jahr die nützliche Negative festgestellt, dass das Amtshaus im Amt Grimnitz nicht die „Neue Kemenate“ Grimnitz sein kann. Jetzt aber muss der Spaten einsetzen, und es wäre sehr erwünscht, dass Allerhöchsterseits recht bald der Be-

fehl gegeben würde, eine systematische Aufräumung der oberirdischen Burgreste bei der Försterwohnung und die Aufgrabung der unterirdischen Burgreste bis zur Kgl. Oberförsterei vorzunehmen. U. M. Herr Professor Dr. Friedrich Wagner hat die Güte gehabt, mir aus dem Geheimen Staatsarchiv 76, 26 fol. 406 folgenden Erlass vom 19. September 1524 abschriftlich mitzuteilen, der sich auf Grimnitz und die Neue Kemenate bezieht.

„Andres Weffingks brief über s. haus uffm Grymnitz. Wir Joachim etc. bekennen etc. das wir unserm heidreiter zur Neuen Kemnat am Grymnitz u. l. getr. Andres Bollen Weffingk genant Annen s. elich. hausfr u iren erben ir wanhaus so sie gebauet und bisher bewanet u besessen haben mit d hof darzu gelegen in ansehung s. langen getr. dinst, so er uns von jugent uff gethan hat u forder thun soll u will, . . . verschriben haben . . . . .

Doch das er uns widerum ein haus von sechs gebinden daselbs zur Kemnat hauen (sic, st. bauen?) u setzen lassen zu einer wanung eins zukunftigen heidreiters der in demselben haus wan eegnanter Andres nymmer unser heidreiter ist sein wonung haben soll etc.

Geben zur Newen Kemnath (ausradiert ein nicht mehr lesbarer Ortsname) an montage nach Lamperti MDXXIIII.

co propria illustr. pr. elect.

Die „Gebinde“ beziehen sich auf die Länge des Strohdachs und damit auf die Länge des Heidereiterhauses selbst.

XII. Denkmalsschutz in Italien.

In derselben Nr. der Denkmalspflege vom 18. März d. J. bespricht S. 31 Herr J. Kothe das italienische Gesetz über den Denkmalschutz (Legge del 12 Gingno 1902 per la conservazione dei monumenti e degli oggetti d'antichità e d'arte), welches auch für deutsche Verhältnisse manches Nachahmungswertes enthält, während Herr F. Brunswick eben daselbst S. 32 den Elenco degli Edifizi Monumentali in Italia (Verzeichnis der monumentalen Gebäude) erörtert. Auf 572 Seiten werden die in den 69 Provinzen Italiens befindlichen Bauten, für deren Erhaltung der Staat sich verantwortlich fühlt, aufgeführt. Ich brauche wohl nicht hinzuzusetzen, dass in Preussen, welches bei weitem nicht so viele und für die gesamte Kulturwelt wichtige Staatsgebäude besitzt, ein solches grundlegendes Werk noch völlig fehlt.

XIII. Volkstümliche Führer durch die Königlichen Sammlungen in Berlin herausgegeben von der Centralstelle für Arbeiterwohlfahrtseinrichtungen. Verlag von W. Spemann in Berlin. Herr Geheimer Ober Regierungsrat Post, vortragender Rat im K. Handelsministerium hat die Güte gehabt mir 4 dergl. Führer mit dem Wunsche, dass ich sie in der Brandenburgia vorlege, mitzuteilen: I. Deutsch-Niederländische Malerei; im Alten Museum von Oberlehrer

Dr. Schultz, II. Italienische und Spanische Malereien im Alten Museum von demselben, III. das Treppenhaus im Neuen Museum von demselben, IV. Geologisch-paläontologische Sammlung im Museum für Naturkunde Invalidenstrasse 43 von Dr. Philippi, Assistenten daselbst verfasst, und für uns gerade jetzt deshalb interessant, weil die Brandenburgia am 8. April d. J. unter sachverständiger Führung des Museums-Assistenten Herrn Dr. Solger gerade diese Sammlung in ihrer Neuordnung besichtigen wird.

Diese „Führer" sind knapp und im besten Sinne volkstümlich gehalten, sie kosten jeder nur 10 Pf, dürfen aber bislang leider im Innern der Kgl. Museen nicht verkauft werden, um nicht dem Absatz der umständlicheren und teueren amtlichen „Führer" Abbruch zu tun. Hoffentlich lässt sich hier ein beide Teile befriedigender Ausweg finden.

Herr Geheimrat Post, dessen uneigennützige, opferwillige, arbeiterfreundliche Bemühungen das grösste Lob verdienen, tritt des Weitern mit Eifer auch für sachverständige persönliche Führungen in den Museen ein, wodurch dieselben erst recht nutzbringend für das grosse Publikum, selbst für die unteren Volksschichten werden.

Wir begrüssen diese Bestrebungen und wünschen ihnen besten Erfolg.

Sehr nahe den Postschen-Absichten kommt übrigens der heut mit herumgereichte „Führer durch die Zoologische Schausammlung des Museums für Naturkunde in Berlin", der seine Entstehung u. M. Geh. Reg. Rat Prof. Dr. Möbius, dem Direktor der Zoologischen Sammlungen, verdankt. Er ist ganz hervorragend geschickt abgefasst und kostet bei 72 Seiten Text nur 20 Pfennig.

XIV. Volkskundliches in Süddeutschland. In ähnlicher volkstümlicher Weise zur Erhaltung der Altertümer, zur Belehrung darüber, zur Bewahrung alter Volksüberlieferungen und Ausstattungsgegenstände ist, wie den Brandenburgia-Mitgliedern bekannt, unermüdlich tätig Herr Curat Frank zu Kaufbeuren im Allgau. — Es ist mir immer eine Freude, wenn ich ein neues Heft seines so fesselnd geschriebenen „Deutschen Gau" in die Hand nehmen kann. Heut lege ich Ihnen die Hefte 61 bis 66 mit überreichem Inhalt vor. Desgleichen einen „Praktischen Wegweiser durch die Pfarrkirchen." Obwohl zunächst für die katholische Geistlichkeit geschrieben, passt er in vielen Punkten auch auf die protestantische Geistlichkeit unserer Lande und empfehle ich denselben diesen „Wegweiser" zur Befolgung und Nachahmung hiermit bestens.

XV. Mitteilungen aus dem Museum für Deutsche Volkstrachten und Erzeugnisse des Hausgewerbes zu Berlin. Band II. 1. Heft. 1903. Ich mache insbesondere auf 2 Aufsätze unserer Mitglieder darauf aufmerksam: Robert Mielke: Über Bauernschmuck

(II Kapitel) und Fräulein Elisabeth Lemke: Aus den auf Tod und Begräbnis sich beziehenden Sammlungen des Museums.

Uns allen ist das treffliche Volkstrachten-Museum von unserm Besuch vom 20. Oktober 1900 (Brandenburgia IX. 307) noch bestens in der Erinnerung und können wir dessen eingedenk, nur nochmals den Wunsch hegen, dass der in seiner Art einzigen Sammluug, einer Zierde des Deutschtums, endlich in Berlin eine gesicherte Stelle gewährt werden möge, meine desfallsigen Bemühungen sind bislang fruchtlos geblieben.

XVI. Verlags-Katalog von Ernst Wasmuth Berlin Markgrafenstrasse 35. 1872 bis 1903. Dieser Drei-Lustra-Katalog hat nicht bloss als Erinnerung an einen der grössten Architektur-Verlage Deutschlands Interesse, sondern auch für uns speziell wegen der vielen heimatkundlichen Anklänge. Ich erinnere nur an Kloster Chorin S. 79, an viele Berliner Privatbauten u. dgl. Der reiche Buchschmuck und die trefflichen Illustrationen sind von Hanns Anker. Diese Bilder wurden nach den Orginalen aus den Verlags-Werken hergestellt. Druck und Papier sind vorzüglich. Sie werden Ihre Freude an dem prächtigen Buchwerk haben.

XVII. Georg Schuster: Markgraf Johann von Brandenburg und seine Beziehungen zur Alchemie und zum Humanismus. Sonderabzug aus den Monatsheften der Comenius-Gesellschaft Bd. XII. 1903. Was sich über dies etwas dunkle und mysteriöse Leben des ältesten Sohnes des Burggrafen Friedrich VI. von Nürnberg, des ersten hohenzollerschen Kurfürsten von Brandenburg sagen lässt, ist von unserm verehrten Mitgliede gewissenhaft gesammelt und geschickt verarbeitet worden.

1406 geboren wurde Johann, der Alchymist, schon 1416 mit der elfjährigen Barbara, Tochter des Kurfürsten von Sachsen, vermählt. 1426 übertrug ihm Friedrich die Statthalterschaft in den Marken, hier entsprach er aber so wenig, dass er 1437 abberufen und durch den zweiten Sohn Friedrich ersetzt wurde. Durch die Dispositio Fridericiana ward er sogar von der Kur ausgeschlossen und musste sich mit Bayreuth begnügen. Der wenig Willensstarke hat sich in diese Rolle gefunden. Er ergab sich mehr und mehr der Hermetik und versuchte auf der Plattenburg, später auf der Kadolzburg und in Nürnberg sich in der Goldmacherkunst. Dass er dabei keine Seide gesponnen, kann man sich denken. Er hat nicht bloss das Gold, was er besass, in unfruchtbaren Versuchen verpufft, sondern auch sein eigenes und seines Bruders Albrecht Silbergeschirr „versilbert".

Mit der Humanistik trat Johann 1435 auf der Rückreise vom Heiligen Lande in Berührung, als er in Venedig und Mantua am Hofe der Gonzaga weilte. Hier in Mantua lebte seit dem 12. November 1433 Johanns älteste Tochter als Gemahlin des Markgrafen Ludwig Gonzaga,

des ältesten Sohnes von Giovanni Francesco und seiner würdigen Gemahlin Paola Malatesta. In Mantua war ein hervorragend schöngeistiger Ton höfisch und wenn wir 1456 einen Humanisten Ariginus auf dem bei Kulmbach nahegelegenen Schloss finden und diesen als Leiter der ersten humanistichen Schule auf deutschem Boden betrachten dürfen, so möchte sich ein Vermittelungsfaden nach Franken von Mantua her vielleicht anspinnen lassen.

Am 10. Januar 1455 trat Johann das Fürstentum Bayreuth, das ihm offenbar auch noch zu unbequem war, gegen die Ämter Baiersdorf, Kadolzburg sowie eine jährliche Rente von 3000 Gulden an seinen Bruder Albrecht ab und nahm Wohnsitz in Baiersdorf. Daneben finden wir ihn auch auf der Kadolzburg und im nahen Nürnberg. In Baiersdorf beschloss er am 16. Nov. 1464 sein wunderliches Forscher-Leben, 58 Jahr alt. Am 15. Dezember ward der „Alchemist" im Kloster Heilsbronn, der alten Ruhestätte seiner Ahnen, zu Grabe getragen. Der Beiname „Alchemist" wird Johann durch Wolfgang Justus 1571 anscheinend zuerst beigelegt. Dieser Beiname ist berechtigter als die manierierten Kurfürsten-Beinamen „Achilles", „Cicero", „Nestor" etc. Vgl. die abfällige Kritik unsers Mitgliedes Prof. Friedrich Wagner über diese ungeschichtlichen manierierten Namen in Brandenburgia IX. 260 u. X. 271.

XVIII. Amos Comenius und sein Orbis pictus. Zu den von mir in der Sitzung am 26. Februar 1902 (Brdb. XI. 79—82) unter dieser Ueberschrift gemachten Mitteilungen hat mir der um die Förderung der Comenius-Gesellschaft hochverdiente Vorsitzende, Herr Geheimer Archivrat Dr. Ludwig Keller, mehrere gedruckte Hefte übergeben, denen ich folgendes entnehme. In dem Heft „Zur Bücherkunde des Comenius" Chronologisches Verzeichnis seiner gedruckten und ungedruckten Werke von Joh. Th. Müller. Berlin 1894 heisst es S. 41:

81. (Werk des C.) Orbis sensualium pictus. Hoc est, omnium fundamentalium in mundo rerum et vita actionum Pictura et Nomenclatura (in Op. did. III. 830: actionum Nomenclatura ad ocularem demonstrationem deducta). Die sichtbare Welt, Das ist, Alles vornehmsten Welt-Dinge und Lebens-Verrichtungen Vorbildung und Benahmung. Noribergae, Typis et Sumptibus Michaelis Endteri. Anno Salutis CIↃIↃCLVIII). (Universitätsbibl. in Kiel.) — 2. Ausg. Noribergae 1659 (s. Lion Comenius Grosse Unterrichtslehre 1891 S. 287 ff.). — 3. Ausg. ebenda 1661. — Die erste englische Ausg. von Charles Hoole. Vorrede datiert: From my School in Lothbury, London, Jan. 25, 1658. — Die erste böhmische Ausg. 1685 u. s. w.

Aus einem andern Heft: Die Comenius-Gesellschaft. Geschichtliches und Grundsätzliches von Ludwig Keller geht hervor, dass als deren eigentlicher Stiftungstag der 10. Oktober 1890 anzusehen ist. Am 10. Oktober 1891 hielt die Gesellschaft ihre erste vertrauliche Vorversammlung in Berlin ab. (S. 9.)

S. 11. Das Siegel des Comenius, welches derselbe auch der Gesamtausgabe seiner Schriften vorausgesetzt und das die Comenius-Gesellschaft angenommen hat, findet sich an einem Briefe des Comenius vom 25. Oktober 1656, der im Staatsarchiv zu Posen aufbewahrt wird. Auf demselben sind der Berg und die drei Bäume (Erde), sowie Sonne, Mond und Sterne klar erkennbar; am obern Rande steht: J. A. C. Von unserm Ehrenmitglied Archivrat Dr. Prümers in Posen mitgeteilt.

Weiter lege ich zur Orientirung über die höchst gemeinnützige und deshalb Ihrer besonderen Beachtung und Förderung bestens hiermit empfohlene Gesellschaft ein Heft von Ludwig Keller vor, betitelt: „Die Comenius-Gesellschaft. Ein Rückblick auf ihre zehnjährige Wirksamkeit." Berlin 1892. Aus der sehr interessanten Schilderung erhellt die hervorragende Bedeutung der C. G. und die Mannigfaltigkeit der edlen Ziele, welche sie sich gesteckt.

XIX. Ueber die Dorotheenstädtische Kirche zu Berlin habe ich als Patronats-Vertreter des Magistrats erst kürzlich eine Mitteilung in der Brandenburgia machen können. Jetzt gestatte ich mir, darauf hinzuweisen, dass die feierliche Einweihung des Umbaues voraussichtlich in der Woche vor Pfingsten hoffentlich in Gegenwart der Allerhöchsten Herrschaften stattfinden wird. Dass die Kirche keinen Heiligennamen hat (ähnlich der Neuen Kirche, Luisenstädtische Kirche pp.) hängt mit den kalvinistichen Ideen zusammen, die den damals zur reformierten Kirche gehörigen Hof beherrschten. Später kamen aber lutherische Anschauungen (einer der Geistlichen hat schon anfänglich der Confessio Augustana angehört) zur Geltung und das Unionswerk von 1817 verwischte vollends den reformierten Charakter der Kirche, so dass sie einen richtigen Altar und einen mehrfachen Bilderschmuck erhielt. Beim Neubau der Kirche ist das selbstverständlich so geblieben. Der jetzige Architekt des Umbaues, Herr Hofbaurat Geyer, hat neben dem Altarchor nach aussen zwei kapellenartige Anbauten angeschlossen. Im Innern ist vor dem Turmeingang eine Wand gezogen, um einen Versammlungsraum für Hochzeitsgäste, Taufzeugen, Leidtragende u. s. w. zu gewinnen. Unter der bisherigen Balkondecke ist ein stattliches, weihevoll ausgemaltes Tonnengewölbe gezogen. Die Empore sind niedriger gelegt, auch die Fenster entsprechend verändert und mit schönen breiten Glasgemälden, auf Kosten grossmütiger Stifter, versehen worden.

Am meisten interessiert den Besucher unter den Denkmälern im Innern allemal das berühmte von Gottfried Schadows Meisterhand geformte Denkmal des Grafen von der Mark, der schlafende Jüngling auf dem Sarkophag und an der Wand darüber die drei Parzen. Während sonst die modernisierte hellenische Kunst uns kalt zu lassen pflegt, ein Eindruck, den man selbst im Thorwaldsen-Museum zu Kopenhagen empfindet, wirkt sie hier erschütternd, ja geradezu rührend.

Der Graf von der Mark war ein Sohn der Friederike Wilhelmine Encke, verehelichten Kämmerier Rietz, späteren Gräfin Lichtenau.

Bei dem jetzigen Umbau der Kirche ist das Grabgewölbe, in welchem der Sarg mit dem Leichnam des Grafen ruht, nicht geöffnet worden, der sonstige Inhalt und die Ausstattung des Hohlraumes hat also nicht festgestellt werden können. Dagegen musste der oberirdische Marmorsarkophag mit der Statue des Grafen aus baulichen Gründen gehoben und verschoben werden.

Ein Vermerk über die Aufstellung des Denkmals findet sich in den Kirchengebüchern und -Akten nicht.

Der Graf ist am 1. August 1787 verstorben, das Denkmal auf Befehl König Friedrich Wilhelms II 1791 aufgestellt.

Die Inschrift lautet:

Fred. Guiliel. Maurit. Alexander March. Comes. Nat. D. IV. Jan. MDCCLXXIX. Den. D. I. Aug. MDCCLXXXVII. Paternis prosecutus lacrimis, egregiis virtutibus ornatus, artibus ingenuis mature instructus, ad altiora se contulit studia coelitum choris immixtus. (zu deutsch: Friedrich Wilhelm Moriz Alexander Graf von der Mark. Geb. den 4. Jan. 1779. Gest. den 1. Aug. 1787. Begleitet von den väterlichen Tränen, mit ausgezeichneten Tugenden geschmückt, in den freien Künsten frühzeitig unterrichtet, wandte er sich höheren Bestrebungen zu, sich mischend in die himmlischen Chöre)

Herr Prediger Vogel, erster Geistlicher der Kirche, hat die Güte gehabt eine Abschrift des nachfolgenden Totenscheins zu gewähren.

Totenbuch
der Dorotheenstädtischen Kirche.
Band 3, Seite 543, No. 161. 1787.

Den 1ten August Mittags um 12 Uhr, Herr Friedrich Wilhelm Moritz Alexander Graf von der Mark, Sr. Majestät des Königs Friedrich Wilhelm des zweiten und die Mutter Friederica gebohrne Enckin natürlicher Sohn, 8 Jahr, 6 Monath und 28 Tage alt, gestorben am Gallen-Fieber, in Charlottenburg, und ward unter den Linden im ehemal. v. Goerenschen und jezt DHl Grafen von der Mark Hause gebracht, und wurde Sonnabend den 4ten huj. früh nach 4 Uhr auf Sr. Majestät des Königs hohen Befehl in der Dorotheen Städtischen Kirche von der Mittelstrasse eingangs rechter Hand beygesetzt und eingemauert.

Die Taufe ist im Kirchenbuch nicht gebucht.

XX. Chateaubriand und die Königin Luise. Unser Vorstandsmitglied Dr. Carl Bolle teilt uns folgende von ihm verfasste Übersetzung eines wenig bekannten Liedes des französischen Romantikers mit.

Charlottenburg.
Am Grab der Königin Luise 1821.

Sous ces hauts cyprès qui ombragent des sources,
Gardien, dis-moi quel est ce monument nouveau?
Un jour il deviendra le terme de tes courses,
Oh voyageur, c'est un tombeau.

Ein Denkmal, neu erst, zwischen Quell und Tannen.
Was birgts? Der Wächter, den gefragt ich hab',
Gab Antwort: Dir auch, wenn Du gehst von dannen,
Wird es sich öffnen, denn es ist ein Grab.

Wer ruhet hier? Die schönste aller Frauen.
Ward sie geliebt? Man betete sie an.
So lass mich ein. — Fühlst du vor Tränen Grauen,
Bleib fern. — Glaubst Du, dass ich nicht weinen kann?

Ein Marmor, den Italien hergesendet,
Deckt prunkvoll diese Stätte tiefen Wehs.
Stand er, wo einst Cornelia geendet,
Erhob er sich am Grab Antigone's?

Nicht doch. — Was Gram in dir will sanft erregen,
Der Weiblichkeit erhabnes Ideal,
Es lebte hier. Sie schritt auf diesen Wegen
Voll Hoheit, liebreizend, so manchesmal.

Wer an die Wand hing für sie Blütenkronen?
Die liessen Kinder tief betrübt zurück,
Geschenk des Himmels, Tugenden zu lohnen,
Der hold Verklärten höchstes Erdenglück.

Horch, ein Geräusch! Wer ist es? Hört den Gatten
Heimlich genaht; vernehmbar kaum sein Schritt.
Er kommt zu opfern dem geliebten Schatten,
Zu klagen ihr, was seine Seele litt.

Was durfte diesen Mann zum Tod betrüben?
Sein All verloren, ausgelöscht sein Licht.
Zwar wissen wir, ein Thron ist ihm geblieben —
Ein Thron wiegt schwer, doch trösten kann er nicht.

Deutsch von Carl Bolle. Chateaubriand.
Mélanges historiques.

Ich darf wohl als geschichtliche Anmerkung hinzufügen, dass das im Charlottenburger Schlossgarten 1810 begonnene Mausoleum von Gentz in einfachem pirnaischem Sandstein ausgeführt wurde und damals als François Auguste Vicomte de Châteaubriand (geb. 4. Sept. 1769 zu St. Malo in der Bretagne, † 4. Juli 1848) als bevollmächtigter Gesandter und ausserordentlicher Botschafter in Berlin weilte, 1820, die noch jetzt vorhandene Fassade aus dunklem märkischem Findlings-Granit erhalten

hatte.*) Wer sich darüber wundert, dass ein französischer Dichter die Königin Luise, welche doch als ein Opfer der französischen Zwingherrschaft in Preussen galt, gefeiert hat, wolle nicht übersehen, dass Ch. ein Verfechter der Legitimität gewesen ist, dass er gegen die Republik als Emigrant gefochten und Napoleon I. literarisch und politisch befehdet hat. Auch ist zu beachten, wie er den Vorläufern der romantischen Schule angehört und wie ihm deshalb das tragische Schicksal der unglücklichen Königin nahe gehen mochte.

Herrn Dr. Bolle erlaube ich mir, für die Mitteilung seiner meisterhaften Übertragung unsern wärmsten Dank auszusprechen.

XXI. Märkische Spinnstuben-Erinnerungen von Max Bartels. — Nach einem am 22. November 1901 im Verein für Volksheilkunde gehaltenen Vortrag. — Der als Anthropologe und Volkskundiger rühmlichst bekannte Geheime Sanitätsrat Dr. Bartels hat in der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde Heft 1 bis 3 unter obigem Titel ausführliche Mitteilungen, die für unsere Brandenburgia von grossem Interesse sind, gemacht und derselben freundlichst ein Exemplar mitgeteilt. Die Angaben stammen aus Ützdorf bei Bernau, vielleicht noch mehr aus Prenden bei Ützdorf her. Die Familie Bartusch ist uns in der Brandenburgia, besonders aber in den Kreisen des Märkischen Museums sehr wohl bekannt. Wir haben den Bruder des Frl. Bartusch wiederholt mit der Pflegschaft des Museums aufgesucht, hat er uns doch noch am 26. Oktober 1902 in der Umgegend von Ützdorf geführt. Der zweifellos beste Kenner der Gegend, u. M. Herr Rektor Otto Monke wollte uns heute einen mündlichen Vortrag über den Bartelschen Aufsatz halten, ist aber leider daran verhindert und hat deshalb seine Bemerkungen zu dem Aufatz „Märkische Spinnstuben-Erinnerungen von Dr. Max Bartels“ in dem folgenden Bericht niedergelegt:

Im ersten Teil wird über das Leben und Treiben in den Spinnstuben und im zweiten über das Spinnen selbst berichtet; der Verfasser beschreibt dabei sehr eingehend die Spinnräder und ihre Teile. Der dritte Teil beschäftigt sich mit dem Garnhaspeln, d. h. mit dem Aufwickeln der gesponnenen Fäden zu Fitzen oder Gebinden, während der vierte und letzte der Flachsbereitung gewidmet ist.

Den Stoff für die Abhandlung lieferte dem Herrn Dr. Bartels ein Fräulein Bertha Bartusch, geboren 1841 zu Ützdorf bei Bernau. Ich füge hinzu, dass Frl. Bartusch gegenwärtig in Zepernick bei Bernau lebt. Angeblich beziehen sich die Spinnstubenerinnerungen auf Ützdorf, eine kleine aus etwa sechs Häusern bestehende Niederlassung, welche 10 km nördlich

*) Ernst Friedel: Die Deutsche Kaiserstadt Berlin. Stadtgeschichten, Sehens- und Wissenswertes aus der Reichshauptstadt und deren Umgebung. S. 180. Die Erweiterungen des Mausoleums seither haben nach hinten zu stattgefunden.

von Bernau und fast ebensoweit westlich von Biesenthal am Abfluss des Liepnitzsees gelegen ist. „Der Bauernhof von Fräulein Bartuschs Eltern", sagt Herr Dr. Bartels, lag ½ Stunde vom Dorfe entfernt, und als sie mit 6 Jahren die Schule besuchen sollte, wurde sie die Woche über zu den Eltern ihrer Mutter gegeben, die in Ützdorf selber einen grossen Hof besassen." Hier ist dem Herrn Doktor Bartels ein Irrtum untergelaufen. Zunächst ist Ützdorf selbst seit Jahrhunderten kein Dorf mehr; sodann wohnten die Eltern keineswegs ½ Stunde von Ützdorf auf einem einzelnen Hofe, sondern in Ützdorf selbst. Der Vater Martin Bartusch lebte dort, wie ich hinzufügen will, in Ützdorf von 1784—1868; sein 1838 in Ützdorf geborener Sohn Robert Bartusch, der Bruder der Bertha Bartusch, übernahm 1866 die Wirtschaft und lebt noch heute dort. Er ist gewiss vielen Berlinern persönlich bekannt, weil er von 1887—99 das Gasthaus in Ützdorf besass, dagegen wohnten die Grosseltern, das Ehepaar Liesegang, in Prenden, 5—6 km nördlich von Ützdorf, bezw. von Lanke. Dorthin also müssen wir den Schauplatz der Erzählung verlegen. Auch gewisse kleine Züge des Bildes lassen dem Eingeweihten erkennen, dass es sich nicht um Ützdorfer Spinnstuben, sondern um Prendener handelt. In Prenden sassen die Spinnerinnen um den Ofen herum, in Ützdorf aber gruppierte man sich in den vierziger und fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts noch um den altehrwürdigen Kamin, wie mir mein alter Freund Robert Bartusch oft erzählte. Grossvater und Grossmutter sassen dicht am Kamin und warfen dann und wann einen Kienspan in die Glut, welche das kleine niedrige Zimmer gleichzeitig erwärmte und erleuchtete; denn eine Lampe gabs damals nicht. Wollte jemand im dunklen Nebenzimmer etwas suchen, so nahm er als Leuchter einen Kienspan aus dem Kamin. War draussen oder im Stall noch etwas zu besorgen, so bediente man sich der grossen scheibenlosen Laterne, deren Seitenteile nur aus durchlöcherten Schwarzblech bestanden. „Sehen konnte man eigentlich dabei nichts", sagte Vetter Bartusch, „aber sie ging leicht aus."

Auch die Bierbereitung wurde in Ützdorf selbst etwas anders betrieben, als Herr Dr. Bartels sie im vierten Abschnitt schildert. Das selbstbereitete Bier, das „Drinken", soll einen recht angenehmen Geschmack gehabt haben. Mein alter Freund, der es doch selber getrunken hat, war hierin etwas abweichender Meinung, und wenn ich die Darstellungsweise in Betracht ziehe, kommt mir seine Aussage doch etwas wahrscheinlicher vor, als die seiner Schwester: denn das „Drinken" wurde nach Dr. Bartels nur aus Hopfenzapfen, Zucker Bärme und Mohrrüben gemacht. „Hoffen wir", fuhr Herr Dr. Bartels fort, „dass in dem Biere auch noch Gerste gewesen ist!" — Dieser Annahme muss ich leider widersprechen. Das Ützdorfer „Drinken" wurde ländlich, schändlich wie eine Tasse Kaffee in einem märkischen Dorfkrug ohne Bohnen — unter gänzlicher Nichtbenutzung von Gerste, ja auch ohne Hopfen hergestellt. In Ützdorf liess man den mit Wasser verdünnten Mohrrübensaft, nachdem man ihn mit Braunbier, aus Biesenthal in einer Kruke bezogen, übergossen hatte, einige Tage gären. Über den Geschmack ist nicht zu streiten; aber ich möchte denn doch diesen Göttertrank lieber den Antialkoholikern gönnen als mir selbst. In Prenden war das also schon etwas besser.

Alle diese kleinen Berichtigungen betreffen indessen nur Äusserlichkeiten; dem Wert der Arbeit selbst tun die gemachten Ausstellungen in keiner Weise irgend welchen Abbruch. Herr Dr. Bartels hat sein Thema so gediegen und mit solcher Sorgfalt behandelt, dass man jedem, der sich auf diesem Gebiete informieren will, nur raten kann, die Arbeit gründlich zu studieren.

Herr Dr. Bartels citiert, um den Namen Ützdorf zu erklären, die bekannte Stelle aus Rollenhagens Froschmäuseler: „Daselbst durch Gottes Wunderhand Frösch, Padden, Euzen (Kröten; Ützdorf-Krötendorf) Menschen worden . . . . Kam im Bernauschen See zurecht, wurden Euzdorfer Müllerknecht.“ Ob die Rollenhagen-Bartelssche Erklärung richtig ist, lasse ich dahin gestellt sein; sie ist wenigstens einleuchtender als die von Berghaus, welcher den Namen Ützdorf aus Obstdorf entstanden sein lässt. Etwas gewagt scheint mir auch die mir anderweitig mitgeteilte Ableitung des Namens aus einer Stelle in dem Brief des Theodebert an Justinian (cr. 535): . . subactis una cum Saxonibus Euciis. . . . Es sei indessen darauf hingewiesen, dass es im Havellande ein Dorf Namens Ütz giebt und dass in dem Werke von Klöden „Die Quitzows und ihre Zeit“ ein Hartwig von Ütze genannt wird (II, S. 91). Genug, die Benennung des Ortes ist etwas dunkel, dunkel wie die Entstehung und der Untergang des ehemaligen Dorfes Ützdorf, dunkel wie die interessante Figur des auch von Herrn Dr. Bartels genannten Euzdorfer Müllerknechtes, welcher, wie ich hinzufügen will, um 1400 lebte und „gericht is“, weil „he den vienden unses und sines Landes het gegeven bir, brot, fuder, wege und stege, dicke und vele, beide ut und in. Item was he met den vienden in den Barnym und halp den roven und bernen.“ Ouk is geschin, dat di von Bernow fengen eynen ute dem Lande von Gransoye, und den hadden dy von Bernowe gebracht wente thu Schonow, und den nam em weder dy molner met gewalt. (Berliner Stadtbuch 1401.)

Bevor Dr. Bartels auf die Spinnstuben selbst eingeht, schildert er in fesselnder Weise das patriarchalische Familienleben in Ützdorf, oder wie wir jetzt sagen wollen, in Prenden. Er erwähnt dabei den „sonderbaren“ Ausdruck „Halwachtern“ für Vespern und sagt, dass ihm die Etymologie des Wortes unbekannt sei. Er sucht das „achtern“ aus achter = hinten zu erklären; ich glaube, er irrt dabei. Ich meine, achtern ist von dem Zahlwort 8 abzuleiten. Das Abendbrot wurde in Ützdorf um 8 Uhr oder kurz vor 8 eingenommen — Herr Dr. Bartels giebt an: um 7 Uhr. Gevespert wurde dagegen um 4; die Mittagszeit war um 12. Die Vesperzeit lag also in der Mitte (Hälfte) zwischen den beiden Hauptmahlzeiten, und deswegen wurde das Vespern auch das Halwachtern genannt. Der Ausdruck Mittag und Mittagessen erklärt sich ja in ähnlicher Weise.

Die mitgeteilten Spinnlieder sind meist nicht unbekannt. Hervorheben möchte ich das eine auf S. 78:

In des Gartens dunkler Laube
Sass am Abend Hand in Hand u. s. w.
Schlich sich Ewald in den Garten,
Wo er sie zuletzt noch traf.

„Hier" bemerkt Herr Dr. Bartels, „fehlt augenscheinlich etwas, denn es folgt gleich unvermittelt der Schlussvers:

„Drauf ging er ins nahe Kloster,
Legte Schwert und Panzer ab,
Und auf Friedhofs stillen Höhen
Gruben Mönche ihm sein Grab."

Ich bin in der glücklichen Lage, Herrn Dr. Bartels das mitteilen zu können, was dort fehlt.

In Ützdorf und in den Nachbarorten (z. B. in Stolzenhagen) sang man noch folgenden Vers dazwischen:

„Und was sah er da von ferne?
Einen Grabeshügel-Stein,
Und es stand darauf geschrieben:
Deine Minna ruht allhier."

Nun geht es weiter, wie oben angegeben:

Drauf ging er ins nahe Kloster u. s. w.

Mit grossem Fleisse hat Herr Dr. Bartels auch die mannigfaltigen volkstümlichen Bezeichnungen, die beim Spinnen vorkommen, beachtet und erläutert. Ich hebe hervor die Ausdrücke: „Vogelköppe spinnen", „Klattenbutte", „Wockenprähl", der „Knecht", die „Peese" (die Schnur ohne Ende am Spinnrad; vielleicht erklärt sich daraus der Berliner Ausdruck: „er peest umher" d. h. er hetzt sich ab), „Flüchtentüch", „Nätten", „afkröhken", „Wockenplaaster".

Was Herr Dr. Bartels von den Volksgebräuchen und den Kunstfertigkeiten des Hausgewerbes sagt, nämlich sie hätten in den Dörfern der Mark viel schneller ihr Ende erreicht als anderswo, das gilt besonders für die nächste Umgebung der Reichshauptstadt. Mit den Volksgebräuchen steht es glücklicherweise noch nicht so schlimm, wie es scheint; selbst in der Grossstadt sieht man manch guten alten Brauch, den längst man vergessen geglaubt, plötzlich wieder auftauchen. Aber mit den Kunstfertigkeiten des Hausgewerbes, ja auch mit ganzen Industriezweigen und Kulturen geht es rasch bergab.

Herr Dr. Bartels hätte als Beispiele dafür ausser der Flachs-, Hopfen- und Hanfkultur noch manches andere anführen können.

Die Holzkohlengewinnung hat gänzlich aufgehört; die Teeröfen, deren es im „Bernauschen Wald" eine grosse Anzahl gegeben hat, sind bis auf einige kaum erkennbare Reste verschwunden. Kein Bäuerlein schleift mit seinem mit Hopfen und Obst hochbeladenen Ochsenwagen von Prenden her nach Bernau durch den tiefen Sand, die Mergelgruben bei Lanke, einst so berühmt, weil sie die ersten im preussischen Staate waren, die der Staatsminister von Happe 1740 entdeckte, werden kaum noch beachtet, und die Müllerei, die einst am Liepnitzsee, am Hellsee und an der „langen Rinne" blühte, hat ihr Ende erreicht. Die altehrwürdige Mühle am Liepnitzsee, auf

der der Mölner von Euzdorf vor 500 Jahren sein Wesen trieb, wurde vor etwa 100 Jahren abgebrochen und nach Prenden gebracht, weil man nicht mehr genug Wasser hatte. Aber auch dort sind ihre Tage gezählt, weil der Wasserstand der Seen bei Prenden von Jahr zu Jahr abnimmt, wie er beim Liepnitzsee bereits abgenommen hat.

Wenn einst Vater Bartusch nicht mehr sein wird, dann wird auch niemand mehr das alte „Mühlenfeld" von Euzdorf bei der sagenhaften Festung zeigen können. Wir beide kennen noch die Stelle, wo das letzte Holzkreuz des ehemaligen Dorfkirchhofs zwischen den hohen Kienenstämmen stand.

In Lanke dreht sich zwar noch das Rad der „Mahlmühle" „die Nacht und auch den Tag"; aber in der Hellmühle „da geht das Rad nicht mehr", und ebenso steht es mit der Langen-Rönner Mühle. Als mir die Wirtin in der Hellmühle vor Jahr und Tag das letzte Butterbrot vorsetzte und ich mit dem Brusttone der ehrlichsten Überzeugung den prachtvollen selbstgewonnenen Landschinken rühmte, antwortete sie mir: „Ja, der ist auch schön, den haben wir uns von Hinterlach in der Leipziger Strasse schicken lassen". So geht's auch mit andern Dingen. Alles, was man zum Leben braucht, bezieht man aus der Stadt, die alles billiger und teilweise auch besser liefert; selbst das Geld, welches die Wirte den Ausflüglern abnehmen.

Zum Schluss teile ich noch zwei Spinnstubenlieder aus der Ützdorfer Gegend mit, von denen das eine — wie vorerwähnt — noch eine Strophe mehr als in dem Bartelsschen Aufsatz enthält.

A.

In des Gartens dunkler Laube
Sassen einstmals Hand in Hand,
Ritter Ewald neben Minna
In der Liebe festgebannt.

Ritter Ewald sprach ganz tröstlich,
Minna lass das Weinen sein,
Übers Jahr, wenn Rosen blühen,
Werd' ich wieder bei Dir sein.

Und kaum war ein Jahr verflossen,
Und die Rosenknospe brach,
Schlich sich Erwin in den Garten,
Wo er sie zuletzt noch traf.

Und was sah er da von ferne?
Einen Grabeshügelstein
Und es stand darauf geschrieben:
Deine Minna ruht darein.

Und er ging ins nahe Kloster,
Legte Schwert und Panzer ab,
Und gedachte stets an Minna,
Wenn der Mond am Himmel stand.

B.

Was kann uns Schön'res erfreuen,
Als wenn der Sommer angeht?
Dann blühen die Rosen im Garten,
Soldaten marschieren ins Feld.

Ach Schätzelchen, was hab ich erfahren,
Dass Du willst reisen von mir?
Du willst in ein fremdes Land reisen,
Wann kehrst Du wieder zu mir?

Und als er wieder nach Hause kam,
Feinsliebchen stand hinter der Tür.
Gott grüss Dich Du hübsche feine!
Von Herzen gefallest Du mein.

Wie darf ich Dir denn gefallen?
Ich habe schon längst einen Mann,
Dazu einen preussischen Husaren,
Der mir gefallen kann.

Da zog er aus der Tasche,
Ein Messer und das war spitz,
Er stach Feinsliebchen ins Herze,
Das rote Blut gegen ihn spritzt.

Wenn zwei ein Mädchen lieben,
Die Liebe tut nimmer gut,
Sie beide, sie haben's erfahren,
Wie falsche Liebe tut.

Endlich erlaube ich mir einen Aufsatz vorzulegen, den Hedwig Schulz, Tochter eines hiesigen, in der Reinickendorfer Strasse Nr. 54 wohnhaften Arbeiters, mir über die Spinnstube nach Aussagen ihrer Grossmutter mitgeteilt hat.

Die Schülerin befindet sich in der 70. Gemeindeschule.

Die Angaben beziehen sich auf das Dorf Helle in der Westprignitz.

Jetzt soll daselbst von der alten Spinnstuben-Gemütlichkeit und -Herrlichkeit wenig mehr vorhanden sein. Der Bericht lautet wie folgt:

Die Spinnstube begann am 1. Oktober und endigte am 1. März. In derselben befand sich ein weisser und ein brauner Kachelofen, noch in ganz alten Häusern gab's noch einen Kamin, diesen benutzten die alten Leute zum Kaffeekochen, denn es war morgens in der Küche kalt. In der Spinnstube befand sich noch ein Glas- und Kleiderschrank und manchmal auch ein Milchschrank. Um den Tisch, der in der Mitte stand, sassen 4 bis 6 junge Mädchen, diese begannen um 6 Uhr zu spinnen und waren emsig bis 8 Uhr beschäftigt. Von 8 Uhr bis $^1/_2$9 Uhr war Pause, nach dieser kamen die jungen Männer. Die Eltern gingen zu den Nachbarn hin. Die jungen Leute erzählten sich Sagen und Geschichten, auch sangen sie Volks- und andere Lieder. Um 10 Uhr ging es nach Haus, die jungen Mädchen wurden von

den jungen Männern begleitet. Des Sonntags kamen sie wieder zusammen und die Mädchen nähten bis 8 Uhr. Darnach spielte ein junger Mann auf einer Flöte oder einer Ziehharmonika und die Paare tanzten. Wenn die Spinnstube 4 Wochen gedauert hatte, dann kauften die jungen Mädchen und die jungen Männer Bier, und es wurde immer ein sehr vergnügter Abend veranstaltet. 8 Tage vor Schluss der Spinnstube gab es Kaffee und Kuchen. Das Beste von der Spinnstube waren die 14 Tage vor Weihnachten. In diesen kam der Knecht Rupprecht und zwar in der Woche ein paar mal, jedoch immer in einer anderen Gestalt. Der Knecht Rupprecht kam z. B. zu Pferde als Reiter. Das Pferd bestand aus zwei Sieben, welche mit Stricken so befestigt waren, dass sie der Reiter über die Schulter nehmen konnte. Das eine Sieb war vorn, das andere hinten, vorn wurde ein Pferdekopf befestigt und hinten ein Schweif. Über die Siebe wurde ein Laken gebreitet, welches in der Mitte aufgetrennt war und dem Reiter so übergeworfen wurde, dass das Laken wie eine Pferdedecke aussah, sie kamen noch als reisender Handelsmann, als Spielmann, als Bettler und auch als Handwerksbursche. Etliche zogen sich als Frau oder als junges Mädchen an; denn es waren alles Männer.

D. Abbildungen und Photographien

XXII. Berlin aus der Vogelschau. Der Liebenswürdigkeit u. M. Herrn August Förster verdanken wir zwei interessante photographische Ansichtskarten — Lützow-Platz und Nollendorf-Platz — deren Aufnahmen 300 m hoch über dem Gelände gemacht wurden. Ich weiss nicht, ob Photographien von Berlin und Umgegend aus solcher Höhe in weiteren Kreisen bekannt sind.

XXIII. U. M. Herr Heumann hat den Schneckenberg im Schlosspark von Nieder-Schönhausen photographiert und das Bild dann im Verhältnis von 18×24 vergrössert.

Unter Schneckenbergen versteht man in Deutschland, wie ich schon früher angedeutet, zwei ganz verschiedene Anlagen.

In Süddeutschland, der Schweiz u. a. Ländern legt man zur Zucht essbarer Schnecken kleine bewachsene Hügel an, die man mit Gräben umzieht, damit die Schnecken (meist Helix pomatia L.) nicht entwischen können.

In Norddeutschland hat man zur Zeit des altmodischen Gartenstils künstliche Hügel mit spiralig (schneckenförmig) gewundenen Wegen angelegt und diese Anlagen Schneckenberg genannt. Zu diesen letzteren Schneckenbergen gehört der Hügel im Schönhauser Schlossgarten. Das Profil ist etwas — wie so manches im dortigen Park — verwischt und verfallen, dafür aber mit sehr schönen Bäumen, namentlich Nadelhölzern, bestanden.

XXIV. Aus Rüdersdorf hat uns u. M. Herr Dr. Fiebelkorn 4 anschauliche Photographien, aufgenommen am 21. d. M., mitgeteilt,

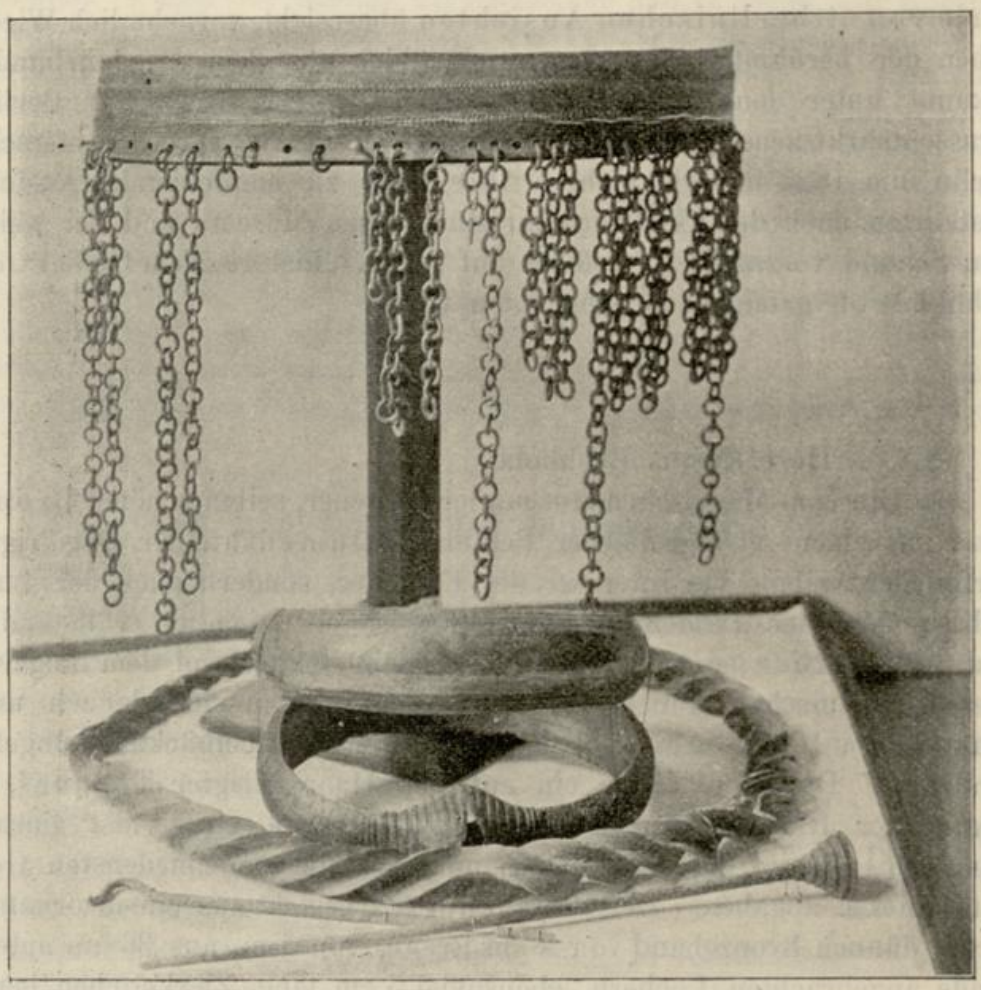
welche die Portland-Cement-Fabrik Rüdersdorf darstellen. 2 Aufnahmen der Fabrik von aussen, 2 dgl. des Maschinenhauses bzw. Kesselhauses derselben Fabrik. Eine 5. Aufnahme stellt die neuerdings entstandene Portlandcementfabrik des Herrn Wegner dar.

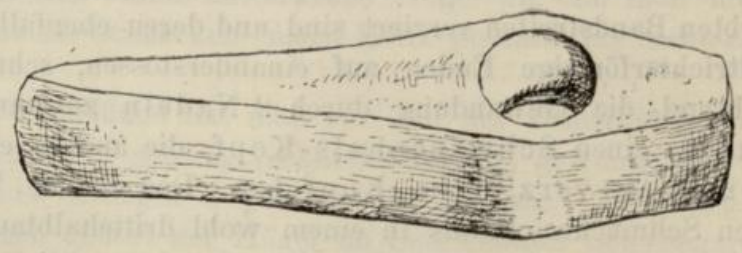
XXV. Herr Verlagsbuchhändler Spiro hat wiederum eine Serie von altberlinischen Ansichten überreicht, vornehmlich Wiedergaben der berühmten Strassenausruferbilder aus dem 18. Jahrhundert, bekannt unter dem französischen Namen „les cris de Berlin" Berliner Strassenmarktszenen, Stralauer Fischzug, das erste Spreedampferschiff, Berlin um 1825 u. dgl. mehr. Alles sehr zu empfehlende Ansichts-Postkarten nach den Urbildern im Märkischen Museum und bei weitem dem Schund vorzuziehen, welcher auf sogen. „historischem Gebiet" dem Publikum oft genug leider angeboten wird.

XXVI. Herr Kustos Buchholz:

a. Ein vom Märkischen Museum erworbener, selten schöner Bronzefund aus einem Steingrabe der Feldmark Blumenthal Kr. Ost-Prignitz dürfte nicht allein das Interesse der Forscher, sondern auch der Laien, insbesondere der Damen, erregen. Es ist ein ziemlich vollständiger Frauenschmuck, wenn man von einigen Defekten und dem längs verwesten organischen Zubehör absieht. Mann kann sich danach unsre Urahnen im 100 Gliede rücksichtlich ihrer Ausschmückung ungefähr vorstellen: Den Kopf zierte ein auf das Haar gelegter Torques, ein gewundener Ring, dessen Querschnitt die Form eines fast linearen Kreuzes (+) zeigt, so dass die Windungen die verschiedensten Goldglanz-Effekte abgaben. Der Halsschmuck besteht aus einem ornamentierten dünnen Bronzeband von 2 cm Breite, von dem, aus 36 am unteren Rande angebrachten Löchern, ebensoviel 5 cm lange Zierkettchen herabhängen, um sich auf der Oberbrust strahlig auszubreiten. Zwei äusserst sauber ausgearbeitete, dünn ausgetriebene, innen konkave Ringe, die mit 6 dicht gekerbten Bandstreifen verziert sind und deren ebenfalls reich verzierte hohltrichterförmige Enden auf einanderstossen, schmücken die Arme, während die Gewandung durch 2 Nadeln zusammengehalten wird, deren eine einen Schwanenhals-Kopf, die andere einen hohltrichterförmigen verzierten Kopf hat. Das seltene Vorkommen eines solchen Schmuckreichtums in einem wohl drittehalbtausend Jahre alten Grabe ergiebt schon, dass auch damals nur wenige Frauen in die Lage kamen ihn zu tragen, dass es sich hier also um das Grab einer besonders vornehmen Frau handelt. Die Bronzen, namentlich die Armringe, haben übrigens eine vorzügliche blaugrüne Patina, die an Glanz und Festigkeit dem Email wenig nachsteht.

b. Wie Ihnen schon aus Zeitungsberichten bekannt sein wird, wurden im vergangenen Sommer auf dem Baugrunde zum neuen Städt. Verwaltungsgelände zwischen Kloster- Stralauer- Jüden und Parochial-Strasse verschiedene Kultur Überreste aus den ersten Jahrhunderten





des Bestehens unserer Stadt aufgedeckt. Mann konnte an mehreren Stellen deutlich die Brandschuttschichten unterscheiden, die nach dem Aufräumen zum Wiederaufbau entstanden waren. In diesen kohlig-lehmigen Schichten, auch darunter oder darüber, lagerten massenhaft

Tongefässe, Metall- und Knochen-Gerät und Abfälle, die der leitende Baumeister, unser Mitglied, Herr Broniatowski sorgfältig sammeln liess und von denen ich einige Gefässe zur Ansicht vorlege. Es sind darunter die Typen von Wirtschaftsgefässen vertreten, die der Übergangszeit von der wendischen zur christlichen Kultur, dem 12. Jahrhundert angehören, wie 2 Gefässe mit abgerundetem Boden; ferner eine weitere Entwickelung dieser Typen während des 13. und 14. Jahrhunderts in Verzierung und Formenwechsel. Aus dem 15. und 16. Jahrhundert fand sich in jenen Brandschichten nichts mehr. Um zu zeigen, welcher Töpferei-Fortschritt im 15. Jahrhundert sich entwickelte, habe ich diesen durch den darin verwahrten Münzenfund chronologisch beglaubigten Topf aus der Mitte des 15. Jahrhunderts mitgebracht, der den Unterschied recht vor Augen führt.

Auf derselben Baustelle wurde noch, 3,5 m unter Strassen-Niveau, ein Fund gemacht, der ein anthropologisches Interesse bietet. Es war ein menschliches Skelett, einem kräftigen Mann in mittleren Jahren angehörig; auch einige Reste eines Pferdes befanden sich nahe dabei. Das Museum konnte leider nur noch den Schädel retten; die anderen Knochen wurden von Polizei wegen anderweitig bestattet. Der Schädel hat die Massverhältnisse eines Kurzschädels (brachycephal) denn seine Breite verhält sich zur Länge, wie 86 : 100, während 77 : 100 als Durchschnitt gilt. Rudolf Virchow pflegte die hier vorkommenden Kurzschädel den Slaven zuzuschreiben, die Langschädel den Germanen. Diese Unterscheidung findet durch unsern Fund eine Bestätigung. Denn die Bestattung kann an der Stelle nicht mehr erfolgt sein, nachdem sie die zur Gründung der Stadt hergekommenen deutschen Kolonisten bereits zur Bebauung okkupiert hatten. Vorher aber bestand hier nur die Ansiedelung auf der Insel Kölln und zwar von wendischer Bevölkerung. Diese kann auf dem damals freien Gelände von Berlin sehr wohl eine Begräbnisstätte gehabt haben und deshalb kann der einstige Träger unseres Schädels auch wahrscheinlich ein Wende gewesen sein.

XXVII. Herr Direktorial-Assistent Dr. Kurt Regling: Ansichten Berliner Gebäude auf Medaillen des ersten Königs.

Die Medaillenkunst, d. h. die Kunst, auf münztechnischem Wege münzähnliche Stücke herzustellen, die durch Wort oder Bild die Erinnerung an gleichzeitige oder vergangene Ereignisse oder Personen festzuhalten bestimmt sind, ist bis in das klassische Altertum zurückzuverfolgen. Die Griechen bedienten sich der Typen und Aufschriften ihrer Courantmünzen häufig zu diesem Zweck, die Römer schlugen zuerst Stücke, die ohne Courantgeld zu sein nur um jenes Zweckes willen geschaffen wurden. Nachdem mit Ausgang des Altertums diese Sitte in Verfall und Vergessenheit geraten war, brachte sie die Renaissancezeit wieder zu Ehren und zu ungeahnter Blüte.

Später gewann dann in der Zeit, wo die absolute Fürstengewalt sich konsolidiert hatte und im römischen Reiche und Recht ihre juridische Beglaubigung suchte und fand, auch der kleine Zug des römischen Imperialismus besondere Pflege, dass die Grosstaten der Monarchen auf militärischem, politischem oder kulturellem Gebiete in der Medaillenkunst verherrlicht wurden. Und so sehen wir denn seit dem dreissigjährigen Kriege in allen Staaten eine unendliche Reihe derartiger Medaillen entstehen, von denen uns hier nur diejenigen interessieren, welche eine auch von den römischen Kaisern besonders gepflegte und denselben von ihren Biographen stets zu besonderem Ruhme angerechnete Regierungstätigkeit, die Aufführung grosser öffentlicher Bauten, verherrlichen. Wie sehr übrigens auch in diesem kleinen Zuge die Abhängigkeit gerade von römischem Wesen hervortritt, lehrt der Umstand, dass nicht nur zwei von den hier vorgeführten Darstellungen an römische Bauten sich anlehnen (Hetzgarten und lange Brücke), sondern auch die Inschriften, lateinisch wie sie der Sitte der Zeit nach sind, sich z. T. an römische Münzlegenden anschliessen (hilaritati publicae, utilitati publicae), ja eine sogar ausdrücklich auf das pointierte Wort eines römischen Geschichtsschreibers anspielt (ligneam invenit, lapideam relinquit).

Bevor ich zur Beschreibung der Medaillen übergehe, will ich noch mit einigen Worten der Künstler gedenken, die die Stempel dazu geschnitten haben.

Für die Medaille mit der Parochial-Kirche kennen wir den Künstler nicht. Die auf den Neubau des Schlosses und die Vorderseite zu der mit dem Stadtplan hat geschnitten Christian Wermuth in Gotha, den Friedrich I an Stelle des gleich zu erwähnenden Faltz zum Hofmedalleur zu gewinnen suchte, doch ohne Erfolg. Die übrigen 4 Medaillen sind mit Ausnahme der Vorderseite zu No. 1 geschnitten von Raimund Faltz, einem Schweden, der in Paris seine Ausbildung empfangen hatte, und dann in schwedische Dienste getreten war; gleich nach seinem Regierungsantritt berief ihn Friedrich I an seinen Hof, wo er 15 Jahre bis zu seinem 1703 erfolgten Tode eine reiche Tätigkeit entfaltet hat.

Bei der Beschreibung und Erläuterung der ausgewählten Medaillen, deren Orginale sich im Kgl. Münzkabinett befinden und deren Rückseiten nach Gipsabdrücken auf der beigegebenen Autotypietafel abgebildet sind, habe ich folgende Werke zu Grunde gelegt:

Gütther, Leben und Taten Friedrichs I. Breslau 1750.

Spiess, Brandenburgische historische Münzbelustigungen, Ansbach, Bd. II 1769. Bd. III 1770.

Borrmann, die Bau- und Kunstdenkmäler von Berlin. Berlin 1893.

Menadier, Schaumünzen des Hauses Hohenzollern. Berlin 1901.

1. Der Plan von Berlin. 1700. Vs. FRIDERICUS I. D. G. REX BORUSS. Das belorbeerte Brustbild des Königs nach rechts im Harnische

mit einer Löwenmaske auf der Brust, Ordensband und Mantel. Unter dem Armabschnitte: WERMUTH.

Rs. ORNAVIT · ET · AVXIT · POMOE-RYS · ÆDIFICYS · CIVIBVS · ARTIBVS · COMMERCYS·

Der Grundriss der Stadt mit dem „Spre-Flus“ und ihren beischriftlich bezeichneten fünf Stadtteilen: „Berlin, Cölln, Friderichswerde(r), Dorothenstat, Friderichstat.“ Unten inmitten der Festungswerke. R · F· 1700· 65 mm. Silber. 116,7 g.

Diese Medaille giebt uns einen Stadtplan von Berlin (nordsüdlich orientiert) aus dem Jahre 1700, der die Stadt in einem etwas weiteren Entwickelungsstadium zeigt als die Pläne von la Vigne a. d. J. 1685 (bei Borrmann S. 145) und die Ansicht des Joh. Bernhard Schultz von 1688 (ebenda Plan II). Man erkennt, was zunächst die Befestigungen angeht, deutlich die 13 Bastionen der 1658 vom Grossen Kurfürsten angelegten Werke, aber auch einen Teil der Befestigungen der neuangelegten Friedrichstadt; von den beiden Spreearmen wird der rechte gleich unterhalb der noch heute erkennbaren hafenähnlichen Einfahrt von dem Mühlendamm, dann von der „Langen Brücke“ überbrückt, während auf dem linken folgende sieben Brücken zu zählen sind: 1. Inselbrücke, 2. Rossbrücke, 3. Gertraudenbrücke, 4. Jungfernbrücke, 5. Schleusenbrücke, 6. Hundsbrücke, (heute Schlossbrücke), 7. Pomeranzenbrücke. Über die Befestigungsgräben sodann führen auf der Berliner Seite die Spandauer- und die Georgentorbrücke, auf der Cöllnischen Seite die Köpenicker, Leipziger und Neustädtische Torbrücke. Von den Strassenzügen fallen besonders die geraden Linien der Königstrasse in „Berlin“, wo man auch die dem Laufe der Stadtmauer folgende heutige „Neue Friedrichstrasse“ beachten mag, und der Strasse Unter den Linden in der „Dorotheenstadt“ auf, während in der „Friedrichstadt“ der Lauf der Behrenstrasse durch den diesen Stadtteil von der Dorotheenstadt trennenden Wall und Graben bezeichnet wird; südlich davon kann man die Züge der Kanonier-, Friedrich-, Charlotten- und Markgrafenstrasse und die Querstrassen derselben bis zur Kochstrasse verfolgen.

An Kirchen und sonstigen hervorragenden Gebäuden ist in „Berlin“ die Marien-, Kloster-, Parochial- und die Nicolaikirche sowie (in der 2. Bastion rechts) der Hetzgarten, in „Cölln“ das Schloss mit der alten Schlosskirche (Dom), und die Petrikirche zu erkennen.

Das abgebildete Exemplar dieser Medaille ist nach Annahme des Königstitels, also trotz des Datums der Rückseite (1700) erst im Jahre 1701 oder später, geprägt worden, während andere mit Vorderseiten vereinigt sind, die noch den Kurfürstentitel zeigen.

Das Exemplar, welches unserer Aufnahme zum Vorbild gedient hat, weist übrigens rechts eine kleine, hernach ausgebesserte Stempelverletzung auf.

Gütther S. 124 nr. 38.

Borrmann Taf. XXVIII, 4b.

Menadier S. 64 nr. 204 Tafel 24 (mit anderer Vorderseite).

2. Auf die Grundsteinlegung zur Parochialkirche. 1695.

Vs. Die Parochialkirche in die Strahlen der Sonne über dem Gewölke hineinragend. Im Abschnitte ANNO MDCXCV DIE XV AUG.

Rs. Die dreizehnzeilige Inschrift D. O. M. ET RELIGIONI SACRUM FRIDERIC, III ELECT. BRAND. TEMPLI. QUOD REFORMATI BEROLINENSES ÆDIFICANDUM SUSCEPERUNT PRIMUM LAPIDEM POSUIT ET CASTISSIMI DIVINI CULTUS ÆDISq SANCTISSIMÆ TUTELAM SUCCESSORIB, COMMENDAVIT.

54 mm Silber. 76 g.

Für die durch Aufnahme zahlreicher aus deutschen und fremden Gauen um des Glaubens willen Vertriebener sehr vergrösserte reformierte Gemeinde hatte sich das Bedürfnis nach einem neuen Gotteshause dringend fühlbar gemacht und es gelang 1694 nach kurzen Verhandlungen das Grundstück in der Klosterstrasse, auf dem die Kirche noch heute sich erhebt, von der kurfürstlichen Kammer zu erwerben. Zu dem Bau wurde im Beisein des Hofes am 15. August 1695 der Grundstein gelegt; über die Feierlichkeiten haben wir einen ausführlichen Bericht bei Gütther S. 68 ff. Der Bau wurde nach dem Projekte Nerings, das eben unsere Medaille darstellt, und welches sich besonders durch die vier Halbkugeln mit der Laterne und der Volutenbekrönung in der Mitte von dem jetzigen Bau unterscheidet, sofort in Angriff genommen, erlitt aber am 27. September 1698 durch Einsturz der Kuppel eine jähe Unterbrechung. Die Pläne wurden darauf einer gründlichen Änderung unterzogen — statt des Kuppelbaues wurden schräg abfallende Dächer gewählt — und unter Grünbergs Leitung der Bau weitergeführt, die Kirche auch 1703 eingeweiht, aber erst 1713/5 der heutige Turm erbaut, in dessen offenes Geschoss das vom Könige geschenkte, ursprünglich für den Münzturm bestimmte Glockenspiel eingesetzt wurde.

Die Legende, welche geschmackloser Weise die ganze Rückseite füllt, stimmt mit der Inschrift des Grundsteins fast wörtlich überein. Von wem die Stempel zu dieser Medaille geschnitten sind, ist mir unbekannt.

Gütther S. 70 nr. 34 b.

Bormann Taf. XXVIII, 2 vgl. S. 241 ff.

Menadier S. 63 nr. 202 Tafel 24.

3. Auf die Grundsteinlegung zum Neubau der Langen Brücke. 1692.

Vs. FRIDER· III · D · G · M · BRAND · S · R · I · A · C · ET · ELECT·

Das Brustbild des Kurfürsten nach rechts im Harnische und Mantel mit Ordensband. Am Armabschnitte R· FALTZ·

Rs. VTILITATI · PVBLICÆ · PONS · AD · SPREAM · IN · VRBIS. SPLENDOREM · MEDIO · BELLO · BEROLINI · ERECTVS · M· DC · XCII·

Über der Leiste im Wasser rechts: R · F · Die Spree mit der Langen Brücke und dem Denkmale des Grossen Kurfürsten.

48 mm. Silber. 47,4 g.

Die Medaille stellt Nerings Entwurf für den steinernen Neubau der Langen Brücke von Süden aus gesehen dar, rechts und links von den Häuserreihen der Spreeufer eingefasst, links ist der alte Bau des Schlosses bemerkbar; die Brücke hat fünf Bogen, die 6 Vorpfeiler sind mit Meeresgottheiten geziert; auf der Brücke erhebt sich das Denkmal des Grossen Kurfürsten, dessen Bau also schon gleichzeitig mit dem Brückenbau beschlossen war, und ferner noch Postamente auf der Brustwehr mit Bildwerken von Göttern und Göttinnen. Die Meergötter auf den Vorpfeilern sind später entfernt worden, die Bildwerke auf der Brustwehr überhaupt nicht zur Ausführung gekommen, und die ganze Brücke bekanntlich vor einigen Jahren durch eine neue, dreibogige ersetzt worden.

Vor Nerings i. J. 1694 dem Verkehr übergebenen Steinbau, dem der ponte triumphali in Rom (wohl die Engelsbrücke) zum Vorbild gedient haben soll, stand an dieser Stelle bereits seit dem 13. Jh. eine Holzbrücke, auf der bis 1514 das gemeinsame Rathaus von Berlin und Cölln (seit Trennung beider Städte 1442 Sitz des Hofgerichts) stand; diese Brücke war häufig ausbesserungs- und erneuerungsbedürftig, erst 1660 war der Holzbau vollständig erneuert worden, um endlich 1692 dem steinernen Neubau Platz zu machen.

Auf der Rückseite beziehen sich die Worte medio bello auf die Teilnahme Friedrichs III am Türkenkriege (1682—1699) und am Reichskriege gegen Frankreich (1688—1697); doch mutet der Ausdruck etwas rhetorisch an, da Brandenburg selbst durch keinen dieser Kriege wirklich bedroht und nur mit einem Hilfskorps beteiligt war. Zudem zog gerade in diesem Jahre der Kurfürst seine Truppen aus Ungarn zurück, wo sie im Vorjahre in der Schlacht bei Szlankamen (19. VIII 1691) mit besonderer Auszeichnung gefochten hatten.

Die Vorderseite unserer Medaille stammt aus demselben Stempel wie die der Medaille auf den Neubau der Schleuse.

Gütther S. 50 nr. 28.

Spiess Bd. III S. 208 ff.

Bormann Taf. XXVIII, 1 vgl. S. 390 f.

Menadier S. 62 nr. 198 Tafel 24.

4. Auf den Neubau des Schlosses. 1704.

Vs. FRIDERICVS I · D · G · REX BORVSS ·

Das belorbeerte Brustbild des Königs nach rechts im Harnische mit einer Löwenmaske a. d. Brust, Ordensband und Mantel.

Unter dem Armabschnitte: WERMUTH.

Rs. FRIDERICO REGI BORVSSIÆ RESTAVRATORI REGIAE BEROLINENSIS PIO IVSTO FELICI OPT · PRINCIPI ARTIVMQUE LIBE-

RALIUM STATORI. An der Leiste unten INSTAURANTE SCHLUTERO ARCHITECT · DIRECTORE · Unten CHRISTIAN WERMVTH · A · MDCCIV ·

Das Königliche Schloss.

63 mm. Silber. 131,7 g.

Die von Friedrich II nach mehrfachem Streite mit den Berlinern endlich 1451 bezogene Burg war unter Joachim II und seinen Nachfolgern durch Erweiterungen und Umbauten zu einem ansehnlichen Schlosse herangewachsen, das aber im 30jährigen Kriege arg im Verfall geriet und von Friedrich Wilhelm umfassenden Wiederherstellungsarbeiten unterzogen wurde. Seinem Sohne war es vorbehalten, einen gänzlichen Neubau vorzunehmen, der 1698 unter Leitung Schlüters begonnen ward; an seine Stelle trat 1707 Eosander, dieser wieder wurde 1714 durch Böhme ersetzt, der das Werk 1716 zu Ende führte. Diese Personalveränderungen und andere Umstände brachten eine gänzliche Umgestaltung der Baupläne mit sich, man darf wohl sagen, durchaus zum Schaden der architektonischen Wirkung des Ganzen. Unsere Medaille zeigt nun, wie schon ihr Datum sagt, nicht den tatsächlich zustande gebrachten Bau, sondern Schlüters Entwurf für die Gesamtanlage, der alle früheren Bauten zum Opfer fallen sollten.

Der Entwurf ist auch in einer von Schenk nachgestochenen Blesendorfschen Zeichnung erhalten (Borrmann S. 267). Er stellt den Entwurf zu dem heutigen Ostflügel um den II. Hof herum, von Süden, d. h. vom Schlossplatze gesehen, dar. Rechts ist der Bau einschliesslich des gewaltigen turmartigen Aufbaues nicht zur Ausführung gekommen, vielmehr sind die alten Gebäude des 16. Jh. stehen geblieben, doch von dem runden Eckturm an die 5 Fenster Front, das viersäulige Portal (heute Portal I) und wiederum 5 Fenster Front sind tatsächlich der heutige Bau. Erst von dem runden Turme links an ist der Entwurf durch den Ausbau des Westflügels geändert worden, von dem man hier nur einen Ansatz der Lustgartenfront erblickt, während vorn nach dem Schlossplatz zu ein Tor die niedrige Umfassung des heutigen I. Hofes unterbricht.

Die Vorderseite der hier abgebildeten Medaille ist mit demselben Stempel geprägt wie die mit dem Stadtplan, andere Exemplare sind mit einer abweichenden Vorderseite gekoppelt.

Gütther S. 220 nr. 71.

Borrmann Taf. XXVIII, 6 vgl. S. 258 ff.

Menadier S. 66 nr. 215 Tafel 27 (mit anderer Vorderseite).

5. Auf den Neubau der Schleuse 1694.

Vs. FRIDER · III · D · G · M · BRAND · S · R · I · A · C · ET · ELECT ·

Das Brustbild des Kurfürsten nach rechts im Harnische und Mantel mit Ordensband.

Am Armabschnitte: R · FALTZ ·
Rs. LIGNEAM · INVEN · LAPID · RELINQUIT · M · DC · XCIV ·
Über der Leiste in der Mitte des Flusses: R · F ·
Die Spree mit der neuen Schleuse.
48 mm. Silber. 51,5 g.

Die Medaille stellt den steinernen Neubau der Schleuse am Friedrichswerder vor, von Norden gesehen, mit den beiden Schleusentoren, geöffneten Schleusenklappen und der Laufbrücke, hinter der ferner die Jungfernbrücke sichtbar wird; rechts und links die Häuserreihen der Spreeufer (rechts die heutige Unterwasserstrasse, links die heutige Strasse „an der Schleuse"). Im Vordergrunde bemerkt man die plötzliche, hafenähnliche Verbreiterung des Flusses, die von Handelsschiffen belebt ist.

Am Friedrichswerder scheint sich schon frühzeitig ein Schleusenwerk befunden zu haben, welches mit den umliegenden Anlagen unter Georg Wilhelm durch eine Umwallung geschützt wurde. Friedrich Wilhelm legte die Schleuse neu an, aber bei der geringen Dauerhaftigkeit des Holzes wurde schon 1694 der Neubau nötig, den man nunmehr in Stein ausführte.

Der Spruch der Rückseite ist eine Anlehnung an den römischen Geschichtsschreiber Suetonius, der von Augustus sagt, er habe die Stadt Rom aus Backsteinen erbaut überkommen, als Marmorstadt hinterlassen. Man reimte dies z. Z. Friedrichs I:

„vor war sie nur von Holz gebaut,
jetzt wird sie gar von Stein geschaut".

Die Vorderseite unserer Medaille stammt aus demselben Stempel wie die der Medaille auf den Bau der langen Brücke.

Gütther S. 52 nr. 30.
Spiess Bd. III S. 169 ff.
Menadier S. 63 nr. 200 Tafel 24.

6. Auf den Bau des Hetzgartens. 1693.
Vs. FRIDER · III · D · G · M · BRAND · S · R · I · A · C · ET · ELECT ·
Die Büste des Kurfürsten mit Gewand nach rechts.
Unterhalb: R · FALTZ ·
Rs. HILARITATI · PVBLICAE · PERFECTO · EDENDIS · VENATIONIBVS · THEATRO · M · DC · XCIII ·
Über der Leiste rechts: R · F
Der Hetzgarten.
48 mm. Silber. 58,4 g.

Der Hetzgarten wurde 1693 auf dem Bollwerk hinter der Klosterkirche, in der jetzigen Neuen Friedrichstrasse unweit des Königstores, erbaut. Er bestand aus einer Arena in Form einer Ellipse, die auf der einen Seite nur von einer niedrigen Mauer, an die sich Sitzreihen für

das Volk anschlossen, auf der anderen von einem zweistöckigen Gebäude umschlossen war, dessen Untergeschoss den Zwinger für die Tiere bildete, während das Obergeschoss, mit der königlichen Loge in der Mitte und Pavillons an den Enden, den Zuschauerraum für die Vornehmen bildete. Die gesamte Anlage ist also ähnlich der der römischen Amphitheater, abgesehen davon, dass bei diesen die Sitzreihen um die ganze Arena herumliefen und allmählich anstiegen. Auch der Zweck ist derselbe, nämlich Tierkämpfe abzuhalten.

Diesem Zwecke diente das Gebäude aber nicht lange; denn als im Jahre 1712 das Kadettenhaus in der Klosterstrasse (Nr. 36) bei einem Brande des Proviantmagazins gelitten hatte, wurde der Hetzgarten, den man nunmehr auch an der offenen Seite mit Gebäuden umschloss, zur Aufnahme des Kadettenkorps eingerichtet, dieses Gebäude dann 1776/9 durch eine neue, erweiterte Anlage ersetzt, in welcher das Kadettenkorps bis zu seiner Übersiedelung nach Lichterfelde (1878) verblieb. Seitdem diente der Hauptbau (Neue Friedrichstrasse 13) lange Zeit noch als Justizgebäude.

Gütther S. 51 nr. 29.

Spiess Bd. II S. 65 ff.

Borrmann Taf. XXVIII, 3 vergl. S. 338 f.

Menadier S. 196 Nr. 199 Tafel 24.

XXVIII. Nach der Sitzung zwangloses Beisammensein im Ratskeller.

Die 600jährige Jubelfeier der Stadt Lieberose.

Am 29. November 1902 hat die Bürgerschaft der Stadt Lieberose im Kreise Lübben den Tag festlich begangen, an welchem dem Orte Lubraz vor 600 Jahren die Stadtrechte von Dietrich dem Jüngeren (Diezmann), Landgrafen von Thüringen, dem damaligen Markgrafen der Ostmark und der Lausitz, urkundlich verliehen wurden.

Die Anregung zu dem Feste war von dem langjährigen Seelsorger der Stadt, dem Oberpfarrer Krüger, der sich um die Erforschung der Stadtgeschichte sehr verdient gemacht hat, ausgegangen und wurde von den städtischen Körperschaften und von der Bürgerschaft mit Begeisterung aufgenommen. Oberpfarrer Krüger hat im Jahre 1890, als er Studien zu seiner Schrift*) „Alt-Lieberose“ machte, die Originalurkunde von 1302 im Stadtarchiv aufgefunden und in seinem Buche in deutscher Übersetzung veröffentlicht. Auf Grund dieser Urkunde wurde die Jubelfeier veranstaltet. Sie

*) Alt-Lieberose. Mitteilungen aus der Geschichte der Stadt Lieberose und der Umgegend zunächst bis 1700 durch K. Krüger. Selbstverlag. Frankfurt a. O. Kommissionsverlag von Trowitzsch und Sohn. [1891.]

bestand aus einer Vorfeier am Abend des 28. November in Gestalt eines Fackelzuges, bei dem historische Gruppen mitwirkten, und aus dem eigentlichen Festakt, der durch Glockengeläut, Choralblasen und Schulfeier eingeleitet wurde. Dann folgte ein feierlicher Umzug durch die Stadt, an dem die städtischen Behörden, die Schützengilde, die Kriegervereine, zahlreiche Ehrengäste und sämtliche Schulkinder teilnahmen. In der Mitte des Festzuges ritt, umgeben von Bannerträgern und Trabanten, hoch zu Ross Landgraf Dietrich von Thüringen nebst den in der alten Urkunde genannten Rittern Johann und Günther von Geylnow und hinter ihm wurde das Kleinod des Tages, die Originalurkunde Diezmanns vom Jahre 1302 unter Glas, vom Stadtsergeanten getragen.

Während des Festzuges wurde auf dem Markte der Stadt ein grosser, mit dem Stadtwappen und den Jahreszahlen 1302 und 1902 geschmückter Kandelaber eingeweiht und nach der Festrede des Bürgermeisters Busch zog die Festgesellschaft nach dem Schützenhause, wo der Festkommers, an dem auch der Besitzer der Standesherrschaft Lieberose Graf Dietrich von der Schulenburg, Regierungspräsident von Puttkamer und Landrat Freih. von Falkenhausen teilnahmen, stattfand. Eröffnet wurde der Kommers durch einen Prolog, der von sieben weissgekleideten Jungfrauen gesprochen wurde und in poetischem Gewande Rückblicke auf die Geschichte der Stadt enthielt. Nach dem Kaisertoast wurde an den Kaiser folgendes Huldigungs-Telegramm abgesandt:

„Die Bürgerschaft von Lieberose und Umgegend ist mit Gästen zur 6. Jahrhundertfeier versammelt zum Andenken daran, dass Markgraf Dietrich der Jüngere von Thüringen, der Ostmark und Lausitz, unsere Stadt für oft bewiesene angenehme und gern angenommene Folgsamkeit und Dienste, mit städtischen Freiheiten und Rechten begnadete. Wir möchten diesen Tag nicht vorübergehen lassen, ohne Ew. Majestät, unserem heutigen Markgrafen, König und Kaiser, in aller Untertänigkeit das Gelöbnis unwandelbarer Treue zu erneuern und den Wunsch hinzuzufügen, dass Gott Ew. Majestät und Ew. Majestät hohes Haus auch fernerhin in seinen gütigen Schutz nehmen möge. Im Auftrage: Busch, als Bürgermeister, Graf v. d. Schulenburg als Besitzer der Standesherrschaft Lieberose."

Darauf traf am folgenden Tage das nachstehende Danktelegramm ein:

„Neudeck, 30. November. Herrn Bürgermeiser Busch, Lieberose. Se. Majestät der Kaiser und König haben den treuen Gruss der zur Feier des 600jährigen Jubiläums der Stadt Lieberose versammelten Bürgerschaft huldvollst entgegenzunehmen geruht und lassen für diesen Ausdruck patriotischer Gesinnung bestens danken. Se. Majestät lassen der Stadt und ihrer Bürgerschaft auch ferner Gottes Segen wünschen. Auf Allerhöchsten Befehl: Der geheime Kabinetsrat von Lucanus.

Die Festrede*), die einen gedrängten Überblick über die Geschichte der Stadt von ihrer ersten Erwähnung bis zur Jetztzeit gab, hielt Ober-

*) Abgedruckt in der Beilage der „Frankf. Oder-Zeitung" vom 3. u. 4. Dezbr., Märk. Blätter 1902 No. 70/71.

pfarrer Krüger, hieran schlossen sich verschiedene Toaste und Begrüssungsreden an, und den Abschluss der Feier bildete die Vorführung von lebenden Bildern aus der Geschichte von Lieberose, nämlich: 1. Bild: 1302. Markgraf Dietrich der Jüngere, genannt Dietzmann, von Thüringen, von Lausitz und Ostmark, mit ihm Ritter Günther und Johann von Geylnow, überreicht an Bürgermeister und Ratmannen die Stadturkunde. — 2. Bild: 1519. Jakob und Richard von der Schulenburg nehmen von der Standesherrschaft und Stadt Lieberose Besitz und überreichen grössere Bestätigung der Freiheiten der Stadt. — 3. Bild: 1634. Kroaten plündern und zünden die Stadt an. — 4. Bild: 1624. Frau Marianna Hedwig von Tschirnhaus, verwitwete Frau von der Schulenburg, mit ihrem Sohne Heinrich Joachim, dem späteren Majoratsstifter, und andere wohlhabende Männer und Frauen teilen an die Abgebrannten Gaben aus. — 5. Bild: 1778. Graf Georg Anton tot. Die Lieberoser Schützengilde hat das Schloss besetzt. Die von Podewills ziehen ab. Auf der anderen Seite ziehen die von Schulenburgs ein und werden willkommen geheissen. — 6. Bild: 1871. Siegreiche Rückkehr der Lieberoser Mitkämpfer. — 7. Bild: Patriotische Huldigung vor Sr. Majestät dem Kaiser.

* * *

Die Veranlassung zu der Feier gab, wie erwähnt, die Orginalurkunde von 1302, die im Stadtarchiv nebst einer Urkunde Karls IV. vom Jahre 1377 und 5 Schulenburgischen Urkunden aufbewahrt wird. Da die Bestätigungsurkunde von 1302 bisher nur in einer im Jahre 1754 erschienenen Biographie des Landgrafen Dietrich von Joh. Georg Lebrecht Wilke*) abgedruckt ist, so dürfte es sich verlohnen, sie hier nachstehend wieder zu geben. Der Abdruck erfolgt nach dem genannten Werk, die Übersetzung nach der des Oberpfarrer Krüger in der zum Stadtjubiläum veröffentlichten Festzeitung:**)

In nomine domini Amen.

Facta modernorum que rite et racionabiliter in esse transeunt, si ad noticiam futurorum transire desiderant, prudentum adinvenit discrecio, ut ea litterarum imprimantur apicibus et sigilli seu sigillorum appensione vel appensionibus roborentur. Hinc est quod nos Theodericus dei gratia Junior Lantgravius Thuringorum, orientalis et Lusaciae Marchio, vestigiis nostrorum antecessorum fidelium, videlicet Heinrici quondam Marchionis Misnensis felicis recorda-

In des Herrn Namen!

Wenn die Taten der Lebenden, die richtig und vernünftig ins Dasein übergehen, zur Kenntnis der künftig Lebenden zu kommen wünschen, so hat die Entscheidung des Verständigen es erfunden, dass sie mit Schrift eingegraben und mit Anhängung eines oder mehrer Siegel fest und gewiss gemacht werden. Daher kommt es, dass wir, Dietrich der Jüngere, durch Gottes Gnade Landgraf von Thüringen, Markgraf der Ostmark und der Lausitz, den Fusstapfen unserer

*) Wilkii Ticemannus sive Vita illustris principis Theodorici junioris etc. Lipsiae 1754. S. 164 ff. Diploma No. 130.

**) Die Festzeitung wurde vom Referenten in der Sitzung der Brandenburgia am 10. Dezember 1902 (vgl. Monatsblat XI, S. 445) vorgelegt und daran einige Worte über die Bedeutung der Urkunde für die Geschichte der Niederlausitz geknüpft.

tionis, avi nostri et Alberti Thuringorum Lantgravii gloriosi principis patris nostri volentes fideliter inherere, omnem libertatem et omnis libertatis graciam Civitati Lubraz et in ea degentibus factam, datam et graciose ab eis concessam approbamus et approbatam stabilem et firmam promittimus in presentibus perrhenniter observare. Forma autem donationis et gracie dicte Civitati et ipsius indigenis facta in verbis subnotatis plenius et clarius est expressa.

Oppidum sive Civitas Lubraz et omnes habitantes in ea ad unius miliaris spacium circum circa se ex omni parte ductum silva pro necessitate suorum carpentorum et pro hiis que ad necessitatem domus requiruntur ipsis libere deserviet et sine contradictione qualibet succidi poterit et secari. In qua ipsis libertatem concedimus cum retibus et canibus lepores et perdices libere capiendi. Aquis et aquarum decursibus pro suis usibus libere possunt uti. Pascuis vero pro sustentamento suorum pecorum gaudebunt liberius et fruentur. Item inhabitatores dicti Oppidi libere navigare possunt de Raduz usque in Zwilow et de dicta aqua Raduz usque ad pontem Jemnitz et de ipso ponte usque in blogozchstorf et de ponte blagozshstorf, lacus rubeus juxta below ad predictam Civitatem pertinebit. Item ab eadem lacu bagan locum sic vocatum, ea que sursum sunt usque ad aquam Raduz ante dicte civitati forent liberaliter assignata

Amplius exitus et introitus duarum valuarum dilatatus ad mensuram

treuen Vorfahren, nämlich unseres Grossvaters Heinrich, einst Markgrafen von Meissen, glücklichen Gedächtnisses, und unseres Vaters Albert, einst Landgrafen von Thüringen und ruhmreichen Fürsten, treu zu folgen entschlossen, der Stadt Lubraz und allen ihren Einwohnern jede ihnen gegebene und gnädig ihnen bewilligte Freiheit und Gunst der Befreiung bestätigen und hiermit versprechen, das Bestätigte für alle Zeiten als unabänderlich und fest zu bewahren. Die Art und Weise der gedachten Stadt und ihren Einwohnern gemachten Schenkung und Gnade ist in den folgenden Worten genauer und deutlicher ausgeführt.

Der Ort oder die Stadt Lubraz und alle ihre Einwohner sollen im Umkreis einer Meile rings um sie herum den Wald zu den Bedürfnissen ihrer Stellmacher und zu dem, was sie zu den Bedürfnissen des Hauses gebrauchen, frei benutzen dürfen und ohne allen Widerspruch darin fällen und schneiden. In diesem Walde erlauben Wir ihnen mit Netzen und Hunden Hasen und Rebhühner zu jagen. Die Wasser und Wasserläufe dürfen sie frei benutzen. Die Weide sollen sie zum Unterhalt ihres Viehs frei gebrauchen. Desgleichen dürfen die Bewohner der gedachten Stadt frei zu Kahn fahren vom Raduschbis zum Schwielochsee und vom genannten Wasser Radusch bis zur Brücke Jamlitz und von dieser Brücke bis Blasdorf und von Blasdorf her soll der Brombeer-See bei Behlow zur vorgenannten Stadt gehören. Desgleichen von diesem See an, der Ort der Bagan genannt wird, und was aufwärts bis zum Wasser Radusch liegt, der Stadt frei zugesichert sein.

Weiter ist ihnen die Erweiterung zweier Tore, Aus- und Eingang in

decem virgarum pro pecoribus suis liberius et comodius minandis et pellendis pro Curribus et viatoribus et equitibus est indultus. Palus vero que Hach dicitur civitati circumflua latitudinem Triginta virgarum in circuitu continebit. Item Cives dicti Oppidi mercatores cum suis mercimoniis exempti a theolonio cum suis curribus, vecturis, equitatibus ab aqua que Elster vocatur usque ad fluvium que bobir dicitur et ad litus Odere liberius ambulabunt. Item aurige sal ducentes si currus suos oneratos sale duxerint et in feria sexta ad civitatem Lubraz venerint cives ibidem existentes in die fori subsequenti quamdiu forum duraverit, sal suum exponent ementibus ad vendendum. Item trahentes bigas et portantes mercimonia qualiacunque vel suppellectilia domestica ducentes per Civitatem Lubraz ab omni onere et gravamine theolonii sint exempti.

Nos vero Theodericus Lantgravius grata et accepta obsequia nobis ab ipsis sepius facta pensantes unam marcam argenti de theolonio nostro ipsis dandam in festo beati martini annis singulis ibidem concedimus et donamus. Censum vero mancorum septem fertones et unum lotum eisdem ibidem concedimus liberaliter et largimur, et si quid de hiis, que Civitati adiacent fructus vel utilitates comperare poterunt eisdem de speciali nostra gracia liberaliter indulgemus. Tabernas vero et fora rerum venalium in Circuitu Civitatis memorate ad unius miliaris spacium haberi et teneri Firmiter prohibemus.

Et ut hec nostra concessio seu concessionis approbacio robur perpetue firmitatis accipiat, presentem paginam nostri sigilli typario iussimus communiri. Cuius testes sunt Jo-

der Breite von zehn Ruten, zum bequemeren Treiben ihres Viehs, für die Wagen, Fussgänger und Reiter gestattet. Der Sumpf aber, der Hach genannt wird, der die Stadt umschliesst, soll dreissig Ruten rings um breit sein. Desgleichen sollen die Bürger der genannten Stadt, die Kaufleute sind, mit ihren Waren frei von Zoll, mit ihren Wagen, Fahrzeugen und Reiterscharen von der Elster bis zum Boberfluss und bis zum Oderufer frei umherreisen dürfen. Desgleichen wenn die Salzfuhrleute mit ihren mit Salz beladenen Wagen am Freitag nach der Stadt Lubraz kommen, sollen die dortigen Bürger am darauffolgenden Markttage ihr Salz zum Verkauf ausstellen dürfen. Desgleichen wenn Fuhrleute mit zweirädigen Karren mit irgendwelchen Kaufmannsgütern oder Hausgerät durch die Stadt Lubraz fahren, sollen sie von aller Last und Beschwerde des Zolls befreit bleiben.

Wir aber, Landgraf Dietrich, bewilligen und schenken für die uns von den Einwohnern öfters bewiesene angenehme und gern angenommene Folgsamkeit und für ihre Dienste eine Mark Silbers von unserm Zoll, die ihnen jährlich am Martinstage gezahlt werden soll. Den Hufenzins, sieben Vierdung und ein Lot schenken und bewilligen Wir ihnen, und wenn sie in der Nähe der Stadt Güter oder Nutzungen erwerben können, so gestatten Wir ihnen dies aus besonderer Gnade. Fest aber verbieten Wir, dass Schänken und Wochenmärkte in Umkreise von einer Meile um besagte Stadt abgehalten werden.

Und damit diese Unsere Bewilligung und Bewilligungsbestätigung die Kraft immerwährender Sicherheit erhalte, haben Wir vorliegende Urkunde mit dem Abdruck Unseres Siegels

hannes et Guntherus Fratres de Geylnowe liquiricia nostri Milites Heinricus de Vockenrode, Johannes prothonotarius nostre Curie et alii quamplurimi fide digni.

versehen lassen. Dessen sind Zeugen Johannes und Günther, Gebrüder von Geylnow, unsere Ritter, Heinrich von Vockenrode, Johannes, der Protonotar unserer Kanzlei und andere glaubwürdige Leute.

Datum et actum Gubyn anno domini M° CCC° secundo In vigilia beati Andree Apostoli.

Gegeben und verhandelt zu Guben im Jahre des Herrn 1302 am Vorabend des St. Andreastages.

Die Urkunde ist auf Pergament geschrieben und wegen ihrer Schadhaftigkeit bereits in früherer Zeit auf eine Pergamentunterlage aufgeklebt worden. An der Urkunde befindet sich noch das grosse Originalsiegel, das das Reiterbild des Landgrafen Dietrich mtt Fahne und Wappenschild — auf diesem ein springender Löwe — zeigt. Die Urkunde von der auch Worbs im Inventarium diplomaticum Lusatiae inferioris (Lübben 1834) auf S. 118 unter No. 324 einen Auszug in deutscher Sprache giebt und die Klöden, Beiträge zur Gesch. des Oderhandels 3. Stück S. 14 erwähnt — beide nach Wilkens Abdruck — war im Orginal nicht mehr bekannt, bis Oberpfarrer Krüger sie beim genauen Durchsuchen der Stadtakten von Lieberose auffand und in einer Übersetzung*) in seiner genannten Schrift (S. 13 ff) mitteilte.

Dr. Gustav Albrecht.

Kleine Mitteilungen.

Vom Liepnitz-See bei Bernau. (Mitgeteilt durch Herrn Rektor Otto Monke).

1) Heilkräftige Wirkung des Wassers. Ein alter Mann aus Bernau Namens K., den ich heut in der Bernauer Stadtheide traf, teilte mir mit, er wandere wöchentlich zweimal nach dem Liepnitzsee und wate dann bis zum Knie ins Wasser. Er habe nämlich einen Schaden am Bein, eine Wunde am Schienbein, die immer wieder aufbreche. Es sei ja „allgemein bekannt", dass das Wasser des Liepnitzsees heile; denn es fliesse. Im Sommer, wenn er seine Kur längere Zeit fortsetzen könne, heile die Wunde, im Winter breche sie aber stets wieder auf.

Natürlich hat der Mann Recht; denn wenn er sich auf diese Weise wöchentlich zweimal die Füsse wäscht, so ist das gesunder, als wenn er es überhaupt nicht täte, und im Winter mag wohl Vater K. kein Wässerlein trüben. Der Marsch wird vielleicht auch das Seinige dabei tun.

---

*) Nach Abschluss dieses Berichts geht mir das 7. und 8. Heft des 7. Bandes der „Niederlausitzer Mitteilungen" (Guben 1903) zu, in dem Oberpfarrer Krüger auf S. 326—328 einen genauen Abdruck der Orginalurkunde mit sämtlichen Abkürzungen des Textes gegeben hat.

2) Volkstümliche Bezeichnung der Ufer. Das Südufer heisst bei den Anglern die „Winterseite", das Nordufer, besonders das Stück vom westlichen Stadthals bis zum Forsthause die „Sommerseite". Auf der Winterseite ist nämlich das Wasser kühl, weil die überhängenden Buchenzweige Schatten spenden, während es am schattenlosen Nordufer südlich vom Forsthause von der Sonne erwärmt wird. Die Bernauer Angler steigen gewöhnlich bei ihrer fast immer erfolglosen Arbeit in das Wasser, und wenn sie sich auf der Winterseite genügend kalte Füsse geholt haben, wandern sie auf einige Zeit nach der milderen Sommerseite. Gefangen wird zwar dort auch nichts; aber das Wasser ist heilsam, weil ein Fussbad heilsam ist. Für mich ist die Beobachtung der Angelei am Liepnitzsee, sofern sie nicht vom trocknen Ufer aus betrieben wird, immer mit einem gewissen Gefühl der Befriedigung verbunden.

3) Als „Krügers Höhle" bezeichnet man, wie der brave K. mitteilt, ein Erdloch nördlich vom Liepnitzsee am Wege, der von Ützdorf nach Klosterfelde führt. Dort soll sich der Falschmünzer Krüger aus Bernau längere Zeit verborgen haben, bis ihn die böse Polizei erwischte. Krüger sagte zwar immer, er habe nie falsche Taler gemacht, das täte nur die Polizei; aber doch hatte er die Tür zu seiner Höhle mit einer derartigen Vorrichtung versehen, dass jedesmal, wenn die Tür auf- oder zugemacht wurde, ein falscher Taler von selbst geprägt wurde. Die Sache ist jedoch schon so lange her, dass es in Bernau keinen falschen Taler mehr giebt.

4) „Sprott" nennen die Bernauer Angler die Holzwürmer, welche sie auf die Angel spiessen. Sprott fressen die Fische gern, viel lieber als Salzkuchenkrümel, die auch als Köder benutzt werden, wenn man keinen Sprott hat.

5) Ladeburg. Sprachliches.

a) „Ich bin auch der Vermenung" sagt der Ladeburger für: „Ich bin auch der Meinung."

b) Seiner Vorliebe für schweres Bier giebt der Ladeburger in folgender Weise Ausdruck: „Et duhnt besser" oder „Et kotzt besser".

6) Blitz und Kiefer. Während des Unwetters im Mai d. Js. schlug der Blitz in eine Kiefer im Jagen 204. Sie stand dicht an dem Wege, der zwischen den Kilometersteinen 28, 7 und 28, 8 der Wandlitzer Chaussee beginnt und beim Forsthaus Woltersdorf endet und zwar etwa 200 m von der erstgenannten Chaussee entfernt. Der Schlag war so gewaltig, dass der ganze Baum vollständig zerrissen und in so kleine Teile zersplittert wurde, dass die armen Leute aus Bernau, die im Walde dürres Holz auflesen dürfen, den Baum in wenig Tagen vollständig fortgeschafft hatten, ohne die Stücke zerkleinert zu haben. Und doch schätzte der Königliche Förster Rohde-Woltersdorf das Holz des Baumes, der etwa 40 cm Durchmesser hatte, auf mindestens $1^1/_2$ Festmeter. Übrigens soll der Blitz dort wiederholt Kiefern getroffen haben.

Die Herren Autoren werden gebeten, auf Ihren Manuskripten vermerken zu wollen, wieviel Exemplare der betreffenden Nummer sie zu erhalten wünschen.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.
Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.



I. (I. ausserordentliche) Versammlung des XII. Vereinsjahres

Sonnabend, den 4. April 1903, Nachm. 3 Uhr.

Besichtigung der Königl. Sternwarte am Encke-Platz.

Es war eine recht ansehnliche Zahl von Mitgliedern, die sich zur angegebenen Zeit in dem bekannten monumentalen Schinckelschen Bau am Ende der Charlottenstrasse zusammen gefunden hatte. Gäste waren diesmal wegen Beschränktheit des Raumes ausgeschlossen.

Der Direktor der Sternwarte, Geh. Regierungsrat Professor Dr. Foerster übernahm selbst die gütige Führung. Leider konnte der grosse Reflektor in der drehbaren Kuppel nicht gezeigt werden, da er z. Z. einer Reparatur wegen demontiert war. In dem Rundgange am Fusse der zur Kuppel führenden Treppe wurde zunächst eine grosse Mondkarte erklärt. Sie enthält in vollendeter Deutlichkeit und Anschaulichkeit alle topographischen Einzelheiten der uns zugekehrten Seite des Mondes, die Ringgebirge, die einzelnen Berge, die Thäler und die Meere genannten, bedeutendsten Tiefebenen, welche in der Vergangenheit wohl auch tatsächlich Meere waren, heute aber, wo wahrscheinlich alles Wasser auf dem Monde, der keine Atmosphäre mehr besitzt, verschwunden ist, als dunklere Flächen erscheinen, weil sie als alter Meeresboden das Sonnenlicht nicht so stark reflektieren, wie die Felsgesteine der Gebirgsgegenden. Geh. R. F. erläuterte in lichtvoller Weise, wie es komme, dass wir immer nur eine Seite des Mondes sehen, weil seine Achsendrehung mit der Umdrehung der Erde zeitlich zusammenfällt. Der Mond zeigt uns die Entwickelung, welche vielleicht in Äonen auch die Erde nehmen wird. Als der soviel kleinere Körper ist er in der Erkaltung viel weiter als die Erde vorgeschritten, die Gasumhüllung hat seine schwächere Anziehungskraft nicht festzuhalten vermocht. Ob er noch innere Glut enthält, wissen wir nicht. Gewisse kleine Veränderungen seiner Oberfläche scheinen darauf hinzudeuten, dass er noch nicht völlig erloschen ist; doch ist die Zeit seit der ersten

genauen Aufnahme des Mondes und seit seiner unausgesetzten Beobachtung noch zu kurz, um irgend welche sicheren Schlüsse zu ziehen. Gegenwärtig erscheint die Bewohntheit des Mondes durch den Mangel einer Atmosphäre und durch die enormen Teperaturschwankungen im vierzehntägigen Wechsel von Tag und Nacht ausgeschlossen. Die vergleicheisweise Nähe des Mondes erlaubt uns, manche interessanten Details seiner Oberfläche zu sehen; doch scheint die Möglichkeit einer Verschärfung unseres Sehens durch weitere Verbesserung der Fehrnrohre eng begrenzt. Bauten von der Grösse der Pyramiden würden wir deutlich unterscheiden können. Bisher ist aber derartiges, was auf frühere Bewohntheit des Mondes von intelligenten Wesen schliessen liesse, noch nicht gefunden worden. Indessen scheint die Möglichkeit archäologischer Funde auf dem Monde nicht absolut ausgeschlossen. Kaiser Wilhelm I. erfasste bei einem Besuch der Sternwarte die Idee, dass es gelingen könne, Spuren von früheren Bewohnern des Mondes zu entdecken, mit lebhaftem Interesse und machte auf gewisse Partien der Mondkarte aufmerksam, die Fortifikationen ähnlich sehen. Wasser ist möglicherweise noch in fester Gestalt auf dem Monde vorhanden, wie durch Beobachtung einiger in reinem Weiss glänzender Flächen fraglich geworden ist, die man für Eis zu halten geneigt ist. Von der Rotunde aus wurde das an der Westseite gelegene „Meridianzimmer" betreten, welches ein einziges grosses Fernrohr, das Meridian-Instrument, beherbergt. Letzteres hat mit der grössten Sorgfalt eine solche Aufstellung empfangen, dass es um eine horizontale, westöstlich gerichtete und auf zwei mächtigen, massiven Pfeilern ruhende Achse nur in der Ebene des Meridians bewegt werden kann. Um die Genauigkeit der Beobachtungen zu sichern, sind die Pfeiler, unabhängig von dem Gebäude, tief fundamentiert und im Raum selbst mehrfach mit Filz und Blech umkleidet. Doppelwände von Wellblech mit Isolationsschichten zwischen den Wänden umschliessen den Raum an Stelle früherer massiver Wände, bei deren Vorhandensein es niemals möglich war, die Temperatur im Beobachtungsraume genau der Aussentemperatur gleich zu erhalten. Das ist jetzt möglich und damit ist erreicht, dass es keine aus dem Beobachtungsraum aufsteigende und keine von Aussen eindringende wärmere Luft mehr giebt, deren zitternde Bewegung früher stärkeres Flimmern der zu beobachtenden Sterne und Ungenauigkeit der Beobachtung zur Folge hatte. Über den Beobachtungsdienst an diesem Instrumente gab Geh. R. F. anschauliche Erläuterungen. Die Beobachtungen am Meridian-Instrument sind die unerlässigsten jeder Sternwarte; nur durch sie sind Bewegungen am Himmel zu kontrollieren. In der Bild- oder Brennebene des Fernrohrs sind äusserst feine Spinnwebefäden, herrührend aus dem Gespinst-Cocon einer Weingarten-Spinne, ausgespannt, deren mittelster den Meridian markiert. Die Beobachtung geschieht nun in der Weise, dass

in dem Augenblick, wo das im Fernrohr entstehende Bildchen des Sternes, dessen Durchgangszeit durch den Meridian zu bestimmen ist, einen der Spinnwebenfäden passiert, vom Beobachter ein elektrisches Signal auf einen sehr gleichmässig abrollenden Morsestreifen gegeben wird, auf dem eine sehr gleichmässig gehende Uhr ihrerseits zugleich alle Sekunden eine Marke macht. Später kann auf diesem Morsestreifen die auf solche Art notierte Zeit abgelesen bezw. abgemessen werden. Die gegenwärtig erreichte höchste Genauigkeit der Zeitmessung ist etwa ein Hundertstel der Sekunde. Vielleicht gelingt es noch mit Hilfe der Photographie oder direkter elektrischer Wirkung durch das Licht des Sternbildchens, unter Beseitigung der etwas veränderlichen Aktion der Beobachter, bis zu einem Tausendstel der Sekunde zu kommen, eine Genauigkeit in der Zeitmessung, die ebenso in der physikalischen Technik als in der Astromonie Bedeutung haben würde, namentlich auch in Betreff der noch feineren Kritik des Gesetzes der Drehung der Erde, die unsere genaueste Uhr bildet. Durch eine selbsttätige Aufzeichnung der Durchgangszeiten der Sterne würden die noch merklichen Unsicherheiten auszuschalten sein, die in den verschiedenen Geschwindigkeiten liegen, womit die Wahrnehmung des Auges auf dem Wege über das Gehirn an die Fingermuskeln übertragen wird, welche das Signal auf den Morsestreifen bringen. Mit wie grossen Feinheiten bei dieser Beobachtung zu rechnen ist, davon erzählte Geh. R. F. ein Beispiel: Der acht Meter hohe Grundpfeiler, auf welchem die beiden steinernen Pfeiler stehen, worauf das Meridianinstrument ruht, erleidet (obgleich er keine direkten Sonnenstrahlen empfängt) wie die seit dem Bestehen der Sternwarte fortgesetzten Beobachtungsreihen ergeben haben in verschiedenen Jahren deutlich verschiedene Gestalt- und Lagen-Änderungen durch die eindringenden Temperatur-Wirkungen, und die stärksten Wirkungen dieser Art kommen immer 1—2 Jahre nach dem Sonnenfleken-Maximum zur Erscheinung.

In dem an der Nordseite der Sternwarte gelegenen Beobachtungszimmer wurde dann ein Instrument vorgeführt, welches von dem soeben gesehenen abweichend die Beobachtung nicht bloss im Meridian, sondern nach allen Seiten hin gestattet, also gleich dem in der Kuppel befindlichen, grossen Reflektor von universeller Beweglichkeit und Einstellungsfähigkeit ist. Aus diesem Raume sind in den letzten beiden Jahrzehnten die wichtigen Endeckungen von periodischen Schwankungen der Lage der Erdachse im Erdkörper hervorgegangen, die sich aus einer jährlichen und einer vierzehnmonatlichen Periode zusammensetzen. Diesen beiden Perioden gesellt sich dann noch eine dritte, 6—7 jährige, aus der Coincidenz der beiden kleineren hinzu. Die jährliche Periode hängt anscheinend mit der verschieden verteilten Last von Schnee und Eis in den verschiedenen Jahreszeiten und Erdflächen und den Zir-

kulationsströmungen von Wasser und Luft zusammen. Volle Evidenz für das Vorhandensein dieser Schwankungen wurde erreicht, als gleichzeitige Beobachtungen in diesem „Nordzimmer" der Berliner Sternwarte und durch einen nach Honolulu entsandten Beobachter der Sternwarte, Dr. G. Marcuse, auf der entgegengesetzten Seite des Erdballes stattfanden. Seitdem ist die unausgesetzte Beobachtung des für die genaue Bestimmung der Erdbewegung äusserst wichtigen Phänomens durch die Internationale Erdmessung organisiert worden, indem unter Leitung von Professor Helmert und Albrecht (beide im geodätischen Institut zu Potsdam) sechs über die ganze Erde verteilte Beobachtungsstationen auf einem und demselben Parallelkreise eingerichtet wurden, die nur für diesen Zweck tätig sind.

Zum Schluss erklärte Geh. R. F. im „Uhrenzimmer" welches die Zentral- und Kontrolluhren für die von der Sternwarte regulierten städtlichen Normaluhren enthält, den gesammten, zu hoher Präzision entwickelten Zeitdienst der Sternwarte. Es ist eine grosse Summe feiner Erfindungen, welche hier zusammenwirken und wobei Elektrizität und Elektromagnetismus eine hervorragende Rolle spielen, um eine Zuverlässigkeit und Genauigkeit des Uhrenbetriebs zu erzielen, die kaum noch zu wünschen übrig lässt. Mit dieser Zentralstelle der Sternwarte steht auch die vortrefflich geleitete Einrichtung auf dem Schlesischen Bahnhofe in Verbindung, durch welche morgens 8 Uhr von diesem Bahnhofe aus an alle Stationen der preussischen Staatsbahnen Zeitsignale zum Zweck der Richtigstellung aller Bahnhofsuhren gegeben werden, die auch an vielen Stellen im Lande von den Uhrmachern zur Beobachtung des Ganges ihrer Uhren Verwendung finden. Um den Schiffen in deutschen Häfen Gelegenheit zur Kontrolle und Vergleichung ihrer Chronometer zu geben, bestehen ferner Systeme von Zeitsignalen, von denen dasjenige in Swinemünde und im Hafen zu Bremen von der hiesigen Sternwarte telegraphisch in Funktion erhalten wird, derartig, dass zu einer bestimmten Stunde, Minute und Sekunde des Tages an einem weithin sichtbaren Punkte ein etwa zwei Meter im Durchmesser haltender Zeitball herabsinken gelassen wird. Dies System, das sich in der besten Weise bewährt, ist natürlich noch viel weiterer Ausbildung fähig, um den Segen genauer Zeitangaben überall hin zu verbreiten.

Die Berliner Sternwarte ist in ihrer jetzigen Lage durch die umgebenden Bauten stark eingeschränkt, und es wird bereits ernstlich für die Zukunft an die Errichtung einer neuen Sternwarte an einer Stelle gedacht, an welcher andauernd ein möglichst freier Umblick für alle die fundamentalen Messungen am Himmel zu sichern wäre, wie sie von jeher den deutschen Astronomen besonders am Herzen lagen. Für die Zwecke des öffentlichen Zeitdienstes und der astronomischen, sowie astronomisch-geographischen Übungen der Studierenden würde ein

Institut in der jetzigen Lage immer noch dauernden besonderen Wert besitzen, sobald es nur gelingt, den schlimmsten Feind der astronomischen Beobachtungen, zugleich einen sehr schlimmen Feind der Luftreinheit und des hellen Tageslichtes für uns alle, nämlich den Schornsteinrauch, gehörig einzuschränken durch Einrichtungen, deren Durchführbarkeit und hohe Zweckmässigkeit jetzt völlig erwiesen ist. —

Schliesslich fand eine zwanglose Zusammenkunft der Teilnehmer in der nahe belegenen „Schlaraffia“ am Encke-Platz Nr. 2 statt.

A. F.

---

2. (2. ausserordentliche) Versammlung des XII. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 8. April 1903, Nachm. 4 Uhr.

Besichtigung der geologisch-palaeontologischen Sammlung des Kgl. Museums für Naturkunde.

Unter der ebenso sachkundigen als liebenswürdigen Führung des Herrn Museums-Assistenten Dr. Friedrich Solger nahm am Mittwoch in der Osterwoche eine ausserordentlich grosse Zahl von Mitgliedern, worunter die Damen überwogen, Kenntnis von den reichen Sammlungen des Museums für Naturkunde auf dem Gebiet der Urgeschichte unseres Planeten. Auch für die Erdgeschichte haben deren Geschichtsschreiber eine Einteilung getroffen, analog der Menschheitsgeschichte. Sie unterscheiden eine vorgeschichtliche Zeit, ein Altertum, ein Mittelalter, eine neue und eine neueste Zeit. Wie das zu verstehen und in Einklang mit der entsprechenden Einteilung der Menschheitsgeschichte zu bringen ist, wird klar, wenn man sich vergegenwärtigt, dass die „neueste“ Erdgeschichte abschliesst in ihrem ersten Teil mit dem Erscheinen des Menschen auf der Erde und den ältesten Spuren seines Daseins, während der zweite Teil diejenigen verhältnismässig geringen Änderungen der Erdbildung umfasst, deren Zeugen Menschen gewesen sind und noch sind. Die „neueste“ Erdgeschichte fällt somit zeitlich nahezu mit der gesamten Menschheitsgeschichte zusammen, die, verglichen mit dem hohen Alter unseres Planeten, ja einer sehr kurzen Spanne Zeit entspricht. Die „älteste“ Periode der Erdgeschichte aber steigt hinauf bis in die ferne Zeit, da die Erde noch ein feurig-flüssiger, allmählich erkaltender Ball war, auf dessen aus Urgestein sich bildender Oberfläche erst sehr langsam und in dem Grade, als sie erkaltete, das Feste sich vom Flüssigen

sondern, neben dem Festlande sich Wasser überhaupt tropfbar flüssig halten konnte, das vorher in Dampfform in der Atmosphäre geschwebt hatte. An diesem Punkt setzt das „Altertum" der Erde ein, der Beginn von Bildungen auf der Erdoberfläche aus Niederschlägen und Ablagerungen der an der Erkaltung teilnehmenden Meere. Diesem Abschnitt der Erdgeschichte gehören an: die Schichten des Cambriums mit den ältesten, aus eigenartigen Krebsen bestehenden Tierresten, des Silur, das die ersten Landpflanzen sah, des Devon mit einem reichen Tier- und Pflanzenleben, der Steinkohlenformation, die Zeugnis ablegt von einer ungeheuren Entwickelung der Pflanzenwelt unter gleichzeitigem Auftreten vieler Fische und der ersten Amphibien, endlich der Permischen Formation, in der sich die grossen Salzlager von Stassfurt und Aschersleben, sowie der Mansfelder Kupferschiefer bildeten und die ersten Reptilien erschienen. Die höheren Tiere waren ausschliesslich Zeugen des „Mittelalters" der Erde, das gekennzeichnet ist durch drei grosse, allmählich in einander übergehende Perioden, die Trias-, die Jura- und die Kreideformation. Die Trias-Periode, in der sich Sandsteine, Muschelkalk und Keuper aus den das Festland weit an Umfang übertreffenden Meeren ablagerten und durch den enormen Druck der Schichten versteinerten, sah in ihren Schachtelhalm-, Sagopalmen- und Nadelholzwäldern die ersten Säugetiere, die Juraformation den ersten echten Vogel, während die Kreide unzähligen grossen Meeresreptilien, Tintenfischen und in Muschelschalen lebenden Tieren zum Grab wurde. Gleichzeitig erschienen die ersten Laubhölzer. Die „Neuzeit" der Erde oder die Tertiärformation sah die grosse Entwickelung der Tierwelt, besonders der Säugetiere und die Umbildung der niederen Tierwelt annähernd zu den Formen der Jetztzeit. Für Deutschland brachte diese Zeit die kolossalen Braunkohlenablagerungen. Ihr gehören auch die vulkanischen Bildungen in deren grosser Mehrzahl an. Die „neueste" Zeit endlich umfasst, wie oben schon angedeutet, das Diluvium und das Alluvium. In die erste Periode fallen die grossen Eiszeiten, die so wesentlich umgestaltend gerade auf Norddeutschland einwirkten.

Hiernach gehören also die merkwürdigen Tierreste, die wir in der Erde finden, zum allergrössten Teil dem Mittelalter und der Neuzeit an. Nur wirbellose Tiere sind es, denen wir in den ältesten Schichten begegnen. Sehr gross ist auch der Anteil der Diluvialzeit an den Tierresten, namentlich der grossen Dickhäuter, die während der interglacialen Zeiten zahlreich in Deutschland lebten. Aus den älteren Zeiten aber sind es meist Reste von im Wasser lebenden Tieren, die wir finden, was leicht verständlich ist, wenn man erwägt, dass die Kadaver solcher Tiere auf den Grund des Wassers fielen und hier durch nachsinkenden Sand und Schlamm bedeckt wurden. Alle Weichteile fielen dann der Fäulnis anheim, aber das Knochengerüst wurde vollständig erhalten.

Ganz anders war das Schicksal von Tierkadavern auf dem Lande. Sie fielen meist anderen gefrässigen Tieren zur Beute, ihre Teile wurden auseinandergerissen und verschleppt, und es gehört deshalb zu den Seltenheiten, dass ganze Skelette, ja einzelne Knochenreste gefunden werden. Man würde hiernach ganz fehl gehen, wollte man auf ein selteneres Vorkommen der Land- als der Wassertiere in jenen Zeiten schliessen, weil wir erstere seltener finden. Wie gut uns durch die Niederschläge und Ablagerungen aus dem Wasser Reste von Tieren erhalten worden sind, davon zeigt die paläontologische Sammlung des Museums vor allem drei sehr schöne Beispiele, nämlich die im Schiefer von Holzmaden in Württemberg eingebettet gefundenen Skelette eines Fischdrachen oder Ichthyosaurus, eines Schlangendrachen oder Plesiosaurus, und das dem Solenhofer Kalkschiefer, welcher der Jura-Periode angehört, entnommene Skelett eines Urvogels oder Archaeopterix. Das erste dieser Tiere stellt ein den Walen verwandtes, in seinem ganz kurzen Hals und dicken Kopf den Delphinen ähnliches Meertier vor, das vielleicht, wie aus den zu eigentümlichen Flossen verkürzten Beinen hervorgeht, vordem wesentlich auf dem Lande lebte und sich dem Leben im Wasser erst angepasst hatte. Das in allen Teilen wunderbar gut erhaltene Skelett ist das einer Ichthyosaura, wie ein im hinteren Teil seiner Leibeshöhle enthaltenes kleineres Skelett beweist. Ein anderes, gleichartiges, etwas grösseres Skelett befindet sich in der vorderen Leibeshöhle und scheint darauf hinzudeuten, dass das Tier kurz vor seinem Ende einen jungen Ichthyosaurus verspeist hatte. An derselben Stelle bemerkt man auch zahlreiche kleine Häkchen und eine schwarze Färbung, beides Reste von Tintenfischen im Mageninhalt, die vielleicht Indigestion und Tod des Tieres verschuldet haben. Die Schnauze ist sehr lang und spitz, die Kiefer sind mit vielen spitzigen Fangzähnen besetzt. Die ja durch einen besonderen Knochenring geschützten Augenhöhlen scheinen zu bezeugen, dass das Tier in grosse Meerestiefen herabzusteigen vermochte, wo das Wasser einen starken Druck auf die Augen übt. Sehr verschieden zeigt sich das zweite Meeresreptil der Sammlung, Plesiosaurus Guielmi Imperatoris genannt, weil vom gegenwärtigen Kaiser dem Museum geschenkt. Es hat im Gegensatz zu dem ersten einen langen, für das Leben im Meere unbequemen Hals und einen kleinen Kopf. Auch nach der Form der zu breiten, ruderförmigen Paddeln umgebildeten Füsse und der noch ziemlich langen vorderen und hinteren Extremitäten war das Tier bei weitem nicht so gut auf das Meerleben eingerichtet, wie der Ichthyosaurus. Es gilt als ein sehr seltener Fund, während der Ichthyosaurus in den Lias-Schiefern Württembergs häufiger angetroffen wird. An einem zweiten Exemplar letzterer Gattung machte Dr. Solger auf ein schwarzes Band über der Wirbelsäule aufmerksam, das aus erhaltenen Hautresten besteht. Auch um die Flossen dieses

Skeletts herum sind, in kleinen Resten zwar, aber die Flosse einem Handschuh gleich einfassend, noch schöne Hautreste vorhanden. Die Piéce de resistance der Sammlung ist zweifellos das wohlerhaltene Skelett eines Urvogels, das um den Preis von 16000 Mark erworben wurde und das Gegenstück eines zweiten an derselben Stelle gefundenen und in einer Nachbildung auch im Museum vertretenen Exemplars ist, das s. Z. von dem Entdecker nach London abgegeben worden ist. Der Archaeopterix stellt deutlich den Uebergang von der Eidechse zum Vogel dar. Er besitzt nicht den hohen Grat auf dem Brustkorb, der so wesentlich für den Vogel beim Durchschneiden der Luft ist, und man wäre deshalb, zumal in Anbetracht seiner zum Schreiten ausgebildeten Beine, seiner noch zum Greifen eingerichteten Vorderglieder, geneigt, ihn für ein nach Analogie der Fledermaus mittelst ausgespannter Flughaut fliegendes Tier, für einen „Sonntagsflieger" zu halten, wenn sich nicht in dem feinkörnigen Solenhofer Kalkschiefer, — bekannt als lithographischer Stein — der überaus zarte Abdruck des Federgewandes, namentlich des Schwanzes erhalten hätte, wodurch jeder Zweifel an der Qualität des Tieres als echter Vogel beseitigt wird.

Dr. Solger erläuterte sodann die zahlreichen Reste vorweltlicher Säugetiere, die charakteristisch verschiedenen zwei Arten des Urochsen, des Bos primigenius mit weit ausladendem und des Bos priscus mit kurzem Gehörn, sowie einen aus dem Lippefluss hervorgezogenen, gewaltigen Mammuths-Schädel, der riesigen, dichtbehaarten Gattung Elephant, Elephas primigenius angehörig, der auch in Rixdorf, dessen Kieslager so reich an Knochen der Diluvialtiere sind, gefunden worden ist. Aus Rixdorf stammt auch ein sehr schöner Schädel eines gleichfalls behaart gewesenen Rhinoceros (Rhinoceros antiquitatis). Sehr auffällig ist der Schädel eines Mastodon mit seinen beiden nach abwärts gekrümmten Hauern im Unterkiefer. Bei dieser Gelegenheit gab der Vortragende ein fesselndes Bild von der Wichtigkeit des Studiums der Zähne vorweltlicher Tiere, die sich von allen Teilen der Knochengeräte am besten erhalten haben, häufig gefunden werden und wertvolle Anhalte bieten, nicht bloss für die Eigenart der Tiere, ob sie Grasfresser oder Fleischfresser waren, sondern auch für die äusseren Lebensbedingungen, unter denen sie gestanden, z. B. ob sie sich mangels anderer Waffen unter dem Zwange schnellen Laufens zum Schutz gegen ihre Verfolger befanden, welcher Art die Nahrung war, die ihnen die Natur bot etc. So belehrt uns die Fauna der interglazialen Zeiten, welche lebte, als eben die Eisdecke zurückgegangen war, über den damaligen Steppencharakter Norddeutschlands. Ein sehr seltenes Stück, aus den Ursachen, welche der Erhaltung von Resten der Landtiere und Vögel, wie oben auseinandergesetzt, so ungünstig waren, ist der Schädel eines Mesopithecus, eines Affen der Tertiärzeit. Aus denselben Gründen sind die Flug-

echsen, die Flügel aber keine Federn besassen, und durch einen Pterodactylus im Museum vertreten sind, die Schlangen und Blindschleichen recht selten, aber um so interessanter, zumal sie viele merkwürdige Beispiele von Anpassung bieten. Aus den entgegengesetzten Gründen sehr häufig gefunden und in der Sammlung entsprechend häufig sind die Fische, unter ihnen sehr merkwürdige Tiere, deren Körper statt mit Schuppen mit einem Panzer von starken Knochenschildern bedeckt war, vermutlich, weil sie am Boden der tiefen Urmeere lebten. Die furchtbaren Fang- und Mahlzähne vorweltlicher Riesenhaie sind in vielen Exemplaren vorhanden. Eigenes Studium erfordern die in grosser Fülle in Form von Muscheln, Schnecken, Korallen, Seesternen, Seelilien u. s. f. und in vielen zarten Abdrücken in früher weichem Gestein vorhandenen Reste der Weichtiere, die als die ältesten Vertreter des Tierlebens auf unserem heimatlichen Planeten besonders ehrwürdig sind; denn ihre Urformen gehen bis in die ältesten Schichten der Cambrium und Silur zurück. Dem ersteren gehören die in der Flachvitrine ausgestellten Trilobitenkrebse, dem letztern eine Kalkplatte mit sonderbaren, krummstabähnlichen Gebilden, vermutlich Gehäusen einer Molluske an. Zu den eigentümlichsten, wenn auch keineswegs seltenen und entsprechend reichlich in den Sammlungen vorgefundenen Dingen gehören die sogenannten Belemniten, im Volksmunde auch „Donnerkeile“ genannt, die kalkige, massive und zapfenähnliche meist spitz zulaufende Aussenverlängerung der Schulpe (des achsialen Mittelteiles) eines Tintenfisches, dessen es in den Urmeeren viel mehr Gattungen gab, als heute. Sie dienten dem Tiere wahrscheinlich dazu, sich im Wasser in aufrechter Stellung zu erhalten. Am inneren Ende besitzen diese Belemniten meist eine kleine Höhlung. An manchen Stücken ist auch noch der Tintenbeutel vorhanden, dessen Inhalt mit Wasser angerührt, heute noch eine schwarz gefärbte Flüssigkeit ergibt. —

Von diesen gar nicht genug zu bewundernden Schätzen im Saale der paläontologischen Sammlungen führte der unermüdliche Erklärer seine aufmerksamen Zuhörer nach einem zweiten Saal, der die geologische Sammlung, einschliesslich der Pflanzenversteinerungen und -Abdrücke enthält. Sie veranschaulicht in grossen Zügen, wie die Erdoberfläche entstanden ist bis zur historischen Zeit, ja sie zeigt weiter, welche allmählichen Änderungen und Umbildungen die zerstörenden Kräfte des Wassers und des Windes, der Kälte und der Hitze noch heute bewirken. Ein wie wesentliches Mittel der Forschung hierfür die sich vorfindenden Pflanzen- und Tierreste bilden, wie die „Leitfossilien“ Auskunft geben über das Alter und die Aufeinanderfolge der Schichten, die ja in der Natur nirgends sich in ununterbrochener Folge übereinander vorfinden, davon empfängt der Beschauer hier eine deutliche Vorstellung. Die Kunst hat geholfen, diese Belehrung ebenso eindrucksvoll als dem Gedächtnis

sich tief einprägend zu machen: Die Wände dieses hohen und lichten Raumes und eines sich ihm anschliessenden, wesentlich der Darstellung des Vulkanismus und seiner Wirkungen gewidmeten Raumes, sind nämlich mit al fresco gemalten Bildern geschmückt, deren Aufzählung zugleich das Programm der lichtvollen Erklärungen wiedergibt, welche der Gesellschaft hier von Dr. Solger zu teil wurden: Ein Bild der Flora der Steinkohlenzeit mit ihren baumartigen Schachtelhalmen, ihren Schuppenbäumen und Siegelbäumen, deren Stämme von 30 m Höhe und 2 m Dicke mit schlanken Blättern bekleidet waren, die an ihrer Anheftungsstelle am Stamme eigentümliche siegelartige Narben zurückliessen, ein Bild des Deutschen Braunkohlenwaldes und Waldmoores mit der Sumpfcypresse und Magnolie, der Unteraargletscher, die gewaltige umbildende Tätigkeit der Gletscher, ein Bild der Insel Helgoland, die nagende und abtragende Tätigkeit des Meeres, ein ebensolches der Sphinx und der Pyramiden von Gizeh, die Zerstörungskraft des vom Winde, einem Sandgebläse ähnlich, gegen den Stein geschleuderten Wüstensandes veranschaulichend. Von der vulkanischen Arbeit, in der Gase, der flüssige Inhalt des Erdinnern und Gestein sich die Hand zur Umbildung der Erdoberfläche reichen, erzählen Bilder des badischen Hegau mit den Basaltkegeln der Hohentwiel, Hohenstoffel, Hohenhöwen und Hohenkrähen, die als Zeugen gewaltiger Eruptionen des Erdinnern stehen blieben, als die von ihnen durchbrochenen Schichten verwitterten und abstürzten, endlich ein Bild, des Mosenbergs in der Eifel, dessen erloschener Krater gegenwärtig von einem See ausgefüllt ist.

Ausser diesen trefflichen Bildern sind sehr anschauliche Darstellungen der Schichtenlagerungs-Verhältnisse an den Wänden angebracht, die eine Vorstellung von der Verwerfung und Durchbrechung der Schichten sowohl in Folge vulkanischer Ausbrüche, als von Hebungs- und Faltungsvorgängen erwecken. Ebenso sind in Flachvitrinen neben vielen Pflanzenversteinerungen und -Abdrücken zahlreiche Proben der Hauptgesteine, welche das Gerippe der Erde bilden, sowie der in den Schichten vertretenen krystallinischen und nicht krystallinischen Gesteine ausgelegt, darunter auch die unter dem Hochdruck der überlagernden Schichten zu ihrer eigenartigen Struktur gelangten Schiefer, die bei ausserdem vorhandenem Seitendruck die besondere Struktur des sogenannten Griffelschiefers annehmen. Unter den vulkanischen Erzeugnissen fesseln die in 6 seitigen Prismen krystallisierten Basalte die Aufmerksamkeit; doch auch die Veränderungen sind dargestellt, welche in Folge vulkanischer Ausbrüche die Nebengesteine erlitten haben. Alles in allem steht dieser geologische Saal nach seinem interessanten Inhalt dem vorher gesehenen nicht nach. Es entsprach daher dem allgemeinen Eindruck, als der Vereinsvorsitzende, Geheimrat Friedel, am Schluss dem liebenswürdigen Führer für das grosse Mass von Be-

lehrung dankte, das er dem Verein durch die Erläuterung solcher Schätze des Wissens vermittelt habe.

Nach der Besichtigung fanden sich die Teilnehmer in dem gemütlichen, altberlinischen Wirtshaus „Zum Kuhstall“ in der Invalidenstrasse zusammen.

August Förster.

---

3. (1. ordentliche) Versammlung des XII. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 29. April 1903, abends 7½ Uhr

im Bürgersaale des Rathauses.

Vorsitzender: Herr Geheimer Regierungsrat E. Friedel. Von demselben rühren die Mitteilungen unter I bis XXV her.

A. Geschäftliches und Persönliches.

I. Die Hauptversammlung der Niederlausitzer Anthropologischen Gesellschaft findet am Dienstag nach Pfingsten, 2. Juni, in Luckau statt, wozu der Vorsitzende, unser Ehrenmitglied, Herr Professor Dr. Hugo Jentsch-Guben in liebenswürdiger Weise einladet. Bei den stets freundschaftlichen Beziehungen beider Gesellschaften zu einander und bei der Reichhaltigkeit des Programmes kann ich nur recht dringend zur Beteiligung einladen.

II. Unser langjähriges treues Mitglied Fräulein Wilhelmine Weyergang, deren Ableben ich im Interesse der Brandenburgia schon in der vorigen Sitzung von Herzen beklagt habe, hat ihre unentwegte Freundschaft für die Brandenburgia durch ein hochherziges Vermächtnis von Eintausend Mark bekundet. Fräulein Anna Weyergang in Greifswald, ältere Schwester der Verewigten, hat mir das Vermächtnis in Gestalt einer Obligation (1000 Mark 3½ prozentige Preussische Anleihe) zum Kurswert von 1027 M überreicht. Ich spreche der Schwester unserer verewigten Freundin den herzlichsten Dank für diesen Beweis des Wohlwollens gegen unsere Brandenburgia hiermit aus. Der Grundstock soll erhalten und der Zinsertrag für Repräsentationsausgaben (bei festlichen oder sonstigen Veranstaltungen u. dgl. mehr) verwendet werden. — Es ist dies die erste grössere Zuwendung, welche der Brandenburgia zu teil wird, mögen recht viele unserer Mitglieder — möglichst bereits unter Lebenden — diesem rühmlichen Beispiele folgen. Ich lege gleichzeitig eine Photographie des Weyergangschen Familienbegräb-

nisses auf dem alten Kirchhof zu Greifswald vor, den Grabhügel Wilhelmines finden Sie links mit Blumen und Kränzen reich geschmückt. Ich habe dorthin ebenfalls einen Kranz entsendet.

III. „Der kleine Virchow." Herr Ministerial-Direktor Althoff liess zum 80. Geburtstage unsers verewigten Ehrenmitgliedes Rudolf Virchow für den engern Kreise seiner Verwandten und Freunde dies hiermit herumgereichte ebenso originelle wie sinnige Schriftchen in 4° erscheinen. Das Schriftchen giebt ein Brustbild des Gelehrten etwa aus seinem 3. Lebensjahr, das Gesichtchen schaut sehr altklug in die Welt hinaus. Dann kommt der Text: Gymnasium zu Köslin, Meldung Rudolf Virchow's zur Reifeprüfung, Ostern 1839, beginnend mit den Sätzen: „Ich, Rudolf Ludwig Carl Virchow, bin geboren zu Schivelbein am 13. Oktober 1821, und der Sohn des Kämmerer Virchow daselbst. Meine ersten Lebensjahre verflossen ruhig und ohne bedeutende Ereignisse, die für mein späteres Leben von grösserer Wichtigkeit gewesen wären; wenige oder fast keine bleibenden Erinnnerungen prägten sich deshalb auch meinem Gedächtnisse ein." — Dann: Reifeprüfung am Gymnasium zu Köslin Ostern 1839. Deutscher Aufsatz. Aufgabe: „Ein Leben voll Arbeit und Mühe ist keine Last, sondern eine Wohltat." In unbewusster Ahnung hat hier der Gymnasiallehrer dem künftigen Universitätslehrer einen Wahlspruch zur Bearbeitung gegeben, den „der grosse Virchow" während seines gesamten Lebens zum Wohle der Menschheit betätigen sollte. (10 Seiten, Druck von W. Büxenstein, Berlin.)

IV. Brandenburgia-Hochzeitsgedichte. Zur Vermählung von Fräulein Elsbeth Neupert, Tochter unsers geschätzten Mitgliedes, mit Herrn Hugo Naucke haben Verehrer der Familie die Anhänglichkeit unsers Freundes Neupert an die Gesellschaft für Heimatkunde unserer Provinz benutzt, um die Gedichte zur Feier der Hochzeit äusserlich in das Gewand unsers Monatsblattes einzukleiden. — Auch wird unserer Tätigkeit darin in liebenswürdiger Weise gedacht. Ich setze 2 Exemplare dieser „Brandenburgia-Hochzeitsgedichte" zur gefälligen Kenntnisnahme im Umlauf.

B. Naturgeschichtliches.

V. Die Einheitlichkkeit der quartären Eiszeit. Von E. Geinitz in Rostock. Mit 22 Textfiguren und 1 Karte. (Separat-Abdruck aus dem Neuen Jahrbuch für Mineralogie, Geologie und Palaeontologie. Beilage-Band XVI, S. 1—98. Stuttgart 1902.)

In der Sitzung vom 12. November v. J. (Jahrg. XI, S. 376—379) habe ich aus der reichen jüngsten Eiszeit-Literatur zwei neuerliche Schriften von unseren Mitgliedern Max Hildebrandt und Professor Dr. Rudolf Credner-Greifswald vorgelegt. Der erstgenannte Verfasser unterscheidet vier Eiszeiten auf Grund astronomisch-kosmischer

Vorgänge, Credner legt den Nachdruck darauf, dass die Eiszeiten sich periodisch nicht bloss im Quartär, sondern auch in den älteren Abschnitten unserer Erdgeschichte wiederholt haben mögen. Im allgemeinen macht die wissenschaftliche Behandlung des Eiszeitproblems trotz der Vorstösse gegen die mehrfachen Vergletscherungen bezw. dazwischenliegenden gänzlichen Befreiungen vom Eise (Zwischeneiszeiten) den Eindruck, dass die namentlich von Felix Wahnschaffe verfochtene mehrfache Wiederholung der Eiszeiten innerhalb des Quartärs zur Zeit noch die meisten Anhänger zählt.

Unter die letsteren platzt nun, einer Bombe gleich, die mit einem überaus reichen und kritisch gesonderten Beweismaterial ausgerüstete Abhandlung des Herrn Universitätsprofessors Geinitz in Rostock, der seine Schlussfolgerungen in zwei Hauptsätzen zusammenfasst.

1. „Trägt man allen Tatsachen und besonders auch den stratigraphischen und geographischen, sowie faunistischen und floristischen Verhältnissen Rechnung, so wird man zu dem Schlusse gedrängt, dass auch für das südliche Gebiet der nordeuropäischen Vereisung das ganze Diluvium (Quartär) als eine einheitliche, nur von Oscillationen unterbrochene Folge zu betrachten ist, mit anderen Worten, dass man annehmen muss, es hat nur eine Eiszeit existiert, statt der drei (oder vier) Eiszeiten mit ihren dazwischenliegenden warmen Interglazialzeiten langer Dauer, dass also die wirklich intramoränen Profile nur auf grössere Oscillationen des Eisrandes, nicht auf völlig eisfreie Zeiten zurückzuführen sind.

Für die Begründung der Annahme mehrerer durch Interglazialzeiten getrennten Glazialepochen bleibt schliesslich nur noch das Festhalten an den astronomischen Erscheinungen übrig, welche man zur Erklärung der Eiszeit (Eiszeiten) herangezogen hatte und denen zur Liebe man die Anzahl der Eiszeiten eventuell noch vergrössern möchte. (S. 3.)

2. Eine wichtige Rolle spielten vor, während und nach der Eiszeit die Niveauschwankungen und Dislokationen.

Hierbei kommen einmal die Aufwölbung der skandinavischen archäischen Platte, sowie Schollenbrüche u. dergl. in Deutschland und sodann auch der Eisdruck als wesentliche Faktoren in Frage.

Holst hat kürzlich auf die letzteren Verhältnisse Nachdruck gelegt, indem er folgendes zur Erwägung stellt: Die präglaziale Erhebung Skandinaviens ist unzweifelhaft. Skandinavien muss zu Beginn der Eiszeit ganz erheblich (bis zu 2000 m) höher gelegen haben, als gegenwärtig und das ist nach Holst auch die einzige Ursache der Eiszeit überhaupt. (S. 4).

Es folgt dann eine Erörterung der sog. 1. und 3. Eiszeit und die Aufzählung der wichtigsten fossilführenden Diluviallageerungen Norddeutschlands und Dänemarks in folgender Reihenfolge (S. 19—97):

1. Limnische Ablagerungen.
   a) Präglazial.
      α. Flussablagerungen.
      β. Ausfüllung von Seeniederungen (Süsswasserkalke, Diatomeenerde).

b) Interglazial.
α. Torflager.
β. Diatomeenlager.
γ. Lager mit Süsswasserconchylien.
δ. Diluvial-Säugetiere.

2. Marines Diluvium.
α. Cimbrische Halbinsel.
β. Provinz Preussen.

Eine Übersichtstabelle und ein Ortsverzeichnis bilden den Schluss.

Es kann selbstverständlich nicht unsere Aufgabe sein, uns in den Streit der Diluvial-Geologen über das Wesen der Eiszeit einzumischen, wohl aber müssen wir als Heimatkundige von den wichtigsten Ergebnissen der einschläglichen Fachliteratur, welche für unsere Provinz z. B. auch für das Auftreten der Menschen von grösster Bedeutung ist, Kenntnis nehmen. Zu diesem Zweck lasse ich die hochbedeutsame Schrift der Herrn Geinitz kursieren. Zweifellos werden wir auf dieselbe und die weitere Entwickelung des Kampfes um die Eiszeit noch öfters zurückkommen.

VI. Die Wünschelrute. I. Nachlese. Über die Wünschelrute hat u. M. Herr Karl Poetters S. 18 bis 24 interessante Mitteilungen gemacht. Von wissenschaftlicher Seite wird die angebliche Kraft der Wünschelrute auf das Entschiedenste geleugnet. Die Geologen Geh. Bergrat Dr. F. Beyschlag, Geh. Bergrat Dr. F. Wahnschaffe, Prof. Dr. K. Keilhack und Landesgeologe Dr. A. Leppla geben in der Naturw. Wochenschrift vom 5. d. M. (S. 321) eine in jeder Beziehung verneinende Erklärung ab. Es heisst darin:

„Es ist nicht Aufgabe der Geologie, sondern der Physik, Physiologie und Psychologie zu untersuchen, ob, wie und wann die W.-R. sich bewegt. Die bisherigen Untersuchungen der Physiker Gilbert, Erman, Pfaff u. a., sowie des Chemikers Chevreul unter Mitwirkung der Physiker Babinet und Boussingault zeigten, dass es sich hier um unbewusste, sog. ideomotorische Muskelbewegungen handelt, die durch Einbildung zu Stande kommen." Und S. 322: „Die W.-R. kann sonach von einem ernsthaften und wissenschaftlich denkenden Menschen, der ein einigermassen entwickeltes Verantantwortlichkeitsgefühl besitzt, nur als Aberglaube, als auf Einbildung und Täuschung beruhend zurückgewiesen werden, nicht minder aber auch das Verfahren der mit anderen unkontrollierbaren Mitteln, galvanischen Ketten, Körperfühlung u. s. w. arbeitenden Wasserfinder J. Berat und Graf Wrschowetz. — Die Unterzeichneten fühlen daher keine Veranlassung, auf abergläubische und längst widerlegte Behauptungen weiter einzugehen. Darin glauben sie sich eins mit dem überwiegenden Teil ihrer Fachgenossen.

So wenig jedoch viele Zweifel und Einwände gegen die Echtheit und Wirksamkeit mancher sogen. Reliquien ihrer Verehrung Eintrag zu tun vermochten, so wenig wir weiter der Meinung sind, das die Verurteilung

von 100 Nardenkötters*) die Kurpfuscherei vernichten wird, erwarten wir auch, dass die Wünschelrute verschwinden wird. Mundus vult decipi — decipiatur."

Ich verweise auf die literarischen Besprechungen, die sich zwar einige Zeit hindurch in der Zeitschrift Prometheus und in der Naturw. Wochenschrift über dasselbe Thema in erregter Weise Pro et Contra abgespielt haben.

Die Selbsttäuschung im Gebrauch der Wünschelrute erstreckt sich selbstredend ebensosehr auf deren Gebrauch zur Auffindung von Wasser wie von Metallen.

Die ganze Sache hat nunmehr nur noch psychologische und volkskundliche Bedeutung und insofern wird sie die Brandenburgia allerdings fortgesetzt interessieren.

Um Ihnen eine Vorstellung zu geben, wie ein grosser Teil der aus Holz gefertigten Wünschelruten beschaffen ist, zeige ich eine Wünschelrute, Y förmig, also wie ein grosses lateinisches Ypsilon vor, angefertigt aus Haselrute nach einem alten Exemplar in Besitz des Museums in Lübeck.

Zwei Fälle von Anwendung der Wünschelrute aus meiner Kenntnis und aus unserer Provinz will ich noch erwähnen.

Im Jahre 1850 befand ich mich mit meinem Vater, dem Dr. phil. Carl Friedel, zum Besuch bei einem Universitäts-Freunde desselben, Herrn Superintendenten Stiebritz, in unserm Nachbarstädtchen Biesenthal. Herr Stiebritz erzählte uns, dass in der Pfingstnacht Berliner Schatzgräber mit der Wünschelrute in den unterirdischen Ruinen auf dem Schlossberg daselbst gearbeitet hätten, um den dort verborgenen Schatz zu heben, sie seien aber durch Neugierige in der Arbeit zu ihrem grossen Ärger gestört worden.

Als wir die Schatzkammer in dem vielbesprochenen, hochberühmt gewordenen Königsgrab bei Seddin, Kreis West-Prignitz ausbeuteten, erzählten uns die Leute, dass vor einigen Jahren Schatzgräber mit der Wünschelrute daselbst gearbeitet hätten, um den goldenen Sarg des Königs zu finden.**)

Das waren Anwendungen der Wünschelrute auf Metall, woran die Gebildeten heutzutage wohl kaum noch glauben, wenn die Vorstellung auch bei abergläubischen Bergleuten noch im Schwange scheint. Sehr verbreitet dagegen ist trotz aller wissenschaftlichen Aufklärung der Glaube an die Kräftigkeit der Wasser-Wünschelrute immer noch selbst in den höheren Ständen. Als geschichtliche Reminiszenz fällt mir der französische Quellensucher Abbé Richard ein, der in der Glanzzeit

*) Bekannter unlängst verurteilter Kurpfuscher.

**) Brandenburgia VIII, 271, 339, 381; IX. 77, 320.

Kaiser Napoleons III. in Frankreich eine Rolle spielte und viel Gläubige fand.

Endlich gelangt mir gerade Sir Walter Scotts „Altertümler" in die Hände, 1829 verfasst und etwa zwischen 1700 bis 1800 spielend. Während der Altertümler Oldbuck sich bei antiquarischen Forschungen mitunter täuschen lässt, ist er sehr skeptisch gegen einen abenteuernden Westfalen Dousterswiwel, der einen Haselrutengabelzweig hantierend wirklich einen verschütteten Wasser spendenden Brunnen auffindet.

C. Kulturgeschichtliches.

VI. Das Probst-Denkmal im Tiergarten. Es gehen uns folgende zwei von Mitgliedern der Brandenburgia unterstützte Zuschriften zu:

Mit Erstaunen lese ich, dass das älteste Denkmal des Tiergartens, der 1788 dem Leutnant v. Probst errichtete Denkstein fortgenommen werden müsste. Das Denkmal besteht — vielleicht bestand es sogar nur, nachdem seine Zerschlagung schon angekündigt ist —, aus einem von einer Urne überragten Standsteinblock. Auf besonderen künstlerischen Wert hat das Denkmal keinen Anspruch erhoben, obwohl es auch ästhetisch die Geschmakform seiner Entstehungszeit charakteristisch wiederspiegelte. Aber es bildete ein ansprechendes Andenken an eine vergangene Zeit, an jene Zeit, wo der Tiergarten mit seiner Umgebung ein grosser Waldpark war, es rief die Erinnernng an eine Periode wach, wo nur die Kühnsten der Kühnen — unter ihnen etwas später Iffland — den Drang nach Westen so weit verspürten, um sich am Rand des Tiergartens anzusiedeln. Ich bin nie an dem einfachen Stein vorübergegangan, ohne mir die Generation zurückzurufen, die ihn aufstellen sah, und an die historischen Gestalten, deren Blick darauf durch mehr als ein Jahrhundert geruht hat. Der Stein war auch ein Denkmal der Dankbarkeit Berliner Bürger jener Zeit für gemeinnütziges Wirken. Ich bin wirklich in Verlegenheit, wie ich die Hinwegnahme des Steins charakterisieren soll, gelindestens nenne ich diese Zerstörung eines historischen Denkmals eine Gedankenlosigkeit, in dem an historischen Denkmälern sicher nicht überreichen Berlin. Man fragt sich, wem eigentlich auf den Hunderten von Morgen des Tiergartens der Stein im Wege sein konnte. Jetzt werden wir belehrt, dass er einer „Venus" nach der Art der Ausführung einer gleichgültigen Dutzendfigur weichen musste. Diese am Goldfischteich früher ansässige „Venus" wurde auslogiert, um dem Richard Wagner-Denkmal Platz zu machen. Gab es denn für diese Figur in dem ganzen Tiergarten keinen anderen Platz?

Und ferner:

Das älteste Tiergartendenkmal ist, wie gemeldet abgebrochen und zerschlagen worden. Aus diesem Grunde dürfte es interessant sein, die wenig bekannte Inschrift an dem Denkmal vor der Vergessenheit zu bewahren. Seit mehr als zwanzig Jahren war die Schrift so unleserlich, dass sie niemand entziffern konnte. Vor dieser Zeit hatte sich der Schreiber

dieser Zeilen Mühe gemacht, die Inschriften auf der Vorder- und Rückseite des Postaments zu Papier zu bringen. Die erstere lautet: Friedrich v. Probst, Leutnant des Regiments Herzog Friedrich von Braunschweig. Geboren den 17. Januar 1748. Gestorben den 2. Märtz 1788. Und der Inhalt der rückseitigen Inschrift war folgender: O Du glücklicher Schatten, wohin Gott und Dein Glück Dich führen, geniess' ewige Ruh' und Seligkeit, indem wir hier Deinen schnellen Abschied betrauern, bei dieser Urne an Dich denken und um Dich weinen. Dem Dichter Karl Wilhelm Ramler (1725—1798) wird die Autorschaft an dieser im Oden-Versmass gehaltenen Inschrift zugeschrieben. Bedauerlich bleibt die Zerstörung des Denkmals auf jeden Fall.

Wir bemerken hierzu: weder dem Magistrat (Kunstkommission oder Märkisches Museum) noch dem Konservator der Denkmäler des Preussischen Staats steht der geringste Einfluss auf den Königlichen Tiergarten zu.

An Stelle des Probst-Denkmals ist der weiss angestrichene Zinkabguss der Venus von Capua getreten, welcher zuvor im Tiergarten am hintern Ende des Goldfischteiches stand.

VII. Hermann Gräbke als märkischer Volksdichter. Der erste Vorschullehrer am Berliner Andreas-Realgymnasium, Hermann Gräbke, feierte am 1. April d. J. in aller Rüstigkeit das 50jährige Dienstjubiläum. Als plattdeutscher Dichter veröffentlichte er zwei Sammlungen in Prignitzer Mundart: „Prignitzer Kamellen un Hunnenblömer" (1896) und „Prignitzer Vogelstimmen" (1902)*). Es sind gemütvoll ernste und launige Gedichte. Hier eine Probe:

Uns' Herrgott lacht.

Wenn Fröhjohrs Snee un Is vergeiht,
De Sünn an'n blauen Himmel steiht,
Un fründlich up de Erd kikt dol,
Denn is mi dat mit eenen Mol,
As wenn nah de lange Winternacht
Uns' Herrgott lacht.

Wenn in een'n grönen Wald ik bün,
Up den so fründlich liggt de Sünn,
Un hork da up den Vögelsang,
De sich den wieden Wald treckt lang:
Is mi, as wenn bald lud, bald sacht
Uns' Herrgott lacht.

Wenn Ringel-Ringel-Rosenkranz
De Kinder sing'n to ehren Danz
Un lud un klohr ehr Lachen schallt,
Dat in min Herz dat wedderhallt;
Denn hew ik ümmer bi mi dacht:
Uns' Herrgott lacht.

Die Brandenburgia wünscht unserm guten Landsmann noch einen ferneren sangesfreudigen gesegneten Lebensabend. Herr Stadtschul-

*) Monatsblatt IV. 413 und XI. 403.

inspektor Dr. Fischer, welcher für ein Archiv-Heft der Brandenburgia märkische Volksdichtungen in Dialektproben zusammenstellt, wird uns gebührendermassen auch Beiträge des Prignitzer Volksdichters bringen.

VIII. Vom Juliusturm. Die Besucher des Juliusturmes in der Citadelle unsers westlichen Vororts, welche sich mit Vergnügen des Brandenburgia-Ausflugs nach Spandau am 7. September 1901 entsinnen, werden die beifolgende im B. T. am 22. d. M. erschienene Nachrichten nicht ohne Interesse vernehmen.

Die Revision des Kriegsschatzes im Julius-Turm zu Spandau fand dieser Tage wieder durch die Kommisson des Reichsschatzamtes statt. Da die Kommission, zwei höhere Beamte und ein Reichstagsabgeordneter, diesmal aus neuen Mitgliedern bestand, so wurde die Revision ganz besonders gründlich durchgeführt. Es wurde indessen alles „in bester Ordnung" vorgefunden. Der älteste Hüter des Reichskriegsschatzes ist übrigens der Depotvizefeldwebel Fettchenhauer, der gleichzeitig auch zu den ältesten aktiven Mitgliedern des deutschen Heeres gehört. Nachdem er einige Jahre bei einem Artillerieregiment gedient hatte, wurde er vor etwa 40 Jahren zur Fortifikation nach Spandau kommandiert, wo er seitdem ununterbrochen in Diensten steht. Als der Kriegsschatz anfangs der siebziger Jahre errichtet wurde, leitete Fettchenhauer den Transport der 120 Millionen Mark vom Bahnhof nach der Citadelle und überwachte die ordnungsmässige Lagerung der 12,000, mit je 10,000 Mark in Zehn- oder Zwanzigmarkstücken gefüllten Kisten im Julius-Turm. Aufgabe dieses Hüters des Kriegsschatzes ist es, alltäglich einmal in Begleitung des wachthabenden Offiziers der Citadelle den Julius-Turm darauf zu besichtigen, ob sich die Schlösser und Türen in ordnungsmässigem Zustande befinden, und festzustellen, ob irgend welche Veränderungen daran vorgekommen sind. Vgl. Brandenburgia X. S. 213 flg.

IX. Über die Judenwiese in Berlin. Die grossartigen Umwälzungen, welche sich fortgesetzt in Moabit vollziehen, erstrecken sich auch auf die halbkreisförmig in die Spree vorspringende Judenwiese. Über die Entstehung des Namens und die eigentümlichen Rechtsverhältnisse daselbst geben die nachfolgenden, bis jetzt nicht veröffentlichten Urkunden Auskunft.

Wir Präsident, Bürgermeister und Rath beurkunden und bekennen hiermit: dass zwischen deren Ober-Kirchen-Vorstehern der Nicolai und Marienkirche, Herrn Geheimen Sekretaire Otto und Herrn Rendant Görsch Ober Kirchen Vorsteher Erbverpächtern an einem und dem hiesigen Schutz-Juden und Fabrikanten Isaac Benjamin Wullf, Erbpächtern am andern Theil, folgender unwiderruflicher Erbver Pacht und Pacht-Contract, nach dem von E. H. Ober Consistorio per Rescriptum vom 4. Julii 1782 und in Absicht des Erbpächters besonders von E. H. General Directorio unterm 24ten September

a. pr. ertheilten per Rescriptum E. H. Churmärkischen Cammer vom 1ten October pr: Uns, dem Magistrat bekannt gemachten approbation gemäss der von Uns als Patrono besagter Kirchen ertheilten adiudication verabredet und vollzogen worden.

Es verpachten nämlich die Herrn Ober-Kirchen-Vorsteher zu St. Nicolai und Marien dem Schutz-Juden und Fabrikanten Isaac Benjamin Wulff die im Thiergarten zwischen dem Spreestrom und Kranzens-Wiese inne belegne, der Nicolai und Marien Kirche zugehörigen Wiese welche jetziger Erbpächter bisher in Zeitpacht gehabt hat, in Erbpacht um solche nach seinem besten Wissen und Gefallen jedoch wirthschaftlich zu nutzen, diese Befugniss auch, jedoch unter denen unten zu bestimmenden Bedingungen an andere abtreten, veräussern und übertragen zu können, und versprechen Erbverpächtern ihn und dieselben bei dem Besitz und Genuss solcher verpachteten Wiese nach Maassgabe dieses Erbpacht Contrakts gegen Jedermanns Ansprüche zu schützen und dafür die Gewähr zu leisten, wie Rechtens.

§ 2. Diese Wiese ist zum Behuf der ietzigen Erbverpachtung durch den Königlichen Cammer Conducteur Herrn Nicolas vermessen und beträgt nach der ad acta genommenen Vermessungskarte 42 Morgen 176 □ Ruthen. Nach dieser Vermessung wird nun zwar die Wiese dem Erbpächter überlassen und ist derselbe bereits als bisheriger Zeitpächter in Besitz. Da aber die Morgenzahl nach der vormals zur Zeitpacht geschehenen Vermessung und darüber aufgenommen bei den Kirchen-Acten befindlichen Karte nur 41 Morgen 97 □ Ruthen betragen hat, die Wiese auch nur nach dieser Vermessung zur ietzigen Licitation gekommen ist; so kann dem Erbpächter wegen der ietzt ausgemittelten grösseren Morgenzahl keine besondere Gewähr geleistet werden; sondern es wird blos zu seiner Nachricht allhier bemerket, dass nach aller Vermuthung die jetzt bei der Vermessung gefundenen grösseren Morgenzahl von einer in der alten Karte bemerkten, damalen bei ersterer Vermessung mit Wasser angefüllten Bucht, welche seitdem von den Pächtern ausgefüllt worden, entstanden sein möge.

§ 3. Für diese in Erbpacht überlassene Wiese zahlet der Erdpächter

1. so dort bei Schliessung und Unterschrift dieses Contracts ein für alle mahl Ein Hundert Thaler in ietzigem Courant als ein Erbstandsgeld.
2. aliährlich muss neu Jahr praenumerando an iährlicher Erbpacht ein unveränderliches Quantum von Ein Hundert acht und achtzig Thaler in vollwichtigen Friedrichsd'or nach der im Königl. Münz Edict vom 24. März 1764 bestimmten Währung und Gehalt nämlich zu 21 Carath 9 Gran die Mark fein ausgeprägt.

Welche Erbpacht schon für das verflossene diesjährige neue Jahr zum erstenmale bezahlet wird.

§ 4. Der Erbpächter ist schuldig die Wiese in guter Cultur zu erhalten.

§ 5. Der Erbpächter übernimmt alle Unglückfälle, sie seien von welcher Art sie wollen, und die so genannten grössern und ungewöhnlichen auch allgemeinen Landplagen und Unglücksfälle, als Krieg, Miswachs, Hagelschaden, Brand u. s. w. ohne die geringste Ausnahme allein und kann dafür nicht die geringste Erlassung an der Pacht verlangen. Wohingegen im entgegen-

gesetzten Falle, wenn sich die Ausnutzung zu seinem Vortheile vergrössert, dennoch das Erbpacht Quantum unveränderlich bleibt.

§ 6. Die Erbverpachtenden Kirchen behalten das völlige Eigenthum der Wiese; Erbpächter verlangt das blosse erbliche Recht der Nutzung der Wiese gegen Abtragung der jährlichen Erbpacht.

§ 7. Es kann daher Erbpächter zwar sein Recht auf seine Testaments oder Intestat-Erben, oder auch quovis titulo lucrativo vel onoroso an andere übertragen und abtreten, welche jedoch in sämtliche Verbindlichkeiten des jetzigen Contrahenten eintreten.

Allein so bald Erbpächter sein aus diesem Contract erlangtes Recht einem Fremden (ausser seinen Erben) abtreten will, muss derselbe vor solcher Veräusserung deren Erbverpachtenden Kirche Consens dazu ansuchen und sein Erbpachts Recht zum Verkauf anbieten. Wenn diese Anfrage nicht geschieht und solange nicht der ausdrückliche Consens erfolgt, ist dergleichen Veräusserung in Absicht des Erbverpächters null und nichtig.

§ 8. Bei jeder mit Consens der Erbverpächter geschehenen Veräusserung an einen Fremden, der nicht der Erbpächters Erbe ist muss 5 pro Cent Laudemien Geld von dem Kauf-Pretio entrichtet werden.

§ 9. Wann der Erbpächter oder dessen Nachfolger (als auf welche sich überhaupt alle Verbindlichkeiten aus diesem Contrakt erstrecken) binnen Jahr und Tag mit Abtragung der jährlichen Erbpacht säumig bleibt, oder die Wiese nicht als ein guter Wirth erhält; so sind die Erbverpachtenden Kirchen befugt, ihn aus der Erbpacht zu setzen, die Wiese zurückzunehmen und gehet er in solchem Falle des gegebenen Erbstandes Geldes verlustig.

§ 10. Erbpächter oder dessen Nachkommen können in keinem Falle die Erbpacht aufkündigen. Uebrigens entsagen beiderseits Contrahenten allen Ausflüchten ohne Ausnahme; insonderheit der General-Regel dass ein allgemeiner Verzicht solcher Einwendungen nicht gültig wenn nicht ein jede besonders benannt worden.

Und ist dieser Contrakt doppelt gleichlautend ausgefertigt ausgewechselt und eigenhändig unterschrieben Berlin, den 14. Januar 1783,

Ransleben.

(folgen weitere Unterschriften.)

Seine Königliche Maiestät von Preussen Unser allergnädigster Herr, lassen den im Original hier angehefteten mit dem Juden Isaac Benjamin Wulff, wegen der im Thiergarten belegenen Nicolai- und Marien Kirchen Wiese geschlossenen Erbpacht-Contract vom 14. Januar dieses Jahres dergestalt gnädigst hiermit bestätigen, dass gedachte Wiese ein Pertinenz-Stück der Fabrike bleibe. Urkundlich ist diese Bestätigung unter des Ober-Consistoriums Siegel und Unterschrift ausgefertigt worden.

Geben Berlin den 27. März 1783.

J. P. v. d. Hagen.

Diese Urkunden habe ich den Grundakten des Amtsgerichts I. Berlin von den Umgebungen im Nieder Barnimschen Kreise Nr. 590 bzw. den alten, vor Anlegung der Grundakten vorhandenen Kopialienakten des hiesigen Amtsgerichts I. entnommen. Der Name Judenwiese erklärt sich

aus der Person des Erbpächters Schutzjuden Wulff. Innerhalb der Gemarkung Rixdorf liegt eine Judenwiese, die meines Wissens einer ähnlichen Zufälligkeit ihren Namen verdankt. Wenn in der Bestätigungsformel gesagt wird, die Judenwiese liege im Tiergarten, so ist darunter der sogenannte Kleine Tiergarten zu verstehen, der früher viel grösser war, als die kümmerlichen jetzigen Reste zwischen der Strasse Alt-Moabit und der Thurmstrasse. Der Kleine Tiergarten war ein Teil der seit unvordenklicher Zeit im freien Eigentum der Stadtgemeinde befindlichen grossen berlinischen Stadtheide, welche sich einstmals etwa von Monbijou und der Friedrich Wilhelmstadt bis nach der Jungfernheide erstreckte. — Da die Landesherren ihr Wild, (namentlich Hirsche), welches vom Grossen Tiergarten über die Spree nach der berlinischen städtischen Heide auf dem rechten Spreeufer wechselte, sich zu erhalten wünschten, so hatten sie schon lange ein Auge auf die an das rechte Spreeufer angrenzenden städtischen Heideparzellen geworfen. Im Jahre 1656 wurde nun, um dem Grossen Kurfürsten gefällig zu sein, vom Magistrat zu Berlin der längst des Flusses sich hinziehende, nunmehr als Kleiner Tiergarten bezeichnete Teil der Stadtheide, die, wie erwähnt, damals noch weit grösser als jetzt war, bereitwilligst an die landesherrliche Domänenkammer abgetreten. Vgl. S. 20 in meinem gedruckten „Bericht über den Königl. Botanischen Garten zu Berlin abgestattet in der Gemischten Deputation des Magistrats Sitzung vom 21. Juni 1897 (Berlin 1897 Druck von Carl Koepsel's Buchdruckerei.) Allerdings hat der Landesherr dafür ein Äquivalent zu geben versprochen, auch deshalb dem damaligen Ingenieur Memhard mittels Erlasses vom 20. Mai 1655 aufgetragen, solches auszumessen und dem Oberforstmeister anbefohlen, soviel Holz aus der Jungfernheide dem Magistrat von Berlin zu überweisen, als ihm im Kleinen Tiergarten abgetreten wurde. Es ist aber bei diesen Versprechungen geblieben und der Berliner Stadtsyndikus Christian Benjamin Wackenroder bemerkt in seinem Corpus Bonorum, das ist ein Verzeichnis des Besitztums der Stadt Berlin vom Jahre 1771 mit Betrübnis, dass, obwohl oftmals nach der bezeichneten Richtung hin alleruntertänigste Ansuchen vorgebracht wurden, dennoch denselben keine Folge geleistet worden seien, und er schliesst mit den Worten: „Inmittelst erhellet hieraus, dass ein grosser Teil des Kgl. Tier-Gartens, städtischer Grund und Boden sei.“ Einen Teil von dieser rechtseitigen altberlinischen Stadtheide, Wiesen- und Bruchland, eben jene Juden-Wiese, ist seit alter Zeit der St. Nikolaikirche zugefallen. Gegenwärtig ist Besitzer der Judenwiese in der Hauptsache Herr Benno Beer, zufällig auch jüdischen Glaubens. Herr Beer steht in Begriff, davon an die Stadt Berlin 9000 qm Bauland und eine Uferstrasse von 15 m Breite als Fortsetzung des Wikinger- und Hansa-Ufers abzutreten und das Vorkaufsrecht mit

2 Mark für den Geviertmeter abzulösen, wogegen die Stadtgemeinde die Bebauungsfähigkeit des bis jetzt zum Stätteplatz bestimmten Geländes durch Herstellung von Fluchtlinien herzustellen übernimmt.

Das Gelände liegt niedrig und war Frühjahrs meist — ehe es aufgeschüttet wurde — unter Wasser, trotzdem ist es zum grossen Teil fester Sandboden, mit diluvialem Kiesuntergrunde, wofür schon der Umstand spricht, dass die Spree sich hier genötigt sieht, ebenweil das Land wiederstandsfähig ist, einen grossen Bogen zu beschreiben. Auf der Nordseite der Wullenweber-Strasse (zu Ehren des tapferen Lübecker Bürgermeisters Jürgen Wullenweber benannt) finden sich dagegen böse Sumpfstellen, die vielleicht sich auf die in dem Vertrage vom 14. Januar 1783 im § 2 gedachte Bucht beziehen lassen, welche schon damals künstlich zugeschüttet war. Die hier befindlichen sämtlich von mir vorgeschlagenen Namen: Hansa- und Wikinger-Ufer, Wullenweber-Strasse, Eyke von Rebgow Platz (zu Ehren des Vaters des Sachsenspiegels), Tile Wardenberg Strasse (zum Gedächtnis des im Berliner Stadtbuch erwähnten, übermütigen Berliner Bürgers) sind sämtlich mittelalterlicher Anlehnung und beziehen sich sämtlich auf Norddeutschland, teils an maritime, teils an alte rechtliche, teils an altberlinische Verhältnisse anklingend. Wendische Ansiedlungsstellen auf der Judenwiese, namentlich nahe der Levetzow- und Achenbach-Brücke auf dem rechten Spreeufer habe ich mehrfach nachgewiesen. Doch sind hier auch vorwendische bis in die Steinzeit zurückreichende Funde gemacht worden.

X. Der Brade-Erinnerungsstein in der Schönholzer Forst ist in der letzten Sitzung von mir besprochen worden. Herr Emil Hamann, Wall Str. 14 hat die Güte uns noch näheres über den am 25. Februar 1883 verstorbenen Turnwart Max Brade und eine zu dessen Ehren am 28. d. M. veranstaltete Feier der VI. Männer Turner-Abteilung mitzuteilen (Nachrichten- und Anzeige-Blatt der Berliner Turnerschaft Jahrg. 19. 1. April 1903. Nr. 1 S. 4 u. 5.) Der Stein auf dem kleinen Hügel ist von Robert Froebel gefertigt und am 24. Februar 1884 eingeweiht worden; der Stein enthält eine kleine Kapsel mit dem Protokoll, welches in der der Errichtung voraufgegangenen „Kneipe“ aufgenommen wurde. Sehr eingehend lässt sich über Brade der Jahresbericht von 1883—84 der Berliner Turnerschaft aus.

XI. Berliner Vornamen. Eine statistische Untersuchung (Zweiter Teil) Von Dr. Nathan Pulvermacher. (Wiss. Beilage zum Jahresbericht des Lessing-Gymnasiums zu Berlin. Ostern Berlin 1903.)

Dieser 2. Teil ist nicht weniger interessant und belehrend als sein Vorläufer. Untersucht sind 20650 Schüler und 20425 Schülerinnen auf ihre Vornamen. Unter den ersteren sind die häufigsten 665 Wilhelm + 962 Willi = 1627; Paul 1311; 290 Friedrich + 901 Fritz = 1191;

450 Johannes + 687 Hans = 1137; Karl 1053. Unter den Schülerinnen Margarete 1655 (ausserdem 77 Grete); Gertrud (+ Trude) 1410; Martha 1267; Frieda 1244 (+ 11 Friederike); Anna 1095.

Ausserdem enthält dieser Teil mancherlei nicht unwichtige linguistische Mitteilungen über die Bedeutung und Entstehung der Vornamen. Es wird erwähnt, wie Kapff in seinem im allgemeinen empfehlenswerten Buch „Deutsche Vornamen" Ulm 1883 so ziemlich alle Namen auf deutsche zurückführt, die irgend wie an deutsches Sprachgut anklingen, z. B. Hans, Adam, Eva, Agnes, Lucie und sogar Maria. Diese Germanomanie erinnert auch an einen hiesigen Slavophilen, der vor Jahren alle Ortsnamen aus dem Wendischen erklärte, z. B. die Namen „Rehberge" und „Fuchsberge".

S. 9: „Es ist Geschmacksache, ob ein Erwachsener sich Fifi, Lulu, Tutty nennen oder solche Formen gar als seinen Vornamen drucken lassen will. Sie gehören wohl insoweit sie nicht schon ganz üblich geworden sind (Lili), nicht in die Öffentlichkeit, sondern dahin, wo sie entstanden sind: in die Kinderstube. Gegen das Vordringen solcher Formen in die Öffentlichkeit muss um so lauter Einspruch erhoben werden, als das Gesetz bei der Aufnahme von Vornamen in die Standesamtsregister den Sprachgebrauch — und mit Recht — zur Richtschnur nimmt." Vgl. der Erlass des Preuss. Ministers des Innern vom 12. Dez. 1876.

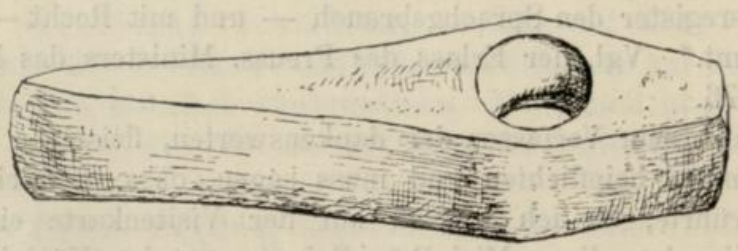
Ich kann dem Verfasser der dankenswerten, fleissigen Arbeit hier nur vollkommen beipflichten und muss sagen, dass es mich nicht angenehm berührte, als ich neulich auf der Visitenkarte einer älteren Dame in Wien las „Frau Mizi R." Bei uns werden Kätzchen „Mieze" oder „Miezi" gerufen.

XII. Erhaltung volkstümlicher Feste. Der Ausschuss für Wohlfahrtspflege auf dem Lande versendet folgende Mitteilung: Mit Bedauern muss es jeden Volksfreund erfüllen, wenn er sieht, wie in unserer Zeit die ursprüngliche, gesunde Spiel- und Festesfreudigkeit des Landvolkes abgenommen hat oder in falsche Bahnen gelenkt worden ist. Wohl haben wir die Feiern von Gedenktagen, Kriegervereins-, Schützen- und Stiftungsfesten, aber sie bestehen zu oft nur aus Festreden mit anschliessendem Trinkgelage und Jahrmarktstrubel. Von einer Anteilnahme des Volkes durch fröhliche, sinnige Spiele ist wenig zu merken. Und doch lebt noch heute wie früher im deutschen Volke ein starkes Bedürfnis, die Segnungen, die uns die Natur im Laufe der Jahreszeiten bietet, und Ereignisse, die besonders für engere Kreise Bedeutung haben, durch Feste und Spiele zu feiern. Manches dieser uralten und symbolischen Feste und Spiele, wie das Todaustreiben als Frühlingsfest, das Tonnenabschlagen in Pommern, das Wettbosseln und Klootwerfen der Dithmarschen, das Ringreiterfest auf Alsen, der Georgsritt in Stein a. d.

Traun in Oberbayern, das Himmelbrotschutzen bei Salzburg, hat sich bis heute erhalten. Mit anderen, wie den bedeutsamen Erntefesten, geht's stark bergab. Vieles mag noch in kleinen Ortschaften ein kümmerliches Dasein fristen. Damit dies aber nicht ganz verloren gehe und vielleicht im alten Glanze wieder erstehen oder veredelt werden könne, ergeht nun an alle Freunde gesunder Volkslust die Bitte, Volksfeste, -spiele und -tänze, die ihnen in ihrem Gau bekannt sind, aufzuzeichnen und die Beschreibung dem „Ausschuss für Wohlfahrtspflege auf dem Lande", Berlin SW. 11, Dessauerstrasse 14, einsenden zu wollen, der bereits eine Mustersammlung von Festen und Spielen der deutschen Landjugend in Vorbereitung hat. „Saure Wochen, frohe Feste", fordert unser grösster Dichter.

Vom heimatkundlichen und heimatliebenden Standpunkt schliesst sich unsere Brandenburgia diesen löblichen, patriotischen Bestrebungen gewiss gern an.

XIII. Ein Bronzebeil aus Ringenwalde, Kreis Templin verdankt das Märkische Museum dem Spürsinn und Sammeleifer u. M., des Herrn Museumspflegers Arthur Grunow.



(Aus Versehen schon S. 126 abgedruckt.)

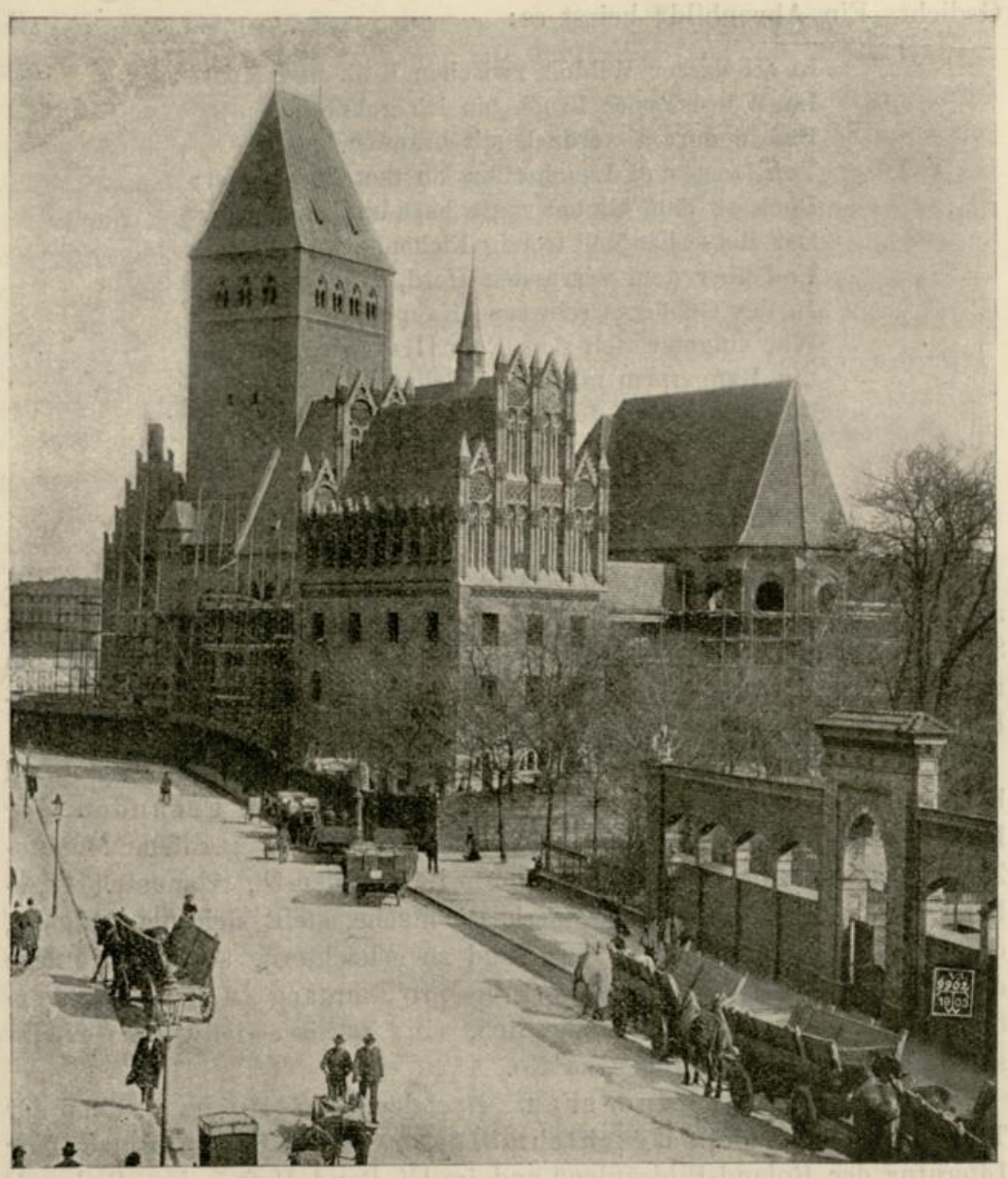
Das Stück, 1240 g schwer, trägt allerhand Zeichen davon, dass auf ihm herum gehämmert und dass es stark gebraucht worden ist. Eine Abbildung sei hier eingeschoben.

Das Beil (Kat. B. II. Nr. 23311) ist 18 cm lang, 4 cm hoch, an der dicksten Stelle 3,3 cm breit. Die Schneide ist 4,5 cm lang und abgerundet, das Schaftloch oval und hat 2,3 zu 2,7 cm Durchmesser. Eine altertümliche, wohl als Nachahmung steinerner Vorbilder anzusprechende Form. Moorfund ohne Ermittelung näherer Umstände.

Herrn Grunow unsern verbindlichsten Dank!

XIV. Eine Abbildung des im Bau begriffenen Märkischen Provinzialmuseums, welche in der illustrierten Zeitschrift der Weltspiegel vom April d. J. erschienen ist, lege ich Ihnen vor, mit dem Hinzufügen, dass die Verlagshandlung gütigst die Benutzung des nachfolgenden Cliché-Abdrucks gestattet hat. Der Blick ist vom rechten Spreeufer aus auf den Neubau gerichtet.

Die Aufnahme rührt von Waldemar Tietzenthaler her.



XV. Das Genealogische Handbuch Bürgerlicher Familien herausgegeben von Dr. jur. Bernh. Koerner, Königlich Preuss. Regierungs-Assessor. Verlag unseres Mitgliedes Herrn Heinrich Bruer, lege ich, unter Verweisung auf meine ausführliche Besprechung in der Brandenburgia XI. S. 289 flg. vor, nicht bloss zur allgemeinen Kenntnisnahme, sondern mit der Bitte, sich als Mitarbeiter bei dem Handbuch durch Einsendung bürgerlicher Stammbäume und Wappen zu beteiligen.

Mir fällt dabei das Wort des Dichters und Malers Arthur Fitger aus Horn bei Bremen ein, welches bezeugt, welchen berechtigten Wert man in den alten friesischen und niederdeutschen Familien auf der-

gleichen Stammes- und Haus-Überlieferungen legte. In dem Fitgerschen Gedicht „Ein Ahnenbild“ heisst es:

In schwarzer Wildnis zwischen Kolk und Mooren
Im Wörpedorper Bruch bin ich geboren.
Das niedere Vaterdach mit brauner Last
Von Moos und Lauch rührt an den Boden fast;
Doch ob dem Giebel ragte hart und stolz
Der Rosseshäupter trotzig Eichenholz,
Und über dem verrussten Herd,
In des Gebälkes schwarze Kappen,
War eingemeisselt das Familienwappen,
Ein Männerarm mit einem Schwert.
Das stimmte zu dem Namen wohl,
Da Fitger Fechter heissen soll,
Und unser Stamm seit grauen Tagen
Sich mannhaft durch die Welt geschlagen.

Der Sänger der Frithiof Sage, Esaias Tegnèr, hat dies verallgemeinert in folgenden Zeilen ausgedrückt: „Schön ist es, den Spuren seines Geschlechts nachzugehen; denn der Stammbaum ist für den Einzelmann das, was die Geschichte des Vaterlandes für ein ganzes Volk ist.“

XVI. Familiengeschichtliche Blätter für adlige und bürgerliche Geschlechter. Herausgegeben von Freunden der Familiengeschichte. Diese seit 1902 ins Leben gerufene Monats-Zeitschrift, die von Herrn O. v. Dassel, Dresden-N., Alaunstr. 11 geleitet wird und auf die ich aufmerksam mache, stellt sich die Aufgabe, die Familiengeschichte zu fördern und zu erleichtern, sowie zur Pflege des Familiensinnes beizutragen. (Preis pro Jahrgang 14 M.) Diese Veröffentlichungen haben, wie ersichtlich, eine gewisse teilweise Gemeinschaft mit den Bestrebungen zu No. XV.

XVII. Roland-Rundschau. Nachdem G. Sello im II. Band der Tilleschen Deutschen Geschichtsblätter (1900) drei Aufsätze „Zur Literatur der Roland-Bildsäulen“ und im IV. Band Heft 5 eine „Roland-Rundschau“ begonnen (Roland in der bildenden Kunst des letzten Jahres. Roland-Feuilletons. Neue Dichtungen. Neues und nachträgliches aus der Spezialliteratur. Neue Rolande. Die böhmischen Rolande. Neueste Literaturnachlese) giebt er in dem heut von mir vorgelegten Heft 6/7 von der Roland-Rundschau den Schluss.

Bei uns ist der Roland der Siegesallee, welcher jetzt auf Allerhöchster Anordnung an der Rückseite einen gärtnerischen Schmuck erhält, sogar, wie Sie aus den vorliegenden zwei Photographien aus der Posse „Neuestes Allerneuestes!“ ersehen, von seinem Sockel heruntergestiegen und ruft, sein Schwert präsentierend „Wie komm' ick hier

nach de Bellevuestrasse?“ auf der anderen Photographie scharmiert er mit der vom Siegesdenkmal herabgestiegenen Siegesjungfrau und sagt: „Möchste nich, möchste nich mit mir gehen?“

Roland als Reklamebild. Der Vorstand der deutschen Städteausstellung zu Dresden hat jetzt die Einladung zur Beschickung der Ausstellung an die deutschen Städte erlassen. Das Plakat, welches auf grund einer allgemeinen Ausschreibung zu stande gekommen ist, stellt einen Roland vor, der in mittelalterlicher Rüstung mit gespreizten Füssen sich auf das Schwert stützt. Ein gelber Himmel und ein Horizont mit den Umrissen des Dresdener Stadtbildes. Die Figur des Dresdener Rolands ist grell rot beleuchtet und wirft scharfe, schwarze Schlagschatten, sodass als Gesamtfarben des Bildes Schwarz, Rot und Gold — die alten deutschen Farben, gewiss nicht ohne Grund gewählt, — hervortreten.

XVIII. Die Grosse Stadtschule von Spandau von ca. 1300 bis 1853 von Richard Lamprecht, Oberlehrer am Königlichen Gymnasium. Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht des Königl. Gymnasiums zu Spandau. 1903. U. M. Herr Bürgermeister a. D. Stechow teilt die für die Bildungsgeschichte unserer Mark nicht unwichtige Schrift freundlichst mit, welche die Stadtschule vor und nach der Reformation und die Entwickelung der Grossen Schule in ein Progymnasium (1850—1853) begreift.

Spandau geschichtlich früher als Berlin nachweisbar, wird zuerst 1197 in zwei Urkunden genannt, welche Markgraf Otto II. ausstellen liess. Spandau in dieser Urkunde ist die schon von Albrecht dem Bären um 1160 neben dem alten wendischen Fischerdorf gleichen Namens auf der Stelle der heutigen Citadelle erbaute Grenzfeste. Stadtrechte erhielt der Ort erst 1232. Etwa 100 Jahr später (1330) wurde eine Lateinschule schon erwähnt, so zwar, dass man annehmen kann, sie habe wenigstens schon 1300 existiert. Unter den Rektoren befinden sich zwei, welche der Erwähnung besonders bedürfen: Zunächst Nikolaus Leuthinger, 1547 in Alt-Landsberg geboren, Rektor von 1578—79, bekannt durch sein „Commentarium de Marchia Brandenburgensi libri XXX“ und „Topographia Marchiae“.

Dann der berühmte Rektor Sprengel 1750 zu Brandenburg a. H. geboren, Rektor von 1780—1794. Als Jugenderzieher hat er wegen seiner Heftigkeit wenig geleistet, desto mehr auf dem botanischen Gebiet, wo er 1793 seine epochemachende Schrift „Das entdeckte Geheimnis der Natur“ veröffentlichte. 1893 habe ich derselben in der Brandenburgia No. 2 S. 168 gedacht in Anlehnung an die Jubiläumsschrift von Kirchner und Potonié: „Die Geheimnisse der Blumen“. Noch mehr verweise ich auf den daselbst S. 169—173 abgedruckten Vortrag

u. M. Direktor Dr. Müllenhoff: „Christian Conrad Sprengels botanische Entdeckungen in der heimatlichen Pflanzenwelt".

Unter den Quellen, die Lamprecht benutzt, steht allen voran, die Schulzesche Chronik: „Zur Beschreibung und Geschichte Spandaus" bis 1804 reichend. Sie haben das grosse über 1000 Seiten zählende Manuskript in der Nikolaikirche Spandaus gesehen, als Herr Oberpfarrer Recke uns daselbst beim Ausflug der Brandenburgia am 7. Septbr. 1901 führte. (Brandenburgia X, S. 215.)

XIX. Eine slavische Bronze-Statuette. Menschliche Darstellungen aus wendischer Zeit sind in unserm Gebiet so selten, dass jede bezügliche Entdeckung uns interessiert. In dem vorliegenden Heft I, 13. Jahrg. 1903 der „Nachrichten über Deutsche Altertumsfunde" bildet Herr Dr. A. Götze ein Figürchen von hinten und vorn ab, einen Mann mit gewaltigem Schnurrbart, die Arme rechtwinkelig eingestemmt; die Beine nur bis zum Knie vorhanden, auf dem Kopf eine dicke, konische, oben glatte Mütze, vielleicht aus Pelzwerk. Wahrscheinlich als Guss „in verlorener Form" hergestellt. Gefunden mit charakteristischen wendisch verzierten Tongefässresten in einem ehemaligen Burgwall, welcher dicht oberhalb Schwedt direkt am Oderdamm liegt und der jetzt von dem längs des Stroms gehenden Verwaltungsdamms in der Mitte durchquert wird.

XX. Zur Forschung über alte Schiffstypen auf den Binnengewässern und an den Küsten Deutschlands und der angrenzenden Länder. Unter diesem Titel behandelt Herr Dr. Brunner die einschläglichen Fahrzeuge, Geräte der Donau von Bayern ab bis Ungarn, Kroatien und Slavonien, Bosnien und Serbien unter Beifügung von, wie Sie ersehen, sehr wohlgelungenen Abbildungen.

Natürlich werden auch die aus einem einzelnen Baumstamm gefertigten Kähne, die berühmten Einbäume erwähnt und ich will nur beiläufig anführen, dass ich nagelneue, aus Lindenstämmen gefertigt, i. J. 1885 zu Budapest auf der ungarischen Kunst- und Industrieausstellung sah. Sie waren, verkäuflich und dienten teils zum Übersetzen (Fährdienst), teils zum Voranfahren vor Holztriften, um das Fahrwasser zu ergründen, teils zum Fischen, teils auch wohl zu Unterlagen (pontons) von Schiffsmühlen. Ich wiederhole die Bitte, die Schiffer- und Fischer-Ausdrücke, die Schiffstypen und die Geräte in unserm Zweistromgebiet (Elbe und Oder) sei es im Original, sei es in Abbildungen und Beschreibungen, fleissig zu sammeln und dem Märkischen Museum zur Veröffentlichung oder Bearbeitung mitzuteilen.

XXI. Antiquitäten-Rundschau. Wochenschrift für Museen, Sammler und Antiquare. Verlag und Redaktion: Berlin-Charlottenburg, Leibnizstr. 91, Verlag Continent. Ich lege von dieser Zeitschrift die inhaltreichen Nummern 10 und 11 vom 23 v. und 1. d. M. vor.

Ähnliche Unternehmungen sind vielfach versucht: ich erinnere an Forrers Antiqua und ihre Fortsetzung, an die in Stuttgart erscheinende antiquarische Zeitschrift, an die von dem verstorbenen Geh. Hofrat Dr. Graesse in Dresden begründete Museums-Zeitschrift, an den von u. M. Dr. Brendicke herausgegebenen „Sammler" u. dgl. — Immerhin müssen sich die Herausgeber solcher Sammler-Zeitschriften eine gewisse Beschränkung auferlegen und an das Multum statt an die Multa denken, wenn sie befriedigendes auf die Dauer leisten wollen, namentlich nicht beide Gebiete Naturgeschichte und Kulturgeschichte vermengen. In letzterem Falle kann nichts Gescheutes aus der Zeitschrift werden.

Eine interessante Beilage der A.-R. betitelt sich „Le Saint-Suaire de Turin" (Das Leichentuch Christi zu Turin) mit 2 Abbildungen. Bekanntlich entspann sich im vorigen Jahr über die Autentizität ein Streit, die Skeptiker hielten mit ihrem negativen Urteil nicht zurück, während die Gläubigen alles Mögliche und Unmögliche für die Echtheit des Leichentuchs, in das Josef von Arimathia den Leichnam unsers Herrn und Heilandes hüllte, aufboten. Schlimm nur, dass in der antiken Basilika von Cadouin in der Dordogne unter der Bezeichnung „le vrai linceul du Christ" ein zweites Exemplar verwahrt wird.

Über noch eine andere hochheilige Überlieferung: Das Längenmass Jesu Christi wird Ihnen u. M. Herr Robert Mielke alsbald berichten.

XXII. Volkstümliches aus der Umgebung von Lenzen a. Elbe. U. M. Herr Pfarrer Handtmann in Seeburg bei Lenzen a. Elbe dem die Brandenburgia manche gute Mittellung verdankt, schreibt mir folgendes: Das Wort Micke wird Brandenburgia X. 218 und 392 als Gabelung erklärt. Ich kenne es aus hiesiger Gegend nur in der Zusammenstellung „Migstall, Mighütte", also nicht mit k sondern mit g geschrieben und gesprochen.

Es dient zur Bezeichnung für leichte Bretter-, Latten-, Flechtwerk-Baulichkeiten, welche Mietsleute und Arbeitsleute neben den ihnen überwiesenen Wohnungen als vorübergehende Viehställe, Holzschuppen u. dgl. errichteten und bei Wiederwegziehen abbrachen, mitnahmen. Da könnte slavischer Stamm darinstecken, bewahrt im russischen Worte „Мигъ" - Mig d. i. „Augenblick", also: „Augenblicksbau", vorübergehende Baulichkeit.

2. auch Dorf Mödlich bei Lenzen hat noch am Spritzenhaustor ein Halseisen. (Vgl. ein solches Halseisen zu Friedrichswalde, Kreis Templin Brdb. XII. S. 14.)

3. Eigenartig ist Seedorf und Umgegend der Pfingstbrauch, in der Pfingstnacht allerlei Schabernack zu spielen. Was anderswo in den Zwölften oder zum Fastelabend oder zur Walpurgisnacht geschieht, erfolgt hier in der Nacht vor Pfingsten: Wagen, Kähne, Hundehütten

u. s. w. werden verschleppt und auseinander genommen; die Melkermädchen werden ganz früh auf den Koppeln von vermummten Gestalten geängstigt, das zuletzt kommende Mädchen wird samt ihrer Kuh mit einem riesigen Spottkranz geziert und das ganze Jahr hindurch als Pfingsterkierl geneckt.

Woher solches zur Pfingstzeit? Ist's auch anderswo? Bitte dies in der Brandenburgia zur Besprechung zu bringen.

Herr Willibald von Schulenburg, u. M. teilt dazu mit, dass ihm dieser Pfingstbrauch zu Nr. 3 aus der Lenzer Wische bekannt sei, es kämen dabei gewisse Derbheiten vor, die sich öffentlich nicht gut wiedergeben lassen.

XXIII. Berliner Schulatlas auf Grund der 50. Auflage von Keil und Riecke: Deutscher Schulatlas bearbeitet von Dr. R. Pohle und G. Brust. 48 Haupt- und 39 Nebenkarten mit grossem Schulplane von Berlin.

Vom Standpunkt der Heimatkunde ist dieser Atlas recht beachtenswert. Derselbe zeichnet sich dadurch aus, dass er einmal die besonderen Berliner Verhältnisse berücksichtigt, wie kein anderer bisher erschienener Atlas, und dass er andrerseits Ernst macht mit der Forderung, dass der geographische Unterricht in der Volksschule vor allem auch den Bedürfnissen des praktischen Lebens Rechnung tragen muss.

In erster Hinsicht sind die Einführungskarten hervorzuheben, die die geographischen Begriffe an Berlin und seiner Umgebung entnommenen Objekten entwickeln. Zu diesem Zweck bietet der Atlas in Farbendruck vortrefflich ausgeführte Ansichten aus der Vogelschau und Pläne der „Linden" vom Schloss bis zum Brandenburger Tor, des „Kreuzberges" und des „Müggelsees". Praktischen Zwecken vermögen vor allem die dem Atlas beigegebenen Verkehrskarten zu dienen, von denen sich eine solche von Berlin und Umgegend, solche von Deutschland und Europa und eine grosse des Weltverkehrs findet. Besonders hervorzuheben ist sodann noch der grosse in sechsfacher Blattgrösse beigegebene Plan von Berlin und Umgegend.

Auch für Erwachsene, zur schnelleren Orientierung für Zeitungsleser ist der Atlas ganz brauchbar. Der Preis in Ganzleinwandband 1,50 Mk. ist für das Gebotene ausserordentlich gering.

XXIV. Über den sog. Runenstein von Rogäsen, Kreis Jerichow haben wir in der Sitzung vom 26. November 1903 (XI. S. 387 flg.) ausführlich verhandelt. Der Besitzer Graf von Wartensleben hat mir freundlicher Weise eine grosse Photographie des Steins mitgeteilt, auf welcher sie die geheimnisvollen Zeichen deutlicher sehen als auf den früheren Abbildungen.

Gleichzeitig richtet der genannte Herr folgendes Schreiben an mich.

Rogaesen, den 6. April 1903.

Sehr verehrter Herr Geheimer Rat!

Mit verbindlichstem Danke habe ich die beiden Hefte der „Brandenburgia“ erhalten und mit grossem Interesse die darin enthaltene Abhandlung über den hiesigen sogen. „Runenstein“ gelesen.

Am meisten spricht mich die Deutung des Herrn Karl Altrichter an. Wenn darin auch Manches erscheint, dem man schwer und nur mit Kopfschütteln folgen möchte, so trifft doch anderes mit Tatsächlichem zusammen.

Es ist bekannt, dass die Kirchen der Umgegend vom Kloster Jerichow aus gebaut wurden. Prämonstratenser waren die Insassen des Klosters, welche die Baukunst aus Frankreich mitgebracht hatten. Eine der drei Glocken im Turm ist eine sehr alte in Birnenform mit sogen. Spiegelinschrift in grossen Majuskeln (O rex Christe veni cum pace), welche von Sachkennern aus dem 12. Jahrhundert stammend beurteilt wird. Der Bau ist ein sehr kunstgerecht ausgeführter; aus quadratisch behauenen Granitstücken sind die Ecken der Kirche und des Turmes hochgeführt; eben so sind die niedrigen Türme und Fenster oben gewölbt aus kunstgerecht behauenen Granitsteinen. Dass ein solcher Bau 10 Jahre in Anspruch genommen haben kann, namentlich in damaliger Zeit mit den geringsten Hülfsmitteln ist mir garnicht zweifelhaft. Darin stimme ich Herrn Altricher und nicht Herrn Mielke bei, der die Bauart der hiesigen Kirche unterschätzt. Sie ist jedenfalls nicht von Kleinhandwerkern, sondern von durchaus sachverständigen Steinmetzen und Baukundigen im rein romanischen Stiel erbaut. Leider ist dieser Charakter durch viele Veränderungen an dem Turm, an den Fenstern, und durch Anbaue verändert, aber noch deutlich zu erkennen. Die Kirche des ¼ Meile entfernt gelegenen Dorfes Viesen ist offenbar ein Ebenbild der Rogaesener Kirche, aber genau erhalten in ihrem rein romanischen Stiele. Ich bemerke hierbei gleich, dass vor dem Kirchhofe dieses Dorfes ebenfalls ein grosser Granitstein lag. In der Vermutung, dass dieser auf der Kehrseite ebenfalls eine Inschrift enthalten könnte, setzte ich mich in den Besitz desselben, fand jedoch nichts als der Stein umgekehrt wurde. Wenn derselbe eine Inschrift enthalten hat, so wird dieselbe im Laufe der Jahrhunderte verwittert sein, da sie nicht durch das Umsinken des Steines, wie in Rogaesen geschützt war.

Was nun die aufgeworfene Deutung der Inschrift als Hausmarken betrifft, so habe ich festgestellt, dass jede Bauern-Hofstelle hier ihre Haus- und Viehmarken hatte, die die älteren Leute noch kannten, wenn sie auch seit längerer Zeit nicht mehr im Gebrauch sind, auch kein Gerät mit solchen Zeichen versehen noch vorhanden ist.

Ich habe sie — soweit sie noch nicht bekannt waren — in beifolgendem kleinen Heft aufzeichnen lassen, und stelle ergebenst anheim, darauf hin weitere Forschungen durch Vergleiche anstellen zu lassen.

Gleichzeitig füge ich eine vergrösserte Photographie des Steines bei. Eine vorherige Bezeichnung der Schrift durch rote oder weisse Farbe habe ich beanstandet, da durch die Verwitterung manches nicht mehr ganz klar ist, und durch ein Nachziehen der Zeichen mit Farbe doch Irrtümer entstehen könnten, die verhängnisvoll werden könnten.

Ich bemerke dazu, dass der horizontale Strich im Anfang der Schrift (in der Zeichnung des Herrn Altrichter mit Nr. 26 bezeichnet) in der Photographie sich fast garnicht markiert, er ist aber tatsächlich — wie ich mich soeben noch überzeugt habe — vorhanden; ebenso auch die Figur Nr. 32, die auf der Photographie ebenfalls schwach hervortritt. Durch ein Vergrösserungsglas gesehen, treten die Zeichen noch deutlicher hervor.

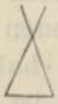
Mit herzlichem Dank für die gehabten und noch weiteren Bemühungen, der Sie sich, verehrter Herr Geheimer Rat, im Interesse dieses Altertumsstückes unterziehen, zeichne ich mich mit grössten Hochachtung als

Ihr ergebener

Graf v. Wartensleben.

Herr Lehrer Winkler hat nachstehend die Hof- und Viehzeichen der 15 Ackerleute zu Rogaesen aufgezeichnet und beschrieben.

Ackerhof No. 1.

Hofzeichen:  Soll ein Mühlenschrick vorstellen, worauf der Schwanz der Windmühlen sich stützte.

Viehzeichen: Diesen Strich trugen die Schafe von links nach rechts quer übers Kreuz.

Ackerhof No. 2.

Hofzeichen:  Soll ein einfaches Doppelkreuz vorstellen.

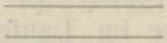
Viehzeichen:  Das Viehzeichen ist ein kleiner Kreis. Die Schafe trugen dies Zeichen auf dem Kreuz.

Ackerhof No. 3.

Hofzeichen: } Hier war nichts mehr zu ermitteln, da der eigentliche Bauernhof vor langer Zeit verkauft wurde.
Viehzeichen: }

Ackerhof No. 4.

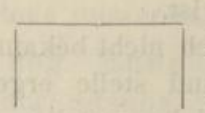
Hofzeichen:

Viehzeichen:  Bei den Schafen quer übers Kreuz gezeichnet.

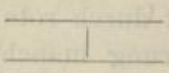
Ackerhof No. 5.

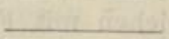
Hofzeichen: }
Viehzeichen: }  Dies soll einen grossen Kreis darstellen.

Ackerhof No. 6.

Hofzeichen: }
Viehzeichen: }  Ein sogen. Bandhaken wie er bei Zimmerleuten im Gebrauch ist. Als Viehzeichen wurde er so gezeichnet, dass der lange Strich auf der Wirbelsäule lief, die beiden kurzen nach links zeigten.

Ackerhof No. 7.

Hofzeichen: 

Viehzeichen:  Von rechts nach links auf der Hinterschuft gezeichnet.

Ackerhof No. 8.

Hofzeichen: } 
Viehzeichen: } Ein liegendes Kreuz als Viehzeichen auf die Hinterschuft gezeichnet.

Ackerhof No. 9.

Hofzeichen:  Das doppelte Doppelkreuz.

Viehzeichen: Als Zeichen in der Nasenrichtung über die Stirn gezeichnet.

Ackerhof No. 10.

Hofzeichen: }
Viehzeichen: } Als Viehzeichen in der Richtung des Rückgrats gezeichnet.

Ackerhof No. 11.

Hofzeichen:

Viehzeichen:

Ackerhof No. 12.

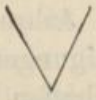
Hofzeichen:  Das Zeichen soll drei Kerbschnitte in Holz darstellen.

Viehzeichen:  Als Viehzeichen auf dem Rückgrat drei Punkte.

Ackerhof No. 13.

Hofzeichen: }
Viehzeichen: }  Ein sogenannter Krähenfuss. Als Viehzeichen auf einem Vorderblatt.

Ackerhof No. 14.

Hofzeichen:  Darstellend eine römische 5.

Viehzeichen: Als Viehzeichen quer über die Stirn.

Ackerhof No. 15.

Hofzeichen: }
Viehzeichen: } Nicht angegeben.

D. Photographien.

XXV. U. M. Herr Otto Heumann teilt eine Photographie eines kleinen länglichen Erdaufwurfes, im Schlossgarten zu Schönhausen (nahe der nach Nieder-Schönhausen weiterführenden Chaussee) mit. Auf dem Hügel stehen 2 Lindenbäume. Auf einer Ansichtspostkarte, die ein findiger Händler vertreibt, wird dieser kleine Hügel „das Grab des Schimmels von Mollwitz“ bezeichnet, eine dreiste Behauptung, da dieser Hügel nur der Rest eines abgetragenen bezw. verschütteten Eiskellers ist, der hier vor 20—30 Jahren noch vorhanden war, wie sich ältere Ortseingesessene und Berliner erinnern. Es ist mir augenblicklich nicht bekannt, wo das Grab des Pferdes sich befindet, welches Friedrich der Grosse in der Schlacht bei Molwitz unweit Brieg am 10. April 1741

ritt, in welcher die preussische Reiterei nicht gerade glänzend abschnitt, vielmehr von Neipperg geworfen wurde, worauf glücklicher Weise das besser gedrillte Fussvolk den Sieg für Preussens Fahnen entschied.

XXVI. Eine Goethe-Handschrift wurde hiernächst vorgelegt von ihrem Besitzer. Unser Mitglied Herrn Wilibald von Schulenburg legt eine in seinem Besitz befindliche, bisher noch nicht bekannt gewordene Handschrift Göthes vor. Dieser kleine Brief war seiner Zeit gerichtet worden an die Geheimrätin von Voigt, Witwe des Staatsministers von Voigt, geborene Hufeland, Schwester des berühmten Leibarztes Hufeland. Der Inhalt lautet: „Krauts? (Brants?) u Sachse werden mündlich gar bald zu vereinigen seyn. Da byde in demselben Hause bleiben u. sich aus arrangiren sollen; so hat es mit der Sache keine Eile. Eigentlich hätten sie es klüglich unter sich abge(. . .?) (abgetan?) G.“

XXVII. Herr Robert Mielke. Seit Januar dieses Jahres erscheint in München die Zeitschrift „Volkskunst und Volkskunde“, die ich an dieser Stelle vorlegen darf. Sie ist das Organ des gleichnamigen Vereins, welcher — als erster seiner Art — bestrebt ist, die wissenschaftliche Ergebnisse der Volkskunde praktisch für die Gegenwart auszunutzen und damit einen Weg zu beschreiten, der auch für unsere Gesellschaft beachtenswert erscheint. Unsere Brandenburgia ist eine der ältesten Gesellschaften, die alle wissenschaftlichen Interessen eines engeren landschaftlichen Gebietes zu pflegen sucht, die mit andren Worten Heimatkunde zu ihrem Arbeitsfeld macht. Als sie gegründet wurde, war die aus geographischen, geschichtlichen und volkskundlichen Einzelbestrebungen hervorgewachsene Bewegung erst wenige Jahre alt, die heute in ganz Deutschland und darüber hinaus Vereinigungen und Sammlungen für Kenntnis heimatlicher Verhältnisse geschaffen hat. Sie wurde dabei unterstützt von einem Bestreben zur Erhaltung der Volkskunst, das ebenfalls schon zur Gründung engerer landschaftlicher Vereinigungen geführt hat. Der Verein „Volkskunst und Volkskunde“ in München hat in der Erkenntnis, dass beide eng mit einander in Verbindung stehen, auch dieses in seinem Namen und in seinem Arbeitsplan auszudrücken gesucht und — wenn man die angesehenen Namen in der Mitgliederliste liest und die Tatsache, dass er in dreiviertel Jahr über tausend Mitglieder zu vereinigen wusste, in Betracht zieht — bewiesen, dass er damit einen in der Zeit liegenden Gedanken richtig verstanden hat.

Von dem bisher erschienenen fünf Nummern, die vielleicht in der Benutzung des Raumes etwas verschwenderisch benutzt sind, möchte ich nur die Beiträge über das Volkskalendarium, die Gebäckformen, und die Landkirchen und das Bauernhaus hervorheben, welche letztere beide ja auch in unsren Veröffentlichungen Platz und Beachtung gefunden haben. Die letzterschienene Nummer enthält einen Aufsatz über einen eigenartigen Wallfahrtsbrauch im südlichen Schwarzwald der bisher

noch nicht bekannt war. Dort — es sind bisher 4 Orte namhaft gemacht — finden sich in einzelnen Kapellen Löffel, die als Weihegaben niedergelegt wurden und in ihren Beziehungen zum Kult noch nicht klar gestellt sind. Wie es scheint, hängen sie mit der Heilung von Zahnschmerzen zusammen; doch ist darüber noch nichts sichergestellt. Ich habe diesen letzten Beitrag hervorgehoben, um einerseits zu zeigen, wie der Volksforscher immer wieder auf neue Tatsachen stösst, die sich bisher der Kenntnis entzogen haben und andrerseits, um unsre Mitglieder jetzt vor Beginn der Reisezeit aufzufordern, auch ihrerseit auf ähnliche Vorgänge zu achten. Wir können unsren bayrischen Landsleuten nur Glück wünschen zu der neuen Vereinigung und hoffen, dass sie im Verein mit dem überaus tätigen Verein „Heimat“ in Kaufbeuren, dessen Schriften ja öfter bei uns vorgelegt wurden, weiter an der Kenntnis der engeren Heimat und der Fruchtbarmachung des Erforschten für die Gegenwart arbeiten mögen.

XXVIII. Herr Kustos Buchholz: Zu den bereits im Märk. Museum vorhandenen silbernen, zum Teil künstlerisch verzierten aber auch schlichten Hostienbüchsen und Patenen, die zum Transport bezw. zur Darreichung der geweihten Hostie gebraucht werden, ist neuerdings dieses schlichte zinnerne Paar ohne Angabe der Herkunft gekommen, an dem lediglich die Inschriften bemerkenswert sind.

Auf dem Boden der Büchse steht eingraviert: HEINERSDORFISCHE KIRCHE ANNO 1757. Welches Heinersdorf hier gemeint ist, wäre schwer zu ermitteln gewesen, da es in der Provinz Brandenburg allein 8 Dörfer dieses Namens giebt. Die Inschrift auf dem Rande der Patene: „In templi flammis araeque illaesa patella. Auxilii memores nos jubet esse dei“ (die in dem Brande der Kirche unverletzt gebliebene Patene soll uns eine Erinnerung an die Hilfe Gottes sein) gibt in Verbindung mit der 1757 gestifteten Hostienbüchse den zur Feststellung des Orts nötigen Anhalt, insofern es darauf ankommt, in welchem Heinersdorf während der 1750 er Jahre die Kirche abgebrannt ist. Das war in dem Heinersdorf bei Müncheberg, Kreis Lebus im Jahre 1752 der Fall und deshalb müssen diese beiden Gefässe auch aus der Kirche dieses Orts sein. Übrigens ist die, wohl noch aus dem 16. Jahrhundert herrührende Patene doch nicht, wie der lateinische Hexameter besagt, unverletzt geblieben, denn man sieht, dass der Boden nachträglich in den Rand wieder eingelötet ist, er muss also wohl bei dem Brande abgeschmolzen sein.

XXIX. Herr Professor Dr. O. Pniower: „Heinrich von Kleists Prinz von Homburg.“ Wir werden diesen Vortrag weiter unten als besonderen Aufsatz bringen.

XXX. Nach der Sitzung zwangloses Beisammensein im Rathauskeller.

Heinrich von Kleists Prinz von Homburg.

Es ist nicht meine Absicht, von Kleists genialer Dichtung im ganzen hier zu sprechen. Ich will mich vielmehr darauf beschränken, über ihre geschichtlichen Grundlagen und ihre Entstehung zu handeln.

Der Held dieses Dramas steht zu der historischen Persönlichkeit, deren Namen er trägt, bekanntlich genau in demselben Verhältnis, wie der Held des Goethischen „Egmont“ zu dem realen Staatsmann gleichen Namens. Der wirkliche Prinz Friedrich von Homburg war zur Zeit, da bei Fehrbellin gekämpft wurde, kein träumerischer, nachtwandelnder Jüngling, der sich mit Liebesgedanken trug und ausser dem Sieg eine liebliche Braut zu erringen hoffte. Vielmehr war er damals zweiundvierzig Jahre alt und schon zum zweiten Mal verheiratet. Das erste Mal hatte er sich als achtundzwanzigjähriger Jüngling aus materiellen Gründen mit einer um dreissig Jahre älteren Witwe, der schwedischen Gräfin Brahe, vermählt. Ein Jahr nach ihrem 1669 erfolgten Tode heiratete er eine Nichte des grossen Kurfürsten, eine Prinzessin von Kurland. Trauung und Hochzeit fanden im kurfürstlichen Schlosse in Berlin statt. Der Prinz verleugnete in seinem Wesen nicht das Jahrhundert, in dem er lebte, und nicht den Beruf, dem er oblag. Er war ein rechter Haudegen, im übrigen praktisch, nüchtern und höchst geschäftskundig. Neustadt an der Dosse, wo er Grundbesitz erworben, sich niedergelassen und mit grösseren und kleineren Unterbrechungen sechzehn Jahre gewohnt hatte, verdankt ihm nicht nur, dass es zur Stadt erhoben wurde, sondern auch einen grossen Aufschwung und eine hohe Blüte.

Aber nicht nur in Bezug auf den Charakter des Helden seines Dramas wich Kleist von der geschichtlichen Wirklichkeit ab, sondern auch in der Darstellung der Vorgänge, die seinen Inhalt bilden. Doch muss man hier zwischen dem unterscheiden, was ihm als historisch richtig erscheinen konnte und dem, worin er mit Bewusstsein und absichtlich von den ihm zur Verfügung stehenden Schilderungen der Schlacht bei Fehrbellin abwich. Der Ausgangspunkt des Konfliktes, den

die Dichtung behandelt, die Tatsache, dass der General Prinz Friedrich von Homburg gegen den ausdrücklichen Befehl des Kurfürsten zu früh angriff, ist unwirklich und somit natürlich auch der Konflikt selbst unhistorisch.

Wir wissen auch, wie und durch wen diese sagenhafte Darstellung der Schlacht bei Fehrbellin in die Literatur Eintritt gewann.

Die grossen historischen Werke, die sich mit dem Ereignis zuerst und zum Teil kurz, nachdem es geschehen war, befassen: Des verwirrten Europa Continuation (Amsterdam 1680), das Meriansche Theatrum Europaeum XI. Teil (Frankfurt a. M. 1682) und Pufendorfs Buch Res gestae Friederici Wilhelmi Magni (Berlin 1695), alle diese Werke erwähnen nichts von einem Gebot des Kurfürsten an den Prinzen, nicht eher anzugreifen, als bis er den Befehl dazu von ihm erhalte. Der erste Geschichtsschreiber, der ähnliches berichtet, ist Friedrich der Grosse, der in seinem Werk Mémoires pour servir à l'histoire de la maison de Brandebourg (Berlin 1751) auch auf den Sieg von Fehrbellin zu sprechen kommt und dabei wie jene Sage, so auch eine einzelne Begebenheit der Schlacht, die ebenfalls ins Reich der Fabel verwiesen ist, vorträgt. Es ist die oft besungene und auch von Kleist in dem Drama verwertete Episode vom Opfertode des Stallmeisters Froben, der dadurch herbeigeführt sein soll, dass er den Kurfürsten nach lange vergeblichem Bitten endlich bewog, seinen von den Schweden in auffälliger Weise zum Ziel genommenen Schimmel mit dem von ihm gerittenen Pferde zu vertauschen. Kaum war der Wechsel der Rosse vollzogen, so streckte eine feindliche Kugel den treuen Diener nieder.

Woher Friedrich der Grosse die Kenntnis dieser beiden Sagen geschöpft hat, steht bis jetzt nicht fest. Vielleicht hat er für seine Darstellung die Memoiren des Baron v. Pöllnitz (Mémoires pour servir à l'histoire des quatre derniers souverains de la maison de Brandebourg, royale de Prusse) benutzt. Sie sind zwar erst vierzig Jahre nach dem Buche des Königs im Druck erschienen (Berlin 1791), können ihm aber in einer älteren Gestalt im Manuskript vorgelegen haben. (H. v. Gansauge, Veranlassung und Geschichte des Krieges in der Mark Brandenburg im Jahre 1675, Berlin 1834 S. 90. v. Witzleben, Fehrbellin, Zum zweihundertjährigen Gedenktage, Berlin 1875 Beilagen S. 69). Einige Momente der Übereinstimmung seiner Darstellung mit der Relation seines einstigen Kammerherrn — denn das war der Baron v. Pöllnitz — legen die Annahme nahe. Historiker wie Ranke (Sämtl. Werke. Zweite Gesamtausgabe Bd. 28, 605) und Droysen (Gesch. der Preuss. Politik, IV, 4. S. 170) meinen dagegen, dass umgekehrt Friedrichs Schrift von Pöllnitz benutzt worden sei. Vielleicht aber hat der König die Sagen unmittelbar aus dem Volksmund vernommen und, indem er sie für geschichtliche Tatsachen hielt, für seine Zwecke verwertet. Schon als Kronprinz hatte

er das Schlachtfeld von Fehrbellin in Begleitung eines alten Bürgers, der mit der Gegend vertraut war und die Bataille gut zu beschreiben wusste, besucht und sich von ihm führen lassen (Varrentrapp, Der Prinz von Homburg in Geschichte und Dichtung, Preuss. Jahrb. (1880) 45, 347). Möglich, dass dieser dem König die beiden Sagen mitgeteilt hat. Dafür nun, dass wir es in den beiden Erzählungen mit Fabeln zu tun haben, gibt es eine ganze Reihe von Beweisen. Doch genügt zur Bestätigung der Annahme allein der Umstand, dass der zuverlässigste Zeuge des Ereignisses, ein Mann, der in der Umgebung des Kurfürsten an der Schlacht teilgenommen und über sie einen sorgfältigen, ganz unparteiischen Bericht niedergeschrieben hat, dass er von beiden Vorkommnissen nichts weiss. Dieser Mann ist der Kammerherr v. Buch, dessen die Jahre 1674—83 umfassendes Tagebuch G. v. Kessel herausgegeben hat (2 Bde. Jena 1865).

Allein aus nichts kann auch nichts werden. Jeder volkstümlichen Tradition muss ein Kern von Realität zu Grunde liegen, ein Samenkorn, aus dem das Gewächs der Sage aufschiesst. In den hier besprochenen Fällen haben folgende Umstände und Begebenheiten der Wirklichkeit den Anlass zur Bildung der legendarischen Erzählungen gegeben.

Als der Prinz von Homburg den ersten Angriff auf die Schweden mit Erfolg begonnen hatte, bedurfte er der Verstärkung und liess den Kurfürsten um sie bitten. Seinem Gesuch wurde aber nicht sogleich willfahrt und Homburg musste nochmals einen Adjutanten an den Oberbefehlshaber senden, um es zu wiederholen. Nachdem dann der Sieg des brandenburgischen Heeres entschieden und die Verfolgung des Feindes aufzunehmen war, wurde die vom Prinzen geführte Schar auch mit dieser Aufgabe betraut. Allein Ross und Reiter waren erschöpft. Den Tapfern, die an diesem Tage Ausserordentliches geleistet hatten, versagten zuletzt die Kräfte. Sie wurden von den frischeren Mannschaften der Feinde geworfen, und es kam so weit, dass die Soldaten ihren Offizieren den Gehorsam verweigerten. Den Schweden ward es, obwohl sie beständig verfolgt wurden, dadurch möglich, Fehrbellin zu erreichen, die von einem Streifkorps der brandenburgischen Armee verbrannte Brücke wieder herzustellen und mit dem Reste ihres Heeres über den Rhin zu entkommen.

Auf diese Weise wurde mit dem Sieg nicht erreicht, was nach den Wünschen des Kurfürsten erreicht werden sollte und nach seiner Ansicht hätte erreicht werden können. Er war darüber nicht wenig ungehalten. Noch an demselben Tage fügte er seinem Siegesberichte an den Fürsten von Anhalt die Worte hinzu: „Meine Reutter haben teils nicht das Ihrige gethan, worüber ich inquirieren lasse, und selbige den process machen lassen werde“. (v. Witzleben a. a. O. Beilagen S. 6). Diese Drohung blieb unausgeführt, allein Friedrich Wilhelm liess seinen Groll den Führer

entgelten. Es kam zu einer Entzweiung. Homburg, der schon früher über Zurücksetzung geklagt hatte und sich benachteiligt fühlte, liess sich beurlauben und reiste eine Woche nach der Schlacht von Fehrbellin nach Hessen ab. Erst im Oktober des Jahres, nachdem die Differenzen ausgeglichen waren, kehrte er wieder zur Armee zurück.

Alle diese Umstände, so formuliert Jungfer in seinem Buch: „Der Prinz von Homburg“ (Berlin 1890) S. 89 treffend den Hergang, alle diese Umstände: des Prinzen Abreise kurz nach dem Siege, das anfängliche Zögern des Kurfürsten, ihm zu sekundieren und der Verweis wegen des letzten missglückten Angriffs, undeutliche Vorstellungen von alledem zusammen mit Erinnerungen der Einwohnerschaft des nahegelegenen Städtchens Neustadt an der Dosse an den ritterlichen Herrn, die vornehmste und bekannteste Persönlichkeit jener Gegend, diese Überlieferungen, vom Volke nach seiner Art weitergesponnen und ausgeschmückt, bewirkten das Zustandekommen jener Sage.

Der Vorgang stellt für uns ein interessantes und für die Erkenntnis der Entstehung von Sagen, also für die Sagenkritik lehrreiches Beispiel dar, insofern wir sie sich gleichsam vor unsern Augen bilden sehen und die Elemente kennen, aus denen sie erwuchs.

Auch der Fabel vom Opfertod Frobens liegt ein historischer Kern zu Grunde: die Tatsache, dass ein Stallmeister dieses Namens an der Seite des Kurfürsten von einer feindlichen Kugel getötet wurde. Sein Hinscheiden ward von ihm, dem er ein sehr treuer Diener war, beklagt. War er doch trotz seiner Jugend am Hof angesehen und beliebt. Das wird uns von dem Kammerherrn v. Buch berichtet. Die Leiche wurde auf Befehl des Herrschers feierlich beigesetzt. Aber weder in der bei dieser Gelegenheit gehaltenen Predigt noch in dem von Balthasar Müllner verfassten Trauergedicht (Gansauge a. a. O. S. 89) noch in irgend einem zeitgenössischen Bericht findet sich eine Andeutung über den Pferdewechsel, zu dem der Stallmeister den Kurfürsten bestimmt haben soll, um nicht ihn, sondern sich selbst den Feinden als Zielobjekt auszusetzen. Erst im 18. Jahrhundet begegnet die erste noch undeutliche Spur der Legende. Wir finden sie in einer handschriftlich gebliebenen Geschichte des Grossen Kurfürsten, die Gundling, den bekannten Historiker und Hofnarren zum Verfasser hat (Varrentrapp a. a. O. S. 349 Anm.) Auch hier sehen wir das Motiv der Sagenbildung: es ist das Ausserordentliche des Ereignisses. Froben fand den Tod in der Schlacht, an der teilzunehmen ihn sein Dienst nicht verpflichtete. Und unmittelbar an der Seite des Kurfürsten traf ihn eine Kugel, die wohl für diesen bestimmt war. Wilhelm Schwartz hat noch zwei Momente der Wirklichkeit für das Zustandekommen der Sage geltend zu machen gesucht. Es gibt eine Überlieferung, wonach bei Fehrbellin dem Kurfürsten wirklich ein anderes Pferd aufgenötigt worden sei, freilich nicht von

Froben, sondern von dem Leibjäger Uhle, dem dann das kurfürstliche Ross unter dem Leib erschossen worden sei. Diese Tatsache und der Tod Frobens seien in der Phantasie des Volkes zusammengeflossen. Aus ihrer Kombination sei die Sage entstanden. Leider ist die Zuverlässigkeit der von Schwartz herangezogenen Tradition fraglich. (Vergl. Brock, Zeitschrift für preuss. Geschichte 13, 354 ff.)

Als Kleist sein Drama schrieb, waren beide in die Geschichte als Tatsachen übergegangenen Vorfälle: der wegen zu frühen Angriffs des Prinzen von Homburg zwischen ihm und dem Kurfürsten ausgebrochene Konflikt wie Frobens Opfertod schon als Mythen erwiesen. Jenen hatte im Jahre 1791 v. Verdy du Vernois, Kammerherr Friedrich Wilhelms II. in seiner Geschichte des Hauses Hessen-Homburg (Histoire généalogique et chronologique de la sérénissime maison de Hesse-Homburg etc. Berlin 1791) ins Reich der Fabel verwiesen. Und der Historiker J. C. Erman hatte in einem am 26. Januar 1804 in der Berliner Akademie gehaltenen Vortrag noch einmal unter Berufung auf das damals nur handschriftlich vorhandene Buchsche Tagebuch das Unzutreffende der Überlieferung nachgewiesen.

Dieser Vortrag ist übrigens im Druck der Gemahlin des Prinzen Wilhelm, des Bruders des Königs Friedrich Wilhelms III., gewidmet. Sie war die Tochter Friedrichs V., Landgrafen von Hessen-Homburg, also eine Nachkommin unseres Prinzen und hatte sich eben erst vermählt. Derselben Fürstin hat sechs Jahre später Kleist eine Abschrift seines Dramas mit einem Widmungsgedicht überreicht. (B. Erdmannsdörffer, Preuss. Jahrbb. 34 S. 209 f.) So wurde die Prinzessin die Empfängerin zweier inhaltlich sich widersprechender Schriften, indem die zweite verleugnete, was die erste als richtig zu erweisen gesucht hatte.

Dass aber der Opfertod Frobens vor der geschichtlichen Kritik nicht standhält, hatte der Berliner Geschichtsschreiber A. B. König, dem wir eine viel benutzte Geschichte unserer Hauptstadt verdanken, i. J. 1799 gezeigt (Jahrbb. der Preuss. Monarchie Tl. I, S. 346). Es ist mehr als wahrscheinlich, dass Heinrich von Kleist von diesen Ergebnissen der Forschung keine Kenntnis erhalten hat. Allein selbst wenn das der Fall gewesen wäre, so hätte er sich dadurch schwerlich abhalten lassen, die beiden Begebenheiten für seine Dichtung in der Weise, wie es geschehen ist, zu verwenden.

Denn er springt in ihr noch ganz anders mit den geschichtlichen Tatsachen um. Der Schlachtplan, den Feldmarschall Dörfling — so heisst bei ihm der heute allgemein Derfflinger genannte General, der seinen Namen auch Derfflinger schrieb — der Plan, den im Schauspiel Dörfling seinen Offizieren in die Feder diktiert, entspricht nicht der Wirklichkeit, so wenig wie nachher der Verlauf der Schlacht, ganz

abgesehen von der durch die Form des Dramas gebotenen zeitlichen Reduktion. Fehrbellin, das im ersten Akt als Hauptquartier des Kurfürsten erscheint, war am Tage der wirklichen Schlacht von den Schweden besetzt und wurde von dem brandenburgischen Heere erst nach dem erfochtenen Siege betreten. Personen, wie die Prinzessin Natalie, der Prinz von Hohenzollern, der Rittmeister von der Golz, der Graf von Sparren u. a. sind frei erfunden, nicht minder die Lokalnamen Hackelberge, Hackelbüsche, Hackelwitz, Arnstein etc. Der Kanzler Kalkhuhn, von dem V. 235 die Rede ist, hat ein solches Amt nicht eigentlich bekleidet und war jedenfalls i. J. 1675 mehr als dreissig Jahre tot. (C. D. Küster: Das Jugendleben Friedr. Wilhelms (Berlin 1791) S. 12 f.) Der wirkliche Oberst v. Kottwitz spielte in der Schlacht eine ganz untergeordnete Rolle. Die Gemahlin des Kurfürsten hielt sich in der Zeit, da bei Fehrbellin gekämpft wurde, in Minden auf. Dass unmittelbar nach dem Sieg ein Waffenstillstand zwischen Brandenburg und Schweden geschlossen wurde, dass der Kurfürst sich mit dem Gedanken trug, irgend eine Prinzessin seines Hauses mit dem König von Schweden zu vermählen, diese beiden Motive sind lediglich der Phantasie des Dichters entsprungen. Ebenso ist die Voraussetzung, dass der Prinz dem Kurfürsten schon einmal am Rhein durch seine Hast und Unruhe zwei Siege verscherzt habe (V. 349, 1819), von Kleist zum Zwecke strengerer Motivierung rein erfunden u. s. w.

Er verfährt darin nicht anders, als früher bei der „Hermannschlacht“ und beim „Michael Kohlhaas“. Die historische Wahrheit gilt ihm so gut wie nichts. Er entnimmt der Überlieferung nicht mehr als die äussere Anknüpfung und einige ihm für die dichterische Gestaltung brauchbar erscheinende Motive. Im übrigen folgt er rücksichtslos seinen poetischen Bedürfnissen. Ihn leitete dabei der sichere Instinkt des grossen Dichters, der nach der schönen Äusserung Goethes in der Italienischen Reise (den 19. September 1786) aus Wahrheit und Lüge ein Drittes bildet, dessen erborgtes Dasein uns bezaubert.

Und dennoch müssen wir fragen, aus welchen Schriften er sich über die Schlacht und die Vorgänge, die sich in ihr abgespielt haben, orientiert hat. Denn wenn sich die Dichtung auf geschichtliche Momente stützt, so muss sich Kleist, wie wenig er sich auch an die historisch überlieferte Wirklichkeit hielt, mit ihnen irgendwie bekannt gemacht haben. Und in der Tat, so sehr er auch von dem wirklichen Verlauf der Begebenheit abweicht, so schimmert doch die Realität nicht bloss als allgemeine Grundlage, sondern noch in bestimmten Einzelheiten durch sein Phantasiegebilde hindurch, und man kommt notwendig zu dem Schluss, dass er sich in der über die Schlacht bei Fehrbellin vorhandenen Literatur umgetan hat.

So lässt der eben erwähnte Schlachtplan, so phantastisch und unwirklich er ist, ebenso wie der Verlauf der Begebenheiten im Drama eine literarische Vorlage erkennen.

Ich will das an einigen Beispielen erweisen.

Bei Kleist erzählt Feldmarschall Dörfling, bevor er den Offizieren den Kriegsplan diktiert, dem Kurfürsten, dass ein schwed'scher Posten von tausend Mann bis auf die Hackelberge vorgerückt ist (V. 225).

> Doch haftet Götz für diese Berge dir,
> Und sagt mir an, du möchtest nur verfahren,
> Als hätte sie sein Vortrab schon besetzt.

Von einem ähnlichen Vorgefecht mit derselben Zahl der Feinde weiss eine der älteren Darstellungen der Schlacht, die bei Pufendorf (Sp. 998[2]), zu berichten. Hier heisst es, dass bei Nauen, dem Hauptquartier des Kurfürsten vor der Schlacht, tausend Reiter, die den Fluss nicht überschritten hatten, von den Brandenburgern angegriffen und vertrieben wurden.

Der den Offizieren vom Feldmarschall diktierte Schlachtplan beginnt folgendermassen:

> Der Plan der Schlacht, ihr Herren Obersten,
> Den die Durchlaucht des Herrn ersann, bezweckt
> Der Schweden flücht'ges Heer, zu gänzlicher
> Zersplitterung, von dem Brückenkopf zu trennen,
> Der an dem Rhynfluss ihren Rücken deckt.
> Der Oberst Hennings — der nach des Herrn Willen heut
> Des Heeres rechten Flügel kommandiert,
> Soll durch den Grund der Hackelbüsche still
> Des Feindes linken zu umgehen suchen,
> Sich mutig zwischen ihn und die drei Brücken werfen u. s. w.

Hält man dazu, was bei Merian (S. 719) steht: „Sr. Churf. Durchlaucht schickten den Oberstlieutenant Hennings ..... durch unwegbare Wälder und Moraste, so alle Pässe, da der Feind übergehen müsste, absonderlich die Brücke zu Fehrbellin ruinierten und abbrenneten“ .... hält man dies zu den Versen, so sieht jeder, dass das dichterische Motiv nicht völlig frei erfunden, sondern von einem realen Vorbild abhängig ist und in der Stelle aus dem Theatrum Europaeum oder einer ihm verwandten seinen Ursprung hat.

Weiterhin ist im Schlachtplan davon die Rede, dass man die Absicht habe, den Feind in den Sümpfen aufzureiben (V. 311). Liest man nun in der Darstellung Friedrichs des Grossen, dass am Schlusse der Schlacht die Schweden in die Sümpfe gerieten, wo sie zum Teil von den Bauern getötet wurden (les Suédois se jettèrent dans des marais, où ils

furent tués par les paisans a. a. O. p. 140f), so liegt die Vermutng nahe, dass Kleist dieses Moment daher zugekommen ist, um so näher, als die Tatsache selbst nirgend anders erwähnt wird.

Also hat Kleist die Darstellung des Königs benutzt? Vielleicht, müssen wir vorläufig sagen. Jedoch sicher nicht allein. Denn einmal weicht er von ihr so ab, dass er andern Berichten folgt, zweitens erwähnt er Umstände, die dort fehlen, uns aber von andern überliefert sind. Die Abweichung besteht hauptsächlich darin, dass Kleist von Hackelbergen, Hackelwitz, Hackelbüschen usw. spricht, Friedrich der Grosse aber die Ortschaft Hackenberg nennt. Heut schreibt man ihren Namen Hakenberg. Hackelberg aber wird sie im Theatrum Europaeum, bei Pufendorf und andern genannt, so dass nicht etwa eine willkürliche Änderung des Dichters vorliegt.

Unter den Momenten, die bei ihm Verwendung finden, beim König aber fehlen, ist das wichtigste, dass der Kurfürst einige Tage nach dem erfochtenen Siege nach Berlin eilte und dort einen Dankgottesdienst abhalten liess. Für Kleist war das Motiv von solcher Bedeutung, dass er zwei Scenen darnach lokalisiert hat: den neunten und zehnten Auftritt des zweiten Akts, jene in Berlin im Lustgarten spielenden Scenen, an deren Schluss dem Prinzen auf Befehl des Kurfürsten der Degen abgenommen und er zum Gefangenen erklärt wird.

Übrigens sei nebenbei bemerkt, dass Kleist hierbei ein lokalgeschichtlicher Fehler begegnet ist. Er schreibt in der scenischen Bemerkung vor, dass im Hintergrunde des Platzes die stark erleuchtete Schlosskirche d. h. also der Dom sichtbar sei. Nun befand sich aber im Jahre 1675 der Dom nicht auf dem Lustgarten, sondern auf dem Schlossplatz ungefähr da, wo heute das sogenannte Rote Schloss steht. Das Gebäude im Lustgarten liess erst Friedrich der Grosse i. J. 1750 errichten, nachdem die alte Schlosskirche drei Jahre vorher abgebrochen worden war

Dass Friedrich Wilhelm wenige Tage nach dem Sieg auf kurze Zeit in Berlin war und dort einen Dankgottesdienst abhalten liess, erzählt von den älteren Darstellern, auf die alle späteren, mehr oder weniger abhängig, unmittelbar oder mittelbar, zurückgehn, der bei Merian und der von ihm sehr abhängige, meist ihn wörtlich übersetzende Pufendorf. Liest man nun aber im Theatrum Europaeum an dieser Stelle (S. 720) „von denen Tages vorher von Rathenau und aus der Schlacht mit Pomp anhero gebrachten Fahnen und Estandarten, zwischen denen der Kurfürst in dero entblössetem Gemach speisete“ und dass er „folgenden Donnerstag frühe in offentlicher Gemeine mit heissen Zähren Gott vor so herrlichen verliehenen Sieg dancketen“, vergleicht damit V. 730 der Dichtung:

Der Sieg ist glänzend dieses Tages,
Und vor dem Altar morgen dank ich Gott —

ferner wie die Heerführer darauf mit Fahnen, Pauken und Standarten auftreten, und berücksichtigt, dass von dem Dankgottesdienst zwar auch Pufendorf spricht, von den Fahnen und Standarten aber einzig der Schilderer bei Merian, so muss man auf den Gedanken kommen, dass Kleist sich aus seiner Darstellung informiert hat.

Und man wird bestärkt in dieser Annahme, wenn man im ersten Auftritt des dritten Aktes die zweite Stelle, an der von der Siegesfeier gesprochen wird, ins Auge fasst. Bezeichnender Weise kommen auch hier die schwedischen Fahnen und Standarten vor.

> Die Kirche war auf würd'ge Art erleuchtet . . .
> Die schwed'schen Fahnen wehten und Standarten
> Trophäenartig von den Pfeilern nieder.

Und wenn es dazwischen heisst:

> Batterien liessen sich vom Schlossplatz her
> Mit ernster Pracht bei dem Tedeum hören,

so scheint mir die Anregung dazu das Theatrum Europaeum gegeben zu haben. Denn allein dort wird allerdings von dem zweiten, am 8. Juli in allen brandenburgischen Ländern abgehaltenen Dankgottesdienst erzählt und dabei von dem Berlinischen berichtet, (S. 721), dass in der Residenz zu Cölln an der Spree abends die Stücke von den Wällen lossgebrennet . . . und dabey unter dem Schall der Trompetten und Paucken die von den Schweden eroberte 9 Stücke zu öfftern malen abgefeuret wurden." Gerade dieser Berichterstatter aber, der erste der Schlacht, weiss, wie ich schon sagte, von dem unvorschriftsmässigen Angriff des Prinzen und dem Konflikt zwischen ihm und dem Kurfürsten nichts. Auch heisst der Feldmarschall bei ihm nicht Dörfling, sondern Dörflinger.

Im Jahre 1801 erschien in Berlin ein anonymes Buch: Versuch einer Geschichte der Feldzüge des Preussischen Heeres von dem Churfürsten Friedrich Wilhelm dem Grossen bis auf die neueren Zeiten. Es enthält eine Darstellung der Schlacht bei Fehrbellin, die offenbar dem Berichte Friedrichs des Grossen nachgeschrieben ist. Doch heisst in ihr die Ortschaft zwischen Linum und Fehrbellin nicht Hackenberg, wie beim König, sondern Hackelberg wie bei Kleist. Auch wird der brandenburgische Feldmarschall wie bei diesem Dörfling genannt. Endlich wird am Schluss erzählt, dass sich der Kurfürst nach dem Siege auf wenige Tage nach Berlin begab, wo er mit jubelnder Freude empfangen wurde. Vom Dankgottesdienst wird allerdings nichts erwähnt. Trotz diesem Mangel könnten die mannigfachen Übereinstimmungen den Glauben erwecken, als habe dieses Büchlein Kleist den Stoff für sein Drama geliefert. Allein dagegen erheben sich doch wieder mehrere Bedenken.

Der Verfasser erzählt nämlich wörtlich nach Friedrich dem Grossen, dass „Friedrich Wilhelm die Avantgarde von 1600 Mann dem Landgrafen von Homburg mit dem Befehl vertraute, sich mit dem Feinde in nichts Ernstliches einzulassen, sondern ihn nur zu beobachten.“ Und weiter: „Der Landgraf voll kühnen Mutes beginnt ein Gefecht, das üble Folgen gehabt haben würde, wenn nicht der Kurfürst, von der Gefahr unterrichtet, ihm noch zeitig zur Hülfe gekommen wäre.“ Damit sind aber für ihn die Beziehungen zwischen dem Oberbefehlshaber und Friedrich von Homburg erledigt. Friedrich d. Gr. berichtete am Schlusse noch, dass sein Vorfahr es dem Prinzen verzieh, dass er durch seinen Leichtsinn das Schicksal des ganzen Staates aufs Spiel gesetzt habe, und lässt ihn zu ihm sagen: „Wenn ich nach der Strenge der militärischen Gesetze urteilen wollte, würden Sie den Tod verdient haben. Aber Gott verhüte, dass ich den Glanz eines so glücklichen Tages dadurch trübe, dass ich das Blut eines Fürsten vergiesse, der mit am meisten zum Siege beigetragen hat.“ Diesen Passus überging der skeptische Verfasser, der auch den Opfertod Frobens zwar erzählt, aber doch nach König (oben S. 9) eine Dichtung nennt, so dass der eigentliche Konflikt bei ihm nicht herausgearbeitet ist. Kleist kann demnach in seinem Büchlein nicht die Anregung zur dichterischen Behandlung des Vorfalles gefunden, aber auch nicht aus ihm allein die historische Information geschöpft haben. Denn mancherlei Tatsächliches, das in dem Drama vorkommt und, wie ich gezeigt habe, literarischen Ursprunges ist, fehlt hier. So ausser dem schon erwähnten Dankgottesdienst das Vorpostengefecht (oben S. 182), die dem Oberst Hennings zugewiesene Aufgabe (oben S. 182), und die Niedermetzelung der Schweden in den Sümpfen (oben S. 182 f.)

Meinem Freunde Max Morris verdanke ich den Hinweis, dass Kleist sich am 9. Januar 1809 von der Bibliothek in Dresden, wo er sich damals aufhielt, ein Buch entlieh, das der preussische Feldprediger K. H. Krause verfasst hatte und das den Titel führte: Mein Vaterland unter den hohenzollerischen Regenten. Ein Lesebuch für Freunde der Geschichte. Halle 1803. Die Darstellung, die hier von der Schlacht bei Fehrbellin gegeben wird, ist wieder von der Friedrichs des Grossen abhängig. Sie enthält auch den eben erwähnten von dem anonymen Verfasser unterdrückten Passus. Dennoch haben wir auch in ihr nicht die eigentliche Quelle der Dichtung vor uns. Das wird schon aus den paar Momenten deutlich, dass Hackenberg oder Hackelberg gar nicht erwähnt, auch nichts von dem Abstecher des Kurfürsten nach Berlin und dem Dankgottesdienst gesagt wird und der brandenburgische Feldmarschall Derflinger, nicht Dörfling heisst.

Also scheint es nicht möglich, ein einzelnes literarisches Werk aufzuspüren, das Kleist für seine Dichtung als Vorlage gedient habe.

Allein warum muss er durchaus aus einem und demselben Buch einmal den Impuls zur Dichtung und dann zugleich die erforderliche Belehrung empfangen oder warum soll er sich zu Zwecken der Information und um für die poetische Gestaltung Einzelmotive zu gewinnen, mit der Lektüre eines einzigen begnügt haben? Man kann sich die Vorstadien der Dichtung, den Verlauf der Vorbereitungen zu ihr doch sehr gut folgendermassen vorstellen.

Kleist hat die Anekdote schon als Knabe etwa beim Geschichtsunterricht kennen gelernt. Später wird sie ihm wiederholt begegnet sein. Dazu hatte er nicht bloss als Offizier reichliche Gelegenheit. Wir wissen z. B., dass auf der Berliner Ausstellung des Jahres 1800 ein Bild des Malers Kretschmar zu sehen war, das die von Friedrich dem Grossen geschilderte Scene darstellte, wo Kurfürst Friedrich Wilhelm zum Prinzen die Worte der Versöhnung spricht. Das Gemälde erregte allgemeine Bewunderung und wurde von Friedrich Wilhelm III angekauft. Kleist, der im Jahre 1800 bis zum August in Berlin war, hat es gewiss gesehen. Auch gibt es einen dieselbe Scene darstellenden Kupferstich von Chodowiecki. Nun mochte sich die Anekdote, sei es wegen der Verwandtschaft der Natur des Prinzen, wie er in ihr erscheint, mit Kleists eigenem stürmischem Wesen, sei es wegen des dichterisch so ergiebigen Gegensatzes, um den sie sich bewegt, sie mochte sich seiner Phantasie wie seinem Gemüt gleich tief eingeprägt haben. Da ging ihm plötzlich — wir wissen nicht, wann — der Gedanke auf, sie zur Grundlage eines Dramas zu machen. Und nun da er zur dichterischen Gestaltung schritt, da er für den nach seinem eigenen Zeugnis (Brief an Fouqué, Bülow S. 246) ein wenig dürren Boden der Handlung nach Motiven suchte, war es da nicht natürlich, dass er in der der Schlacht zeitlich nächststehenden Literatur eingehendere Belehrung suchte? Er fand sie im Theatrum Europaeum, woher die Motive von der dem Oberst Hennings zugewiesenen Aufgabe (oben S. 182), vom Dankgottesdienst in Berlin mit den Einzelheiten der mitgebrachten Fahnen und Standarten und der in der Residenz abgefeuerten Salutschüsse (oben S. 184) stammen. Dass er ihn nicht allein benutzte, lehrt die Schreibung Dörfling des Namens des brandenburgischen Heerführers. Dörfling aber wird der Feldmarschall bei Friedrich dem Grossen genannt. Es ist nicht unmöglich, dass Kleist diese Schreibweise aus seiner Schilderung übernommen hat, wenn sie sich auch, wie wir sahen, in der Literatur bis in seine Zeit hinein erhalten hat (oben S. 184). Dies wird sogar wahrscheinlich, wenn wir berücksichtigen, dass der Anklang an das Motiv von den in den Sümpfen aufzureibenden Schweden einzig und allein hier begegnet (oben S. 182 f.). Dass er an dem Widerspruch zwischen ihr und der älteren Darstellung keinen Anstoss nahm, darf uns nicht wundern. Vielleicht bemerkte er ihn gar nicht. Las er die Schriften doch als ein Stoff und Motive

suchender Poet und nicht als ein historische Kritik übender Geschichtsschreiber. Möglicherweise aber entging er ihm doch nicht. Dann aber musste er ihn als nicht vorhanden betrachten. Denn für die dichterische Behandlung musste jeder Zweifel an der Richtigkeit des Vorfalles schweigen. Im andern Falle war die Gestaltung des ganzen Vorwurfes unmöglich.

Vielleicht aber floss noch von einer andern Seite her dem Drama Stoff zu.

Im zweiten Akt ist in den Reihen der Brandenburger die falsche Nachricht vom Tode des Kurfürsten verbreitet. Auch dies Motiv ist eine historische Willkürlichkeit. Kleist verwendet es, um durch die Erzählung des Vorfalls Spannung, durch die Wirkung der gegensätzlichen Affekte lebhafte Bewegung zu gewinnen, die seinem Ideal vom Drama so wünschenswert erschien und nach der er ja bis zur Übertreibung strebte. Nun finde ich in der schon erwähnten militärwissenschaftlichen Schrift von Witzleben bemerkt (S. 81), dass der Kurfürst allerdings auf schwedischer Seite kurz vor der Schlacht totgesagt war. In einem vorkleistischen Werke finde ich davon keine Spur. Das Moment stammt also aus einer amtlichen, den älteren Geschichtsschreibern nicht zugänglichen Quelle. Da mir ein zufälliges Zusammentreffen dieses Umstandes mit dem dichterischen Motiv nicht wahrscheinlich ist, so möchte ich vermuten, dass der Offizier Kleist im militärwissenschaftlichen Unterricht oder von militärischen Freunden wie Rühle und Pfuel von jenem auf schwedischer Seite verbreiteten Gerücht Kenntnis erhielt. Aus derselben Quelle könnte dann auch das oben (S. 182) besprochene Motiv des Vorgefechtes mit dem Posten von 1000 Mann stammen. Denn das Theatrum Europaeum erwähnt an der entsprechenden Stelle nur ganz allgemein die Arrièregarde. Die bestimmte Zahl 1000 nennt es nicht. Aus einer solchen Quelle — denn dass Kleist Pufendorfs Werk selbst befragt habe, ist kaum wahrscheinlich. Was seine Dichtung sonst mit seiner Darstellung gemein hat, steht auch bei Merian, dessen Benutzung die vorgebrachten Argumente doch wohl als sicher erscheinen lassen.

So viel von den historischen Grundlagen des Dramas und seiner äussern Entstehung. Wie steht es nun aber mit der innern? Was trieb Heinrich von Kleist zur Bearbeitung gerade dieser Anekdote?

Heinrich von Kleist empfand, was bisher fast noch keinem grossen Künstler erspart blieb, ganz besonders hart: dass die Wirklichkeit der Betätigung des Genius Schranken setzt. Zuerst sah er sich als Offizier in seinem dichterischen Streben gehemmt, und er entsagte dem militärischen Dienst, um als freier Schriftsteller lediglich dem Rufe seiner Muse zu lauschen. Allein nun erst sollte er die Feindseligkeit der Welt oder, um mich milder auszudrücken, ihre Unempfindlichkeit gegen die Äusserungen einer starken und eigenartigen künstlerischen Individualität kennen

lernen. Sein leidenschaftlicher Ehrgeiz wurde nicht befriedigt, sein heisser Durst nach Anerkennung blieb ungestillt. Wohl aber geriet er in arge materielle Not. Nach mehreren Jahren voll furchtbarer Kämpfe musste er froh sein, ein kleines Amt zu erhalten. Auch hier fühlte er sich wie Pegasus im Joche, und nach einiger Zeit gab er es auf, um literarische, darauf patriotische, dann wieder literarische Pläne zu verfolgen. Sie scheiterten sämtlich, wie denn diesem unglücklichen Manne nichts gelang — ausser einigen genialen Dichtungen. Nun bot ihm die Überlieferung einen Stoff, dessen Grundgedanke sich um einen ähnlichen Gegensatz dreht, wie der war, den er an sich so oft erlebte, den für das Drama zum Lebensinhalt gewordenen Gegensatz zwischen Individuum und Konvention, zwischen Einzelwille und Herrschermacht, um die Frage, ob in einem gegebenen Falle das Recht der einzelnen Persönlichkeit gegenüber einem ausdrücklichen Befehl Geltung erhielt und erhalten durfte, ob eine zum Vorteil und Gewinn führende Überschreitung eines höheren Gebots bei der Macht, von der es ausging, Billigung finde oder nicht.

Zugleich gab die Behandlung dieses Stoffes Kleist Gelegenheit, dem Ausdruck zu geben, was in der Zeit, da er die Dichtung schuf (im Herbst und Winter von 1809—10), sein Herz noch mehr bewegte als der ewige, auch von ihm schmerzlich durchlebte Kampf des Einzelmenschen gegen die überlegenen Mächte des Schicksals. Mehr als sein persönliches Los drückte ihn damals das der Gemeinschaft, der er angehörte, des Staates, der vom Feinde überwunden in schmählicher Knechtschaft am Boden lag. Dieser Stoff schloss die Verherrlichung eines Sieges in sich, eines Sieges, der die Macht des preussischen Staates begründete. Einen weisen und klugen Herrscher vorzuführen gab er Anlass, einen Herrscher, der in der Stunde der höchsten Gefahr sein Land rettete. Durch die Tat an der Befreiung des Vaterlandes mitzuwirken blieb Kleist versagt, wie musste es ihn drängen, einen Vorwurf zu behandeln, der ihm die Möglichkeit gab, mit den Mitteln der Kunst seinem Volke den Wert und die Bedeutung des nationalen Staatswesens klar zu machen!

Wie er aber das Problem löste, das dieser Stoff darbot, bleibt ewig bewunderungswürdig. Er formte ihn unter dem Einflusse Schillers, dessen „Wallenstein“ ihm besonders zum Vorbilde diente. Das haben Brahm und Niejahr (Vierteljahrsschrift f. Literaturgesch. 6, 409ff.) überzeugend nachgewiesen. Vielleicht bestimmte ihn auch eine verwandte aus dem Altertum überlieferte Sage, die wir aus Livius kennen (Niejahr, Euphorion, Zeitschrift für Literaturgeschichte Bd. 4 S. 61ff.). Trotz diesen Einflüssen blieb ihm noch reichlich die Möglichkeit, aus Eigenem zu geben und er machte davon ausgiebigen Gebrauch. Auch hier ging er nach seiner Art echt kleistisch zu Werke. In seiner reichen Natur

lebte bei aller Leidenschaftlichkeit seines Wesens, so träumerisch und weltabgewandt er auch war, doch zugleich die Fähigkeit ruhigen, tiefsinnigen Abwägens. Seinem Temperament, seinem Naturell nach stand er gewiss auf der Seite des sorglos seinem jugendlichen Drange folgenden Helden, der Fleisch von seinem Fleisch, Bein von seinem Bein war. Aber gründlichere Einsicht lehrte ihn, dass der Staat, die Weltordnung Forderungen an den Menschen habe, vor allem die, dass er die natürlichen Regungen dem Gesetz unterwerfe. Sie lehrte ihn, dass nichts dem Triumphe gleiche, den der über den gefährlichsten unserer Feinde errungene Sieg bedeute: der Sieg über den Feind in uns, den Trotz, den Übermut (V. 1756ff.). Der Satzung soll Gehorsam sein", wie es in der Dichtung heisst. Und so führte er, man kann nur sagen mit tiefer Weisheit die Handlung so, dass derselbe Held, der das Verfahren des Kurfürsten gegen ihn starr, grausam und unmenschlich findet, im Laufe der Vorgänge seine Berechtigung einsehen und anerkennen lernt. Und wie das geschieht, wie der überlegene, weltkluge Herrscher mit feiner Ironie die Entscheidung über Recht und Unrecht des blutigen Urteilsspruches in die Hand des Prinzen selbst legt, indem er ihm die Freiheit zu gewähren bereit ist, falls er meine, dass ihm Unbilliges widerfahre, Homburg sich aber weigert, diese Erklärung abzugeben, das ist ein meisterhafter, künstlerischer Zug, der die durch die Ereignisse gewonnene Einsicht des Helden aufs schönste besiegelt. Man hat das Verhalten des Kurfürsten unverständlich, widerspruchsvoll und inkonsequent gefunden. Man hat gezweifelt, ob es ihm mit dem Todesspruch ernst sei. Dass jener Vorwurf unbegründet ist, wie dieser Zweifel unberechtigt, hat schon Wilbrandt in seiner trefflichen Biographie (S. 374f.) und hat neuerdings Niejahr (Vierteljahrsschrift für Literaturgeschichte 6, 416f.) überzeugend dargetan. Ganz besonders aber hat man dem Werk vorgehalten — und dieser Umstand hat dem Drama zu Lebzeiten des Dichters den Eintritt auf die Bühne verwehrt — dass im vierten Auftritt des dritten Akts in der Scene zwischen Homburg und der Kurfürstin jener in zu starkem Masse und in einer eines Offiziers unwürdigen Weise von der Todesfurcht gepackt wird. Auch diesen Vorwurf kann nur erheben, wer das Wesen dieser Dichtung und der Kleistschen Poesie überhaupt nicht erkannt hat. Der leidenschaftliche Ausbruch des Prinzen erklärt sich psychologisch durch das, was er erlebt hat, durch den jähen Sturz aus höchster Höhe in die tiefste Tiefe, aus dem goldenen Traum in die entsetzliche Wirklichkeit hinlänglich und dass das ursprüngliche menschliche Gefühl das sekundäre des Standes in den Hintergrund drängt, kommt ja wohl öfter vor und darum, weil es wahr ist, ist es poetisch. Und am allerwenigsten kann es bei Kleist überraschen, für den schrankenlose Äusserung der Empfindung zu den Grundforderungen der Poesie gehörte. Aber dieses Gebaren des Helden ist nicht bloss seelisch begründet, es ist auch ganz

im Sinne der dichterischen Intention, dem Plane wie dem Geiste des Dramas angemessen, also durchaus organisch. Es beweist, wie sehr der Prinz der Lehre und Zucht bedarf, die ihm durch seine das Tragische hart streifenden Erfahrungen für immer zu teil werden.

Doch wozu bedarf es noch weiter des Preises der herrlichen Schöpfung? Genug, dass sie uns nicht nur (in der prächtigen Gestalt des Reiteroberſten Kottwitz) den ersten echt märkischen Charakter in der Literatur brachte, sondern überhaupt das erste märkische historische Drama ist und von einer Schönheit, dass es noch nicht übertroffen ist.

Kleine Mitteilungen.

Zur Geschichte der Brandenburgischen Slaven. Die nachstehenden Angaben sind entnommen aus Joh Gust. Droysen's Geschichte der Preussischen Politik. 2. Auflage. 1868. Band I.

Abgesehen von der Autorität des angesehenen vaterländischen Geschichtsforchers werden auch deshalb mindestens einige dieser Auszüge von Interesse sein, weil über unsere Slaven nur wenig bekannt ist.

„Dann folgte die Zeit der salischen Kaiser, die immer neuen Empörungen der sächs. Grossen gegen sie; am Tage von Welfesholz (1115) hatten die Slaven „den Herren, die den Sachsen zu Hülfe kommen sollten", bei Köthen, so weit westwärts der Elbe, den Weg verlegt. Von der Altmark war nur der Westsaum noch in deutscher Hand; sie war, sagt die alte Kaiserchronik, „ganz wüste von Volk und stand voll langen Rohres." S. 18.

Ein niedersächsisches Volkslied nennt Albrecht neben dem Löwen Heinrich und dem Kaiser Friedrich mit dem rothen Haar: „ Das waren drei Herren, die konnten die Welt verkehren." S. 19.

Nach 1170 ward im Schweriner Lande befohlen: wer einen Slaven an unbefugter Stelle (per avia) träfe und der Slave könne sich nicht genügend ausweisen, den solle er zogleich an dem nächsten Baume aufhängen. S. 40.

Der Ertrag des Landes war, so lange Slaven es bestellten, äusserst dürftig; wie in der Altmark jenes Gebiet, wo sie wieder Herr geworden, versumpft und „voll langen Rohrs" war, so war die Prignitz Ein Wald — fünf Tage lang zog Bischof Otto von Havelberg bis zum Müritzsee durch Wald, und ebenso von der Netze bis an den Waizacker um Pyritz und Stargard erstreckte sich der öde und entsetzliche Wald, der Pommern und Polen trennt." Wildes Bruchland umgab die zahlreichen Flüsse und Seen, wo nicht Sandhöhen und Kiefernwald sie einschlossen. Wo endlich die dünne slavische Bevölkerung den Acker bebaute, geschah es obenhin. S. 41.

Die gleichzeitige Occupation Mecklenburgs durch Heinrich den Löwen zeigte den einen Weg, den man einschlagen konnte, den systematischer Austilgung, wie denn der Herzog in der Stiftungsurkunde des Schweriner Bis-

thums sagt, es sei „ein Ort des Schreckens und der wüsten Einöde", wo er es gründe; und mehr als eine fromme Urkunde jener Gegend wiederholt diese Wendung. — Die Ascanier sind dieses Weges nicht gegangen. S. 41.

Die bäuerlichen Besitze nach „slavischem Recht" sind keineswegs der Willkühr Preis gegeben; nur wenn der Slave seine Pacht nicht zahlt, soll er von der Hufe gewiesen und dieselbe einem andern gegeben werden können. (Das ius slavicale wird genauer bestimmt in der Urkunde bei Riedel Cod. D. B. I. 1 p. 487. Ueber die slavischen Dörfer überhaupt s. Riedel die Mark Brandenburg II, 8.) S. 43.

Noch in dem Landtagsabschiede von 1549 steht der Ausdruck „unehrliche und wendische Leute". Und wieder die Wenden hätten von keinem deutschen Schlächter Fleisch gekauft; für sie gab es besondere Wendschlachter. Und in Gerichten, sagt noch der Richtstieg Landrechts, darf kein Wende Urtheil finden über einen Sachsen; der Sachse soll das Urtheil schelten mit den Worten: ob ein Sachse eines Wenden Urtheil leiden soll, der ungefangen sei. S. 43.

Die alte Bevölkerung wurde weggeschoben, um deutschen Ansiedlern Platz zu machen. Inhabitatores illius villae sunt amoti, sagt eine Urkunde von 1275. Gercken Cod. D. B. I. p. 415. Es muss dahin gestellt bleiben, ob man sie einfach entfernen oder nach „Landkauf" expropriirte: iuxta commune forum et precium quod vulgariter landkoop dicitur. Lentz Br. Urk. I. 1. S. 208. S. 44.

Dass der märkischen Bauern Gut, das „Gebauern Erbe", besser sei, als Erbzinsgut, das sagt ein märkischer Adlicher, ein Rechtskundiger in einer Zeit, wo schon Vieles anders geworden war; eben weil sie das Land „von wilder Wurzel" gebaut, darum, sagt er, sei ihr Recht besser als das der Lassen im Sachsenlande, die wohl auch erben, aber zu dem Gut geboren (nicht freizügig) sind, es nicht veräussern können, den märkischen Bauern, sagt er, sei die Besserung über den Zins ihr Lohn für die Besetzung. Verhältnisse, die für das Landvolk in Sachsen lockend genug sein konnten, um massenhafte Auswanderung zu veranlassen. S. 47.

Es hat eine Zeit gegeben, wo die Slaven westwärts bis über die Elbe und Saale, bis in das Mainthal hinein vorgedrungen waren. Nur ein Paar sächs. Stämme, die „Nordleute" in Holstein und Stormaren hatten sich gegen ihre Uebermacht jenseits der Elbe behauptet. S. 17.

Es war daran, dass sich die Slavengrenze für immer an der Elbe fixirte. Dann von der Polenmacht und ihren Dependenzen nordwärts und südlich begrenzt und slavisch umspannt, war die Lausitz und das Meissner Land schwer zu behaupten.

Da nun, mit Albrecht d. Bären, wandten sich die Dinge. Das deutsche Wesen erhob sich zum energischen Vordringen, der alte Gedanke des Markgrafenthums, in der Fülle seiner Ansprüche sich erneuernd, gründete hier ein Fürstenthum, vor dem die begonnene Gestaltung der nordslavischen Welt rasch zusammensank. S. 18. E. Fr.

Die „Nagelrunde“ heisst eine Vereinigung, die allabendlich in einem Brauerei-Ausschank des Nordens von Berlin zusammenkommt und neben dem Vergnügen auch wohltätige Zwecke verfolgt. Mitglieder der Gesellschaft sind zumeist Beamte uud Kaufleute, Hauseigentümer und Fabrikbesitzer. Der riesige eichene Stammtisch des Vereins ist über und über mit eingeschlagenen Messingnägeln bedeckt, deren Köpfe sich zu Figuren vereinigen. So erkennt man Haus und Hausschlüssel, Hammer, Krone und Stern, Seidel und Trinkhorn, Fahrrad und Halbmond. Rings um den Plattenrand sind aus den Nägeln die Worte: „Erster Stammtisch Nagelrunde Berlin“ und das Datum der Vereinsgründung „14. 12. 97.“ gebildet. Ausserdem sind zahlreiche falsche Münzen auf den Tisch genagelt. Nach bestimmten Vorschriften werden von Stammgästen Nägel eingeschlagen. Bei jeder „Runde“, zu der ein Vereinslied „Das kann man aber nicht umsonst verlangen, das kostet eine ganze Lage Bier“ gesungen wird, kommt ein Nickel in die Kasse, mit deren Hilfe schon manches Gute gestiftet ward.

Das Festnageln falscher Münzen auf den Zahltischen ist bei uns alter Volksbrauch. Brandenburgia I. S. 104. E. Fr.

Aus der Gründungszeit des Berliner Stadtteils Moabit. Dass auf der Stelle, wo jetzt das dicht bevölkerte Moabit liegt, sich ehemals grosse Maulbeerplantagen befanden, dürfte den meisten Moabitern kaum bekannt sein. Es waren diese Plantagen auf Grund eines im Jahre 1716 an König Friedrich Wilhelm I. von Refugiés aus Orange gerichteten Gesuches um Überweisung von Land zur Errichtung von Häusern und Maulbeerpflanzungen angelegt worden. Die Refugiés hatten gegen Hergabe geeigneter Baustellen zugesagt, dass jeder von ihnen 250 Maulbeerbäume anpflanzen werde. Nachdem der König seine Zustimmung gegeben und auf einer Karte des Tiergartens und des benachbarten Terrains mit den Worten: „hier sollen sie Maulber Beume Plantzen“ und „hier auch sollen sie Maulbeer Beume Plantzen auf die Wüste Pletze“ die zum Anbau überwiesenen Stellen verzeichnet hatte, wurden zwischen den Refugiés und den Kommissarien des Königs im März 1718 die bezüglichen Kontrakte abgeschlossen, und zwar erhielten die Refugiés zehn Freijahre zugebilligt. Mit den auf der Karte eingetragenen „wüsten Plätzen“ hatte der König das Moabiter Gelände bezeichnet. Die Maulbeerplantagen in Moabit haben teilweise noch bis gegen Ende des vergangenen Jahrhunderts bestanden. Noch im Jahre 1773 ist von ihnen in einem Kabinettsvortrage vom 19. Juli die Rede. Der Geheime Rat de Campagne, Professor Sulzer und die übrigen Eigentümer der Maulbeerplantagen „in dem Teile des Parks bei Berlin, welcher les Moabites genannt wird,“ bitten Friedrich den Grossen, den projektirten Bau eines Pulvermagazins nicht, wie beabsichtigt werde, in der Nähe der Plantagen und Häuser zu errichten, da diese durch die Nähe eines so gefährlichen Baues entwertet würden, sondern für diesen Bau einen anderen Platz anzuweisen. Der König schrieb daraufhin an den Rand die Worte: „Ich bin davon wohl zufrieden, wenn Dieskau nichts einzuwenden hat.“ von Dieskau, Generallieutenant und Chef der sämtlichen Artillerie, auch Generalinspekteur

sämtlicher Artilleriemagazine, muss aber Einwendungen wohl erhoben haben, denn das Pulvermagazin wurde wirklich auf dem von Anfang an ins Auge gefassten Platz erbaut, doch wurden die benachbarten Häuser der Petenten umwallt.

Berliner Schanklokalbrauch.

„Wer sich hinterm Ladentisch lässt ertappen,
Muss eine grosse Weisse berappen."

Dieser Vers auf einer Papptafel angebracht, hängt in einer Destillation in der Cöpeniker Strasse; man kann ihn von der Strasse aus lesen. Es ist aber auch in anderen Stadtgegenden Brauch, dass derjenige, welcher den Raum hinter dem Ladentisch betritt, um eine Weisse gebüsst wird.

In einem Hacksilberfund, welcher unlängst in Pommern nicht weit von der brandenburgischen Grenze gemacht worden ist*), befinden sich viele arabische Münzen. Ein wohlerhaltener silberner Dirhem (Drachme) ist durch die Güte des Herrn Lehrers Rehfeldt in Nieder-Schönhausen dem Märkischen Museum zugegangen. Die übrigen Stücke sind in das Stettiner Provinzialmuseum gekommen. Herr Maarbes, Lektor an dem hiesigen Orientalischen Seminar, hat die Güte gehabt mir darüber folgendes zu schreiben.

Arabische Münze geprägt in Wasit**) im Jahre 130 der Hedschra, unter der Regierung des Omajjadischen Chalifen Merwan II. — 127 bis 132 d. H. = 744 bis 750 n. Chr. — in Kufischen dekorativen Schriftzügen.

Hauptseite:

Im Felde: Transcription.

„La illaha illa Allaha wahdahn la Scharikan lahu".

Übersetzung:

„Es giebt keinen Gott auser Allah allein, nicht hat er einen Be-
„gleiter (i. e. einen andern Gott neben sich".)

Umschrift:

„Bism ⌒ illahi duriba haza ⌒ ddirhimu bi Wasit senneh tlatin
„wa mijeh".

Übersetzung:

„Im Namen Allah's! Diese Drachme ist geprägt worden in Wasit
„im Jahre 130" (d. H. d. h. also i. Jahre 130 + 622 = 752 nach
„christlicher Rechnung).

---

*) Vgl. über die Hacksilberfunde Brandenburgia IV. 14; V. 293, VIII. 119. Auch das Königliche Völkermuseum besitzt aus unserer Tiefebene mehrere Hacksilberfunde mit arabischen Münzen. Alle diese Münzfunde gehören bei uns de wendischen Zeit an.

**) Jetzt verschollene, früher berühmte Handelsstadt und Prägstätte in Mesopotamien südlich von Bagdad.

Kehrseite:

Im Felde: „Allahu aḥadun, Allahu ⌒ ṣṣamadu, lamm jalid wa lamm „julad, wa lamm jakun lahu kufuan aḥadun".

Übersetzung:

„Es ist der eine Gott, der ewige Gott, Er zeugt nicht und wird „nicht gezeugt, und keiner ist ihm gleich". Kor. sur. 112.

Umschrift:

„Muḥammadun rasul ⌒ Allahi arsalahu bilhuda wa dini ⌒ lḥaki „lijażhirahu ăla ⌒ ddini kullihi walau kariha ⌒ lmuschrikuna".

Übersetzung:

„Er ist's der entsandt hat seinen Gesandten mit der Leitung und „der Religion der Wahrheit, um sie sichtbar zu machen über jede „andere Religion, auch wenn es den Ungläubigen zuwider ist". Kor. sur. 9.

Ein interessanter Münzfund, welcher in Alt-Töplitz bei Potsdam in einem Topf gelegen, ist dem Märkischen Museum durch die Umsicht des Museums-Pflegers Herrn Boege in Alt-Töplitz zugegangen. Der Fund enthält sächsische, spanische, belgische, österreichische, brandenburgische und verschiedene andere deutsche Münzen von Groschen- bis zu Talergrösse, die jüngste von 1677; endlich eine orientalische Goldmünze von Dukatenschwere. Herr Maarbes Lektor am Orientalischen Seminar, hat die Güte gehabt, mir darüber folgendes zu berichten:

Türkische Goldmünze (Dinar) mit arabischem Text geprägt in Damaskus im Jahre 1012 der Ḥedschra = 1603 n. Chr. unter der Regierung des Sultans Ahmed I. — 1012 bis 1026 d. H. = 1603 bis 1617 n. Chr. — in arabischen dekorativen Schriftzügen.

Hauptseite: Transcription:

Im Felde: Sultanu ⌒ lbarreini wa Chakahnu ⌒ lbahreini es ⌒ Sultanu ben es — Sultani.

Übersetzung: Sultan beider Welten und beider Meere, der Sultan, Sohn des Sultans.

Kehrseite: Transcription:

Im Felde: Es- Sultanu Ahmadu ben Muhammed Chân ăsza (Allah) naṣrahu. Ḍuriba fi Dimischk senneh 1012 (der Ḥedschra).

Übersetzung: Der Sultan Aḥmed ben Muhammed Chân (Allah) möge stark machen seine Macht. Geprägt in Damaskus im Jahre 1012 der Ḥedschra = 1603 n. Chr.

Die Verteilung der Überschüsse aus der Kriegsschuldensteuer an die kurmärkischen Kreis- und Stadtverwaltungen, welche in diesen Tagen stattfindet, hat das Interesse, zunächst aller beteiligten Verbände, dann aber auch weiterer Kreise um deswillen erregt, weil man im allgemeinen annahm, die Kriegsschulden seien längst bezahlt. Von dem 1,223,197 Mark betragenden Überschusse entfallen auf die dem zweiten Kriegsschuldensteuerverbande

angehörigen 70 Städte der Kurmark 207,943 Mark, die nach dem Steuersoll an Klassen- und klassifizirter Einkommensteuer wie folgt verteilt worden sind:

Es erhält: Angermünde 1735.80, Brandenburg a. H. 10,162.50, Bernau 1294.60, Biesenthal 344.80, Beeskow 806.30, Brüssow 196.60, Belzig 477.80, Charlottenburg 56247.90, Cöpenick 3123.40, Eberswalde 5083.50, Freienwalde a. O. 3176.90, Fehrbellin 357.80, Friesack 517.50, Frankfurt 15,563, Fürstenwalde 2950, Gransee 710, Greifenberg 158.50, Havelberg 1488.80, Joachimsthal 237, Kremmen 559.30, Ketzin 908.10, Kyritz 1106.10, Luckenwalde 4430.30, Lenzen 554.50, Lindow 257 80, Lychen 462, Lebus 290, Liebenwalde 506.90, Alt-Landsberg 705.30, Meyenburg 261.90, Mittenwalde 522.40, Müllrose 198.20, Müncheberg 557.60, Nauen 2408.30, Neustadt a. D. 262.80, Oderberg 852.70, Oranienburg 1510.90, Plaue a. H. 293, Pritzerbe 355.40, Prenzlau 5342.90, Pritzwalk 1491.40, Putlitz 305.70, Potsdam 32,346.60, Perleberg 2006.90, Rathenow 3856.70, Rhinow 221.20, Alt-Ruppin 280.60, Neu-Ruppin 4212, Rheinsberg 432.60, Spandau 16,836.20, Schwedt 2783.30, Strausberg 936.70, Storkow 376.80, Strasburg U.-M. 1063, Seelow 588.50, Teltow 530.80, Teupitz 74.30, Trebbin 436.90, Templin 987.50, Treuenbrietzen 774.80, Vierraden 243.40, Wriezen 2001.30, Wendisch-Buchholz 244.10, Wittstock 1499.40, Wilsnack 343.60, Wittenberge 2592.30, Wusterhausen a. D. 582.30 und Zossen 652,90 Mark.

Auf die 20 beim dritten Kriegsschuldensteuerverbande beteiligten Landkreise (bezw. jetzt Stadtkreise) entfallen 1,015,253.50 Mark Überschüsse, die nach der Grundsteuer und der Klassen- und klassifizirten Einkommensteuer verteilt worden sind. Es erhalten: Angermünde 49,330.20, Beeskow-Storkow 24,509.30, Calau 878.80, Jüterbog-Luckenwalde 15,624.70, Lebus 77,253.70, Luckau 777.70, Niederbarnim 151,914.90, Lübben 131.50, Oberbarnim 62,519.10, Osthavelland 57,836.10, Ostprignitz 58,815.10, Prenzlau 47,305.70, Ruppin 58,536.20, Rixdorf 18,806.40, Schöneberg 57,369.20, Teltow 150,516.90, Templin 27,144.20, Westhavelland 42,810.90, Westprignitz 71,384.60 und Zauche-Belzig 42,288.30 Mark.

Ich entsinne mich zur Zeit, während ich als Kreisrichter in Coepenick von 1869 bis Februar 1873 amtierte, noch „Franzosensteuer" gezahlt zu haben d. h. Steuer zur Tilgung der Kriegsschulden, welche in der Drangsalszeit 1806 bis 1812 um die Sieger zu entschädigen aufgenommen werden mussten. Es erregte nach dem siegreichen Kriege von 1870/71 ein niederdrückendes Gefühl, dass diese Schulden nicht aus den den Franzosen auferlegten Milliarden getilgt wurden, vielmehr unter dem jedes vaterländische Herz bekümmernden Namen weiter erhoben wurden. B. 2. 10. 1902. E. Friedel.

Strassen-Ausrufe in Berlin N. Reinickendorferstrasse. Ein Mann, welcher auf der Strasse Hosenträger verkaufte, pries im November 1902 seine Ware mit folgenden Vers an:

„Die kann man ziehn
Von Berlin nach Wien,
Die kann man dehnen
Von Hamburg bis Bremen." O. Monke.

Stolzenhagen bei Bernau. Sammlung einiger dortiger Flurnamen.

1. Der Upstall.
2. Die Sünneschen Kaveln.
3. Barenhorst (Bärenhorst?)
4. Die Hilgenländer (heiligen Länder).
5. Der Goadsacker (Gottesacker).
6. Die wüsten Höfe (wovon ein Teil sich im Besitz des Gemeindevorstehers Fielitz befindet.) O. Monke.

Die Papilionen. Die Kiefernheide, welche sich an das Rittergut Sputendorf, südwestlich von Gross-Beeren, Kreis Teltow anschliesst, heisst „Der Pavillon", der feuchtere mit Bruchwald bestandene südlichste Teil heisst auf der grossen Generalstabskarte „Die Papilionen". Die Papilionen gehören mit dem Rieselgut Sputendorf jetzt der Stadt Berlin. Was bedeutet der in der Mark Brandenburg öfters vorkommende Ausdruck „Papilionen"? E. Fr.

Der tote Mann bei Golmitz. Zwischen Golmitz und Rutzkau bei Finsterwalde liegt mitten im Walde ein kleiner Hügel aus Steinen und Reisig. Der Weg führt rechts und links um ihn herum, und Vorübergehende werfen einen Stein oder einen Zweig darauf, weil an dieser Stelle einst jemand erschlagen wurde. O. Monke.

Der Pens-Weg in der Gräflich Redernschen Forst nordöstlich von Ützdorf soll, wie Herr Bartusch-Ützdorf mitteilt, seinen Namen nach einem Manne namens Pens erhalten haben. Dieser Pens hat den Weg oft benutzt, wenn er Holz aus der Redernschen Forst holte. Einst hatte er seinen kleinen Sohn mitgebracht; dieser sollte, während der Vater ins Holz ging, am Wege warten. Als der Vater aber zurückkehrte, war das Kind verschwunden; erst am folgenden Tage fand man es nach längerem Suchen in der Nähe von Bernau wieder. Herr Lehrer Fielitz, gebürtig aus Stolzenhagen, macht dagegen die Bemerkung, dass der Name Pens-Weg auch von Peden oder Päden herkommen könne. Unter Päden versteht man in der dortigen Gegend sowohl die Queckenwurzeln als auch die langen dünnen Wurzeln der Kiefer. Daraus wurden früher besonders in dem durch seinen Handel und seine eigenartige Industrie ausgezeichneten Dorfe Schönwalde Körbe geflochten. In Schönwalde wurden u. a. auch die Steh-Küchenleitern fabriziert, die in Berlin auf den Markt gebracht werden. Beispiele für ähnliche Benennungen kommen in Barnim auch sonst wohl vor. So giebt es bei Wensickendorf ein Semmelgestell, das ist ein Waldweg, den die Semmelfrau benutzte, um den Leuten in Wensickendorf Backwerk zu bringen, und ein Weg bei Zerpenschleuse heisst wahrscheinlich aus einem ähnlichen Grunde der „Bierweg." O. Monke.

Die Herren Autoren werden gebeten, auf ihren Manuskripten vermerken zu wollen, wieviel Exemplare der betreffenden Nummer sie zu erhalten wünschen.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.
Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

4. (3. ausserordentliche) Versammlung des XII. Vereinsjahres.

Sonntag, den 24. Mai 1903.

Wanderfahrt nach Belzig.

Um 8 Uhr 11 Minuten bestiegen die Teilnehmer auf dem Bahnhof Friedrichstrasse die Eisenbahn. Nachdem die lange Reihe der Stadtbahnstationen und die Vororte passiert waren, nahm uns der Grunewald auf. Zwischen den schlanken Stämmen der Kiefern glitten wir dahin und erfreuten uns an dem Farbenspiel, das die jungen Blätter der Eichen zwischen den dunklen Säulen der Kiefern hervorbrachten. Hinter der Station Wannsee erst ändert sich die Landschaft. Das weite Tal der Nute mit seinen einfarbigen Wiesen breitet sich fast unabsehbar auf der östlichen Seite der Eisenbahn aus, während es auf der westlichen begrenzt wird von den Türmen der Stadt Potsdam und dem Abhang des Brauhausberges, auf dem der schlanke Turm der neuen Kriegsschule und die weisse Kuppel des Observatoriums sich scharf gegen den hellen Himmel abheben. Hinter den Nutewiesen tauchen die Rabensberge mit ihren sanftgeschwungenen Linien am Horizont auf und daran schliessen sich die einförmigen Kieferwälder des Zaucherandes an. Bei einem richtig abgepassten Blick durch die westlichen Fenster des Zuges gleiten an einer Stelle hinter den hellen Stämmen der Kiefern die Gebäude der Lungenheilstätte Beelitz vorüber. Bald aber sind wir in dem breiten Tal, das sich zwischen der Zauche und dem Fläming ausbreitet. Zunächst ist der Boden noch schwarz und moorig, bald aber wird er sandig, die Wiesen und Gärten verschwinden, und Roggenfelder sowie Streifen Kartoffelland wechseln mit einander ab. Westlich neben der Eisenbahn präsentieren sich die Gebäude des Städtchens Brück, überragt von dem weissen schlanken Kirchturm. Allmählich aber verschwindet das Ackerland und die Kiefernheiden erscheinen wieder. Wir nähern uns dem Abhange des Fläming. Kurz vor Belzig wird das Gelände kupierter. Ein Tal begleitet die Eisenbahn und darüber hinweg sieht man, wie

sich die weiten welligen Ebenen des Fläming allmählich in die Höhe heben.

Der Wechsel zwischen Ackerland und Wald bringt Leben in die Flächen. Im Hintergrunde endlich taucht die Stadt auf tief unten im Grunde; der schlanke Kirchturm mit der schönen wendischen Haube überragt die Schar der Dächer, und Schloss Eisenhardt mit seinem dicken Bergfried, den die Leute den Butterturm nennen, schmiegt sich auf halber Höhe an den Talhang an.

Im Wartesaal des Bahnhofs wurde kurze Rast gemacht und das Frühstück eingenommen; dann stiegen wir bergan zu einem schönen Aussichtspunkte, der einen wunderbaren Blick über die Stadt, die Burg Eisenhardt und die weite Landschaft ringsum erlaubte.

Von hier führte uns die Strasse wieder bergab zum Dorfe Sandberg und dann wieder bergauf zum Eisenhardt. Der Platz vor der Burg ist mit schönen Anlagen geschmückt, und vor dem Eingang selbst steht eine prachtvolle Linde mit weitausladenden Ästen, welche zur Erinnerung an einen Besuch Luthers im Jahre 1530 gepflanzt worden sein soll. An einer stillen Stelle dieser Anlagen hat der Verschönerungsverein dem „Schöpfer und Pfleger der Anlagen“ dem Amtsrichter Klemming einen Gedenkstein errichtet. Inmitten dieser Anlagen steht die Briccius-Kapelle, eine kleine Kirche aus Feldsteinen mit einer Apsis. Der heilige Briccius war ein holländischer Heiliger, dem zu Ehren die Kolonisten die Kapelle erbaut hatten. Neben dem Eingang ist der Grabstein einer Gräfin Königsmark aufgestellt worden, und im Innern findet sich ein zweiter Grabstein, der einen Hennig von Falkenriede darstellt und als Altarstufe Verwendung gefunden hat. Schloss Eisenhardt besteht aus zwei Häusern, dem Palas und dem ehemaligen Salzmagazin. Das Portal führt in eine grosse Halle, deren Decke aus Sterngewölben von einer einzigen, allerdings sehr stattlichen Säule getragen wird. Unter dem Fussboden befindet sich ein weitläufiger Keller, dessen Wölbung auf der unteren Fortsetzung der Hauptsäule ruht. Der Palas beherbergt in seinem oberen Stock die Räumlichkeiten für das Amtsgericht. Unter den Zimmern ist der Schöffensaal beachtenswert wegen der hübschen Fensternischen. Neben dem Sitzungssaal befindet sich ein Aktenzimmer, dessen eine Wand mit einer Tapete geschmückt ist, die ein schönes Gemälde der Rokokozeit, ein Jagdstück, vorstellt. Das ehemalige Salzmagazin steht leer. Auf dem Hofe erhebt sich der zylinderförmige Bergfried aus Feldsteinen. In seinem Innern führt eine Treppe in die Höhe, und von seiner Plattform hat man einen umfangreichen Blick auf die Landschaft. Man erkennt am Horizont als eine Landmarke die Mühle von Hagelsberg, wo im Jahre 1813 das Gefecht zwischen der kurmärkischen Landwehr und der französischen Heeresabteilung unter Girard stattgefunden hat. Die Höhe erhebt sich 200 m über den Meeres-

spiegel und ist die höchste Stelle des Fläming. Der Bergfried stammt schon aus dem Jahre 1000. Die dazugehörige Burg aber wurde bald wieder zerstört. Zur Zeit der Kolonisation legte man hier das „Grenzhaus von Belzig“ an; auch diese zweite Anlage ist bis auf die Mauerreste und das ehemalige Burgverliess verschwunden. Die heutigen Baulichkeiten endlich sind in der Zeit von 1420 bis 1460 aufgeführt worden.

Unter Führung des jetzigen Erbpächters der Burg und des Burggartens, Herrn Dr. med. Krüger, wurden die ältesten, bis in das 10. Jahrhundert zurückreichenden, aus Feldsteinen erbauten Mauertrümmer der hier verfallenen Burg untersucht und ebenso der Burghügel selbst. Derselbe macht den Eindruck einer auch vor der christlichen Besiedelung bereits für Wohn- und Wehrzwecke gedient habenden Anlage, wobei man sich überall der natürlichen Erhebungen bedient hat, welche durch Einschnitte (Schluchten) getrennt werden. Diese Einschnitte wiederholen sich in der ganzen Gegend hier, z. B. bis zur Lungenheilstätte und führen den Namen „Rummel“. Innerhalb eines „Rummels“ im grössten Stile ist die Heilstätte selbst angelegt. Die Entstehung, wenigstens die Erweiterung und Vertiefung der Rummel (auch „Rommel“ gesprochen), wird von der Bevölkerung auf die Tätigkeit des Regenwassers zurückgeführt. Die Schluchten in der Umgebung der alten Burgstelle sind zum Teil durch Mauertrümmer, Schutt, Wirtschaftsabfälle und abgewaschene Erdmassen wieder fast ganz ausgefüllt.

Bei der Suche nach Gefässtrümmern, welche für die Zeitbestimmung von Wichtigkeit sind, beteiligten sich ausser dem Vorsitzenden Herr Willibald von Schulenburg, Herr Dr. Krüger, Herr H. Maurer u. a. Es gelang in kurzer Zeit ausser der charakteristischen frühchristlichen, unglasierten, grauschwarzen, sehr harten Töpferware der Zeit von ca. 900 bis 1300 auch wendische, ja vorwendische Gefässreste zu finden, die in das Märkische Museum gelangen werden. Herr Dr. Krüger teilte mit, dass er germanische gehenkelte Gefässtrümmer gefunden, desgl. kürzlich innerhalb der Umfassung des ältesten Burghofes bei 2 m Tiefe ein Menschengerippe, etwa eines 15 jährigen Mädchens, in gestreckter, gewöhnlicher Rückenlage bestattet.

Der Gesamteindruck ist folgender: Der Burghügel in der Nähe des Eisenhardt macht den Eindruck einer verschanzten germanischen Hochburg, wie wir sie z. B. vom Dorf Knoblauch bei Ketzin a. H. und vom Sorauer Stadtwald (sog. Raubschloss), desgl. vom Sommerfeldschen Berg über Oderberg i. M., sowie von dem altberühmten Schlossberg bei Burg im Spreewald kennen. Hierauf haben sich bei Belzig nach Abzug der Germanen Wenden auf dem Burgberg angesiedelt und nach deren Niederwerfung die deutschen Eroberer mit einer gemauerten Burg.

Am Fusse der Burg liegt die Stadt mit ihren freundlichen Häusern, die z. T. aus alter Zeit stammen und mit Wappen geziert sind.

Inmitten der Häuser erhebt sich auf einem stillen Plätzchen die Marienkirche. Ihr Inneres ist schlicht gehalten, und die Wände sind weiss getüncht. Die Emporen sind mit Fenstern versehen. Die Kirche wird im 13. Jahrhundert erwähnt und ihr Altar ist von Nicolaus Fugmann gestiftet. Das Bild des Stifters und das seiner Gattin befinden sich im Fusse der beiden Altarsäulen hinter kleinen Türen, die an hohen kirchlichen Festtagen während des Gottesdienstes geöffnet werden. Die Kirche besitzt einen Taufkelch aus dem Jahre 1694 und eine silberne Oblatenschachtel, die das Leiden Christi in getriebener Arbeit zeigt. Gegenüber der Kirche steht die Superintendentur, die 500 Jahre alt ist, und das Haus, in welchem der Komponist Reissiger geboren wurde. Eine Tafel an dem Hause erhält die Erinnerung hieran wach.

Von der Kirche stiegen wir bergan, bogen hinter dem Stadtgraben rechts ab und wanderten neben seinem Rande entlang zum Kreishause. Über den tiefen Graben weg, dessen Böschungen mit Bäumen und dichten Büschen bewachsen sind, hat man einen sehr schönen Blick auf die Marienkirche und die benachbarten Häuser. Das Kreishaus ist ein stattliches zweistöckiges Gebäude, das in seinem Oberstock einen grossen Saal enthält mit hohen Fenstern und einem Fries, an welchem die Wappen der adligen Geschlechter des Kreises Zauch-Belzig angebracht sind.

Hinter dem Kreishaus, das schon ausserhalb der Stadt liegt, führt der Weg wieder in die Stadt hinein. Am Ende der Strasse steht die Gertrud-Kapelle am Eingang des Kirchhofes. Ursprünglich befand sich hier ein Hospital zum Heiligen Geist, von dem aber Nachrichten fehlen, und die kleine Kapelle ist allein von ihm übrig geblieben. Sie besitzt Tonnengewölbe und hübsche gotische Fenster. An der Empore sind altertümliche Bilder mit der Jahreszahl 1616 gemalt. Auch die kleine Kanzel enthält drei Bilder. Man benutzt das Kirchlein ab und zu als Beerdigungskapelle.

Nach dieser Besichtigung suchten wir unser erstes Quartier auf, das Schützenhaus. Hier waren schon die Tafeln hergerichtet und bald begann auch das Mittagessen. Während der Tafel brachte Herr Rektor Quade das erste Hoch auf Seine Majestät aus und darauf dankte Herr Geheimrat Friedel für den freundlichen Empfang und insbesondere den Herren, welche sich um die Führung verdient gemacht hatten, wie Herrn Prediger Trinius, Herrn Rektor Quade, Herrn Amtsrichter Lehmann, Herrn Rechtsanwalt Winkler und Herrn Beigeordneten Görisch. Wir fügen hier eine Strophe aus dem stimmungsvollen Gedicht von Frau Martha Kallusky-Winkler ein, das Herr Rektor Quade vorlas und in welchem es über die Burg heisst:

„Wie schaut sie ernst vom Berg ins Tal hernieder,
Ein Denkmal alter Ritterherrlichkeit,
Die alte Burg aus Lindengrün und Flieder,
Und ernst gemahnend an vergang'ne Zeit!
Wie oft zum Kinderspiel im Frühlingswinde
Hat leisen Sang's am Tor gerauscht die Linde."

Herr Diakonus Trinius feierte dann in einer launigen Rede die Damen, und Herr Görisch toastete auf Herrn Geheimrat Friedel.

Nachdem die Tafel aufgehoben worden war, pilgerte die Gesellschaft nach den Lungenheilstätten. Der Weg führte zuerst über freies Feld und dann durch Kiefernwald. Mitten in diesem Walde in einem tiefen Tal tauchten plötzlich vor uns die roten Dächer und die schmucken Häuser auf, weit überragt von den hohen Kiefern der Abhänge. Die tiefe Lage bietet den besten Schutz gegen die Nord- und Nordostwinde. Der Sandboden saugt den Regen schnell ein, sodass die Spaziergänge der Kranken nicht auf längere Zeit ausgesetzt zu werden brauchen. Im Kurpark sind die Steige derartig angelegt, dass sie einmal reiche Abwechselung bieten und dann den Kräften der Patienten entsprechende Steigungsverhältnisse besitzen. Die ganze Schöpfung besteht aus drei Abteilungen. Die umfangreichste ist das Werk des Berlin-Brandenburgischen Heilstättenvereins, die zweite ist die Bleichröder-Stiftung und die dritte ist die Kinderheilstätte. Das Hauptgebäude, das zur Aufnahme von 105 Kranken bestimmt ist, ist 113 m lang und 44 m tief. Es ist aus Backsteinen mit Putzflächen und Holzarchitektur errichtet. In der Mitte erhebt sich ein schlanker Turm, der eine Uhr trägt. Hinter dem Hauptgebäude liegt das Maschinenhaus, in welchem das elektrische Licht und der Dampf für die Heizung erzeugt werden.

Die Anstalt wurde im Jahre 1900 eröffnet. Bei der Aufnahme in die Bleichröder-Stiftung erhalten die Kranken unentgeltliche Aufnahme und Verpflegung, während sie in der Hauptanstalt 3,50 Mk. bezw. 5 Mk. bezahlen müssen. Wir wurden durch die ganze Anstalt geführt und hatten Gelegenheit, alle Einrichtungen auf das genaueste kennen zu lernen. Es gibt hier Einzelzimmer, Zweibettenzimmer, Vierbettenzimmer, Gesellschaftszimmer, offene Hallen mit Betten, sog. Liegehallen, Waschanstalt, Badevorrichtungen u. s. w. Aus dem jüngsten Jahresbericht geht hervor, dass im letzten Betriebsjahr 339 Patienten behandelt worden sind. Die Behandlung ist eine doppelte, bei einigen Patienten findet nur die sog. physikalisch-diätetisch-hydriotische Anstaltsbehandlung statt, diese kann aber auf Wunsch auch mit der Tuberkulinbehandlung verbunden werden. Es ergab sich für das letzte Jahr, dass bei der mit Tuberkulin kombinierten Anstaltsbehandlung 38,8 % und bei der letzteren allein 11,2 % Heilungen waren. Es ergibt sich daraus, dass das Tuberkulin einen bedeutenden Heilwert besitzt. Es werden in der Anstalt

nur Patienten aufgenommen, welche sich in den Anfangsstadien der Tuberkulose befinden. Hier hat man drei Stadien unterschieden und hat nun, nach Stadien geordnet, folgende Heilerfolge erzielt. Im ersten Stadium hatte man bei der kombinierten Behandlung 84,6 % Heilungen und mit der Anstaltsbehandlung allein 31,4 %. Bei den Patienten, die sich schon im zweiten Stadium befanden, ergab nur die kombinierte Behandlung noch 18,7 % Heilung, und bei den Patienten im dritten Stadium war überhaupt keine Heilung erzielt worden.

Nachdem der Rundgange beendet war, fand sich die Gesellschaft in dem grossen Saale der Anstalt zusammen, wo der Kaffee eingenommen wurde. Hier sprach Herr Geheimrat Friedel dem Leiter der Anstalt Herrn Dr. Möller und dem Herrn Assistenten den Dank aus für die eingehende und sorgfältige Führung.

Nachdem wir noch die Anlagen durchwandert hatten, richteten wir unsere Schritte wieder heimwärts. In dem milden Lichte der Abendsonne bot das Städtchen im Tale ein ganz besonders liebliches Bild, das allen Teilnehmern des Ausfluges sicher unvergessen bleiben wird.

Auf dem Bahnhofe endlich fand sich die Gesellschaft wieder zusammen, um sich noch für die Rückfahrt zu stärken, die um 7 Uhr 42 Minuten angetreten wurde.

---

5. (2. ordentliche) Versammlung, gleichzeitig Hauptversammlung des XII. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 27. Mai 1903, abends 7½ Uhr
im Bürgersaale des Berliner Rathauses.

Vorsitzender: Herr Geheimer Regierungsrat E. Friedel. Von demselben rühren die Mitteilungen zu I, III bis XIX her.

A. Geschäftliches und Persönliches.

I. a) Der Vorsitzende erwähnt des wohlgelungenen Ausfluges nach Belzig und nach der bei der Stadt belegenen Lungenheilstätte am 24. d. M., indem er allen denjenigen, welche sich um das Gelingen desselben verdient gemacht haben, namens der Brandenburgia herzlichst dankt.

b) Herr Bankier Wilhelm Ritter ist nach über 12jähriger Tätigkeit als Schatzmeister leider aus Gesundheitsrücksichten sein Amt niederzulegen genötigt. Wie Vorstand und Ausschuss in ihrer

Sitzung vom 18. bereits Herrn Ritter den verbindlichsten Dank für seine grosse verantwortliche Mühewaltung ausgesprochen, so tut es heut die Hauptversammlung der Brandenburgia.

c) An Stelle des Herrn Ritter wird zum Schatzmeister auf Vorschlag des Vorstandes und Ausschusses das anwesende Mitglied Herr Kaufmann E. Rönnebeck, Schöneberg, Regensburgerstr. 29 wohnhaft, einstimmig gewählt. Derselbe nimmt die Wahl dankend an.

d) Nachdem das Mitglied Herr Geheimer Seehandlungsrat Dr. Paul Schubart die Wahl zum 2. Vorsitzenden aus persönlichen Gründen abgelehnt, wird auf Vorschlag des Vorstandes und Ausschusses das Mitglied Herr Geheimer Justizrat und Kammergerichtsrat Emil Uhles, Tiergartenstr. 3a wohnhaft, einstimmig zum 2. Vorsitzenden gewählt. Derselbe nimmt die Wahl, schriftlich dankend, an.

e) Zu Ehrenmitgliedern werden auf Vorschlag des Vorstandes und Ausschusses von der Hauptversammlung einstimmig gewählt:

1. Der bisherige Schatzmeister Herr Wilhelm Ritter.
2. Das ordentliche Mitglied Herr Geheimer Regierungsrat Professor Dr. Karl Möbius. Derselbe hat hierfür mündlich seinen Dank ausgesprochen.
3. Herr Dr. Alfred Nehring, Professor an der Königlichen Landwirtschaftlichen Hochschule. Er spricht seinen Dank schriftlich aus.
4. Herr Kreis- und Stadtschulinspektor Dr. S. H. Fischer, Halensee, Ringbahnstr. 129. Er hat mündlich gedankt.

f) Zum korrespondierenden Mitgliede wird auf Vorschlag des Vorstandes und Ausschusses das Mitglied Pfarrer E. Handtmann zu Seedorf bei Lenzen a. Elbe einstimmig gewählt. Er hat schriftlich gedankt.

g) In den Ausschuss werden einstimmig gewählt die Mitglieder Herr Rentier Karl Burkhardt, Linkstr. 9 und Herr Rentier Thulcke, Charlottenburg, Eisenacherstr. 110.

h) Von dem Ergebnis der sonstigen Beratungen und Beschlüsse des Vorstandes und Ausschusses in der gemeinschaftlichen Sitzung vom 18. d. M. wird der Hauptversammlung ebenfalls Kenntnis gegeben. Darnach soll eine Umarbeitung der Satzungen und zwar so stattfinden, dass auf Grundlage hiervon die Rechte der Brandenburgia als „Eingetragener Verein“ unter Zuziehung juristischer Mitglieder nach § 21 flg. und § 55 flg. des Bürgerlichen Gesetzbuches nachgesucht werden können.

Sobald dies erledigt, wird die Protektoratsfrage weiter verfolgt werden.

i) Um die Zweifel wegen Bezugs von Exemplaren des Heftes, in welchem grössere Mitteilungen stehen, zu lösen,

soll es den betreffenden Autoren freistehen, sofern sie es auf dem Manuskript vermerken, zwanzig Exemplare kostenfrei zu beziehen.

k) Der Austritt aus der Gesellschaft soll jederzeit freistehen, jedoch hat der Austretende die Beiträge noch für das Halbjahr, innerhalb dessen er austreten will, zu entrichten.

l) Auf der 19. Hauptversammlung der Niederlausitzer Gesellschaft für Anthropologie und Altertumskunde zu Luckau am Dienstag, den 2. Juni d. J. wird die Brandenburgia durch die Mitglieder Dr. Gustav Albrecht und Robert Mielke vertreten sein, welche den Auftrag gütigst übernommen haben, die besten Glückwünsche für das fernere Blühen, Wachsen und Gedeihen der befreundeten Schwester-Gesellschaft seitens der Brandenburgia auszusprechen. Die eingegangenen gedruckten Einladungen werden verteilt.

m) Herrn Kustos Rudolf Buchholz, welcher nach der am 1. April erfolgten Amtsniederlegung des Schatzmeisters Herrn Ritter dessen Geschäfte interimistisch geführt hat und sie nunmehr dem neugewählten Schatzmeister Herrn Rönnebeck übergeben wird, wird für seine Mühewaltung und Sorgfalt der Dank der Brandenburgia ausgesprochen.

II. Herr Kustos Buchholz erstattet alsdann folgenden Bericht:

a) In Vertretung des Schatzmeisters:

Am 1. April 1902 blieb ein Kassenbestand von	1196,—	Mk.
Im Laufe des Etatsjahres 1902/03 wurden eingenommen .	5114,—	„
Sa. Einnahme	6313,—	Mk.
Die Ausgaben pro 1902/03 betrugen	5167,—	„
Bestand am 1. 4. 1903	1143,—	Mk.

In der Ausgabe sind enthalten

1023 Mk. zum Ankauf von 1000 Mk. 3½ % Berliner Stadtanleihe.

Vorhanden waren . . 2000 „ „ „ „

Kapitalbestand am 1. 4. 1903 3000 Mk. in Wertpapieren.

Während der interimistischen Geschäftsführung des Berichterstatters gestaltetete sich der Kassenstand so, dass noch weitere 1000 Mk. Preuss. 3½ % Staatsanleihe gekauft werden konnten.

Ausserdem waren 1000 Mk. Preuss. 3½ % Staatsanleihe der Brandenburgia von dem verstorbenen Mitglied Fräulein Wilhelmine Weyergang zugewendet, sodass zur Zeit ein angelegter Kapitalbestand von 5000 Mk. in 3½ %igen Wertpapieren vorhanden ist und daneben ein günstiger Barbestand.

b) In Vertretung des Bibliothekars:

Am Schlusse des Vereinsjahres 1901/02 waren in der Bibliothek vorhanden 376 Büchernummern mit 1050 Bänden.

Zugegangen sind 22 Nummern mit 100 Bänden einschliesslich der Fortsetzungen von Vereins-Jahresschriften, sodass der Bestand 398 Nummern mit 1150 Bänden beträgt.

Als Geschenke gingen davon 20 Nummern ein.

Im Schriftenaustausch stehen wir mit 83 Vereinen bezw. Anstalten und zwar:

Berlin: Touristenklub für die Mark Brandenburg.
„ Redaktion der „Naturwissenschaftlichen Wochenschrift".
Bamberg: Historischer Verein.
Bayreuth: Historischer Verein für Oberfranken.
Bern: Bibliothek des Naturhistorischen Museums.
Brandenburg a. H.: Historischer Verein.
Breslau: Verein für das Museum schlesischer Altertümer.
„ Schlesische Gesellschaft für Volkskunde.
Bromberg: Historische Gesellschaft für den Netzedistrikt.
Budapest: Ungarische Landesgesellschaft für Archäologie und Anthropologie.
Danzig: Westpreussisches Provinzial-Museum.
Darmstadt: Historischer Verein für das Grossherzogtum Hessen.
Donaueschingen: Verein für Geschichte und Naturgeschichte der Baar und angrenzenden Landesteile.
Dresden: Königlich Sächsischer Altertums-Verein.
„ Zentral-Kommission für die „Wissenschaftliche Landeskunde von Deutschland".
Düsseldorf: Düsseldorfer Geschichts-Verein.
Eger: Verein für Egerländer Volkskunde.
Eisenberg: Geschichts- und Altertumsforschender Verein.
Eisleben: Verein für Geschichte und Altertümer der Grafschaft Mansfeld.
Erfurt: Verein für die Geschichte und Altertumskunde.
Frankfurt a. O.: Naturwissenschaftlicher Verein für den Regierungsbezirk Frankfurt a. O.
Giessen: Oberhessischer Geschichtsverein.
Görlitz: Gesellschaft tür Anthropologie und Urgeschichte der Oberlausitz.
Gotha: Vereinigung für Gothaische Geschichte und Altertumsforschung.
Gothenburg, Schweden: Kungl. Vetenskaps och Vitterhetssamhället.
Greifswald: Gesellschaft für pommersche Geschichte und Altertumskunde.
Guben: Niederlausitzische Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte.
Halle a. S.: Verein für Erdkunde.
„ Thüringisch-Sächsischer Geschichts- und Altertums-Verein.
„ Provinzial-Museum der Provinz Sachsen.
Heidelberg: Historisch-philosophischer Verein.
Heilbronn: Historischer Verein.
Helsingfors, Finnland: Die Finnische Altertumsgesellschaft.
Hof: Nordoberfränkischer Verein für Naturgeschichts- und Landeskunde.
Jena: Verein für thüringische Geschichte und Altertumskuude.
Insterburg: Altertumsgesellschaft.
Kahla: Verein für Geschichte und Altertumskunde zu Kahla und Rohda.

Kaufbeuren: „Heimat", Verein zur Förderung der Heimatkunde, Kunst und Sitte.
Kempten: Allgäuer Geschichtsverein.
Kiel: Verein zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg und Lübeck.
„ Gesellschaft für Kieler Stadtgeschichte.
„ „ „ Schleswig-Holstein-Lauenburgische Geschichte.
Königsberg i. Pr.: Altertums-Gesellschaft „Prussia".
„ Physikalisch-ökonomische Gesellschaft.
Landsberg a. W.: Verein für Geschichte der Neumark.
Linz: Oberösterreichisches Gewerbe-Museum.
Marienwerder: Historischer Verein für den Regierungsbezirk Marienwerder.
Meissen: Verein für die Geschichte der Stadt Meissen.
Metz: Gesellschaft für lothringische Geschichte und Altertumskunde.
Mitau: Kurländische Gesellschaft für Literatur und Kunst.
Mühlhausen i. Thür.: Mühlhäuser Altertums-Verein.
Münster: Westfälischer Provinzial-Verein für Wissenschaft und Kunst.
Neuchâtel: Société Neuchâteloise de Géographie.
Nürnberg: Germanisches National-Museum.
„ Verein für die Geschichte der Stadt Nürnberg.
Philadelphia: Museum of the University of Pensylvania.
Plauen i. V.: Altertums-Verein.
Posen: Historische Gesellschaft für die Provinz Posen.
Prag: Verein für die Geschichte der Deutschen in Böhmen.
„ Altertums-Museum.
Prenzlau: Uckermärkischer Museums- und Geschichtsverein.
Ravensburg: Verein für Geschichte, Altertumskunde pp.
Reichenberg: Verein der Naturfreunde.
Riga: Verein für livländische Geschichte.
Rostock: Verein für Rostocks Altertümer.
Salzburg: Städtisches Museum Carolino-Augusteum.
Salzwedel: Altmärkischer Verein für vaterländische Geschichte und Industrie.
Schleiz: Geschichts- und Altertumsforschender Verein.
Schwerin: Verein für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde.
Stettin: Gesellschaft für pommersche Geschichte und Altertumskunde.
Stockholm: Konigl. Vitterhets Historie och Antiquitets Akademien.
„ Nordisches Museum.
Stuttgart: Württembergische Kommission für Landesgeschichte.
Thorn: Coppernicus-Verein für Wissenschaft und Kunst.
Torgau: Altertums-Verein.
Troppau: Kaiser-Franz-Josef-Museum für Kunst und Gewerbe.
Ulm: Verein für Kunst und Altertum in Ulm und Oberschwaben.
Ungar. Hradisch: Centralblatt für Prähistorie und Anthropologie.
Upsala: Königliche Universität.
Washington: Smithsonian-Institution.
Worms: Wormser Altertums-Verein.
Würzburg: Historischer Verein für Unterfranken und Aschaffenburg.
Zwickau: Altertums-Verein für Zwickau und Umgegend.

Bilder, Karten pp.

Bestand war . . 122 Nummern.
Zugekommen sind — „
Zusammen 122 Nummern.

Bericht des II. Schriftwarts.

A. Mitglieder-Statistik.

Das abgelaufene Geschäftsjahr begannen wir mit einem Mitgliederbestand von 310. Davon starben die Herren: Dr. Baetcke, Mack, Ferdinand Meyer, Minden, Geh. Kommerzienrat Spindler und Fräulein Weyergang. Beitraten 62. Die Gesellschaft zählt jetzt 340 Mitglieder, von denen 304 männliche und 31 weibliche sind. Ausserdem gehören ihr 5 Institute als Mitglieder an.

Die Zusammensetzung des Vorstandes und Ausschusses erfuhr die Änderung, dass an Stelle des verstorbenen Geh. Baurats Bluth Prof. Dr. Georg Galland Obmann des Ausschusses wurde. Neu in den Ausschuss hineingewählt wurde Herr Landbau-Inspektor und Konservator Georg Büttner.

B. Versammlungen

fanden 19 statt, 9 ordentliche und 10 ausserordentliche. Von jenen wurden 6 im Bürgersaale des Rathauses, 4 im Brandenburgischen Ständehaus abgehalten. Die ausserordentlichen Vereinigungen waren folgende.

Am Sonntag, den 11. Mai 1902: Wanderfahrt nach Frankfurt a. O.
„ „ „ 25. „ 1902: „ „ Friesack
„ Mittwoch „ 18. Juni 1902: Besichtigung des Königl. Instituts für Glasmalerei
„ Sonntag „ 31. August 1902: Wanderfahrt nach Treuenbrietzen
„ „ „ 7. September 1902: Wanderfahrt nach Oranienburg und Lehnitz
„ Montag „ 6. Oktober 1902: Besichtigung der Meierei von C. Bolle.
„ Dienstag „ 28. „ 1902: „ „ Königlichen Porzellan-Manufaktur
„ Mittwoch „ 12. November 1902: Besichtigung der Parfümerien- und Seifenfabrik von Gustav Lohse.
„ Montag „ 9. Februar 1903: Besichtigung der Kunstanstalt „Vereinigung der Kunstfreunde".

Am 20. März wurde das elfte Stiftungsfest in der üblichen Weise durch ein Festessen, verbunden mit Vorträgen, Aufführungen und Tanz gefeiert.

C. Vorträge und grössere Besprechungen.

Es sprachen die Herren Geh. Rat Friedel neunmal, Kustos Buchholz sechsmal, Mielke und Prof. Dr. Pniower je zweimal, Dr Albrecht, Altrichter, Prof. Dr. Bardey, Dr. Fiebelkorn, Prof. Dr. Krüner, Frl. Lemke, die Herren Maurer, Prediger Passow, Bauinspektor Pinkenburg, Dr. Regling, Dr. Runze, Archivar Dr. Schuster, Postrat Steinhardt je einmal. Von Nichtmitgliedern hielt Herr Pastor Engel in Oranienburg einen Vortrag.

B. Naturgeschichtliches.

III. Ich lege den Offiziellen Katalog zur Jubiläums-Ausstellung des Fischerei-Vereins für die Provinz Brandenburg, die vom 17. Mai bis 7. Juni währt und in der Westhalle des Landesausstellungsparks am Lehrter Bahnhof untergebracht ist, vor und fordere recht dringend auf, diese ebenso reichhaltige wie schön geordnete Schaustellung zu besuchen, welche ja, wie nahe liegt, auch vielerlei Beziehungen zur Heimatkunde unserer Provinz aufweist.

Ich selbst habe zwei Beiträge für den Katalog geliefert.

a) Verzeichnis der Fischarten in der Provinz Brandenburg mit einzelnen biologischen Zusätzen. Es ist im wesentlichen die Arbeit, die ich vor Jahren für die Zwecke des Märkischen Provinzial-Museums geschrieben. Die Gattungs- und Speziesnamen sind mit den jetzt geltenden internationalen Nomenklaturregeln in Übereinstimmung gebracht. S. 5 bis 12.

b) Die nachfolgende Einführung zur Abteilung XIII, Geschichte und Vorgeschichte.

Nur durch das Wasser ist, landes- und heimatkundlich betrachtet, die Mark und Provinz Brandenburg, was sie ist, geworden. Brandenburg ist das Norddeutsche Zweistromland. Nirgends findet sich eine so glückliche Ergänzung zweier Stromgebiete in einem Landesteil: westlich das Elbland mit der Nordsee, östlich das Oderland mit der Ostsee; beide durch Havel und Spree einander seit der Urzeit genähert. Die Quellengebiete beider Hauptströme liegen im Gebirge. Vom Fels zum Meer geht die Entwicklung der Elbe und Oder und ihr folgt die Kulturentwicklung; mindestens ebensoviel aber, wenn nicht mehr, hat Norddeutschland in umgekehrter Richtung vom Meer zum Fels an Verkehr und Volksleben gewonnen. Denn an den Rändern der östlichen Nordsee und an den skandinavischen und den nordwestdeutschen Ostseeküsten liegt die Entwicklung des Germanentums, und von hier aus ist es nach Osten und Südosten, von der Bronzezeit ab, vorgedrungen.

Noch jetzt ist unsere Provinz eine der wasserreichsten; nehmen wir uns gar die Mühe, das ehemals überschwemmte oder ständig mit Wasser bedeckte Wiesen- und Moorgelände auf einer Spezialkarte ebenfalls mit Blau als Wasser anzulegen, so ersehen wir mit Erstaunen, dass von unserer Mark und von der Lausitz mancher Geländeabschnitt bis zu dreiviertel Wasser, selbstredend also gleichzeitig auch Fischwasser war.

Daher der einstmalige überschwängliche Fischreichtum, von welchem die Chroniken erzählen, daher die bekannte Devise Berlins „vom Fischerdorf zur Weltstadt“, die auch auf viele andere Plätze unserer

Provinz angewendet werden kann, wenn man das Wörtchen „Welt“ aus jener Devise streicht.

Dass dieser Wasser- und Fischreichtum sowie das damit betriebene Gewerbe der Fischerei gerade bei uns zahlreiche Spuren in der Geschichte und Vorgeschichte hinterlassen hat, versteht sich eigentlich von selbst.

Die Zusammenstellung von Fischerei-Urkunden, deren Register Herr Archivar Dr. von Buchwald für den Brandenburgischen Fischereiverein bearbeitet hat, bezeugt in ihrer Mannigfaltigkeit und Ausgiebigkeit die reiche Geschichte der hiesigen Fischerei und ihren innigen Zusammenhang sowohl mit der Geschichte des eigenen Landes, wie mit der der Nachbarländer, ebenfalls vom Meer bis zum Gebirge und umgekehrt.

Die Fischerei wird gewöhnlich mit der Jagd als Urbeschäftigung des Menschen in einem Atem genannt, gleichwohl haben sich beide menschlichen Tätigkeiten schon von der Vorzeit her ganz verschiedenartig entwickelt. Der grosse fundamentale Unterschied zwischen beiden ist der, dass die Jagd sich nicht zu einem eigenen Gewerbe entwickelt hat und mehr der vornehmen Erholung, dem „Sport“ angehört, ohne ein eigentlicher Volksnahrungszweig geworden zu sein, während der Fischfang bereits unter unserer nordischen Vorbevölkerung ein genau bestimmter Erwerbszweig, ein förmliches Gewerbe geworden ist. Dafür sprechen die Wasservögte (Pritzstapels), die sich bei Potsdam, Coepenick, Spandau u. s. f. bis heut aus heidnisch-slavischer Zeit erhalten haben.

Unsere Ausstellung erweist durch Urkunden von Privilegien, Fahnen, Innungs- und Vereinszeichen, Siegel, Diplome, Bilder u. s. w., welche Bedeutung das brandenburgische Fischereiwesen von der Regermanisierung der Provinz ab bis zur Neuzeit beansprucht.

Eine interessante Folge von Fischereigeräten der Elbe, Havel, Spree, vom Spreewald, von der Oder, Warthe, Neisse u. s. w. zeigt die praktische Ausübung. Wer eine so volkstümliche Darstellung wünscht, sei auf Karl Poetters lehrreichen Aufsatz „Die Fischereigeräte in der Mark Brandenburg“ (Monatsblatt der Brandenburgia, Gesellschaft für Heimatkunde, Bd. 10, 1901/1902, S. 85—98) verwiesen, alle dort befindlichen Geräte befinden sich teils als Originale teils als Modelle im Märkischen Provinzialmuseum beziehungsweise in der Jubiläumsausstellung.

Aber die Fischerei reicht viel weiter zurück. Sie geht über die Vorzeit des Menschen hinab bis in die Urzeit desselben. Wir besitzen als Zeugen hierfür aus den der letzten Zwischeneiszeit angehörigen südfranzösischen Renntierhöhlen zeitgenössische Darstellungen auf Mammut-

und Renntierknochen, vom Fischer mit seinen Fanggeräten und erbeuteten Fischen, Darstellungen von überraschender Naturtreue.

Diese Periode altsteinzeitlicher (diluvialer) Urzeit liegt von der ältesten jungsteinlichen (altalluvialen) Vorzeit vielleicht so weit entfernt, wie diese letztere ihrerseits von der modernsten englischen Forellenangel.

Die Fischereigeräte, Spitzangeln, Angelhaken, Angelsenker, Netzbeschwerer etc. lassen sich von der altsteinzeitlichen Alluvialzeit ab aufwärts bis zur wendischen Vorzeit nachweisen.

Das Märkische Museum, welches in Europa die mannigfachste geschichtliche Fischereisammlung besitzt, weist selbstredend auch eine grosse Zahl von hierher gehörigen märkischen und niederlausitzischen vorgeschichtlichen Gegenständen auf. Auch sonst sind interessante einschlägige Fischfanggeräte und dergl. aus anderweitigem Besitz aufgestellt.

Es kann dieserhalb auf die ausgestellten Gegenstände selbst und deren Beschreibung verwiesen werden. Eine besondere fast künstlerisch zu nennende Ausstattung haben, um wenigstens ein paar Einzelheiten zu erwähnen, die vielfachen tönernen Netzbeschwerer und Führungssteine der grossen Netze. Sie lassen sich nach geschichtlichen Zeitabschnitten genau unterscheiden: die grauschwarzen hartgebrannten gehören der ersten Zeit des Christentums bei uns, d. h. 10. bis 14. Jahrhundert an, was nicht ausschliesst, dass sie noch jetzt ab und zu gebraucht werden; sie sind meist, aber nicht immer, kreisrund und zentrisch durchbohrt. Die rot gebrannten ähnlichen durchgebohrten Scheiben, die als Netzsenker ebenfalls dienen, sind meist plumper und gehören den alsdann folgenden Jahrhunderten an. Es ist ein kleiner Scherz, den sich die Kulturgeschichte erlaubt, dass gerade die Neuheit bezüglich dieser Netzbeschwerer zur ältesten Steinzeit zurückkehrt. Denn die meisten jetzigen Netzbeschwerer und -Senker werden einfach aus rohen Platten des Rüdersdorfer Muschelkalks hergestellt, die nichts kosten, nicht gebrannt, nicht modelliert zu werden brauchen und welche von den Fischer-Frauen und -Kindern zum Zeitvertreib durch Bohren mit einem scharfen Feuerstein durchlöchert und handgerecht gemacht werden. Auch als Führungssteine, als Ballaststeine der Fischkähne und als primitive Anker kleiner Fischernachen findet man dergleichen Kalksteinplatten in der ganzen Provinz Brandenburg noch heut verwendet.

Ich darf noch hinzufügen, dass die Ausstellung ihr Wohlgelingen hauptsächlich den niemals rastenden Bemühungen unseres zweiten Vorsitzenden Geheimrat Uhles, des Begründers und Ersten Vorsitzenden des Fischerei-Vereins für die Provinz Brandenburg, sowie dem grossen Eifer und Organisationstalent des Generalsekretärs Dr. Ludwig Brühl verdankt.

Zur Feier des 25jährigen Bestehens des Vereins hat auch die Brandenburgia ihre besten Glückwünsche ausgesprochen, ebenso das Märkische Museum.

Aus Anlass der Jubiläumsfeier sind mehrere Schriften erschienen, von denen ich Ihnen zwei, beide aus der Feder von Brandenburgia-Mitgliedern herrührend, zugänglich mache.

a) Märkische Fischerei. Von Wilibald von Schulenburg. Mit 6 Abb. im Text, 38 S. gr. 8°. Drei Aufsätze, die von grossem volkskundlichem Wert sind und sich gleichzeitig durch geschmackvolle Darstellung auszeichnen:

1. Kleinfischerei an der Dahme.
2. Vater Hankel, ein Altmeister der Fischerei. (Hankels Ablage von Schmöckwitz.)
3. Die erste künstliche Fischzucht der Mark am Teupitz-See und alte Fischereinachrichten. (Herr von Parpart auf Schloss Teupitz, auch als Erzeuger der besten märkischen Tafel-Weintrauben berühmt.)

b) Ferd. Kretschmer: Der Fisch und seine Zubereitung. Berlin 1903. 51 S. gr. 8°. Tafeln mit Fischabbildungen. Eine vortreffliche Darstellung, die wir namentlich den Hausfrauen der Brandenburgia bestens empfehlen.

IV. Direktor Prof. Dr. O. Reinhardt: Veranstaltungen der Stadt Berlin zur Förderung des naturwissenschaftlichen Unterrichts in den höheren Lehranstalten 1902 bis 1903. Dritter Bericht. Sie werden in diesem Bericht unseres geschätzten Mitgliedes mehre Exkursionsberichte finden, welche sich auf unsere engere Heimat beziehen, als: Rüdersdorf, Chorin, Buckow, Freienwalde a. O., Glindow, Tegel u. s. f. und zur Nachahmung ähnlicher landeskundlicher Ausflüge anreizen.

V. Schwarzer Storch. U. Ehrenmitglied Herr Wilibald von Schulenburg hat die Güte gehabt, mir für die Brandenburgia folgendes mitzuteilen:

In der Brandenburgia ist wiederholt des schwarzen Storches gedacht worden, der in der Mark im Verschwinden begriffen ist. Es scheint aber doch Bezirke zu geben, in denen er noch häufiger vorkommt.

In der Vorstandssitzung des Fischerei-Vereins für die Provinz Brandenburg am 16. Februar 1901 (Mitteilungen desselben 1901, S. 79 u. 80) erklärte Herr Professor Dr. Eckstein-Eberswalde: „Ich möchte Front machen gegen die energische Vertilgung gewisser Vögel. Wir dürfen uns in unserem Verein nicht in Gegensatz stellen zu gewissen Bestrebungen, die von anderer Seite im ganzen Reiche gefördert werden. Es geht das Bestreben dahin, dass wir die seltenen Vögel und Tiere, die in Deutschland vorkommen, nach Möglich-

keit schützen sollen, und zu den seltenen Bewohnern mancher Gegenden gehört der schwarze Storch.

(Zuruf: Er ist sehr zahlreich gerade am Werbellinsee!) Gut, dann mag er dort dezimiert werden, aber wo er selten vorkommt, meine ich, müsste man die Fischer darauf aufmerksam machen, dass der schwarze Storch ihnen nicht so viel Schaden tut ... Es sollen die selten gewordenen Tiere ... in gewissen Grenzen erhalten bleiben ... nicht blindlings ausgerottet werden ... sie sollen auch in der freien Natur noch zu sehen sein." [Ein Bestreben, mit dem wir nur unsere vollste Übereinstimmung erklären können. W. v. S.]

Vorsitzender: „Was den schwarzen Storch anlangt, so hat der Verein ein Gutachten verfasst als Antwort auf eine Anfrage des Herrn Regierungspräsidenten in Potsdam und zwar dahin, dass der schwarze Storch ein überaus gefährlicher Fischräuber sei, und dass man eine sehr hohe Prämie auf seine Erlegung aussetzen müsste ..."

Fischzüchter Hübner-Thalmühle: „Ich glaube auch, dass der schwarze Storch an grossen Seen und Gewässern wenig Schaden anrichten kann, dass er aber im übrigen so selten ist, dass er nicht ganz und gar ausgemerzt zu werden braucht ..."

Forstmeister Reuter-Siehdichum: „In der Hauptsache halten sich ja die schwarzen Störche an den grossen Gewässern auf, und da mag der Schaden zu ertragen sein; aber gerade für die Teichwirtschaften, die die besseren Fische für die grossen Seen liefern sollen, können sie grossen Schaden anrichten ... die Wildfische mag er nicht, wo er bessere Fische findet und wo die Forellen sind, geht er bei mir hin und lässt nicht nach, bis ich ihn, den überaus scheuen Räuber, nach sehr vielen Mühen totgeschossen habe."

Wir meinen dagegen, dass der schwarze Storch nur da zu beseitigen sei, wo er Fischzüchtereien besonderen Schaden zufügt, sonst aber zu schonen ist.

VI. Über die Trappe (Otis tarda).

Am 9. November 1903, gelegentlich einer Pflegschaftsfahrt des Märkischen Provinzialmuseums nach Ragösen, Kreis Zauch-Belzig, fanden wir auf dem Felde gegen 40 Trappen, diese ansehnlichsten aller märkischen Vögel versammelt. Kaiser Wilhelm der Grosse pflegte zur Trappenjagd gern nach Rudow bei Berlin zu dem inzwischen auch verstorbenen Rittergutsbesitzer von Benda zu fahren. Der stattliche Vogel liebt steppenartige sandige Gegenden, wie sie bei Britz und Rudow bis zum grossen Militärexerzierplatz (dem Tempelhofer Felde) früher noch mehr als sonst vorhanden waren.

Auch die sogenannte Hunde-Türkei, das öde dürre Gelände bei den Stationen Brand und Halbe an der Berlin-Görlitzer Bahn, sowie die anschliessende Gemarkung Teupitz bilden Lieblingsstandorte der grossen Trappe. Es gibt auch bei uns gelegentlich eine zweite Art, die kleine Trappe (Otis tetrax), dieselbe ist aber viel seltener bei uns und ein mehr

südlicher, in Deutschland erst seit dem französischen Kriege 1870/71 als Brüter auftretender Stelzvogel.

Da ich weiss, dass u. M. Herr Postrat a. D. Steinhardt auf Burgwall in Treuenbrietzen oftmals Trappen zu beobachten Gelegenheit hat, so habe ich von ihm für uns die nachfolgenden Mitteilungen erbeten.

Die Trappe, und zwar die Grosstrappe, Otis tarda, ist für die Gegend westlich und nordwestlich von Treuenbrietzen, nach Brück und Belzig hin Standvogel. Sie ist nach Brehm (Tierleben, Band 3) der grösste europäische Landvogel; ihre Klugheit und Vorsicht ist allbekannt. Zeitweise sammeln sich die Trappen in Scharen und wechseln ihren Aufenthalt, doch nur als Strich-, nicht als Zugvögel. Sie meiden den Wald und suchen freies offenes Gelände mit einzelnen Büschen, auch kleinere Wald- und Buschbestände auf. Augenscheinlich gefällt ihnen die fast steppenartige Wiesenniederung um die „Buschdörfer" am nördlichen Fusse des Fläming, deren an sich schon wildreichen Jagdrevieren sie besonderen Wert verleihen. Hier hausen sie auf Wiesen und Äckern während der milderen Jahreszeiten.

Im Winter aber, wenn tiefer Schnee weithin die Erde bedeckt und die Nahrung in den Feldern knapp wird, tun sich die Trappen in Scharen von Hunderten zusammen und unternehmen Ausflüge auf der Suche nach Futter. Alljährlich, je nach dem Schneefall in der zweiten Hälfte des Januar oder der ersten des Februar, erscheinen diese Züge in der Niederung zwischen Treuenbrietzen und den Hellbergen, einem niedrigen Höhenzuge östlich der Stadt, an dessen Fusse die Sarne fliesst, die das Wasser der Abzugsgräben aufnimmt, die Wiesen und Gemüsegärten entwässern. Der feuchte und humusreiche Niederungsboden trägt prächtigen Kohl und manche „gespillte" oder sonstwie unbrauchbare Kohlstaude, auch Strünke, von denen der Kohlkopf abgetrennt worden, bleiben über Winter in den Gärten stehen und tragen dann immer noch eine Menge Blättchen und junger Triebe oder Schösslinge, die den Trappen ein zusagendes, gern genommenes Futter bieten. Regelmässig zwei oder drei Tage nach ausgiebigem Schneefall kommen die Trappen frühmorgens an. Erst einzeln, dann mehr, endlich in dichten Schwärmen, die sich regellos und unordentlich durcheinander bewegen. Nach längerem Umherfliegen in nicht allzugrosser Höhe lassen sich einzelne, dann mehrere, endlich die ganzen Schwärme nieder. Dann kann man deutlich sehen, wie sie die weiten Futterplätze mit einer Postenkette einzelner Vögel umstellen, die an 30 oder 50 Meter von einander entfernt entweder still stehen oder sich ganz langsam fortbewegen, aber niemals Nahrung suchen. Die im Innern des umstellten Raumes umherwandernden, hin und wieder auch in langsamem Fluge ihren Platz ändernden Vögel dagegen sieht man an den aus dem Schnee hervorstehenden Kohlstrünken, Gräsern und Pflanzen eifrig picken und fressen. Dabei kommen die ausgestellten Posten bis dicht an die Umwährung der Hausgärten, an Wege und Häuser heran, anscheinend ohne Scheu und Furcht. Sucht man sich den hübschen stattlichen Tieren zu nähern, so ziehen sie sich doch langsam zurück. Sie lassen nicht gern jemanden in ihre Nähe kommen; den Unbewaffneten, den sie als harmlos erkennen, auf 20 bis 30 Meter. Vor dem die Flinte tragenden Jäger fliegen

sie scheu bei weitem früher auf, und sobald einer aus der Postenkette auffliegt, folgt der ganze Tross der in der Nähe äsenden Vögel und die weiter entfernten stutzen und bereiten sich gleichfalls zum Abgange vor.

Damit auch die Posten zur Nahrungssuche kommen, werden sie abgelöst, indem die langsam fortschreitenden Vögel, wenn sie über die Postenkette hinausgekommen sind, aufhören zu fressen und den Wachtdienst übernehmen, so dass immer die äusserste lockere Kette aufpasst, ohne zu fressen.

Es ist ein seltsamer und eigenartiger Anblick, den die hunderte der schönen ansehnlichen Tiere darbieten, die das weite weisse Feld beleben, um so merkwürdiger, als man sie vom Fenster des warmen Zimmers aus mit oder ohne Fernglas so bequem als nur denkbar und so deutlich beobachten kann, als ob sie dicht am Hause ständen.

Bricht schliesslich die Abenddämmerung herein, so erheben sich einzelne trotz ihrer Grösse in leichtem freiem Fluge, dann immer mehr und bald der ganze ungeheure Schwarm, erst unregelmässig durcheinander fliegend und dann allmählich in der Dunkelheit nach verschiedenen Richtungen hin, doch stets nach Norden oder nach Westen, der Richtung der freieren Ebene hin, verschwindend.

Das gleiche wiederholt sich am nächsten, vielleicht auch am darauf folgenden Tage und dann sind die Trappen bis zum nächsten Jahre verschwunden. In demselben Winter kommen sie nicht wieder. Aber im vergangenen und in diesem Jahre haben sie sich nicht sehen lassen. Es fehlte am Schnee. Vielleicht hat sie auch das Geschützfeuer vom Jüterboger Artillerie-Schiessplatz her verscheucht, da neuerdings auch in den Wintermonaten dort geschossen wird.

Es wird kaum einen zweiten Ort geben, an dem man das winterliche Schauspiel der schwärmenden Trappen vom Fenster der Wohnung aus so bequem und deutlich geniessen kann, wie in Treuenbrietzen am niedrigen Hügel des Burgwalls.

VII. Herr Postrat a. D. Steinhardt-Treuenbrietzen hat ferner die Güte, uns über die Edelforelle (Trutta fario), welche, wie wir alle durch die Wanderfahrt der Brandenburgia nach Treuenbrietzen am 31. August 1902 erfahren und gesehen haben, in dortiger Gegend noch vorkommt und zwar als ureingesessener Wildling, folgendes zu schreiben:

Der Fischerei-Verein für die Provinz Brandenburg hat die Besetzung der zur Forellenzucht geeigneten Bäche, namentlich des Kreises Zauch-Belzig zum Gegenstande der Beratung und der Verhandlungen gemacht. Die Verhandlungen sind mit einer so erschöpfenden Gründlichkeit geführt worden, dass die Nichterwähnung eines Umstandes, der die Verhältnisse des Oberlaufs der Nieplitz betrifft, nur dadurch erklärt werden kann, dass dieser Umstand dem Vorstande des Vereins nicht bekannt ist. Es handelt sich um folgendes:

Auf den Karten ist im Thale des Nieplitzbaches nicht weit unterhalb Frohnsdorf an der Nieplitz ein Gehöft als „hinterste Walkmühle“ bezeichnet. Hier befand sich vor Jahren eine Tuchwalke, die durch die Wasserkraft des

Nieplitzbaches getrieben wurde. Seitdem die Treuenbrietzener Fabriken, die ihre Tuche hier walken liessen, eingegangen sind, hat auch der Walkbetrieb aufgehört und ist das Stauwerk aus Holz nicht weiter unterhalten und repariert worden. Das Holz verfaulte, das aufgestaute Wasser schuf sich Nebenwege und endlich stürzte das Stauwerk vor einigen Jahren so weit in sich zusammen, dass das Wasser durchbrach und der frühere Stauweiher trocken lief, bis auf das alte Bachgerinne, in dem der Bach jetzt abfliesst.

Hiermit ist ein Haupt-Stand- und Zufluchtsort der Bachforellen — vielleicht auch ein Laichplatz — fortgefallen. Halbwegs etwa zwischen der hintersten Walke und Treuenbrietzen liegt die „Vordere Walke", von der auch seit Jahren nichts weiter besteht als die Überreste eines mit Findlingen eingefassten Abflussgerinnes und ein nunmehr sehr stark verkrauteter und verschlammter Teich, der Sammelort einer grösseren Anzahl nahe bei einander liegender Quellen, deren Wasser durch das Gerinne zur Nieplitz abfliesst. Auch hier ist der Aufenthalt für die Forellen gegen früher sehr erheblich verschlechtert und die Verbindung mit der Nieplitz ungemein erschwert, wenn nicht gänzlich unterbrochen.

Da diese beiden, für die Besetzung der Nieplitz mit Forellen wichtigsten Örtlichkeiten für den Aufenthalt der Fische an Bedeutung erheblich eingebüsst haben, erscheint es geboten, dass bevor der Fischverein für die Hebung der Forellenzucht etwas thäte, u. A. auch diese geänderten Verhältnisse erforscht und berücksichtigt würden.

Wer die grosse Menge schöner und ansehnlicher Bachforellen gesehen hat, die bis zum Jahre 1870 das klare Wasser der Nieplitz bis gegen Buchholz hin belebte, muss es aufs lebhafteste bedauern, dass der Bestand nunmehr fast ganz verschwunden oder wenigstens dermassen verringert ist, dass die Treuenbrietzener Gastwirte sich im Bedarfsfalle die Forellen von Niemegk (Werdermühle) kommen lassen.

VIII. Das westpreussische Provinzial-Museum zu Danzig, welches unter der Leitung unseres Ehrenmitgliedes des Herrn Prof. Dr. Conwentz steht, hat den Ihnen vorliegenden „XXIII. amtlichen Bericht über die Verwaltung der naturhistorischen und kulturgeschichtlichen Sammlungen für das Jahr 1902" (Danzig 1903, Folio) eingereicht. Darin finden sich insbesondere interessante Mitteilungen (mit Abbildungen) über neue Mützen- und Gesichts-Urnen.

IX. Vier heimatkundliche zoologische Beiträge von Prof. Dr. Nehring.

Unser heute ernanntes Ehrenmitglied hat die Freundlichkeit, uns 4 Separatabzüge mitzuteilen, welche den Beweis liefern, wie eifrig der gelehrte Verfasser seit vielen Jahren in der brandenburgischen Heimatkunde gearbeitet hat.

1. Über eine grosse wolfsähnliche Hunderasse der Vorzeit (Canis fam. decumanus Nrg.) und über ihre Abstammung. (Sitzungsbericht der Gesellsch. naturforsch. Freunde zu Berlin vom

18. Nov. 1884). Behandelt den im Märkischen Museum unter A III 132 eingetragenen, in Spandau vor dem Potsdamer Tor ausgegrabenen, wahrscheinlich vorgeschichtlichen Doggenschädel.

2. Über eine besondere Riesenhirsch-Rasse aus der Gegend von Cottbus, sowie über die Fundverhältnisse der betreffenden Reste. Es ist der zu Ehren des Stadtrats ruff in Cottbus, eines eifrigen Förderers der Heimatkunde, so benannte Riesenhirsch (Cervus ruffii Nrg.) aus der berühmten diluvialen Tongrube bei Klinge unweit Cottbus. (Sitzungsbericht der Gesellsch. naturforsch. Freunde zu Berlin vom 20. Okt. 1891.)

3. Über das Skelett eines weiblichen Bos primigenius aus einem Torfmoore in der Provinz Brandenburg. (Sitzungsbericht a. a. O. 17. April 1888.) Das fast vollständige Gerippe ist eine Zierde des Museums der Landwirtschaftlichen Hochschule. (Dieser Ur ist bei Guhlen unweit Goyatz am Schwielochsee, Kreis Lübben, im Torf ausgegraben.)

4. Über neue Funde, namentlich über Elephas-Molaren, aus dem diluvialen Torflager von Klinge bei Cottbus. (Neue interessante zwischeneiszeitliche Säugetierreste.)

X. Helios, 20. Bd. der Veröffentlichungen des uns befreundeten naturwissenschaftlichen Vereins zu Frankfurt a. O. Ich reiche das mehrere interessante Mitteilungen enthaltene Bändchen, worüber u. M. Herr Dr. Gustav Albrecht spezieller berichten wird, zur Kenntnisnahme herum.

C. Kulturgeschichtliches.

XI. Über das Zelter-Haus in Petzow, welches die Pflegschaft des Märkischen Museums am 10. d. M. besichtigte, teilt uns einer der Teilnehmer, Herr Dr. Gustav Albrecht, folgendes mit: (Vgl. auch Voss. Z. vom 13. d. M.)

Im Dorfe Petzow am Schwielow-See, das kürzlich von der Pflegschaft des Märkischen Museums besucht wurde, steht in der „Grelle", einer Ziegelei an der Grellebucht, ein unscheinbares, von Weinlaub umranktes Häuschen, das eine Porzellantafel mit folgender Inschrift trägt:

ZELTER
WARD
HIER GEBOHREN
AM
XI. DEC: MDCCLVIII.

Die Tafel ist nach Angabe von Berghaus (Landbuch I, 558) von Beuth seinem Freunde Zelter errichtet worden, um die Geburtsstätte des berühmten Komponisten der Nachwelt zu erhalten. Die Richtigkeit dieser Angabe ist

indes vielfach bezweifelt worden, da Zelter selbst in seiner Autobiographie (Hrsg. von Zelters Enkel Dr. W. Rintel, Berlin 1861) sagt, dass er in Berlin in dem Hause Münzstrasse 1, in dem er seine Erinnerungen niederschreibe, geboren sei. Dieser Vermerk und die Aufzeichnung im Taufregister der Sophienkirche Berlin, dass „Carl Friedrich Zelter, Herrn Georg Zelters, Bürgers und Maurermeisters und dessen Ehefrau Anna Dorothee Hintzen ehelich erzeugten Sohn geboren den 11. Xbr., am 14 Dezember 1758 getauft sei", haben dazu geführt, dass man neuerdings das Haus Münzstrasse 1 als das Geburtshaus des Komponisten Zelter angesehen hat.. Demzufolge hat auch die Stadt Berlin an dem genannten Hause eine bronzene Gedächtnistafel mit nachstehender Inschrift anbringen lassen:

Dem Andenken
Karl Friedrich Zelters
welcher im Jahre 1758
hier geboren wurde.
Die Stadt Berlin.

Trotz der eigenen Angabe Zelters scheint aber das Haus Münzstrasse 1 doch nicht die Geburtsstätte des Komponisten zu sein. Wie nämlich anlässlich der Anwesenheit der Pflegschaft des Märkischen Museums in Petzow durch Herrn Hauptlehrer Andrich festgestellt wurde, hat der verstorbene Amtsrat Kähne, dessen Familie das Gut Petzow gehört, wiederholt geäussert, dass er eine alte Frau gekannt habe, die bei der Geburt Zelters in dem kleinen Häuschen auf der „Grelle" zugegen gewesen sei. Zelters Vater war Pächter der Grelle-Ziegelei und wohnte den grössten Teil des Jahres in Petzow, sein Sohn wäre nun als ein auf dem Lande geborenes Kind kantonpflichtig gewesen, und um seinen Sprössling dem schweren Militärdienst zu entziehen, zog er es vor, den Neugeborenen schnell nach Berlin bringen zu lassen und die Geburt dort, wo er in der Münzstrasse ein Haus besass, zu melden. Die Einwohner von Berlin genossen den Vorzug, von der Kantonpflicht befreit zu sein, und so wurde der kleine Zelter als „geborener Berliner" gleichfalls von der Militärpflicht befreit. Aus dem gleichen Grunde wurde er auch in der Sophienkirche getauft und in Berlin erzogen. Da eine Entdeckung dieser „Schiebung" für die Beteiligten ohne Zweifel unangenehme Folgen gehabt hätte, so wurde die Sache möglichst geheim gehalten und auch der Knabe in dem Glauben gelassen, dass er in Berlin geboren sei. Daraus erklärt sich die Angabe Zelters in seiner Selbstbiographie und die darauf gestützte Annahme, dass das Haus in der „Grelle" bei Petzow nicht das Geburtshaus Zelters sei. Die Angaben des Amtsrats Kähne erscheinen sehr glaubwürdig, und vermutlich hat Beuth von der ganzen Angelegenheit Kenntnis gehabt und durch Anbringung der Tafel die falsche Überlieferung beseitigen wollen.

XII. Dr. L. H. Fischer, Stadt- und Kreisschulinspektor in Berlin: Die ersten 75 Jahre der Berliner Gemeindeschule. (Sonderabdruck aus den „Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte". Jahrg. XIII. Heft 1. Berlin 1903.

Unser neues Ehrenmitglied schildert den glänzenden Entwickelungsverlauf der Berliner Gemeindeschule, die sich aus der Armenschule entwickelt hat.

In der Bettler-Ordnung von 1590 wird die erste Berliner Armenschule genannt. Erst über 100 Jahre später, 1699, werden unter Berlins Schulen wieder Armenschulen erwähnt. Der Armenprediger Johann Raue, ein Anhänger des Comenius (vgl. Nr. XIII dieser Mitteilungen)*) fand, dass es den meisten Armen auch sogar an der blossen historischen Erkenntnis göttlicher Wahrheiten fehlte, und errichtete, um solcher Unwissenheit vorzubauen, unter tatkräftiger Beihilfe frommer Menschenfreunde zwölf Armenschulen. Diese bestanden bis 1778, wo sie mit den Parochialschulen vereinigt wurden. Als sich diese Verquickung nicht bewährte, wurden im Jahre 1790 die Armenschulen wiederhergestellt. Neben diesen waren im Laufe des 18. Jahrhunderts einzelne Armenschulen auf Grund besonderer Stiftungen entstanden.

Am 28. Oktober 1827 wurde die 1. (jetzige 11.) städtische Volksschule eröffnet.

1901 waren bei 1 901 567 Seelen 249 Gemeindeschulen mit 4342 Klassen und 212 495 Schülern vorhanden.

Möge die Volksschule auch ferner zum Heile unseres Gemeinwesens und unserer Bevölkerung gedeihen.

XIII. Monatshefte der Comenius-Gesellschaft. Deutsche Zeitschrift für Religions- und Geistesgeschichte. Herausgegeben von Ludwig Keller. XII. Bd., 3. und 4. Heft 1903 enthält, wie Sie ersehen wollen, auf S. 116 eine sehr freundliche Erwähnung der diesseitigen Mitteilungen über Comenius. Brandenburgia XI, 1902, S. 79 ff.

Der gelehrte Herausgeber veröffentlicht gleichzeitig einen Artikel: „Die Anfänge der Renaissance und die Kultgesellschaften des Humanismus im 13. und 14. Jahrhundert“ (S. 76—102), der auch für unsere Heimat nicht ohne Interesse ist.

Desgleichen überreicht Herr Geheimrat Dr. L. Keller eine Sonderschrift der Comenius-Gesellschaft: Comenius und die Erziehung des Menschengeschlechts. Ein Lebensbild von Johann Friedrich Herder. Nebst einem Vorwort. Herausgegeben von Dr. Ludwig Keller. (Berlin 1903.) Auch dieses klassische Schriftchen empfehle ich Ihrer Betrachtung.

„Drei grosse deutsche Männer sind es (sagt Keller), die für die Verbreitung der Anschauungen und für die Wacherhaltung des Andenkens

*) Herr Fischer bemerkt hierzu S. 5: Über seine Stellung in der Geschichte der Pädagogik wird in Bd. XXVI der Monumenta Germaniae Paedagogica (Kvačala, Die pädagog. Reform des Comenius u. s. w.) ausführlicher berichtet werden.

des Comenius das meiste getan haben: Leibniz, Herder und Goethe. Wir waren — um mit Herder zu reden — die Schwäne, die, über dem Fluss der Vergessenheit schwebend, den würdigen Namen des grossen Mannes erhaschten, ehe er in diesen Fluss versank und die sich mit ihm zum Tempel des Andenkens emporschwangen."

Wir danken für diese Gaben und werden auch unsererseits das Andenken des grossen Mannes in der Brandenburgia stets in grössten Ehren halten.

XIV. Paul Quade: Bilder aus Belzigs und Sandbergs Vergangenheit und Gegenwart. Belzig (1903). Selbstverlag des Verfassers. (172 S. gr. 8°. Preis 1,60 Mk.)

Der Verfasser, einer unserer freundlichen Führer bei der Wanderfahrt am 24. d. M. nach Belzig, hatte die Güte, diese lehrreiche und fesselnde Monographie damals auszulegen; diejenigen, welche nicht teilnahmen, wollen von dem dem Märkischen Museum seitens des Verfassers verehrten Exemplar Kenntnis nehmen.

Nach einer Schilderung des Landes und Volkes wendet Herr Quade sich der Burg Eisenhardt und der Entstehung der Stadt zu. Geschichtsbilder, in denen die Hussiten- und Schwedenzeit, die Kämpfe im siebenjährigen Kriege und der Tag von Hagelsberg, sowie die Unruhen 1848 die markantesten Erscheinungen sind, folgen.

Der grösste Teil des Buches ist der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und der Gegenwart gewidmet.

Urkunden, Akten und mündliche Berichte, sowie die vorhandenen gedruckten Quellen sind fleissig benutzt und machen das Buch zu einem der lobenswertesten Erscheinungen brandenburgischer heimatkundlicher Literatur. Allen Freunden der Heimatskunde sei dasselbe bestens empfohlen.

XV. Die drei Linden, Schauspiel in fünf Akten nach einer märkischen Sage. Von Henriette Clara von Förster. Felix Bloch Erben, Berlin 1903.

Die Verfasserin, unser verehrtes Mitglied, hat das umgearbeitete Volksstück — vgl. Brandenburgia, Sitzung vom 25. März d. J. — statt handschriftlicher Mitteilung „Reg. London Stat. Hall" erscheinen lassen. Ich wiederhole den Wunsch, dass das heimatliche Schauspiel recht bald auch in Berlin gegeben werden möge; bisher heisst es leider auch hier wieder einmal: Der Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande.

XVI. Dr. Gustav Berg: Kurprinz Friedrich Wilhelm und Kronprinz Friedrich (II.) in Cüstrin. Mit Benutzung des im Königl. Haus-Archiv vorhandenen urkundlichen Materials. Cüstrin 1903. Selbstverlag des Verfassers. 86 S. 8°.

Der Herr Verfasser, welcher der Brandenburgia durch seine eingehenden Studien über Cüstrin: „Cüstrin seit 100 Jahren“ und Brand. X, S. 270, auch durch seine Tätigkeit in dem freudig erblühten Verein für die Geschichte Cüstrins, auf das vorteilhafteste bereits bekannt ist, hat zwei der interessantesten Kapitel gewählt. Der Aufenthalt des Grossen Kurfürsten dauerte vom 4. Mai 1627 bis zum Oktober 1633, dann ging er nach Stettin und 1634 über Berlin nach den Niederlanden, um dort akademischen Studien obzuliegen.

Die in der Historia Marchica des Hofhistoriographen Schokius vorgebrachte bekannte Geschichte, wonach unter dem Bett des damals 10jährigen Prinzen ein etwa 18jähriger mit einem Dolch bewaffneter, vom Kanzler Graf von Schwarzenberg angestifteter Meuchelmörder von dem französischen Kammerdiener Daniel entdeckt worden sei, hält Berg für Erfindung. Daniel möge den ganzen Hergang selbst inszeniert oder gar ersonnen und um seine Verdienste ans rechte Licht zu setzen, dem jungen Prinzen, der eine lebhafte Einbildungskraft besass, so oft erzählt haben, bis dieser schliesslich selbst daran glaubte.

Interessanter ist das zweite Kapitel: Die Gefangenschaft Friedrichs des Grossen in Cüstrin vom 4. September 1730 bis 26. Februar 1732. Reinhold Koser hat denselben Gegenstand unlängst behandelt. Bergs Arbeit unterscheidet sich hiervon dadurch, dass sie mit Recht mehr für die Ortskunde wichtige Tatsachen bringt, vor allem aber dadurch, dass sie die beiden Fragen, welche Koser offenlässt, beantwortet: Hat Friedrich die Hinrichtung Kattes gesehen? und wo ist Katte hingerichtet worden?

Die Exekution an Katte ist bei der Wache auf dem Walle über der Mühlenpforte vollzogen worden, hinter der alten markgräflichen Kanzlei, die sich am nordwestlichen Ende der Kietzerstrasse befand, wo jetzt das Haus Nr. 188 steht. Katte empfing den Todesstreich durch das Schwert des Seelower Scharfrichters Coblentz. Friedrich hat dem Akte, wie Berg überzeugend erweist, zugesehen.

Verfasser schliesst S. 86: „Die Jugendgeschichte sowohl des Grossen Kurfürsten als auch Friedrichs des Grossen, soweit sie in dieser Schrift behandelt ist, bestätigt wieder einmal die Wahrheit des alten Bibelwortes: „Es ist ein köstlich Ding einem Manne, dass er das Joch der Jugend trage.“ Die Jugend des Kurprinzen Friedrich Wilhelm fällt in die Stürme des dreissigjährigen Krieges hinein; fern dem Elternhause wuchs er unter Entbehrungen zum Jüngling heran. Dieses zwar hat der Kronprinz Friedrich nicht gekannt; aber er war nahe daran, sittlich unterzugehen. Da führte ihn die äusserste Strenge, ja Härte des Vaters auf den rechten Weg zurück.“

Die Schrift ist schon vor $1\frac{1}{2}$ Jahren in einzelnen Artikeln in der Frankfurter Oder-Zeitung erschienen; Verfasser hat sie jetzt, bei der

bevorstehenden Enthüllung der beiden zu Cüstrin von unserm Kaiser gestifteten Denkmäler in Buchform herausgegeben.

Möge die lehrreiche, warm empfundene Schrift recht weite Verbreitung finden.

XVII. Von der Antiquitäten-Rundschau. Wochenschrift für Museen, Sammler und Antiquare. Verlag Continent, Theo Gutmann, Charlottenburg, Leibnizstrasse 91, von mir bereits in voriger Sitzung erwähnt, lege ich die bis jetzt erschienenen 17 Nummern (zu 50 Pf. das Stück käuflich) vor und wollen Sie sich von der grossen Fülle und Reichhaltigkeit des gebotenen Stoffes gefälligst persönlich unterrichten.

D. Abbildungen.

XVIII. Herr Ernst Paasche, Pankow bei Berlin, Amalienpark 6, überreicht zwei von ihm aufgenommene Photographien von einem epheuumsponnenen Baumstamm Breite Str. 44 und einer stattlichen weiblichen Eibe (Taxus baccata) vor dem Hause Breite Str. 4c zu Pankow.

XIX. U. M. Herr Chemiker Ernst Schenk, Fürstenwalde a. Spree überreichte für das Märkische Museum 2 im Jahre 1902 von ihm aufgenommene Photographien des Kriegerdenkmals auf der Höhe über Alte-Grund (Rüdersdorfer Kalkberge) und von dem daselbst befindlichen strohgedeckten hölzernen Schutzpavillon.

Ferner 3 Photographien, im Juli 1902 aufgenommen, von Cammin in Hinterpommern:

1. Das stattliche rotbacksteinerne Stadttor. An demselben bemerkte ich vor Jahren unter der Blende links mittelalterliche Rundnäpfchen. Dieselben bilden keine Ausnahme von der Regel, dass Rundnäpfchen nur an geweihtem Mauerwerk vorkommen, denn es hat in der Blende ein Schutzheiliger gestanden.

2. Der ehemalige Bischofsitz und 3. das Kriegerdenkmal zu Cammin.

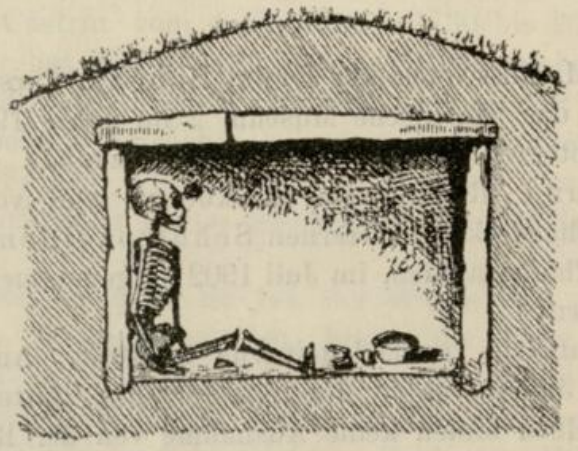
Aus Cantreck bei Cammin: 2 verschiedene Aufnahmen der in ausgemauertem Fachwerk aufgeführten Dorfkirche, des Altars und den Eingang zum Erbbegräbnis der Familie von Koeller. Endlich recht interessante Holzarbeiten des 17. Jahrhunderts in der Kirche zu Dorf Dischenhagen unweit Cantreck, ersichtlich auf einer Photographie des Innern. Der Kanzel gegenüber der Stuhl der Familie von Koeller, in 5 Felder geteilt mit Arabesken in weiss, rot und kellbraun. Im 2. Felde das Koellersche Wappen: Jacob von Köller 1673. Im 3. Felde Wappen mit Inschrift Luwies Hedewig von Kalckstein 1673. In den Fenstern hinter dem Stuhl befindet sich eine Scheibe mit gemaltem altem Glas-

bild eines Schiffes sowie ein etwas kleineres Glasbild, eine Frau darstellend, mit gotischer Inschrift: Ka[r]sten Besse 1591. Vorhanden ferner ein zweiarmiger Bronzeleuchter, gegen 30 cm hoch; auf dem Fusse desselben um den Stiel herum die Inschrift: Augustinus Lumre Anno 1632.

XX. U. M. Herr Stadtrat A. Mieck-Prenzlau macht folgende Mitteilungen über steinzeitliche Gräber, deren Ausbeute dem Prenzlauer Museum zu Gute gekommen ist.

1. Das Suckower Steinkistengrab.

Zu dem von Arnim-Suckowschen Majorat gehört auch das Rittergut Fergitz, unmittelbar am Oberuckersee gelegen. Ungefähr 2000 m von diesem Gutshofe entfernt, zieht sich auf Gustavsruh zu eine Hügelkette entlang, deren höchster Hügel — 84 m über NN — der Flachsberg genannt wird. Von diesem Berge aus geniesst man eine herrliche Aussicht über das ganze Uckertal, man sieht die Türme der Marienkirche



Querschnitt des Suckower Steinkistengrabes.

von Prenzlau aus der Landschaft herausragen und kann auch den Wasserturm wie die übrigen Türme Prenzlaus fast mit blossem Auge erkennen. Auf dem höchsten Punkt dieses Berges liegt das Steinkistengrab, in dem vor mehr als 4000 Jahren ein Steinzeitmensch bestattet worden ist.

Ursprünglich war das Grab wohl 50—60 cm hoch mit Erde bedeckt gewesen. Je öfter der Pflug über dasselbe hinweggegangen, je mehr Erde hat er mit in die Ebene genommen und so ist es gekommen, dass vor 7 Jahren der Pflug zum ersten Male die Deckplatte fasste und man auf diese Grabstätte aufmerksam wurde. Der damalige Inspektor, jetzige Gutsbesitzer Herr Greiser in Melzow erstattete Herrn von Arnim sofort von dem Funde Bericht und in seinem Beisein erfolgte bald

darauf die erstmalige Besichtigung des Grabes. Es wurde in einer, ein längliches Rechteck darstellenden Steinkiste ein sitzendes Skelett, den Rücken an die nach Nordost liegende Schmalseite gelehnt, gefunden, die Kniee waren etwas zusammengezogen, ein kleines, napfartiges Tongefäss stand vor den Füssen. Das Grab war mit gelbem Sand gefüllt, der sich auf dem Hügel und in der Nähe nicht vorfindet und daher bei der Bestattung von weiter her geholt sein muss. Die Durchsuchung des Grabes geschah nur oberflächlich. Das Skelett wurde in seiner Lage belassen, der Sand wieder behutsam hineingeschüttet und die Decke wieder aufgelegt. Später ist es dann noch einmal auf Veranlassung des Herrn von Arnim geöffnet, und, wie mir versichert wurde, auch diesmal nichts vom Inhalt genommen. Indessen müssen doch noch späterhin, und zwar unbefugt, Nachgrabungen stattgefunden haben, denn ich fand am 7. ds. Ms. bei der genauen Durchforschung des Grabes, welche auf Veranlassung und im Beisein des Herrn von Arnim erfolgte, zwar noch die Steinkiste wohl erhalten vor, nicht aber mehr die Deckplatte, das Skelett hatte seine ursprüngliche Lage eingebüsst, war auch nicht mehr ganz vollständig, u. a. fehlte vom Schädel der Kiefer, von dem Tongefäss fand ich nur noch Scherben vor, glatte, ohne jedes Ornament, Ton mit Quarzkörnern durchsetzt, Farbe rotbraun.

Das Grab gehört der jüngsten Form der steinzeitlichen Gräber an, die Längsplatten sind 105 cm lang, 60 cm hoch und ca. 10 cm dick, die Querplatten 65 cm lang, 60—62 cm hoch und ungefähr 10 cm dick. Eine Unterplatte war nicht vorhanden, das Skelett hat auf dem gewachsenen Boden gesessen. Die Deckplatte bestand, wie mir Herr Greiser, den ich in Melzow behufs näherer Information aufsuchte, versicherte, aus 2 Stücken, einem kleineren und einem grösseren; sie ist — wohl beim Pflügen hinderlich — vom Hügel entfernt und zerschlagen worden. Die 4 Seitenplatten waren, wie die vorstehende, zur Orientierung unserer Leser beigefügte Zeichnung ergiebt, fast eben, gleichmässig stark und sind von einem grösseren grauen Granitblock abgespalten. Da sie beinahe fest aneinander passten, fehlten auch die kleineren Steinspaltstücke zum Ausfüttern der 4 Ecken. Das Skelett und besonders der Schädel wurde sofort sorgfältig zwischen Häcksel in eine Kiste verpackt; es wird, sobald die Knochen an der Luft erhärtet sind, von Herrn Dr. Schumann-Löcknitz genau untersucht und gemessen werden. Im Grabe fand ich noch einige bearbeitete Feuersteinsplitter. Ob sonst noch Bemerkenswertes in demselben vorhanden, wird die Durchsiebung des ausgeworfenen Sandes ergeben, welche Herr von Arnim freundlichst am nächsten Morgen veranlassen wollte. Wahrscheinlich ist mir das nicht, denn in dieser Zeitperiode fehlen den Gräbern die Beigaben, als Werkzeuge aller Art, fast immer. Man glaubte bereits, dass der Tote für diese Geräte des täglichen Lebens keine Verwendung mehr habe.

Es wird versucht werden, das Skelett in unserem Museum in einer Glaskiste wieder aufzustellen — ähnlich wie dies mit dem Charlottenhöfer Steinzeitgrab, das der ältesten Steinzeitperiode angehört, geschehen ist. Es ist das einzigste aus dieser Übergangsperiode, das wir besitzen, schwerlich wird ein zweites gefunden werden, denn diese Art Gräber sind äusserst selten. Sagt doch schon L. von Ledebur in seiner 1852 erschienen Beschreibung der heidnischen Altertümer des Regierungsbezirks Potsdam, „dass hier und dort in früheren Zeiten ein Steinzeitgrab gewesen, aber aus Unkenntnis vernichtet worden sei, daher müssten die wenigen noch vorhandenen und wenn auch schon ausgenommenen alten Grabstätten erhalten bleiben, denn neue würden schwerlich noch entdeckt werden."

Das Suckower Grab wird als ein Einzelgrab anzusprechen sein, denn die am selbigen Tage auf den benachbarten Hügeln vorgenommenen Nachgrabungen waren ergebnislos.

Herrn von Arnim-Suckow bat ich, die sich schön präsentierende Steinkiste als ein wertvolles Denkmal aus grauer Vorzeit schonen und zu diesem Zweck mit einem, wenn auch noch so einfachen Gitter zu umgeben. Herr von Arnim willigte bereitwilligst ein und traf auch sofort die nötigen Anordnungen. Leider hat ein Missetäter dieses Vorhaben vereitelt. Als am nächsten Morgen der Fergitzer Inspektor nach der Grabstätte kam, um das Durchsieben des Sandes zu überwachen, fand er die Stätte verwüstet. Die Steinplatten waren mit Gewalt aus dem Grabe herausgerissen, eine war in tausend Stücke zerschlagen, was nur mittels eines schweren Hammers geschehen sein kann, „ein Vandalismus erster, schlimmster Klasse," so schrieb mir sofort Herr von Arnim. Hoffentlich gelingt es, den Täter zu fassen und ihn dem Gericht zur Bestrafung zu übergeben.

Dies ist nun schon das zweite Grab seit Bestehen des Uckermärkischen Museums- und Geschichtsvereins, das der Altertumsforschung verloren, für immer verloren gegangen ist. Das erste, ebenfalls ein steinzeitliches Grab wurde bekanntlich im Frühjahr von dem Besitzer trotz unserer Bitten mit Dynamit gesprengt, um Pflastersteine zu erhalten. Wir hätten dem Manne gern einen hohen Betrag als Entschädigung gezahlt.

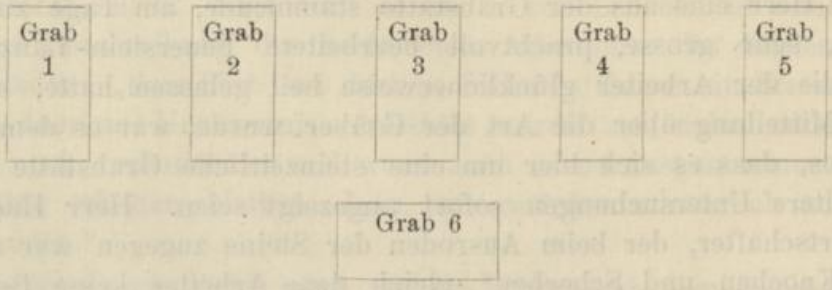
2. Das steinzeitliche Gräberfeld bei Jagow.

Am 16. Mai d. Js. abends erhielt der Kustos unseres Museums von Herrn Rittergutsbesitzer B. von Holtzendorff auf Jagow die briefliche Mitteilung, dass auf seiner Feldmark, und zwar auf dem Raps-Brachschlage nahe dem sogenannten Bandelower Haidwege in der Höhe vom Bandelower See, beim Ausbrechen von Feldsteinen allem Anscheine nach ein Gräberfeld gefunden worden sei. Leider habe der Arbeiter die

menschlichen Skelette und die Urnen zerschlagen. Vermutlich wären aber noch mehr Gräber in der Nähe und er stelle anheim, die Fundstätte zu untersuchen und event. weitere Nachgrabungen vorzunehmen. Bereits am nächsten Morgen fuhr der Kustos nach Jagow und zog zunächst bei Herrn Oberinspektor Hacke nähere Erkundigungen ein. Als ihm der Herr eine aus der Grabstätte stammende, am Tage zuvor gefundene, sehr grosse, prachtvoll bearbeitete Feuerstein-Lanzenspitze zeigte, die der Arbeiter glücklicherweise heil gelassen hatte, und ihm nähere Mitteilung über die Art der Gräber wurde, war es dem Kustos zweifellos, dass es sich hier um eine steinzeitliche Grabstätte handele und weitere Untersuchungen sofort angezeigt seien. Herr Hacke und sein Wirtschafter, der beim Ausroden der Steine zugegen war und den „ollen Knochen und Scherben“ gleich dem Arbeiter keine Bedeutung beigelegt hatte, fuhren mit zur Fundstätte und waren auch bei den Nachforschungen behilflich. Mit Spaten und Schippen wurden die bereits zerstörten Gräber bis auf den gewachsenen Boden weiter ausgenommen und die ausgeworfenen Erdhaufen sorgfältig durchsucht. Hierbei wurden die Urnenscherben und Skelettreste aufgefunden, sorgfältig gesammelt und verpackt. Eine zweite grosse Feuersteinlanzenspitze, in drei Teile zerstossen, dem Grabe Nr. 3 angehörig, und eine dritte kleine, in der Form ganz abweichende, aus dem erst zur Hälfte blosgelegt gewesenen Grabe (Nr. 6) herrührend, wurden weiter entdeckt und mit gütiger Erlaubnis des Herrn Baron von Holtzendorff mitgenommen. Die darauf ausgeführten Bohrungen in der Nähe dieser Gräber liessen weitere Funde vermuten und es wurde mit Herrn Oberinspektor Hacke eine systematische Bloslegung auf den nächstfolgenden Tag verabredet. In bereitwilligster Weise stellte uns dieser Herr, der von Anfang an das lebhafteste Interesse für die Sache gezeigt hatte, die nötigen Arbeiter zur Verfügung und unter Beteiligung des Vereins-Vorsitzenden und eines Mitgliedes wurde am gedachten Tage in aller Frühe mit der Bloslegung begonnen, die den ganzen Tag bis spät abends in Anspruch nahm. Entdeckt wurden drei weitere Gräber, von denen zwei bis auf die Skelette freigelegt wurden, das dritte sollte in Gegenwart des Herrn Dr. Schumann-Löcknitz ausgenommen werden, dem am Sonntag bereits Mitteilung gemacht worden war und der sich von der Art der Gräber und von der Lage der Skelette selbst überzeugen wollte. Da die Bloslegung erst am nächstfolgenden Tage erfolgen konnte, wurden die Gräber mit grossen Brettern wieder zugedeckt und — um eine Zerstörung zu verhüten angesichts der in Suckow gemachten traurigen Erfahrung — Tag und Nacht durch zuverlässige Leute bewacht. Mehrere Vereinsmitglieder, die von diesem Funde Kenntnis erhalten hatten, beteiligten sich an dieser Schlussarbeit. Nach photographischer Aufnahme der beiden freigelegten wohl erhalten gebliebenen Skelette zwecks genauer Wiederzusam-

menstellung und nach, mit Untertsützung eines weiteren ärztlichen Sachverständigen vorgenommener genauer Besichtigung derselben wurde die Bergung vorgenommen und darauf das dritte Grab blosgelegt.

Das Gesamtergebnis ist kurz folgendes:



Die Grabstätte — Lehmboden — bestand nur aus 6 Gräbern. In allen Gräbern waren auf der Seite liegende Hockerskelette vorhanden. Im Grabe Nr. 2 lagen 2 Skelette, vermutlich Mann und Frau. Der Kopf des Skelettes lag (bei den Gräbern 1—5) gen Süden, mit dem Gesicht nach Osten gewendet, die eng an den Leib zusammen gezogenen Beine lagen nach Norden, das Skelett aus dem Grabe Nr. 6 mit dem Kopf nach Westen, den Beinen nach Osten, das Gesicht nach Südosten gewendet. Grab Nr. 1 hatte als Beigabe ein kugelförmiges kleines Gefäss, eine Lanzenspitze ist sicherlich auch hier vorhanden gewesen. Hoffentlich findet sich dieselbe noch später beim Planieren des Bodens vor. Dem Grab Nr. 2 war eine grosse und eine kleine Lanzenspitze, dem Grab Nr. 3 eine grössere Urne und eine grosse Lanzenspitze, dem Grab Nr. 4 eine Lanzenspitze, 4 Pfeilspitzen, eine Knochennadel und eine grosse Bernsteinperle, dem Grab Nr. 5 eine Lanzenspitze, dem Grab Nr. 6 eine kleine Lanzenspitze beigegeben. Jedes Grab hatte eine Länge von ca. 1,70 m und eine Breite von ca. 90 cm und lag 1 m von dem andern entfernt. Ungefähr 30 cm unter der Oberfläche zeigte sich die erste Steinpflasterschicht. 2 bis 3 solcher Schichten, aus kinderkopfgrossen Steinen bestehend, bedeckten das Skelett, das in einer Tiefe von ca. 90 cm auf dem gewachsenen Boden lag. Als Stützpunkte waren am Kopf wie an den Füssen jedes Skeletts Steine angebracht. Eine Steinkranzumrahmung wies kein Grab auf.

Allgemein sei über diesen Fund zur Orientierung unserer Leser noch folgendes gesagt:*)

Zu den archäologisch interessantesten Gebieten Norddeutschlands gehört unzweifelhaft das mit diluvialem Geschiebelehm bedeckte Plateau

*) Eine ausführliche Beschreibung mit Abbildungen wird das Werk über die Steinzeitgräber der Uckermark, das noch im Laufe dieses Jahres erscheinen soll, bringen.

an dem linken Ufer der Ucker, denn in diesem fruchtbaren Gebiete finden wir eine Anhäufung von steinzeitlichen Gräbern, Gräbern unserer ältesten Ahnen, wie nur sonst in wenigen Gegenden. Von Suckow im Süden, über Pinnow, Sternhagen, Charlottenhöhe, Schapow, Dedelow, Jagow bis Stolzenburg bei Pasewalk ziehen sich diese Gräber nach Norden, um an dem letzteren Orte ihr Ende zu finden. Nicht allein die Gräber der ältesten Art, die grossen über der Erde angelegten Megalithgräber oder Dolmen (Trebenow, Dedelow), finden sich hier, auch die grossen unterirdischen und kleinen Steinkisten, auch grössere Gräberfelder, bei denen zahlreiche Skelette nebeneinander in blosser Erde bestattet sind, begegnen wir da. Mit einem Worte, es tritt uns aus der Steinzeit da eine verblüffende Mannigfaltigkeit von verschiedenen Gräberformen, von Gefässen und Steinwerkzeugen der verschiedensten Form entgegen. Es kann diese Verschiedenheit auch nicht Wunder nehmen, wenn man bedenkt, dass die Steinzeit mindestens ein Jahrtausend gewährt, und dass in dieser Zeit natürlich eine reiche Entwickelung von den einfachsten bis zu den vollkommensten Formen stattgefunden hat. Es haben sich da grosse Entwickelungsperioden abgespielt, die im einzelnen kennen zu lernen die Aufgabe der Altertumswissenschaft ist. Ein gut Stück sind wir in dieser Beziehung wieder durch diese Ausgrabung gefördert worden. Die Grabanlage sowie die Form der vollkommen unverzierten Gefässe beweist, dass dieselben dem Ende der Steinzeit angehören und dass also auch die schönen Lanzenspitzen nicht in eine frühe Periode der Steinzeit, sondern ganz an das Ende derselben zu stellen sind. Steinzeitliche Gräberfelder sind in Norddeutschland überhaupt selten und das Gräberfeld von Jagow stellt sich den Gräberfeldern von Hammelstall bei Brüssow und Schwedt als jüngstes würdig an die Seite.

Die Gräber von Jagow werden etwa in das Ende des III. Jahrtausends vor Christo zu setzen sein. Dass dieselben nicht weiter zerstört, sondern der altertumswissenschaftlichen Forschung nutzbar gemacht wurden, ist der Güte des Herrn B. von Holtzendorff-Jagow zu danken, der durch die sofortige Mitteilung an den Museumskustos sein lebhaftes Interesse für die Sache bewiesen hat. Ihm sei namens des Vereins auch an dieser Stelle herzlicher Dank gesagt.

(Vgl. auch Prenzlauer Zeitung vom 12. Mai Nr. 110 und vom 24. Mai 1903 Nr. 120.)

XXI. Herr Kustos Buchholz, unter Vorlagen:

1. Ein in der Rochstrasse bei Beseitigung eines unter der Erde liegen gebliebenen Fundaments gefundenes Grundstein-Dokument erinnert an die Entstehung dieser Strasse.

Vor dem Jahre 1825 bestand zwischen der damaligen Königsbrücke

und der Spandauer Brücke keine Verbindung von Alt Berlin mit dem neueren Stadtteil jenseit des Königgrabens. Je mehr sich die äusseren Stadtteile entwickelten, desto grösser wurde das Bedürfnis nach einer solchen Verbindung, die durch den bei der Erbauung der Festungswerke unter dem grossen Kurfürsten angelegten und bei Niederlegung der Festungswerke um 1750 neu regulierten Königsgraben gehindert war.

Im Jahre 1825 entschlossen sich zwei an solcher Verbindung besonders interessierte Männer, der Baukondukteur Roch und der Justizrat Kunowski, auf ihren an beiden Seiten des Königsgrabens im Zuge der Dragonerstr. gelegenen Grundstücken eine solche Verbindung herzustellen, indem sie mit Bewilligung des Polizeipräsidiums zugleich eine Brücke über den Königsgraben erbauen liessen.

Diese Brücke erhielt dann den Namen „Kunowski Brücke“ und der ganze Durchbruch „Rochstrasse“. Für die Benutzung dieser Passage wurde ein Brückenzoll erhoben: die betr. Tariftafel befindet sich im Märk. Museum.

Die vorliegeneen beiden Aquarelle von 1880 geben Ihnen ein ziemlich vollständiges Bild der ganzen Rochstrasse einschliesslich der Brücke.

Anf der einen, nach der Münz- und Dragoner-Strasse hin gerichteten Ansicht sehen Sie im Vordergrunde die Brücke, weiter links den Garten und die beiden von Roch erbauten Häuser. In den Fundamenten des vorderen derselben wurde jetzt in einer Bleikapsel neben einigen Scheidemünzen von 1822 diese Kupfertafel gefunden mit der Inschrift:

„Der Grundstein zu diesem Gebäude wurde von dem Erbauer desselben, Joh. Alb. Roch in Begleitung seines Freundes I. M. Manch am 3. Novbr. 1823 gelegt“.

Das zweite Bild giebt eine Ansicht der Rochstrasse nach der „Neuen Friedrichstr.“ hin. Man sieht rechts den Garten der Gesellschaft der Freunde, dann die Zollerhebestelle mit der Tariftafel und die Durchfahrt unter dem Hause an der neuen Friedrichstr.

Als zu Anfang der 1880er Jahre wegen des Baues der Stadtbahn der Königsgraben zugeschüttet wurde, verlor auch die Rochstrasse ihre Originalität. Sie wurde erweitert und modern reguliert, wobei die Fundamente des Hauses, auf welches sich die Grundsteintafel bezieht, fast in der Mitte der Strasse liegen blieben. Diesjährige Kanalisationsarbeiten in der Strasse führten zur Wiederauffindung des Fundaments und beim Durchbruch desselben fand sich die Bleikapsel mit dem Inhalt.

XXII. Das sehr rührige Verlags-Unternehmen von I. Spiro, Schadowstr. 5, von dem schon über 100 Reproduktionen alter Berliner Ansichten in Postkartenform hier vorgelegen haben, ist jetzt dabei, eine ganze Folge solcher Ansichten in Druckplatten-Grösse von 24 : 36 cm herauszugeben. Die erste Serie dieses sehr willkommenen Unternehmens,

bestehend aus zwölf Blättern und einem Textbogen liegt hier zur Ansicht vor; sie kostet 10 M. und wird den Mitgliedern der Brandenburgia für 9 M. geliefert. Man kann sagen, dass die Bilder handlicher und bequemer, ja sogar besser sind, wie die noch erhältlichen Originale.

XXIII. Herr Professor Dr. Galland:

Die alten Wandgemälde, die ehemals einen Erdgeschosssaal im früheren v. Podewilsschen Palais in der Klosterstrasse schmückten, später neu aufgespannt wurden, um einem Saal im Hauptgeschoss desselben Gebäudes einverleibt zu werden, sind von mir, im Auftrage des Herrn Geheimrats Friedel, im Rathause besichtigt worden, wo sie provisorisch untergebracht sind; hoffentlich erhalten sie künftig einen angemessenen Platz, würdig der Absicht ihres ersten Besitzers, des Staatsministers von Podewils, der seine Residenz neben der Parochialkirche, den von 1701—1704 von Jean de Bodt für Hofrat Rademacher gebauten Palast, im Jahre 1732 erwarb und alsbald im Innern verändern und ausschmücken liess. Zweifellos sind auch besagte in Ölfarben auf Leinwand ausgeführte Malereien in diesem Zeitabschnitt, der bis gegen 1760 reichte, entstanden. Jener Bildersaal, der längliche Grundform besitzt und an den Unterteilen der Wände mit Holzpaneelen verkleidet ist, zeigte uns drei der Wände bis zum Sims mit im ganzen 11 Gemälden bedeckt. Jede der beiden Langwände enthielt ausser drei kleineren Bildern eine grosse Darstellung — eine Sommerlandschaft von 3,72 m und eine Winterlandschaft von 2,80 m Breite. Die Schmalwand dagegen erhielt zu beiden Seiten der Tür je eine mittelgrosse Schilderung von 1,85 m Breite. Die drei Türen dieser Wände wurden von drei Supraporten bekrönt, während drei der übrigen kleineren Bilder zwar die volle Höhe der Wand besitzen, aber sehr schmal sind, das vierte allein eine Breite von 1,50 m aufweist.

Mit Ausnahme einer Supraporta, die uns Aphrodite, von Kindergenien umgeben, schwebend, ferner Eros und die drei Grazien im Vordergrunde zeigt, knüpfen die andern Bilder sämtlich an gesellige Vorgänge an, die in Verbindung mit der landschaftlichen Natur des Sommers und Winters geschildert werden und zwar, dem Wesen jener Zeit entsprechend, idealisierend. Es ist hier das übliche Thema der Maler des Rokokos, bekannt unter dem Titel der Amusements der höheren Stände, behandelt. Mit Tanz und Ballspiel, Musik, Gondelfahrten, Liebes- und Tafelfreuden, Schlittschuhlaufen u. dgl. hat der unbekannte Künstler verschiedene landschaftliche Szenerien belebt; letztere sind ihm ohne Frage das wichtigste gewesen, die Figuren, die teilweise ziemlich roh gemalt sind, nur Staffage. Selbst ein brennender Kammin, an dem sich ein einsamer alter Herr wärmt, seinen Kaffee trinkt und eine lange Tonpfeife raucht, ist von dem Maler auf eine freie Terrasse gesetzt worden.

Merkwürdig erscheint mir zumal, dass der Stil dieser Landschaften so wenig der damals herrschenden französischen Richtung entspricht, dass ich hier an einen französischen Meister der Zeit von vornherein nicht zu denken vermag. Die damalige Rokokolandschaft hat mehr abgeschlossenen, idyllischen, lauschigen und intimen Charakter; während hier kühne Fernblicke zwischen Felspartien gegeben sind, ähnlich wie auf einigen Bildern von Claude Lorrain und Poussin, die auf italienischem Boden entstanden sind. Eine entschieden romantische Empfindung durchdringt einzelne dieser Naturschilderungen, so dass ich glaube, dass der Urheber derselben, der sichtlich an die ältere französische Richtung des 17. Jahrhunderts anknüpfte, ein Künstler war, der etwas abseits vom Wege schuf und vermutlich auf italienischem Boden Studien machte. Dass er aber ein Nordländer war, beweisen mir, ausser der Winterlandschaft, die Mehrzahl der Männertypen, besonders jener einsame Alte mit Pelzmütze und Tonpfeife, ferner die gut gezeichneten Architekturen in Gestalt schlichter geschlossener Gartenpavillons, wie ich sie so einfach-nüchtern weder auf französischen noch auf italienischen Bildern der Zeit gesehen habe.

Die Vermutung bezüglich der Urheberschaft fällt zunächst natürlich auf einen der damals in Berlin tätigen Meister, von dem möglicherweise das Figürliche der Malereien herrührt, obwohl auch hier anscheinend zwei Hände beteiligt waren, denn die Hauptfiguren z. B. auf dem grossen Sommerbilde sind erheblich besser in Zeichnung und Ausdruck wie die, wie gesagt, ziemlich rohen Nebenfiguren. Dagegen vermag ich, auf Grund unserer heutigen Kenntnis der damaligen künstlerischen Verhältnisse in Berlin, keinen heimischen Landschafter zu bezeichnen, dem ich eine so grosszügige Schilderung der landschaftlichen Natur zutraue. Der von Herrn Kustos Buchholtz erwähnte Maler Freudenberg gehört zu den obskuren Persönlickeiten jener Zeit, von dem niemand künstlerische Werke kennt, die sich zu einem Vergleiche mit den vorliegenden Malereien eignen würden.

Weit eher möchte ich geneigt sein, bezüglich des Landschaftlichen an einen Niederländer zu denken, der sich für das Figürliche vielleicht die Mitwirkung einer heimischen Kraft gefallen liess, die also im Rahmen eines fremden Entwurfs arbeitete. Von einzelnen niederländischen Landschaftern des 18. Jahrhunderts wissen wir in der Tat, dass sie in Italien noch immer im alten Geleise der Richtung des Claude Lorrain schufen. Eigentümlich ist auf den Berliner Bildern auch die Lichtführung. Die Hintergründe sind mehr beleuchtet und heller als die detaillierten Vordergründe, die in ihren kräftigen Lokaltönen jetzt stellenweise fast dunkel wirken.

Vielleicht gelingt es noch einmal, etwas Bestimmtes über den oder die Urheber dieser Wandgemälde zu finden. Der künftige Forscher wird

wohl daran denken, dass Beziehungen zwischen der Familie von Podewils und Persönlichkeiten der Niederlande geschichtliche Tatsache sind.

XXIV. Vortrag des Herrn Staats-Archivars Dr. von Buchwald: Der Grabfund von Seddin als Schlüssel zum Verständnis der Sprachen Europas. Nach dem Vortrage beteiligten sich Herr Professor Oppert und Herr Dr. Rawitz an der Diskussion. Wir hoffen, den Vortrag nebst den Bemerkungen der genannten Herren in einem der nächsten Hefte bringen zu können.

XXV. Nach der Sitzung zwangloses Beisammensein im Rathauskeller.

---

6. (4. ausserordentliche) Versammlung des XII. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 10. Juni 1903:

Wanderfahrt nach Spandau.

Es hatte schon den ganzen Vormittag geregnet und als die Abfahrtszeit 2,50 Uhr nachmittags herangekommen war, ging ein besonders heftiger Guss nieder. Trotzdem hatte sich noch eine ganz stattliche Anzahl von Mitgliedern und Gästen auf dem Bahnhof Friedrichstrasse eingefunden. Auf dem Spandauer Bahnhof begrüsste Herr Neupert nebst Fräulein Tochter die Eingetroffenen, welche nun die bereitstehenden Wagen der elektrischen Bahn bestiegen, um nach Pichelsdorf weiterzufahren.

In dem schönen Garten der Pichelsdorfer Brauerei war schon unter der Halle der Kaffeetisch hergerichtet und bald befanden sich alle bei Kaffee und Kuchen in fröhlicher Stimmung, die noch erhöht wurde, als auch der Himmel sich aufzuklären begann und die Sonne zu scheinen anfing. Leider konnte der angekündigte Vortrag nicht stattfinden, da Herr Machlitz durch eine dringende Abhaltung am Erscheinen verhindert war.

Nach dem Kaffee begab sich die Gesellschaft in die Brauerei, wo Herr Betriebsdirektor Stark und Herr Obermälzer Günther die Führung übernommen hatten. In liebenswürdiger Weise wurden wir durch alle Räume geführt und konnten alle Einrichtungen auf das genaueste kennen lernen. Wir suchten zuerst den Mittelpunkt der Brauerei auf, den Raum, wo die Sudpfannen aufgestellt sind. Es sind ihrer vier vorhanden; in der ersten wird die Diastase abgetötet, in der zweiten wird das Malz

gelöst, in der dritten findet die Läuterung statt und in der vierten endlich wird die Bierwürze mit dem Hopfen gekocht.

Ein Nebenraum enthält die Maschine zur Erzeugung der Kälte für den Gär- und Lagerkeller. Es geschieht die Kälteerzeugung nach dem Lindeschen Prinzip mittels Ammoniak. Das Maschinenhaus endlich enthält drei grosse Dampfmaschinen, durch welche alle Einzelmaschinen und Apparate mittels Transmissionen in Tätigkeit gesetzt werden; es steht natürlich in Verbindung mit dem Kesselhause, in welchem drei grosse Kessel lagern, von denen einer als Reservekessel dient. In dem Maischraum sind drei Bottiche aufgestellt, von denen jeder 230 Ctr. Gerste aufnehmen kann. Nachdem die Gerste in ihnen mehrere Tage angefeuchtet gestanden hat, gelangt sie durch eine Öffnung am Boden der Bottiche in die grossen Trommeln für die pneumatische Mälzerei. Die Trommeln drehen sich langsam um ihre Längsachse, während feuchte Luft hindurchgeführt wird, welche die gequollene Gerste, die durch die Bewegung der Trommeln schwebend erhalten wird, umspielt und sie zum Keimen bringt. Das Malz endlich wird auf der Darre getrocknet. Es ist das ein grosser Raum, der von unten her durch Dampfröhren geheizt wird. Durch den ganzen Raum sind, parallel zum Boden zwei Horden ausgespannt, auf welche die Gerste kommt, und wo sie beständig umgerührt wird, was durch die Trockenmaschinen bewirkt wird, die wie Pflüge das aufgeschüttelte Malz umkehren. Auf dem grossen Lagerraum wird das Malz und die gereinigte Gerste aufbewahrt. Das Malz wird vorher durch Putzmaschinen von den feinen Keimwürzelchen befreit und die aufgekaufte Gerste geht über Reinigungsmaschinen, wobei sie in mehrere Sorten gesondert wird, indem z. B. die sog. Spitzgerste entfernt wird, die kleinen und zerschlagenen Körner, welche durch ihre Anwesenheit den Keimungsprozess ungleichmässig machen würden.

Nachdem wir die oberirdischen Räumlichkeiten mit ihren Maschinen und Geräten besichtigt hatten, betraten wir den Gärkeller, in welchem ca. 200 Gärbottiche stehen, und den Lagerkeller, in welchem ungefähr 26 000 hl Bier lagern. Es sind hier Fässer von verschiedener Grösse vorhanden; die grössten enthalten 100 hl Bier, während die kleinen 80, bezw. 60 und 40 hl enthalten.

Vor dem Scheiden wurde uns noch ein Abschiedstrunk kredenzt, wobei Herr Geheimrat Friedel unseren Führern den Dank abstattete für die freundliche Belehrung.

Nun setzte die Gesellschaft über die Insel Pichelswerder. In das Restaurant Rackwitz hatte Herr Rektor Müller aus Tiefwerder drei Jungen hergeführt, welche die Heiligen drei Könige vorstellten. Jeder von ihnen war mit einer Krone aus Papier geschmückt und der eine hatte sich sogar das Gesicht geschwärzt, während ein zweiter den

grossen Stern auf einer Stange trug. Die Jungen stellten sich nun auf und sagten teils gemeinsam, teils abwechselnd ein Gedicht her, welches von Herodes- und dem Kindlein Jesus handelt. In diesem Aufzuge ziehen die Jungen am dritten Weihnachtsfeiertage durch den Ort.

Nachdem die Vorstellung beendet war, wurde der Rundgang um die Insel angetreten. Die Insel wird im Westen und Osten von dem Stössen- bezw. dem Pichels-See, im Süden von der Havel und im Norden von einem schmalen Verbindungskanal zwischen den beiden Seen begrenzt. Sie ist zum grössten Teil dicht mit Holz bestanden, mit hohen Kiefern und Unterholz aus Eichen, Rüstern und Hollunder.

Die Sonne warf ihr Licht durch das Laub und auf die roten Stämme der Kiefern und erzeugte bei der feuchten Luft ganz besonders schöne Lichtwirkungen. Vom westlichen Ufer der Insel hat man einen prachtvollen Blick auf das Steilufer des Grunewaldes mit seinem buschigen Laubholz und den krausen Kronen der Kiefern. Am reizendsten aber ist der Blick von der hohen Südspitze der Insel auf die Wasserfläche der Havel, auf Schildhorn und auf Gatow. Die Jaczo-Säule erkennt man deutlich vor dem dunklen Laub und die Dächer und Giebel von Gatow sowie die Mühle hinter dem Dorfe tauchen aus dem Grün des Ufers empor, während dunkle Wälder den Hintergrund bilden. Zu den Füssen aber liegt der glatte Spiegel der Havel, auf welchem langsam ein Schleppdampfer seine Schiffe dahinzieht.

In das Restaurant zurückgekehrt, nahmen wir hier das Abendbrot ein. Während der Tafel erhob sich Herr Neupert und sprach der Brandenburgia den Dank aus für den Besuch der Spandauer Umgegend und, indem er wünschte, dass dieser Besuch eine dauernde Erinnerung für jeden Teilnehmer bleiben möchte, endete er mit einem Toast auf Herrn Geheimrat Friedel. Herr Geheimrat Friedel dankte darauf Herrn Neupert für das Arrangement und die Führung und forderte die Tafelrunde auf, der Brandenburgia drei Hurras zu bringen.

Um 9 Uhr wurde die Rückfahrt mit dem Dampfer angetreten, der uns in Spandau an der Landungsstelle absetzte, so dass wir noch gerade mit dem Zuge 10 Uhr 2 Minuten nach Berlin zurückfahren konnten.

Kleine Mitteilungen.

Zur Kunde von den Volksheilmitteln. (Aus dem Notizbuch meines Grossvaters Johann Joachim Monke 1814.)

1. Mittel für den Tollenhundes-Biss, schreibe den 6.—7. Vers aus dem 36. Psalm. Backe selbiges in einer Teigkugel, gieb den Unglücklichen zu fressen. Einem Menschen schreibt man es in Butterbrot."

2. Mittel für das Fieber. „Der Jenig, der das Fieber hat, nimmt einen Faden Zwirn und geht damit nach einem Fliederbusch (NB., wahrscheinlich ist der Holunderstrauch damit gemeint; der Holunder wird im Volksmunde besonders im Havellande häufig Flieder genannt; Fliederthee ist der Thee aus den Blüten des Holunders, mit dem Fliedermus verhält es sich ebenso. O. Monke) und spricht folgende Worte. Gun Dag, Fleda, hiea bring ick di mien Fewa; ick will weggahn un goa nich werra kam'n.

NB. Man muss den Zwirnfaden um den Fliederstamm binden und bei jedem ausgesprochenen Worte einen Knoten machen; ist dies geschehen, so bleibt das Fieber weg."

3. „pro Hitze". (Gegen das Fieber. O. Monke.)

„Du sasst still stoahn
un nich wira goahn,
nich rieten,
nich splieten!
Das walte Gott der Vater †
Gott der Sohn †
Gott der heilige Geist †."

4. „Das Blut zu stillen.

Hinter jenem Daum
stand ein Rosenbaum,
and dieser blüht nicht mehr!
Blut steh und blute nicht mehr
Im Namen Gottes des Vaters †
und des Sohnes †
und des heiligen Geistes †."

5. Brand zu stillen.

„Wo heiss ist der Brant.
Wo kalt ist doch Todtmanns Hand.
Damit still ich diesen Brant" † † †
„Item. Es ritt ein Mann durchs Land
Mit einem Feuer-Brant."

Und dies 3 mal wiederholt.

(Alsdann dies Folgende) Im Namen Gottes des Vaters †, des Sohnes †, des heiligen Geistes †. Amen.

6. „Ein Mittel für die Rose."

„Unser Herr Christus lag und schlief.
Seine Wunden waren tief
Sie haben nicht gekältet,
Haben auch nicht geschwellet.
Das soll dieses auch nicht thun!
Im Namen Gottes des Vaters
Im Namen Gottes des Sohnes,
Im Namen Gottes des heiligen Geistes! Amen.

Beim Aussprechen dieser Drey Person aus einer Gottheit mache man bey jede einem Kreutz, alsdann kann man ein wenig grüne Seife und kurz geschabte weisse Kreide auf die Rose machen."

7. Ein werthes Mittel für ein Kind, wenn es den Schwamm hat. Auch für die Mutter ist das Mittel dienlich, wenn sie den Schwamm bemerkt.

Die Mutter muss folgende Worte mit Andacht über den Mund und wosonst sich der Schaden befindet an dem Kinde, sprechen.

Ich bin deine Mutter und deine Amme.
Ich stille Dir das Feuer und den Schwamme.
Im Namen Gottes des Vaters,
des Sohnes
und des heiligen Geistes.

NB. es wird 3 mal auf den Schaden bei jedem ausgesprochenen Worte von den 3 Personen der Gottheit gehaucht mit ihrem eigenen Odem.

8. Fieberzettel.

„Der Wolf ohne Lung,
Der Storch ohne Zung,
Die Taube ohne Gall."

Damit vertreib ich 77 erlei Fieber und werfe sie in die Tiefe des Meeres, dass sie nimmer erfunden werden. Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes, des heiligen Geistes."

„Der Fieberzettel muss, nachdem er 9 Tage um den Hals vor der Herzgrube getragen ist, mit dem Faden, womit der Zettel zusammengenäht ist, an einen Stein gebunden und in ein Wasser geworfen werden, welches nicht leicht austrocknet, damit er von keinem Menschen gefunden wird."

9. Gegen Schlagfuss.

„Trage Baum, ich klag es dir,
Schlagfluss plaget mir.
Der erste Vogel der hinüberfliegt,
Der nehm' es unter seinen Flügel
uud fliege damit in die Luft."

Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. 3 mal Amen.

O. Monke.

Die alte Räuberburg bei Liebenwalde. Vater Ernst, der alte Bahnwärter in Bude Nr. 5 bei Schlachtensee erzählte mir am 21. 6., bei Liebenwalde habe eine alte Burg gestanden, da hätte ein Räuber gehauset. Der legte den Leuten, die da vorbeikamen, Schlingen, fing sie, beraubte sie und tötete sie. Als man später dort einen Brunnen grub, fand man in einer Tiefe von 150 Fuss allerlei Waffen, Säbel und Lanzen in der Erde. Eine eingehende Besichtigung der ehemaligen Quitzow-Burg Liebenwalde, des späteren Amtes Liebenwalde und jetzigen Besitztums des Herrn Wieland ergab dann, dass ziemlich bedeutende Reste der alten Burg noch vorhanden sind. Das jetzige Herrenhaus dürfte aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts stammen. Die Wirtschaftsgebäude westlich vom Herrenhause sind unterkellert, und die Kellerräume dürften erheblich älter sein. Die Steine haben ein grosses Format. In dem einen Keller sind mehrere kleine Räume abgeteilt, die wahrscheinlich als Einzelgefängnisse dienten. Sie wurden auch

später als Gefängnis benutzt. Hier fand ich einen Eisen-Ring, der vielleicht in der Wand befestigt war und dazu diente, die Gefangenen anzuketten. Ein eigenartiges Eisengerät lag aussen an der Mauer. Beide Eisengeräte wurden dem M. M. überwiesen.

Im Garten am Hause wurde eine Münze gefunden, die wahrscheinlich aus dem 17. Jahrhundert stammt. Der Besitzer, Herr Wieland, stiftet sie dem M. M.

Im Garten fand ich ferner einen kleinen Scherben eines mittelalterlichen Gefässes.

Ein Teil der alten Burgmauer ist noch erkennbar, ebenso die Umwallung, besonders an der Nordseite. Hier gedeiht das Obst sehr gut; vielleicht liegt das daran, dass der Boden durch die Gesteintrümmer der alten Mauer kalkhaltig geworden ist. Massenhaft kommt hier die Helix pom. vor. Die Scheune gegenüber dem Herrenhause ist unterkellert. Von hier, wo die alte Burg gestanden haben soll, ging der Sage nach ein geheimer Gang nach Zehdenick. Ich habe den Anfangspunkt nicht ermitteln können.

Auffallend stark ist das Backstein-Mauerwerk der Keller und das Gebälk der Scheune.

Auf dem Hofe liegt ein nicht ganz regelmässiger $1^1/_4$ m hoher Sandstein block, offenbar der Rest eines alten Grab-Denkmals, mit Inschriften: (in lat. Majuskeln)

1. Seite:

Johann Gottlob
Reiche
Konigl. O Amtmann zu Liebenwalde
wurde geb. den 4t April 1742
zu Neubrück bei Frankfurt
würkte als edler Menschenfreund
und
starb den 29t May 1798

2. Seite:

Zu fruch
.....mir der Todt diesen
.....rdigen Gatten
Charl: gebor:
vw. Reichen.

Die Wetterfahne auf der Scheune trägt als Inschrift die Jahreszahlen 1509/1871.

O. Monke.

Die Herren Autoren werden gebeten, auf ihren Manuskripten vermerken zu wollen, wieviel Exemplare der betreffenden Nummer sie zu erhalten wünschen.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

Die Tone des norddeutschen Flachlandes und ihre Verarbeitung, mit besonderer Berücksichtigung der Herstellung und Verwendung von Portlandzement.

Von **Dr. Max Fiebelkorn.**

Meine geehrten Damen und Herren!

Vor vielen tausend Jahren sah es im Norden Europas weit anders aus als heute. Wo sich jetzt die weiten Steppengebiete Russlands ausdehnen, wo sich die landschaftlich leider noch so vielfach verkannten Gebiete des norddeutschen Flachlandes hinziehen, wo sich die üppigen Wiesen Hollands mit ihren weitverzweigten Kanälen, ihren sauberen Dörfern und ihren Windmühlen befinden, wo die Kreidefelsen Englands die Wogen der Nordsee gegen sich anbranden lassen, überall dort war zu jener Zeit, die wir in der Geologie als die Diluvialzeit oder das Diluvium zu bezeichnen pflegen, eine Eisschicht, deren Mächtigkeit ganz gewaltig gewesen sein muss. Nach der Ansicht der einen Forscher betrug ihre Dicke 1000 m, während andere sie sogar bis 4000 m schätzen zu müssen glauben.

Die Ursache für eine derartige Vereisung Nord-Europas und damit des norddeutschen Flachlandes, von dem ich heute Abend allein sprechen werde, ist uns nicht bekannt. Es giebt für sie eine grosse Reihe von Hypothesen, deren Zahl immer noch durch weitere vermehrt wird, indessen hat noch niemand vermocht, das Rätsel mit Sicherheit zu lösen, und wir müssen uns infolgedessen mit der Kenntnis der Tatsache begnügen, ohne die Ursache zu wissen.

Auf jeden Fall steht fest, dass zu Beginn der Diluvialzeit oder, was dasselbe besagt, zu Ende der vorhergehenden Formation, der Tertiärzeit, das Durchschnittsklima Nord-Europas um einige Grade sank. Dies genügte vollkommen, um die Gletscher, welche die Bergspitzen Skandi-

naviens krönten, zu veranlassen, in die Tiefen der Täler vorzudringen, und sich radial nach Osten, Süden und Westen vorzuschieben.

Die vorrückenden Eismassen brachten unter sich das Material mit, welches sie bei ihrem Vorrücken aufwühlten und in sich aufnahmen. Sie alle kennen dieses Material, welches uns in Gestalt des Geschiebemergels z. B. in den Mergelgruben der Umgebung von Berlin sichtbar ist. Es zeigt sich als eine graublaue oder braungelbe Masse mit mehr oder weniger zahlreichen darin lagernden an den Ecken und Kanten abgerundeten, auf den Seitenflächen häufig geschliffenen und geschrammten Steinen, die man mit dem Namen Geschiebe, Findlinge oder erratische Blöcke zu bezeichnen pflegt. Ein Forscher hat den Geschiebemergel seines Aussehens wegen sehr richtig mit einem Kuchenteige mit Rosinen verglichen.

Ehe die Eismasse die Ostsee überschritten hatte und nach Norddeutschland vordrang, sandte sie vor sich her die Gletscherbäche, welche ihren Ursprung dem durch die Sonne abschmelzenden Eise verdankten. Diese Gewässer laugten aus dem Geschiebemergel die feinen Tonteilchen aus und nahmen sie auf ihrem Laufe mit sich fort. Als sie in dem norddeutschen Flachlande ankamen, stiessen sie auf zahlreiche Seeen, welche sich aus früheren Zeiten her noch erhalten hatten und eine kleine Molluskenfauna enthielten. Beim Einfluss in diese Seeen wurde der Lauf der Gletscherbäche naturgemäss erheblich verlangsamt, und wie der Bodensee das Absatzbecken für die Sinkstoffe des Rheins darstellt, so wurden diese Seeen das Ruhebett für die in den Gletscherbächen enthaltenen feinen Ton- und Sandteilchen. Der feine Abhub sank zu Boden und bildete Bänkchen, in denen fortgesetzt feiner Sand und Ton in Wechsellagerung traten, je nachdem die Strömung des Baches etwas stärker oder schwächer wurde. In den Ton- und Sandschichten blieben Reste der Molluskenfauna zurück, und so finden wir in der Umgebung von Berlin bei Glindow und anderswo z. B. zahlreiche Exemplare der als Paludina diluviana bekannten Schnecke eingebettet. Die Wechsellagerung der Tone mit Sandschichten verleiht den Grubenprofilen ein bänderartiges Aussehen. Die Tone heissen daher Bändertone. Sie sind die ersten Tone, welche in der Diluvialzeit zum Absatze kamen.

Langsam aber unaufhaltsam rückte das Eis unterdessen weiter nach Süden vor und schleppte den Geschiebemergel in grossen Massen mit sich. Derselbe legte sich auf die Bändertone, wo dieselben zum Absatze gekommen waren, und bildete die erste oder untere Grundmoräne. Das Eis muss in dieser ersten Eiszeit viele Jahre im norddeutschen Flachlande gewesen sein. Die gesamte Tierwelt mit Ausnahme der erwähnten Molluskenfauna, ganz besonders aber die grossen Säugetiere, wurden durch dasselbe nach Süden gedrängt und eine Todesstille muss damals im norddeutschen Flachlande geherrscht haben.

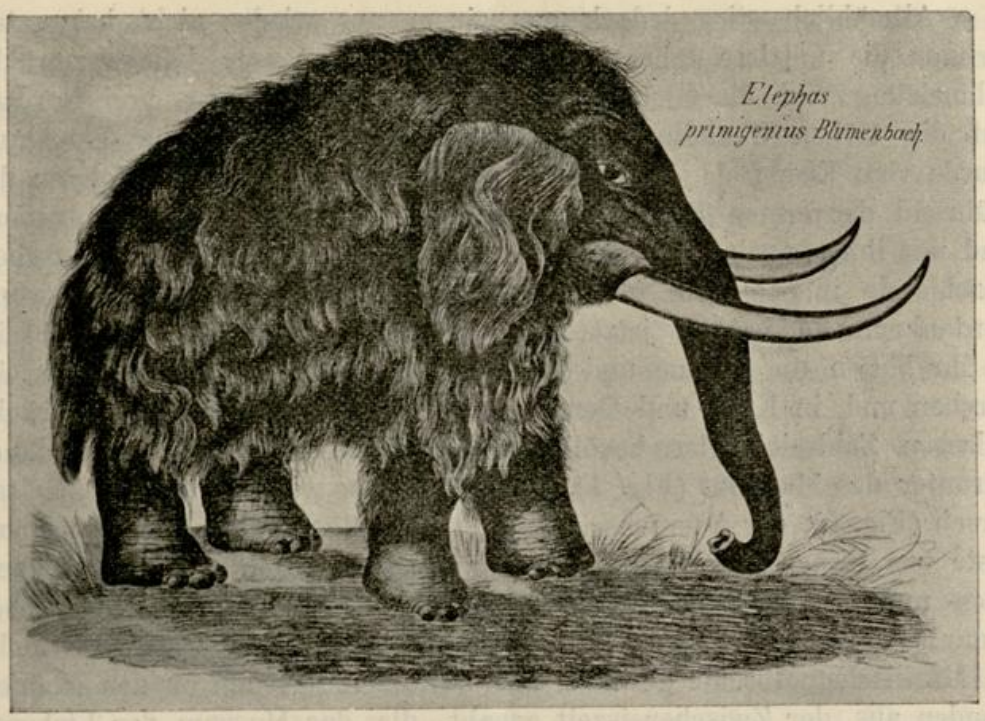


Fig. 1. Mammut aus der Eiszeit.

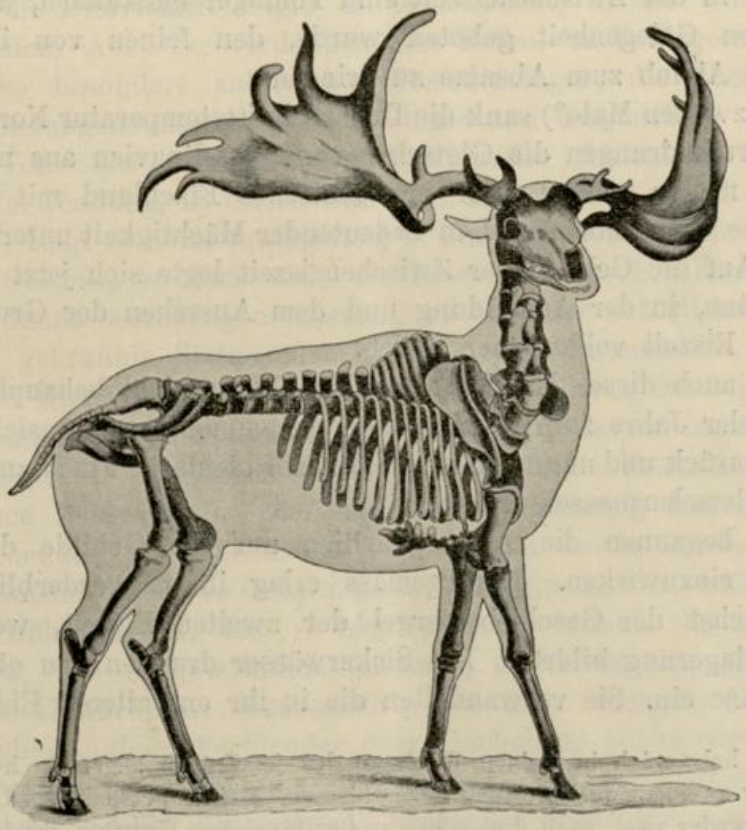


Fig 2. Riesenhirsch aus der Eiszeit.

Allmählich stieg jedoch aus einem uns wieder nicht bekannten Grunde die mittlere Jahrestemperatur; die Eismassen kamen zur Abschmelzung und die Gletscher zogen sich über die Ost- und Nordsee auf die Höhen Skandinaviens zurück. Das norddeutsche Flachland wurde vom Eise frei. Den zurückgehenden Gletschermassen folgten die während der ersten Eiszeit nach Süden gedrängten grossen Säugetiere und mit ihnen auch der Mensch, dessen erste Spuren im norddeutschen Flachlande in Schichten gefunden sind, die jener Zeit ihren Ursprung verdanken. Es begann jetzt die Zwischeneiszeit oder Interglazialzeit. In ihr hatten die Ströme und Bäche Gelegenheit, das Land zu durchfurchen und in Kies- und Geröllbänken Spuren ihrer Tätigkeit zurückzulassen. Zahlreiche Tiere bevölkerten damals das norddeutsche Flachland, darunter das Mammut (Fig. 1), das Rhinoceros, der Bison, der Riesenhirsch (Fig. 2), der Auerochse, der Wolf, der Bär und andere. Knochenreste von diesen Tieren sind uns in Menge erhalten geblieben in den Kies- und Grandablagerungen, welche ein Dorado für die Geschiebesammler bilden, so z. B. in Rixdorf. Wer von Ihnen wäre noch nicht im Märkischen Museum gewesen und hätte seine Freude an den schönen Funden aus der Zwischeneiszeit gehabt, die das Museum der Liebenswürdigkeit des Herrn Kiesgrubenbesitzers Körner verdankt?

Auch in der Zwischeneiszeit sind Tonlager entstanden, je nachdem den Flüssen Gelegenheit geboten wurde, den feinen von ihnen mitgebrachten Abhub zum Absatze zu bringen.

Zum zweiten Male*) sank die Durchschnittstemperatur Nord-Europas und wiederum drangen die Gletscher von Skandinavien aus nach Süden vor. Von neuem wurde unser norddeutsches Flachland mit Eismassen bedeckt, die Geschiebemergel in bedeutender Mächtigkeit unter sich fortführten. Auf die Gebilde der Zwischeneiszeit legte sich jetzt die zweite Grundmoräne, in der Ausbildung und dem Aussehen der Grundmoräne der ersten Eiszeit vollkommen gleich.

Aber auch dieses Eis konnte seinen Platz nicht behaupten. Nach Verlauf vieler Jahre zum Abschmelzen gezwungen, zog es sich, diesmal endgiltig, zurück und nunmehr wurde das norddeutsche Flachland dauernd von den Gletschermassen frei.

Jetzt begannen die Atmosphärilien auf die Gebilde der Eiszeit zerstörend einzuwirken. Naturgemäss erlag ihrem verderblichen Einflusse zunächst der Geschiebemergel der zweiten Eiszeit, welcher die oberste Ablagerung bildete. Die Sickerwässer drangen von oben in die Grundmoräne ein. Sie verwandelten die in ihr enthaltenen Eisenoxydul-

*) Ich habe mich in meinem Vortrage der jetzt noch allgemein herrschenden Ansicht einer zweimaligen Vereisung angeschlossen. Meiner persönlichen Überzeugung nach hat es weder zwei, noch drei oder gar vier bis sieben Eiszeiten, sondern nur eine einzige gegeben. Die Zukunft wird entscheiden, welche Ansicht zutreffend ist.

Verbindungen in Oxydhydrat-Verbindungen und färbten auf diese Weise die bisher blaugraue Masse in eine braungelbe um. Gleichzeitig löste die in den Sickerwässern enthaltene Kohlensäure den Kalk des Geschiebemergels und führte auch die tonigen Teilchen nach unten. Auf diese Weise entstand in den oberen Horizonten des Geschiebemergels der Lehm, der nach unten hin in lehmigen Mergel und nach oben hin in sandigen Lehm und lehmigen Sand überging. Wurden die Kalk- und Tonteilchen des Geschiebemergels vollkommen ausgewaschen, so blieben sandige Schichten mit zahlreichen Geschieben zurück, welche in der Geologie als Decksande bekannt sind. In den Tälern dagegen gruben sich die Schmelzwasser des zurückgehenden Eises in Gestalt grosser von Osten nach Westen verlaufender Flüsse ihr Bett. Hiermit war die Diluvialzeit beendet. Wir haben in ihr folgende Tone kennen gelernt:

1. In der Voreiszeit den Bänderton.
2. In der Zwischeneiszeit Tonlager.
3. In der Nacheiszeit den Lehm, der nach unten in Mergel, nach oben in Sand übergeht.

Unter den diluvialen Tonen liegen die der Tertiärzeit, deren ich nicht besonders Erwähnung tun will, die Ihnen aber von Hermsdorf, Buckow, Freienwalde u. s. w. genügend bekannt sind.

Auf die Diluvialzeit folgte die Alluvialzeit, in der wir uns noch heute befinden. Auch ihr verdanken eine Reihe von Tonlagern ihre Entstehung, so besonders zahlreiche Wiesentonlager, die Schlickabsätze an den Mündungen unserer grossen Flüsse und dergleichen.

Die Tone des norddeutschen Flachlandes finden zu besonderen Zwecken Verwendung, in erster Linie zur Herstellung von Ziegeln. Wie Sie wissen, zeigt sich im norddeutschen Flachlande nur sehr selten anstehendes Gestein, so dass sich die Bewohner des Flachlandes schon frühzeitig damit beschäftigen mussten, anstelle der natürlichen Gesteine künstliche gebrannte Steine, das heisst Ziegel, herzustellen, und ihre Häuser und Kirchen daraus zu bauen. In welcher grossartigen Weise dies im Laufe der Jahrhunderte geschehen ist, davon legen die noch vorhandenen mittelalterlichen Bauten norddeutscher Backsteingotik und -Renaissance Zeugnis ab. Bei der verhältnismässig kurzen mir zu Gebote stehenden Zeit möchte ich heute Abend davon absehen, auf die Ziegelfabrikation und ihre Geheimnisse weiter einzugehen, will aber doch nicht unerwähnt lassen, dass es nicht ganz so einfach ist, einen Ziegel herzustellen, wie es gewöhnlich aussieht, und dass eine grosse Reihe praktischer Erfahrungen dazu gehört, um einen wirklich brauchbaren und wetterbeständigen Verblender oder Dachziegel anzufertigen.

In zweiter Linie benutzt man die Tone des norddeutschen Flachlandes, soweit sie für diesen Zweck überhaupt brauchbar sind, zur Herstellung des Portlandzementes, eines grüngrauen Pulvers, welches Sie

alle schon in den bekannten Zementfässern vor Neubauten aufgestapelt gesehen haben. Dieses Baumaterial sieht überaus unscheinbar aus, und nur die wenigsten wissen, welche Mühe es macht und welche jahrelangen Erfahrungen gesammelt werden müssen, um den Portlandzement herzustellen. Ich will Ihnen heute Abend in kurzen Worten den Werdegang dieses Baumaterials schildern.

Portlandzement wird aus Kalkstein und Ton hergestellt. Man kann den Kalkstein auch durch Kreide ersetzen, doch will ich jetzt nur den harten Kalkstein in Berücksichtigung ziehen. Zunächst ist nötig, aus den Grundmaterialien Kalk und Ton eine möglichst gleichmässige Mischung herzustellen. Zu diesem Zwecke muss man in allen Fällen eine Zerkleinerung der Rohmaterialien vornehmen und mit grosser Sorgfalt darauf achten, dass die maschinelle Einrichtung der Portlandzementfabrik den jeweiligen physikalischen Eigenschaften der zu verarbeitenden Rohmaterialien genau angepasst werden. Von der recht feinen Zerkleinerung und möglichst innigen Mischung von Kalk und Ton hängt die Güte des Fabrikats in erster Linie ab.

Zur Herstellung der erwähnten Mischung bedient man sich neben dem Nass- und Halbnass-Verfahren, die ich hier beide ausser Acht lassen will, des Trockenverfahrens. Nachdem Kalk und Ton in einem bestimmten Verhältnisse miteinander gemischt und zu staubfeinem Pulver zerkleinert sind, wird das erhaltene Rohmehl mittels geeigneter Tonschneider und Pressen in ähnlicher Weise verziegelt, wie der Ton bei der Ziegelfabrikation. Die erhaltenen Rohziegel werden getrocknet und dann in besonderen Öfen bis zur Sinterung, das heisst beginnenden Schmelzung gebrannt. Das aus dem Ofen kommende Produkt, eine äusserst harte schwarzgrünliche Masse, nennt man Zementklinker. Nach dem Abkühlen zerkleinert man sie zu staubfeinem Mehl und lässt das so gewonnene Produkt als Zement in Fässern oder Säcken die Reise in die Welt antreten.

Ein Gang durch die vielen von Ihnen wenigstens dem äusseren Aussehen nach bekannte Portlandzementfabrik vormals R. Guthmann & Jeserich in Rüdersdorf, jetzt der Aktiengesellschaft „Adler" gehörig, wird Ihnen die Fabrikation des Portlandzementes näher erläutern. (Fig. 3—7.)

Wer von Ihnen schon einmal nach einer Fahrt über Fredersdorf auf dem Bahnhofe Rüdersdorf angekommen ist, hat dort in unmittelbarer Nähe desselben einen stattlichen Gebäudekomplex gesehen, der schon von weitem zeigt, dass dort eine grosse industrielle Anlage ihre Stätte gefunden hat. In kaum fünf Minuten ist die Fabrik erreicht, deren Bahnanschluss auf dem Bahnhofe Rüdersdorf ausmündet, und die den weiteren Vorteil hat, dass sie unmittelbar an einem schiffbaren Kanal liegt. Bereits im Jahre 1884 wurde dort eine Zementfabrik er-

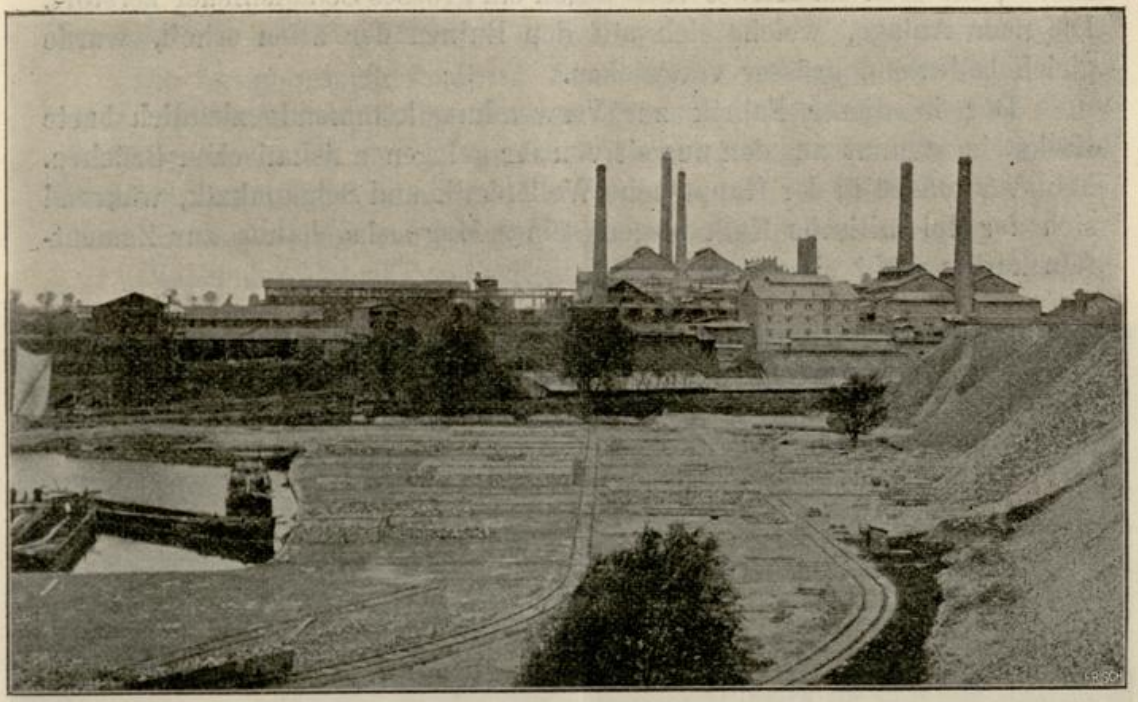


Fig. 3. Portland-Zementfabrik Rüdersdorf vorm. R. Guthmann und Jeserich in Rüdersdorf.

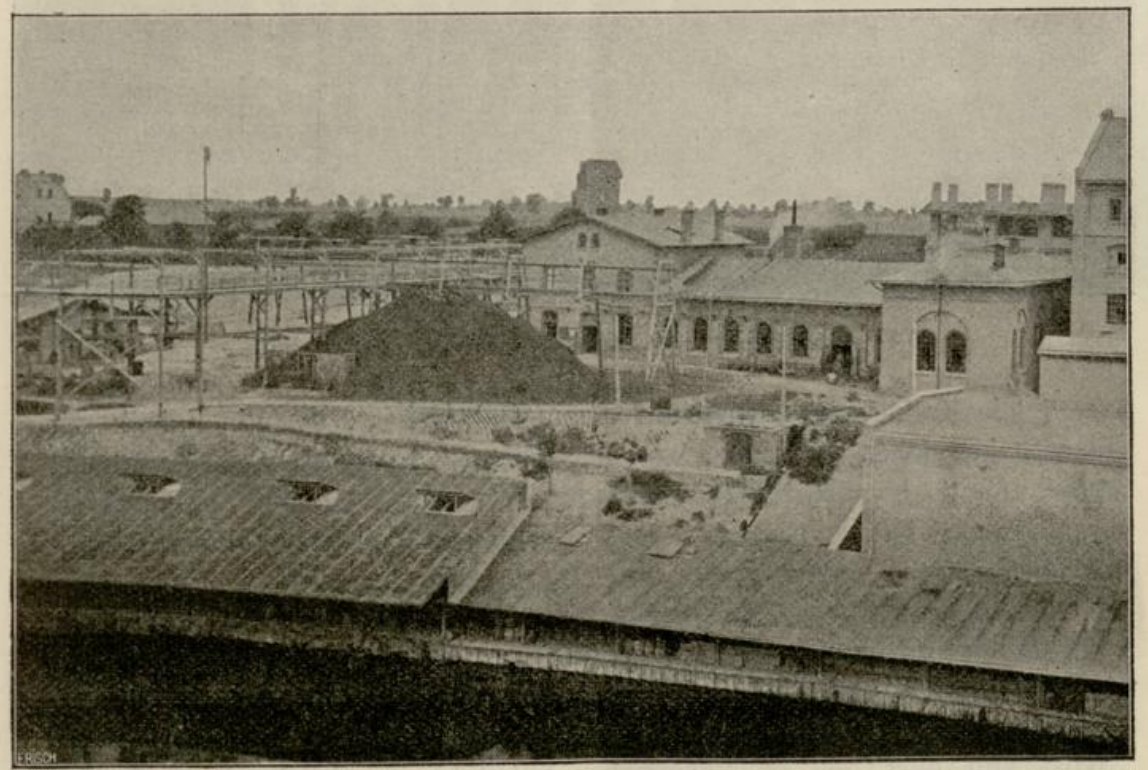


Fig. 4. Blick in den Kohlenhof der älteren Anlage nebst Pack- und Verladeschuppen der Portland-Zementfabrik Rüdersdorf.

richtet, indessen im Herbst 1890 durch ein grosses Schadenfeuer zerstört. Die neue Anlage, welche sich auf den Ruinen der alten erhob, wurde gleich bedeutend grösser vorgesehen.

Der in dieser Fabrik zur Verwendung kommende ziemlich harte Kalkstein stammt aus den unweit von ihr gelegenen fiskalischen Brüchen. Man verwendet in der Hauptsache Wellenkalk und Schaumkalk, während sich der dolomitische Kalk wegen seines Magnesiagehaltes zur Zementfabrikation nicht eignet.

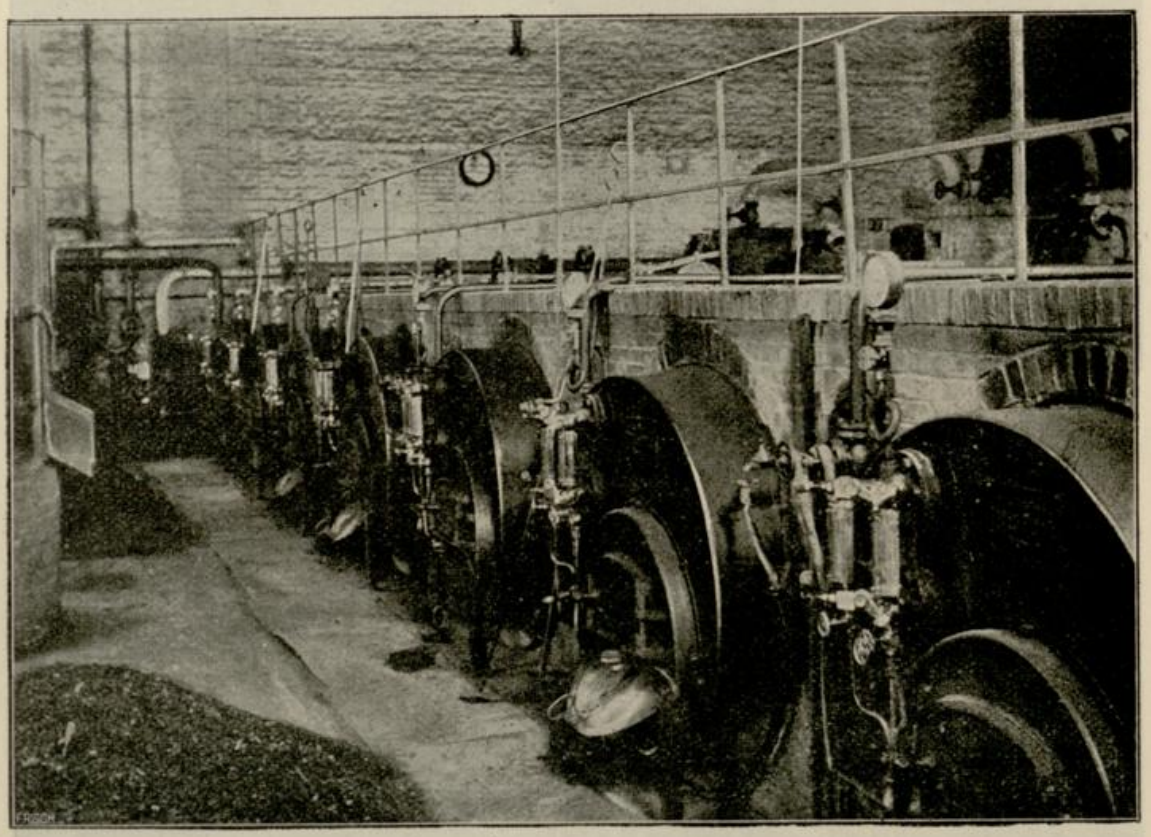


Fig. 5. Kesselhaus der Portland-Zementfabrik Rüdersdorf.

Die Kalksteine werden auf einem Bahngeleise, das die Fabrik mit den Steinbrüchen verbindet, zunächst in die Kalksteintrockenkammern geschafft, nach erfolgter Trocknung in Wagen geladen, mit entsprechendem Tonzusatze versehen und mittels eines Kettenaufzuges einem Brechwerk zugeführt, welches das Material in etwa Faustgrösse zerkleinert. Von hier kommt das Rohmaterial in die Rohmühlen, in denen die weitere Zerkleinerung zunächst auf 4 Kugelmühlen und dann auf 12 Mahlgängen erfolgt, bis das Produkt ein staubfeines Mehl ist. Das aus den Mahlgängen kommende Rohmehl sammelt sich in Transportschnecken und wird von dort aus in Vormischer geleitet, wo es durch Anfeuchtvorrichtungen in einen zur Verziegelung geeigneten plastischen Zustand

versetzt wird, um dann auf zwei Ziegelpressen in Ziegelform übergeführt zu werden.

Die fertigen noch feuchten Zementziegel gelangen auf einem Elevator zur Trocknung in die Darren. Dieselben bestehen aus einer Reihe von Kammern, die durch die abziehenden Ofengase erwärmt werden. Sind die Ziegel dort getrocknet, so kommen sie in die Öfen, um hier einem Brennprozesse bis zur Sinterung unterworfen zu werden.

Die in der Fabrik vorhandenen Öfen sind abgeänderte sogenannte

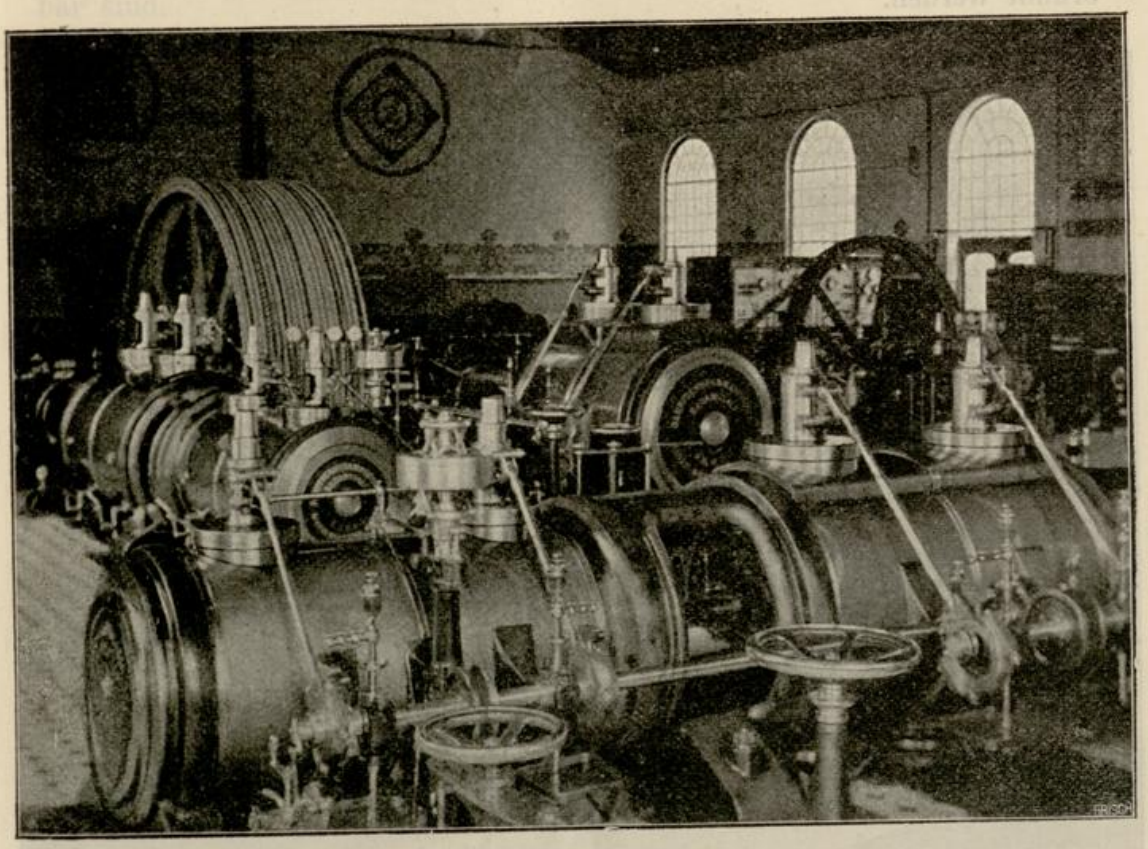


Fig. 6. Maschinenhaus der Portland-Zementfabrik Rüdersdorf.

Dietzsche Etagenöfen. Sie bestehen im wesentlichen aus einem mit feuerfesten Steinen ausgefütterten Schacht, der einem Hochofen ähnlich ist. Der obere Teil bildet den sogenannten Vorwärmer, der den Zweck hat, das in den Ofen eingeworfene Material auf hohe Temperaturgrade vorzuwärmen. Darunter liegt die Sinterzone und unten folgt schliesslich die Kühlzone. Der Betrieb findet derartig statt, dass Zementziegel und Kohlen oben in den Ofen eingeworfen werden, während unten die fertig ausgebrannten Zementklinker abgezogen werden. Auf diese Weise sinkt das Material von oben nach unten durch den Ofen allmählich hindurch, während die Kohlen verbrennen und durch die entstehende Hitze den Zement bis zur Sinterung brennen.

Die aus den Öfen abgezogenen Steine, nunmehr Zementklinker genannt, zeigen ein schlackenartiges, graugrünes Aussehen und haben eine grosse Härte. Von der Richtigkeit des Brennprozesses hängt die Güte des Fabrikats wesentlich mit ab. Die Schwerpunkte der Zementfabrikation beruhen mithin wesentlich darauf, dass das Rohmaterial (Kalk und Ton) im richtigen Verhältnisse miteinander gemischt und gehörig zerkleinert zur weiteren Verarbeitung kommt, und ferner, dass der Brennprozess so geleitet wird, dass die Rohziegel bis zur vollendeten Sinterung gebrannt werden.

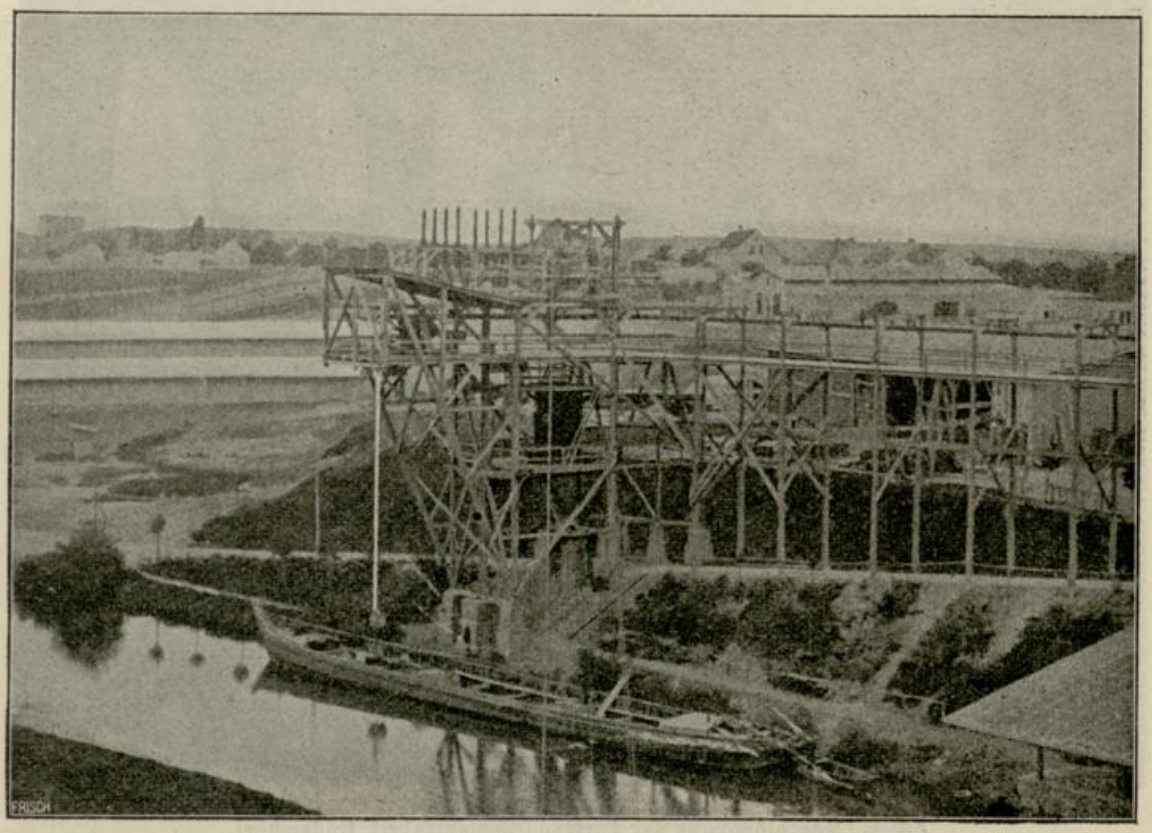


Fig. 7. Löschstation der Portland-Zementfabrik Rüdersdorf am Kanal.

Die von den Öfen kommenden Zementklinker werden zur Ablagerung und Abkühlung in die sogenannten Klinkerkammern gebracht. In der Rüdersdorfer Fabrik bleiben sie etwa 2—3 Monate in Schuppen liegen, bevor man sie weiter verarbeitet.

Zu letzterem Zweck werden sie auf Wagen geladen und mittels einer Kettenbahn in die Zementmühle befördert, wo sie zunächst auf 4 Kugelmühlen gelangen, welche die Klinker zu Pulver zerkleinern. Das erhaltene Produkt wird dann in zwei grossen Rohrmühlen zur erforderlichen Mehlfeinheit weiter vermahlen. Das von diesen Mahlmaschinen erzeugte Zementmehl wird mittels einer Sammelschnecke in

das Silo geleitet und dort abgelagert. Das Silogebäude fasst mehr als 12 000 Fass Zement auf einmal. Unmittelbar daran schliesst sich die Packhalle, in welcher der fertige Zement mittels Packmaschinen verpackt wird, um zur Verladung gelangen zu können.

Die zum Betriebe erforderlichen Kohlen werden auf dem Wasserwege herangeschafft und durch zwei Einladestationen mit Löschkranen in die Fabrik befördert. Das Hängebahnnetz ist derartig ausgestaltet, dass alle Punkte, an denen Kohlen verbraucht werden, direkt erreichbar sind.

Der für die Maschinenkraft nötige Dampf wird in 8 Einflammrohrkesseln von je 80 qm Heizfläche mit einem Überdruck von 14 Atm. erzeugt. Das unmittelbar neben dem Kesselhause gelegene Maschinenhaus enthält eine grosse dreizylindrische Dampfmaschine von 550 PS., eine ebensolche von 350 PS., sowie eine zweizylindrische von 180 PS., die zum Betriebe des ganzen Werkes einschliesslich der elektrischen Beleuchtung dienen.

Während auf der neuen Anlage die Verladung des Zementes auf dem Bahnwege stattfindet, wird sie auf der älteren Anlage, in der der Fabrikationsgang der gleiche wie in der neuen ist, vorzugsweise zu Wasser bewirkt. Die Verlade- und Packschuppen sind deshalb direkt an das Ufer des Kanals verlegt. Die hier in Betracht kommenden Silos haben ein Fassungsvermögen von 32 000 Fass.

Die Fassungsfähigkeit der gesamten Anlage beträgt jährlich 700 000 Normalfass, d. h. es können etwa täglich, das Jahr zu 300 Arbeitstagen gerechnet, rund 2300 Fass hergestellt werden, wozu man etwa 150 000 kg Kohlen pro Tag verbraucht.

Die Kontrolle über die richtige Zusammensetzung des Rohmaterials, sowie die Überwachung des Werdeganges findet durch geschulte Chemiker statt, denen zu diesem Behuf ein gut eingerichtetes Laboratorium zur Verfügung steht.

In diesem Laboratorium wird der Portlandzement regelmässig geprüft, damit nicht etwa eine minderwertige Ware die Fabrik verlässt. Die Prüfung erstreckt sich auf Form und Feinheit des Kornes, Farbe und spezifisches Gewicht, Abbinden und Bindezeit, Erhärten, Festigkeit, Volumenbeständigkeit, Haar- und Schwindrisse, Verhalten gegen hohe Hitze und Kälte. Es ist mir nicht möglich, Ihnen heute einen Überblick über die Prüfung von Portlandzement auch nur in den allgemeinsten Zügen zu geben. Damit Sie jedoch sehen, wie sorgfältig und genau man arbeitet, will ich Ihnen einige wenige Apparate vorführen, welche bei der Prüfung des Portlandzementes besonders häufig zur Anwendung kommen.

Hierzu gehört vor allen Dingen derjenige Apparat, der bei der Bestimmung der Zugfestigkeit des Portlandzementes eine Rolle spielt.

Um die Zugfestigkeit des Zements zu bestimmen, giebt man ihm, nachdem man ihn mit sogenanntem Normalsande im Verhältnis von einem Gewichtsteil Zement zu drei Gewichtsteilen Sand und Wasser zu Mörtel angerührt hat, die Gestalt einer Acht (Fig. 8). Dies kann man entweder mit der Hand vornehmen, oder aber man bedient sich hierzu des

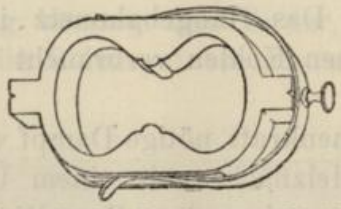


Fig. 8. Zugform für die Prüfung von Portland-Zement.

sogenannten Hammerapparates, welchen Fig. 9 darstellt. Dieser Apparat besteht aus einer Anzahl von Hämmern von 2 kg Gewicht, welche aus abgemessener genau festgelegter Fallhöhe auf jede Probe 150 Schläge ausüben und dann selbsttätig ausgerückt werden. Wie Sie sehen, findet die Hebung der Hämmer dadurch statt, dass die Stiele durch Knaggen an den hinter den Hämmern befindlichen und sich drehenden Rädern bis zu einem bestimmten Punkte niedergedrückt und dann „frei" werden.

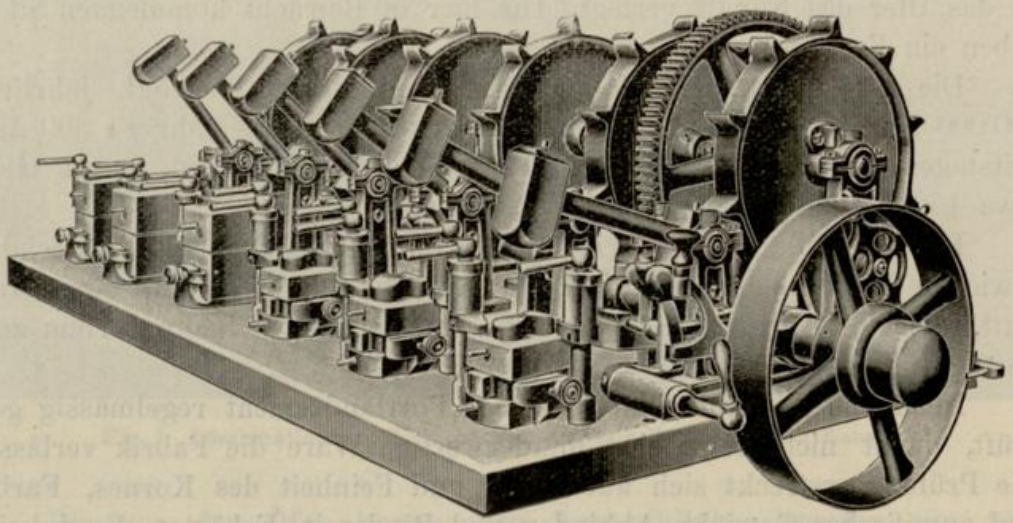


Fig. 9. Böhmescher Hammerapparat zur Prüfung von Portland-Zement.

Um die auf diese Weise hergestellten Probekörper in Form einer Acht auf ihre Zug- oder Zerreissfestigkeit zu prüfen, wird ein Hebelapparat benutzt, den Fig. 10 darstellt. Wie sie sehen, klemmt man den Probekörper i zwischen zwei Klauen d und e ein, und lässt nun von g aus durch o in das Gefäss c Schrot einlaufen. Der Apparat arbeitet mit 50facher Übersetzung. In dem Augenblicke, in dem der Probekörper der Zugkraft nicht mehr Widerstand zu leisten vermag, zerreisst er und gleichzeitig hört der Schrotzulauf von g aus auf. Man kann

alsdann leicht mit Hilfe der in c eingelaufenen Schrotmenge bestimmen, wie hoch die Zugfestigkeit pro qcm der zerrissenen Fläche für den Probekörper war.

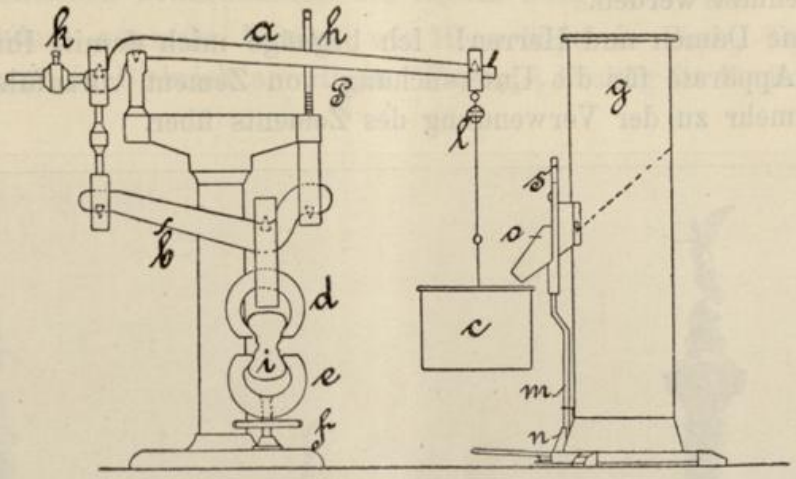


Fig. 10. Normalzugfestigkeits-Apparat mit Schrotzulauf für die Prüfung von Portland-Zement.

Zur Bestimmung der Druckfestigkeit bei grossen würfelförmigen Probekörpern dient die in Fig. 11 dargestellte 30 t-Presse. Sie ist eine

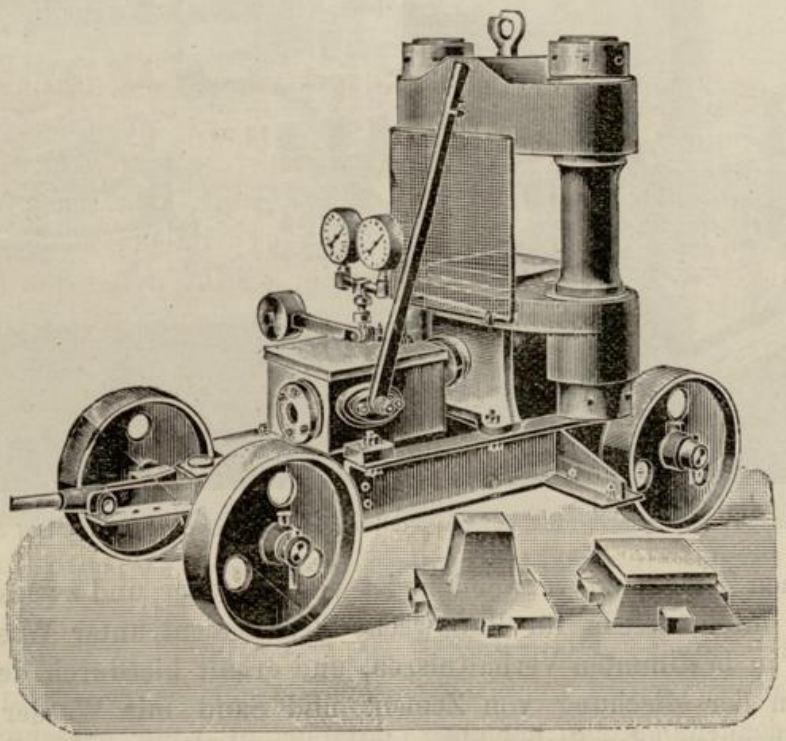


Fig. 11. Betonprüfungsmaschine.

hydraulische Maschine, deren Festigkeitsdruck durch ein System von Kolben soweit reduziert wird, dass er mit dem Gegendruck einer Quecksilbersäule von bequemer Höhe gemessen werden kann. Die Skala des

Quecksilbermanometers ist so eingerichtet, dass man sowohl die gesamte Bruchbelastung, als auch direkt die Druckfestigkeit, bezogen auf ein qcm gedrückter Fläche, ablesen kann, wenn Normalprobekörper von 50 qcm Fläche benutzt werden.

Meine Damen und Herren! Ich begnüge mich damit, Ihnen diese wenigen Apparate für die Untersuchung von Zement vorzuführen, und gehe nunmehr zu der Verwendung des Zements über.

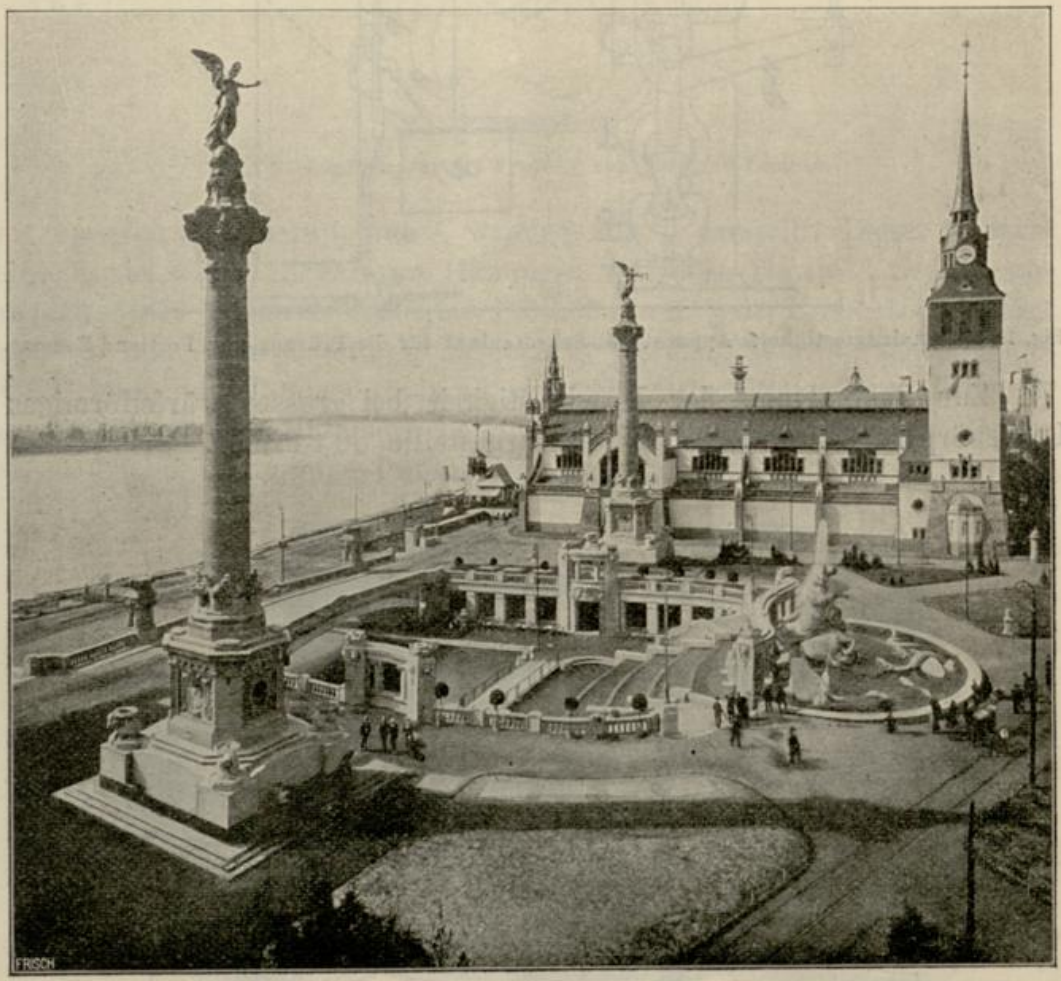


Fig. 12 Ansicht der Zement- und Betonausstellung in Düsseldorf mit Blick auf den Rhein.

Reinen Zement zu verwenden, ist viel zu teuer und zwecklos. Man vermengt infolgedessen für Bauzwecke den Zement unter Wasserzusatz mit Sand in bestimmten Verhältnissen, und erhält hierdurch den Mörtel. Setzt man der Mischung von Zement und Sand mit Wasser dagegen noch Grubenkies oder Steinschlag hinzu, so erhält man den Beton.

Enthalten die Betonbauten Eiseneinlagen in Gestalt von Stäben, Drähten u. s. w., so spricht man von Eisenbeton oder armiertem Beton. Gerade das letztgenannte Baumaterial hat sich seit einigen Jahren ein grosses Verwendungsfeld erobert und wird in den kommenden Jahren

gewiss eine führende Rolle unter den Baumaterialien spielen. In Norddeutschland merkt man hiervon leider immer noch weniger als in Süddeutschland, wo zahlreiche Betonbrücken schon seit Jahrzehnten von der vortrefflichen Brauchbarkeit des Betons Zeugnis ablegen.

Nachdem nunmehr Firmen wie Hennebique in Paris, Dyckerhoff & Wiedmann in Biebrich am Rhein, Wayss & Freitag in Berlin, Rudolf

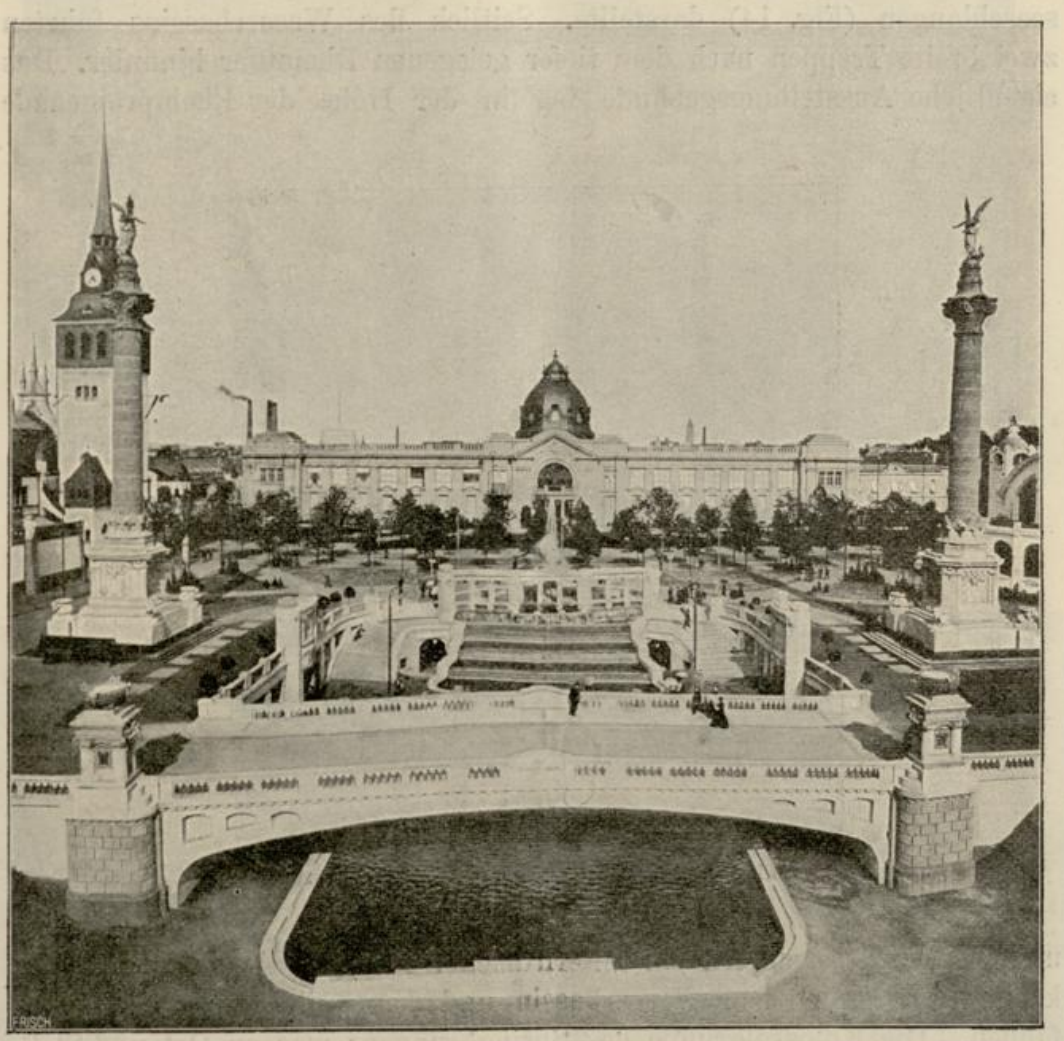


Fig. 13. Ansicht der Zement- und Betonausstellung in Düsseldorf vom Rhein aus.

Wolle in Leipzig und andere sich der Einführung des Beton mit grosser Energie und überraschendem Erfolge gewidmet haben, ist dieses Baumaterial indessen auch in anderen Gegenden als Süddeutschland zur Einführung gekommen und wird auf seinem Siegeszuge durch die Welt nicht mehr aufzuhalten sein.

Wer von Ihnen im verflossenen Jahre die Düsseldorfer Ausstellung besucht hat, wird gewiss beim Eintritte in die Ausstellung durch das

Rheintor die beiden hohen aus Beton errichteten Säulen gesehen haben, die von zwei vergoldeten, weithin sichtbaren Figuren gekrönt waren. (Fig. 12 und 13.) Diese Säulen gehörten zu der Ausstellung, welche von dem Verein deutscher Portlandzementfabrikanten und dem Deutschen Beton-Verein gemeinsam ins Leben gerufen war. Den Säulen war ein grosses Springbrunnenbassin vorgelagert, das einer Kolossalgruppe zum Standorte diente, die den Kampf eines Zentaurenpaaren mit Riesenseeschlangen (Fig. 14) darstellte. Seitlich des Wasserbassins führten zwei breite Treppen nach dem tiefer gelegenen Rheinufer hinunter. Das eigentliche Ausstellungsgebäude lag in der Höhe der Rheinpromenade



Fig. 14. Die Zentaurengruppe in Düsseldorf.

und war gewissermassen ein unterirdischer Bau, da die Haupträumlichkeiten sich unter dem Wasserbassin und dem anliegenden Terrain befanden. Die Kolossalgruppe des Springbrunnens war an Ort und Stelle aus einem Stück hergestellt, und es war interessant, zu sehen, wie Laien vielfach ihre Ansichten über den vortrefflichen „Sandstein“ austauschten.

Im Anschlusse hieran erwähne ich Figuren und Bildwerke aus Zement, welche Fig. 15 darstellt; dieselben waren ebenfalls in Düsseldorf ausgestellt und stammten von der Zementwarenfabrik Brenzinger in Freiburg i. Breisgau. Die architektonischen Ornamente besassen eine hohe Vollendung und legten Zeugnis davon ab, wieweit es die Zementwarenfabrikation auch in dieser Richtung hin gebracht hat. Es war wirklich recht schwer, den künstlichen Stein von dem natürlichen zu unterscheiden.

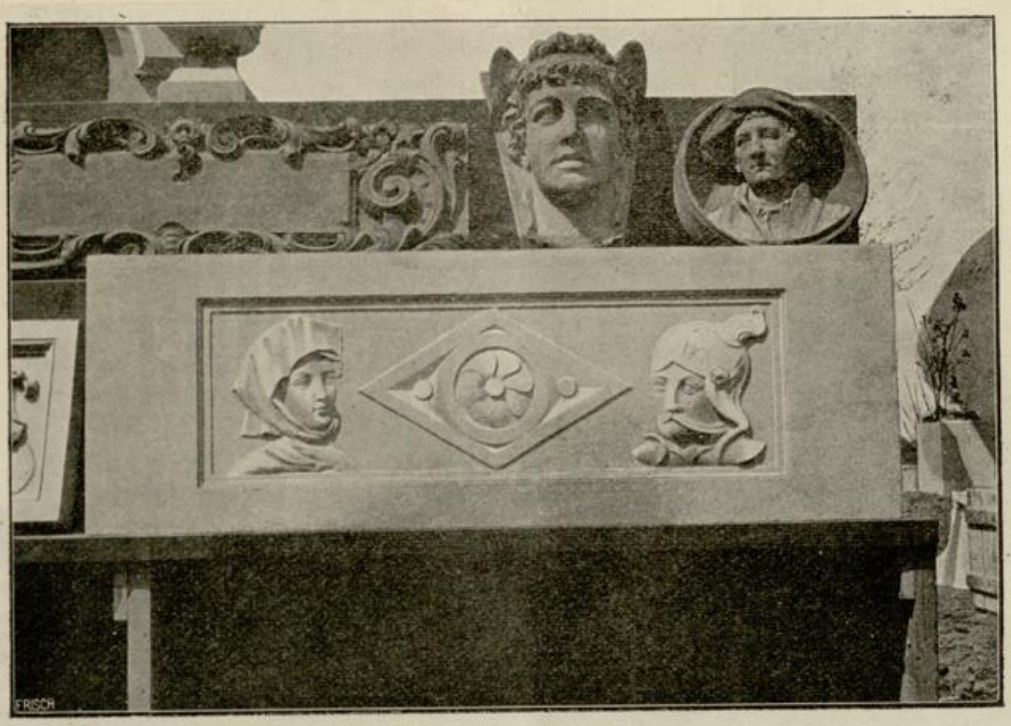


Fig. 15. Kunstgegenstände aus Zement auf der Düsseldorfer Ausstellung.

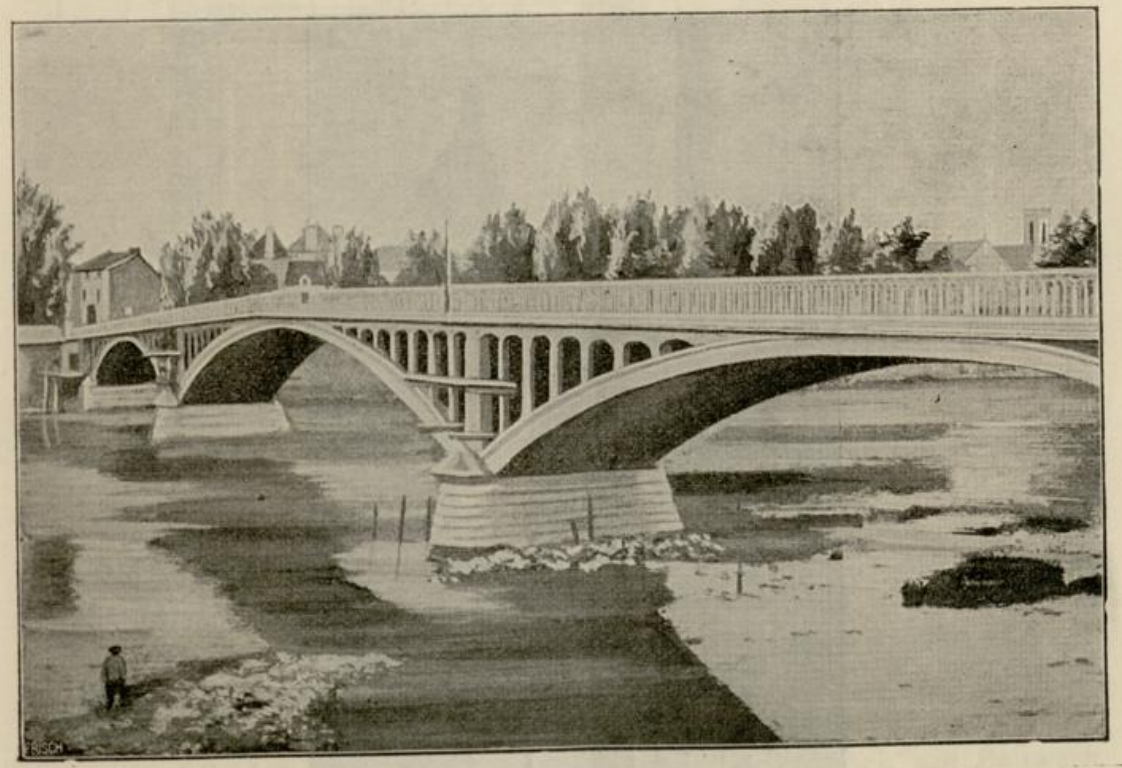


Fig. 16. Brücke von Châtellerault über die Vienne.

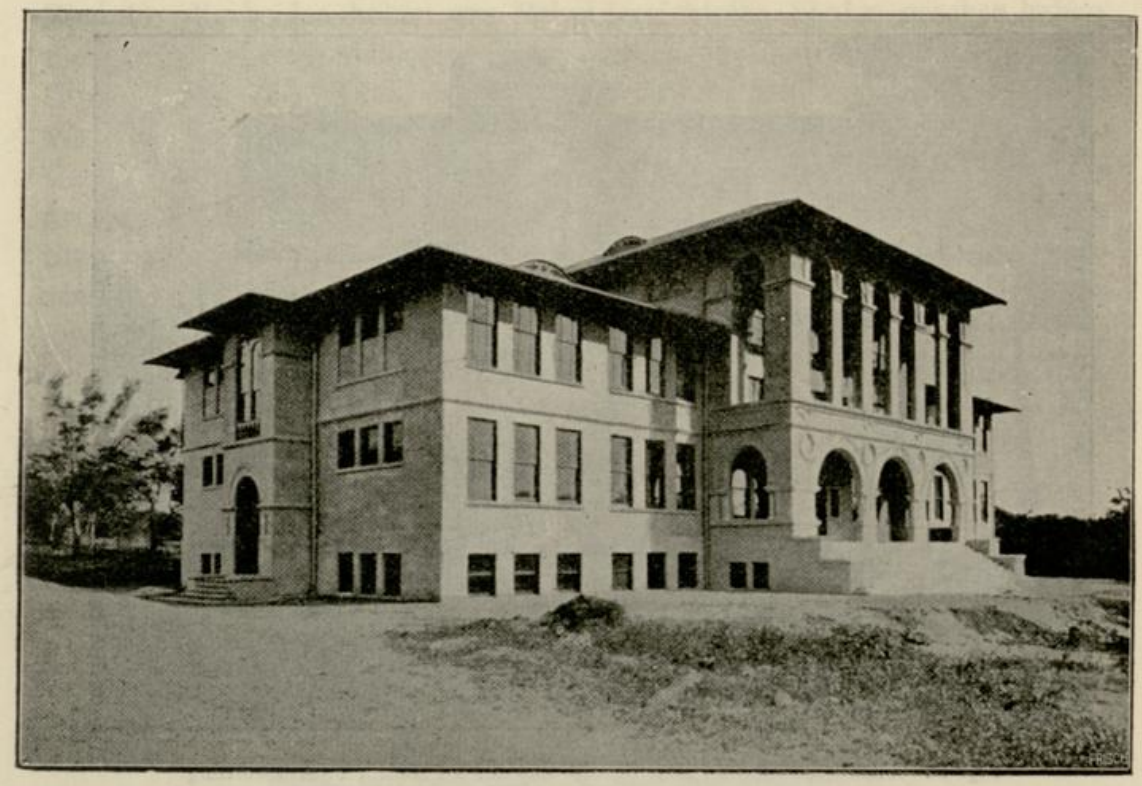


Fig. 17. Schulgebäude aus Eisenbeton in Honolulu.



Fig. 18. Das durchschlitzte Haus der Hoch- und Untergrundbahn zu Berlin.

Der Verwendung des Beton zu Brückenbauten hat man in letzterer Zeit ganz besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Ich führe Ihnen zum Beweise hierfür eine aus Beton errichtete Brücke aus der Gegend von Châtellerault (Fig. 16) über die Vienne vor. Die Brücke hat drei Bögen von denen der mittlere eine Spannweite von 50 m bei einer Pfeilhöhe von 4,80 m besitzt. Die Spannweite der Seitenbögen beträgt 40 m bei einer Pfeilhöhe von 4 m. Der Beton hat, wie bei allen derartigen Gebäuden, Eiseneinlagen.

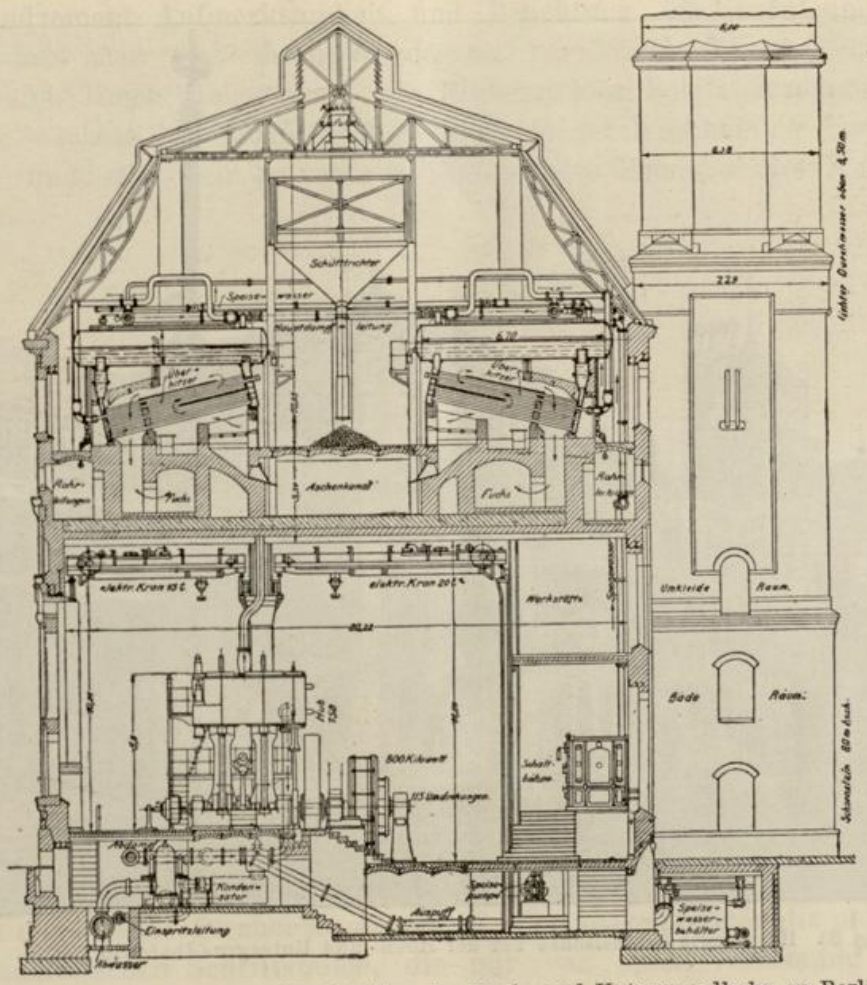


Fig. 19. Schnitt durch die Kraftstation der Hoch- und Untergrundbahn zu Berlin.

Fig. 17 zeigt Ihnen ein Schulgebäude in Honolulu, das ganz aus Eisenbeton erbaut ist. Die Eisenstäbe sind um die Längsachse gedreht. Das Gebäude hat eine Länge von 43 m, und eine Breite von 25 m. Die Fundamentwände sind 30 cm, die des ersten Stockes 27,5 cm, und die des zweiten Stockes 25 cm dick, noch höher verringert sich die Dicke der Wände bis zu 12,5 cm.

Zum Schlusse meiner Ausführungen will ich noch ein Bauwerk nicht unerwähnt lassen, welches Fachleute wie Laien gerade in neuester

Zeit auf das Eifrigste beschäftigt hat. Es ist dies die Hoch- und Untergrundbahn zu Berlin (Fig. 18—20). Die Firma Siemens & Halske hat in ihr ein Bauwerk geschaffen, um welches die ganze zivilisierte Welt uns beneidet. Ganz besonders war der Mut zu bewundern, mit welchem die Firma an die Bewältigung der Arbeit herantrat, und die Geschwindigkeit, mit der die Lösung erfolgte. Eine Beschreibung der Bahn erübrigt sich für mich, da Sie dieselbe dem Aussehen nach ja alle kennen. Erwähnen will ich jedoch, dass der zu dem Baue in



Fig. 20. Haltestelle Schlesisches Tor der Hoch- und Untergrundbahn in Berlin.

reicher Menge verwendete Portlandzement vor seiner Verarbeitung in einer besonderen zu diesem Zwecke eingerichteten Prüfungsstation auf seine Brauchbarkeit und Zuverlässigkeit gemäss den vom Ministerium vorgeschriebenen Normen geprüft worden ist. Viele hunderte von Zug- und Druckprobekörpern wurden hier angefertigt und auf ihre Festigkeit untersucht. Die Menge des verbrauchten Portlandzementes betrug etwa 160 000 Fass à 180 kg brutto. Die sich dem Baue entgegenstellenden Schwierigkeiten wurden nicht nur wesentlich dadurch erhöht, dass Kanalisations-, Wasser- und Gasröhren, sowie elektrische Kabelleitungen

den Bauarbeiten hindernd in den Weg traten. Der Kilometer dieser Bahn hat ungefähr drei Millionen Mark gekostet, eine im Gegensatze zu anderen Stadtbahnen geringe Summe. Gerade hieraus ergibt sich für den Fleiss, die Umsicht uud die Sorgfalt der Bauleitung ein glänzendes Zeugnis.

Meine Damen und Herren! Ich bin hiermit am Schlusse meines Vortrages angelangt, und würde mich freuen, wenn Sie aus demselben ersehen haben, dass auch Produkte von so geringem Aussehen wie der Portlandzement Aufmerksamkeit und Beachtung verdienen und wert sind, dass man sich ihren Werdegang vor Augen führt. Hoffentlich bietet sich Ihnen Gelegenheit, die Rüdersdorfer Portlandzement-Fabrik als die nächste bei Berlin einmal aus eigener Anschauung kennen zu lernen und sich den gewaltigen Umfang des Betriebes vor Augen zu führen.

Die Grenzen des Landes Lebus.

Von **Wilhelm Anton Wegener.**

Wann ist das Land Lebus an die Mark Brandenburg gekommen? Diese Frage beantwortete Samuel Buchholz in dem „Versuch einer Geschichte der Churmark Brandenburg", II, 157, im Jahr 1765 mit folgenden Worten: „So gewiss die Erwerbung der Landschaften Lebus und Sternberg von Markgraf Johann und Otto III. gemacht worden, denn darüber sind alle Schriftsteller einig, so dunkel sind doch die eigentlichen Umstände der Gelegenheit und der Zeit davon. Dass es durch einen Kauf geschehen, sagen sie alle, ausgenommen die polnischen und schlesischen Schriftsteller, die nur von einer Versetzung wissen wollen. Indessen kann beides wahr sein, zumal, wenn man die verschiedenen Jahre betrachtet, darin eines von beiden geschehen sein soll. Der eine nimmt das Jahr 1248, der andere 1252 und noch andere 1260 für die Zeit an, welche Zahlen aber so zu vereinigen wären, dass in allen diesen Jahren Traktaten deshalb gepflogen worden, da in den ersten beiden nur Herzog Boleslaf allein erst wegen der Verpfändung und hernach wegen des Verkaufs gehandelt, in dem letzten Termin aber die Einstimmung der übrigen schlesischen Herzöge dazu gekommen. Es ist das um desto wahrscheinlicher, weil man niemals findet, dass sich ein schlesischer Fürst bemüht, diese Länder als Stücke von Schlesien

wiederzubekommen. Und sie konnten auch nicht, denn sie teilten sich gar bald in noch mehr kleine Fürstentümer und lebten noch dazu in grossen Uneinigkeiten, darin sie sich so schwächten, dass alle Gedanken auf eine Einlösung wegfallen mussten, wenn auch bloss eine Verpfändung geschehen, die die Märkischen Geschichtsschreiber gleichwohl zu leugnen und den wirklichen Kauf zu behaupten ebensoviel Recht haben, da noch nie einige Urkunden darüber zum Vorschein gekommen."

Diese Ansicht von Buchholz scheint der Wahrheit nahe zu kommen, denn im Jahre 1863 ist von Riedel im Codex diplomaticus Brandenburgensis, A, XXIV, 336—338, eine Urkunde des Herzogs Boleslafs von Schlesien und Polen veröffentlicht worden, welche in Liegnitz am 20. April 1249 ausgestellt ist und darauf hindeutet, dass die Versetzung des Landes Lebus an die Markgrafen von Brandenburg damals schon ins Werk gesetzt war. Auch M. Zeiller hat nach einem schlesischen Chronisten in seiner 1648 verfassten Beschreibung von Brandenburg und Pommern (Merians Topographie) die Jahreszahl 1248 für die Zeit der Versetzung. In der Urkunde vom 20. April 1249 schliesst der Herzog Boleslaf einen Vertrag mit dem Magdeburger Erzbischof Wilbrand ab, in welchem die Bestimmung enthalten ist, dass der Herzog dem Erzbischof und seiner Kirche den einen und unteren Endteil von dem Schloss Lebus, die Hälfte halb, und ebenso die Hälfte der Stadt und des ganzen zu dem Schloss gehörigen Bezirkes zu beiden Seiten des Oderflusses halb zuspricht, während er selbst die andere Hälfte halb für sich behielt. Man teilte also die Hälfte zu gleichen Teilen und jeder erhielt ein Viertel des Landes Lebus, folglich hatten die Markgrafen von Brandenburg schon damals die andere Hälfte inne, was recht wohl durch einen früheren Vertrag geschehen sein kann. Als Besitzer oder Mitbesitzer des Landes Lebus werden die Markgrafen von Brandenburg zuerst in einer Urkunde vom 7. März und 24. April 1252 genannt.

Von grösserer Wichtigkeit ist die Urkunde vom 20. April 1249 aber durch die älteste Angabe der Grenzen des Landes Lebus. Riedel hat diese lateinische Urkunde aus dem Codex St. Mauritii in dem Herzoglichen Landesarchiv von Bernburg genommen, und die Stelle, welche die Grenzangabe enthält, ist auch in einer anderen Urkunde in Riedels Codex (B, II, 113) in einer späteren deutschen Übersetzung enthalten. Als der Erzbischof Otto von Magdeburg am 10. August 1336 dem Markgrafen Ludwig von Brandenburg einen Lehnsbrief erteilte, nahm er die Grenzangabe des Landes Lebus aus der alten Urkunde in den Lehnsbrief mit auf. Jedoch sind in dieser Urkunde von 1336, welche Riedel nach dem Original des Magdeburger Provinzialarchivs abdrucken liess, die geographischen Namen in der Schreibweise von den in der Urkunde von 1249 enthaltenen Namen ein wenig abweichend. Beide Grenzangaben folgen hier, indem sie nebeneinander gestellt sind.

Urkunde von 1249.

Hii autem sunt termini Castri lubus, uersus poloniam ex illa parte Odere a flumine, quod vocatur Nothes, incipiunt in prato, quod vocatur Guba, et procedunt in Rudna et Rogi et usque ad lacum wandrine et usque Slauice et usque Preslice, quod est inter magnam villam et Molosson. Item usque Pozirzadlo, post hec ubi Schuga pilscha intrat magnam pilscham. Item usque Sirze et usque Rampice. Ex ista parte odere incipiunt in konothope usque ad lacum altiorem trebule et per viam, que ducit de Gubyn usque lypa. Dehinc ad Powodeicers, post hec inter Corasno et Splawe, Deinde ubique in Osdra, de Osdra Spreua fluuius per medium usque in prelauki. Item ubique in Lecnici. Item ubique in Köpnuci. Item per Stobrauam fluuium usque in Odrizam. Preterea attinent lubus ista loca Castrorum sita infra terminos prenotatos Chynez et terra, que attinet, Kosterin cum tota terra attinente, Deinde Torum, deinde Ponzin, deinde Bucowe, deinde platkou.

Urkunde von 1336.

Diz sint dye ende vnde scheidunghe des landes vnde des huses tzu Lebuz: tzu Polenen wart vf dye halp der Odere, von eyme wazzere daz heyzet Nothes, dye erheben sich an eyner Wisch, dye heyzet dye Guba, vnde get tzu Kudnaz vnde Rughi wen an dye Se Wandtine, vnde tzu Slauite vnde Preslite, daz is zuschen deme grozen dorfe vnde Molossen, Ouch gen sye biz tzu Poruzadla, dar na, da dy Schucha Pilscha ged in die grozen Pilsgam, Vortme bez tzu Zirtze vnde bez Rampite, Vf dese halp der Odere beginnen se tzu Konotope bez tzu dem oberen Se Tribule, vnde ober den wech, die da ged von Gubin bez tzu Lipa, vort bez tzu Powodtitus, dar na zusche Carasne vnde Spreawe, darna bez tzu Osora, von Osora das halpteydel des wazzers der Sprewa bez tzu Prelauki, Vort mer bez tzu Lecniti, vort bez tzu Copermiti, ouch gen sye ober daz wazzer Stobraua bez tzu Odrizam, Vort mer horet auch tzu dem lande tzu Lebuz dese vesten vnde Stede, Chinetz vnde daz land, daz dar tzu hort, Kusterin med alle dem lande, das dar tzu hort, Thorim, Ponzin, Ruckowe vnde Plakou.

In neuhochdeutscher Übersetzung hat die Stelle der Urkunde von 1249, mit Einfügung der jetzigen geographischen Namen für die alten Namen nach der Auslegung des Verfassers dieser Darlegung, folgenden Wortlaut: „Diese Grenzen des Schlosses Lebus sind folgende. Nach Polen zu beginnen sie auf jener Seite der Oder bei dem Fluss, welcher Warthe heisst, an einer Bruchwiese, welche Guba heisst, und gehen dann nach Rauden und Reichen und bis zum Wandernschen See und bis Wallwitz und bis Beelitz, welches zwischen dem Grossen Dorf

(Sternberg) und Malsow liegt. Dann bis nach Bottschow, hiernach wo die Kleine Pleiske in die Grosse Pleiske geht. Ferner bis nach Sierzig und bis nach Rampitz. Von der anderen Seite der Oder beginnen die Grenzen bei Kontopmühle und gehen bis zu dem Kleinen Treppelsee und über den Weg, welcher von Guben nach der Leipe (Beeskow) führt. Von hier nach Weichensdorf, hiernach zwischen Karras und Glowe, dann in gerader Richtung nach dem Ölsefliess, von dem Ölsefliess der Fluss Spree in der Mitte bis nach Fürstenwalde. Ferner in gerader Richtung nach der Köpernitz. Ferner den Fluss Stobber hinab bis zu der Oderitz. Ausserdem gehören zu Lebus alle jene Schlossstellen, welche innerhalb der vorher angegebenen Grenzen liegen, Kienitz und das Land, welches dazugehört, Küstrin mit dem ganzen dazugehörigen Land, dann Worin, dann Garzin, dann Buckow, dann Platkow."

Bei den Namen in den Urkunden von 1249 und 1336 ist es im hohen Grade auffällig, dass dieselben eine ganz altertümliche Klangform und Schreibweise haben, wie sie in der Zeit der Ausstellung dieser Urkunden zum Teil wohl kaum mehr üblich waren. Diese Beobachtung führt auf die Vermutung, dass die Namen in beiden Urkunden aus einem älteren Schriftstück in die Urkunden ohne genauere Berücksichtigung der späteren Schreibweise aufgenommen sind. Und wie wäre diese Erscheinung zu erklären? Schrieb man 1249 oder 1336 die alten Namen der Gewässer und besonders der Ortschaften in eine neuere Form um, so konnten sich hieraus bei einem entstandenen Streit bedeutendere Schwierigkeiten zur Schlichtung desselben ergeben, denn es handelte sich hierbei um die Grenzangabe eines ganzen Landes. Aus diesem Grunde behielt man in den Urkunden die alten Namen bei und fügte nach der Grenzangabe noch zur Vorsicht in der Urkunde von 1249 die Worte hinzu: „Wenn man aber in Wahrheit erkannt hat, dass an irgend einer Stelle die Grenzen weiter sind, als in diesem Privileg ausdrücklich festgesetzt ist, so sollen wir in Betreff derselben nach gemeinsamer Übereinstimmung und Beratung eine Erweiterung vornehmen und unter uns zu gleichen Teilen so teilen, wie das andere geteilt ist." Die Ortschaften hatten in älterer Zeit mitunter mehr oder weniger Malhufen oder Landteile als in neuerer Zeit und daher lag in der Aufnahme der alten Namen in die Urkunden wohl die Bedeutung, dass man hiermit die Ortschaften, wie sie in älterer Zeit waren, mit ihrem Besitztum und Umfang bezeichnen wolle.

Im einzelnen mögen zur Erklärung der geographischen Namen folgende Bemerkungen hinzugefügt sein. Dass die Warthe in ihrem unteren Teil bis Küstrin hin in älterer Zeit auch den Namen Nothes oder Netze führte, ist aus der Grösse und Bedeutsamkeit der Netze leicht zu erklären. Die Grenzen des Landes Lebus begannen nun hier an einer Wiese des Warthebruches im Kreis Oststernberg und gingen zuerst

nach Süden zum Wandernschen See, welcher in der Nähe des Dorfes Wandern liegt, und dann nach Westen zwischen Malsow und Sternberg hindurch über die Grenze der Kreise Oststernberg und Weststernberg. Sternberg wird in beiden Urkunden nur als das Grosse Dorf bezeichnet, hieraus aber ist ersichtlich, dass dieser Ort schon in älterer Zeit von Bedeutung war. Von Beelitz aus wandte sich die Grenzlinie nach Südwesten bis zur Oder hin. Das auf dieser Grenzlinie genannte Vorwerk Sierzig liegt bei Sandow. In der Nähe der Kontopmühle bei Kreesem im Kreis Weststernberg überschritt die Grenzlinie die Oder und ging in nordwestlicher Richtung durch den Kreis Guben bis zum Kleinen Treppelsee. Dieser See und der nordwärts von ihm gelegene Grosse Treppelsee, durch welche die nach Müllrose gehende Schlaube fliesst, liegen an der Grenze der Kreise Guben und Lübben. Im Kreis Lübben führte die Grenze in südwestlicher Richtung nach dem bei Reudnitz gelegenen Vorwerk Weichensdorf, urkundlich auch Weichersdorf genannt, jetzt Bahnstation. Auf dieser Linie ging die Grenze über den von Guben nach Beeskow führenden Weg. Die Liepe oder Leipe war nach Beeskower Urkunden ein von dieser Stadt südwärts gelegenes Grenzterrain mit einem See, dem Leipsee. In der Nähe dieses Terrains führte von Osten her bei Kummrow eine Furt über die Spree, welche auf der Preussischen Generalstabskarte von 1846 verzeichnet ist. Zwischen Karras und Glowe, letzteres Dorf im Kreis Beeskow-Storkow gelegen, nahm die Grenzlinie ihre Richtung nach Norden, nach Beeskow zu, wo das Ölsefliess rechts in die Spree geht, und behielt diese Richtung inmitten der Spree bei, bis sie zwischen den Kreisen Beeskow-Storkow und Lebus mit dem Lauf der Spree eine nordwestliche Richtung bis zur Löcknitz annahm und hierbei über Fürstenwalde ging. Dass Prelauki ein älterer Name für Fürstenwalde war, scheint aus dem Namen des nördlich von Fürstenwalde, aber nicht an der Spree gelegenen Vorwerks Palmnicken hervorzugehen, welches früher mit Fürstenwalde vielleicht denselben Namen gehabt hat. Dort, wo die Spree hinter Fürstenwalde die Biegung nach Westen macht, sprang die Grenze zur Löcknitz über und ging in nordöstlicher Richtung die Löcknitz entlang bis zur Köpernitz, dem Abfluss des Roten Luches von Heidekrug abwärts bis Liebenberg. Nach den Urkunden hat auch ein Wald dort bei Müncheberg den Namen Köpernitz. Die Köpernitz und die Stobberow oder Stobber entlang lief die Grenzlinie dann zur Oderitz. Die Oderitz kommt aus der im Norden von der Stadt Lebus gelegenen Gegend, geht in nordwestlicher Richtung durch das Oderbruch und mündet nördlich von Wriezen in die Alte Oder. Dieser Fluss hat seinen alten Namen Oderitz längst verloren, jedoch für seine einzelnen Teile verschiedene Bezeichnungen erhalten, Alte Oder, der Strom, dann wieder (bei Gusow) Alte Oder, der Kanal, der Friedländer Strom und (vor Wriezen) der

Alte und der Neue Kanal. Da auf dem linken Ufer der Stobber auch noch Gebietsteile des Landes Lebus lagen, so wurden diese Teile durch die Angabe der Ortschaften Garzin und Buckow in der Urkunde hinzugefügt. Weiter im Norden waren die Bezirksgrenzen von Worin, Platkow, Kienitz und Küstrin auch die Grenzen des Landes Lebus. Dass Worin, welches von der Nordgrenze etwa zwei Meilen ablag, Bezirksort war, ist aus anderen Urkunden nicht nachzuweisen, doch spricht hierfür eine Urkunde von 1358, in welcher gesagt ist, dass der Hofmeister in Worin die Provinzial- oder grossen Gerichte in Alt-Rosenthal dreimal im Jahr abzuhalten hätte, was früher wohl auch noch in anderen Ortschaften geschehen sein mochte. Ein „Platkower Landbezirk" aber ist ausdrücklich in einer Urkunde von 1229 bezeugt. Das im Oderbruch gelegene Kienitz und die Stadt Küstrin sind als Bezirksörter in der märkischen Geschichte bekannt. Somit waren die Grenzen des Landes Lebus in allen Teilen und nach allen Himmelsgegenden durch die Urkunden von 1249 und 1336 sicher bestimmt.

Kleine Mitteilungen.

Die 19. Hauptversammlung der Niederlausitzer Gesellschaft für Anthropologie und Altertumskunde. In Luckau, der Hauptstadt der alten Markgrafschaft Lausitz, fand am 2. Juni dieses Jahres die 19. Hauptversammlung der Niederlausitzer Gesellschaft für Anthropologie und Altertumskunde unter reger Beteiligung statt. Von Guben, wo die Gesellschaft ihren Hauptsitz hat, von Cottbus, Forst, Lübben, Sorau, Lieberose, ferner von Berlin, Charlottenburg, Erkner und Dresden, waren die Mitglieder herbeigeeilt, um an den Sitzungen auf dem Schlossberge und im Gymnasium teilzunehmen, und ausserdem beteiligten sich eine grosse Anzahl Luckauer Bürger an den Veranstaltungen der Gesellschaft.

Verschiedene Teilnehmer waren bereits am zweiten Pfingstfeiertage in Luckau eingetroffen und unternahmen nach einem Rundgange durch die Stadt einen Ausflug nach dem benachbarten Dorfe Freesdorf, bei dem sich ein grosser slavischer Burgwall, hier Borchelt genannt, erhebt. Die Anlage besteht aus einem Rundwall von 6—7 m Höhe und einem Längsdurchmesser von 80 Schritt und einem 100 Schritt nördlich davon belegenen, halbmondförmigen Vorwall und ist fast ringsum von Sumpf umgeben. Der Zugang war allem Anschein nach von der Südseite, wo ein Teil des Rundwalls bereits abgetragen ist, und konnte in früherer Zeit nur zu Kahn erreicht werden, denn nach der Erinnerung älterer Bewohner von Luckau war der Borchelt noch vor 40 Jahren ganz von Wasser umgeben, so dass sich zwischen Vorwall und Rundwall eine Art Hafen befand, wo die flüchtigen

Wenden einst ihre Fahrzeuge unterbrachten. An den Stellen, wo der Borchelt abgetragen ist, tritt das Aufschüttungsmaterial — mit Lehm vermischte Erde, Brandschutt und Wirtschaftsabfälle — deutlich zu Tage.

Nach der Rückkehr von dem Ausfluge vereinigten sich die Teilnehmer mit den inzwischen eingetroffenen Mitgliedern im „Goldenen Ring" zu gemütlichem Beisammensein.

Am nächsten Tage wurden vor Beginn der geschäftlichen Sitzung frühzeitig die Sehenswürdigkeiten Luckaus in Augenschein genommen. Zuerst die mächtige Stadtkirche, ein dreischiffiger Backsteinbau mit hohen Hallen und Chorumgang. Zahlreiche Epitaphien von Bürgermeistern und Pastoren Luckaus schmücken die Pfeiler des Chors und die Wände des Umgangs und der Seitenschiffe, roh bemalte Emporen tragen die Bogen für die Gutsherren der Ratsdörfer und für die Innungen, und über dem Rats-Chore erhebt sich die imposante Orgel, die 140 Stimmen enthält. Von besonderer Bedeutung sind die Kanzel aus Sandstein, die mit bronzierten Skulpturen aus der heiligen Geschichte geschmückt ist und von den Figuren des Moses und Aaron getragen wird; der von Herrn von Stutternheim 1653 geschenkte Taufstein mit holländischen Malereien; eine Darstellung des heil. Abendmahls in der Predella, auf der an Stelle eines Jüngers ein Prediger im Talar und Päffchen erscheint und eine Doppelwendeltreppe, die zum Schusterchor hinaufführt und es zwei Personen gestattet, gleichzeitig und ungesehen zu demselben Endpunkt zu gelangen. Ausserdem befinden sich in der Sakristei alte wertvolle Abendmahlgeräte, darunter eine gotische Monstranz und ein stark vergoldetes Ciborium. Darauf wurde das Rathausarchiv besucht, wo verschiedene Urkunden, die älteste von 1290, Briefe von Philipp Melanchthon, seltene Drucke und ein emailliertes Reliquienkästchen aufbewahrt werden. Letzteres soll der Stadt von Kaiser Karl IV. geschenkt worden sein; es besteht aus stark vergoldetem Kupfer und zeigt die Form eines Gebäudes mit spitzem Dach und gotischem Dachreiter, die Aussenwände sind mit Heiligengestalten in farbigem Email geziert. Der Wert des Kästchens, das in Byzanz oder Venedig verfertigt sein dürfte, ist von Sachverständigen auf 30 000 Mk. geschätzt worden. Dann begaben sich die Teilnehmer in die Kellerräume des Rathauses, wo sich neben einem Schanklokale, dem Luck'schen Bums, ein altes Verliess befindet, ein von Kreuzgewölben überspannter fensterloser Raum, in dem mehrere Nischen mit Hals- und Fusseisen erhalten sind. Nach der Überlieferung hat dieser Raum als Gefängnis und Folterkammer für schwere Verbrecher gedient. In einem benachbarten Raum wird ein Richtrad mit der Jahreszahl 1565 aufbewahrt.

Die geschäftliche Sitzung der Gesellschaft fand um 10 Uhr vormittags auf dem Schlossberge statt. Nach dem Geschäfts- und Kassenbericht wurden an Stelle der verstorbenen bezw. ausgeschiedenen Vorstandsmitglieder Graf Pourtalès auf Laasow und Bürgermeister Driefert-Cottbus in den Vorstand gewählt. Der erste Vorsitzende Prof. Jentsch-Guben erstattete sodann Bericht über den Stand der Museumsangelegenheit in Cottbus und teilte mit, dass der Magistrat dieser Stadt bereit sei, die der Niederlausitzer Gesellschaft gehörige Sammlung in besseren Räumen als bisher unter-

zubringen. Die Versammlung bewilligte die hierfür erforderlichen Mittel, ferner einen Zuschuss von 30 Mk. zum Virchow-Denkmal. Archivrat Dr. Lippert berichtete über die vom Verein für die Geschichte der Mark Brandenburg ausgegangene Anregung, die kleineren Archive in Städten und Schlössern zu inventarisieren und machte nach dem Muster der kürzlich für Baden erfolgten Inventarisierung Vorschläge für die der Niederlausitzer Archive. Als Versammlungsort für die nächste Hauptversammlung wurde vorläufig Alt-Döbern gewählt.

Die darauf folgende öffentliche Versammlung in der Aula des königlichen Gymnasiums war zahlreich von Einwohnern Luckaus mit ihren Damen besucht. Prof. Jentsch eröffnete die Sitzung mit einem Rückblick auf die Tätigkeit der Niederlausitzer Gesellschaft, wobei er besonders Rudolf Virchows gedachte, der die Anregung zur Gründung der Gesellschaft gegeben und an dieser Stelle vor 25 Jahren eine Sitzung der Berliner Anthropologischen Gesellschaft geleitet habe. Die Wirksamkeit der Niederlausitzer Gesellschaft werde allgemein anerkannt, dies zeige die beständig wachsende Mitgliederzahl und das Interesse, das verwandte Gesellschaften und Vereine ihr entgegenbringen. Von der Tätigkeit legen auch die Sammlungen in Guben und Cottbus Zeugnis ab. Die Erwähnung dieser Sammlungen gab dem Vorsitzenden Veranlassung über die allerorten ins Leben tretenden Ortsmuseen einige Worte zu sagen. Er hob die Wichtigkeit und den Nutzen derartiger Sammlungen hervor, betonte aber, dass sie unter sachkundige Leitung und möglichst unter staatliche Kontrolle gestellt werden müssten. Durch Sonderausstellungen und Vorträge müsse der Sinn für Erhaltung vorgeschichtlicher Altertümer geweckt und gefördert und der Sinn für Heimatkunde belebt und gefestigt werden.

Im Namen der Stadt Luckau begrüsste Dr. Wiessner die Gesellschaft, als Vertreter des Kgl. Museums für Völkerkunde überbrachte Dr. Götze, als Vertreter des Märkischen Museums Dr. G. Albrecht und als Vertreter der „Brandenburgia" Robert Mielke Grüsse und Glückwünsche, worauf Prof. Jentsch unter Hervorhebung der einzelnen Beziehungen zu den genannten Körperschaften dankte. Den ersten Vortrag hielt Prof. Dr. Petersen-Luckau über das Treffen bei Luckau am 4. Juni 1813, durch welches der Marsch Oudinets auf Berlin aufgehalten wurde. In fesselnder Weise schilderte der Vortragende den Gang der für die preussischen Waffen denkwürdigen Schlacht und sprach den Wunsch aus, dass in der Kalauer Vorstadt, wo der Kampf am heftigsten tobte, ein Denkstein zur Erinnerung errichtet werden möchte. Dr. Götze-Berlin legte dann Photographien von einem Grabfunde bei Trebbus (Kr. Luckau) vor, wo sich ausser verschiedenen Gefässen auch eine starke Scherbenlage vorgefunden habe, deren einzelne Teile zusammengesetzt worden seien und zwei grosse Gefässe von 60 bezw. 115 Lit. Inhalt ergeben haben, und Busse-Fangschleuse forderte unter Vorlegung seiner umfangreichen Sammlung von Steinwerkzeugen aus der Mittelmark zur eifrigen Sammeltätigkeit in dieser Hinsicht in der Niederlausitz auf. Mielke-Charlottenburg hielt einen interessanten Vortrag über das deutsche Dorf, in dem er die Entwicklung der Dorfanlage und des Bauernhauses von den ältesten Zeiten an schilderte, und Direktor Dr. Weineck gab unter Zugrunde-

legung eines grossen Gräberfundes in Neu-Zauche (Kr. Lübben) eine Übersicht über die Typen der Lausitzer Gräberfelder.

Nach altgewohnter Sitte folgte auf den wissenschaftlichen Teil der Hauptversammlung ein Festmahl, das im Gartensaale des Schützenhauses stattfand und ungefähr 80 Teilnehmer bis in die Abendstunde vereinigte. Während der Tafel sprachen Prof. Jentsch auf den Landesherrn, Landrat von Manteuffel auf die Niederlausitzer Gesellschaft, Superintendent Böttcher auf die Stadt Luckau, Bürgermeister Schlesier-Luckau auf den Vorstand, Oberprediger Krüger-Lieberose auf die Gäste und Oberlehrer Richter auf die Damen. Am Abend fand eine gesellige Vereinigung der Teilnehmer im „Hain" statt. Dr. Gustav Albrecht.

Ergänzung zum Protokoll des 27. Mai 1903. In der 5. (2. ordentl.) Versammlung wurde, wie bereits auf S. 216 mitgeteilt worden ist, der 20. Band des „Helios" vorgelegt, Organ des Naturwissenschaftlichen Vereins des Regierungsbezirkes Frankfurt (Museums-Gesellschaft) zu Frankfurt a. d. Oder. Mit Berichten der Naturwissenschaftlichen Vereinigung zu Guben und Beiträgen von Albrecht, Brand, Klittke, Matzdorff, Ochsenius. 1 Kartenbeilage, 4 Tafeln, 3 Abbildungen im Text und Gesamt-Inhalts-Verzeichnis zu den Bänden XI—XX. Berlin. In Kommission bei R. Friedländer & Sohn 1903. — Die Sitzungsberichte des vorliegenden Bandes geben einen Überblick über die Tätigkeit des Naturwissenschaftlichen Vereins zu Frankfurt, der ausser der Naturkunde auch das Studium der Heimatkunde, der Vorgeschichte und der einheimischen Industrie in sein Arbeitsgebiet gezogen hat. Wissenschaftliche und gemeinverständliche Vorträge, Referate über Exkursionen und Ausgrabungen und Vorlagen von Gegenständen aus den genannten Gebieten füllen die monatlichen Versammlungen des Vereins aus, dessen Ziele und Bestrebungen denen der „Brandenburgia" eng verwandt sind. Unsere Gesellschaft hat bei ihrem Besuch*) in Frankfurt a. d. O. am 11. Mai 1902 Gelegenheit gehabt, eine grosse Zahl der Mitglieder des Vereins sowie das von diesem ins Leben gerufene Naturwissenschaftliche Museum kennen zu lernen, und beim Zusammensein der Teilnehmer aus Berlin und der Herren aus Frankfurt in der Aktienbrauerei wurde auch der Gedanke angeregt, dass die beiden wissenschaftlichen Vereine in Frankfurt in einen engeren Zusammenhang mit der „Brandenburgia" treten möchten, um in gemeinsamer Arbeit erfolgreich auf dem Gebiete der Heimatkunde wirken zu können. Diesem Gedanken ist auch in dem vorliegenden Bande des „Helios" Ausdruck gegegeben, indem ausser einem längeren Bericht über den Besuch der „Brandenburgia" in Frankfurt, in dem sich eine diesbezügliche Stelle findet, auch ein Referat des Unterzeichneten über die 3. (2. ordentl.) Versammlung des 11. Vereinsjahres der „Brandenburgia" abgedruckt ist, worin es heisst: „Die liebenswürdige Aufnahme von seiten der beiden wissenschaftlichen Vereine lasse hoffen, dass das Bestreben der „Brandenburgia", mit den Vereinen der Provinz gemeinsam auf dem Gebiete der Heimatkunde zu wirken, von Erfolg

*) Vgl. Monatsbl. XI, S. 129 ff.

gekrönt sein werde. Dieses gemeinsame Arbeiten wird in nächster Zeit dringend notwendig sein, denn wie der Vorsitzende mitteilte, hat der Vorstand und Ausschuss der „Brandenburgia", in seiner letzten gemeinsamen Sitzung beschlossen, die Herausgabe der geplanten Brandenburgischen Landeskunde bei den massgebenden Persönlichkeiten zu befürworten, und einen Arbeitsausschuss gewählt, der die bisher von privater Seite in Angriff genommenen Vorarbeiten weiter fortführen und ein Arbeitsprogramm aufstellen soll. Dieses soll später allen in Frage kommenden märkischen Vereinen und Gesellschaften mitgeteilt und diese zur Mitarbeit aufgefordert werden. Falls inzwischen eine Vereinbarung zwischen den Frankfurter Vereinen und der „Brandenburgia" erfolgt, könnte eine solche als Fundament für den Aufbau der Verbindungen mit anderen Vereinen benutzt werden, und dem gemeinsamen Arbeitsfeld für die Herausgabe der Brandenburgischen Landeskunde wäre eine gute Grundlage gesichert." — Hoffentlich werden von seiten der „Brandenburgia" recht bald die nötigen Schritte unternommen, um eine Verbindung mit den beiden Frankfurter Vereinen zustande zu bringen.

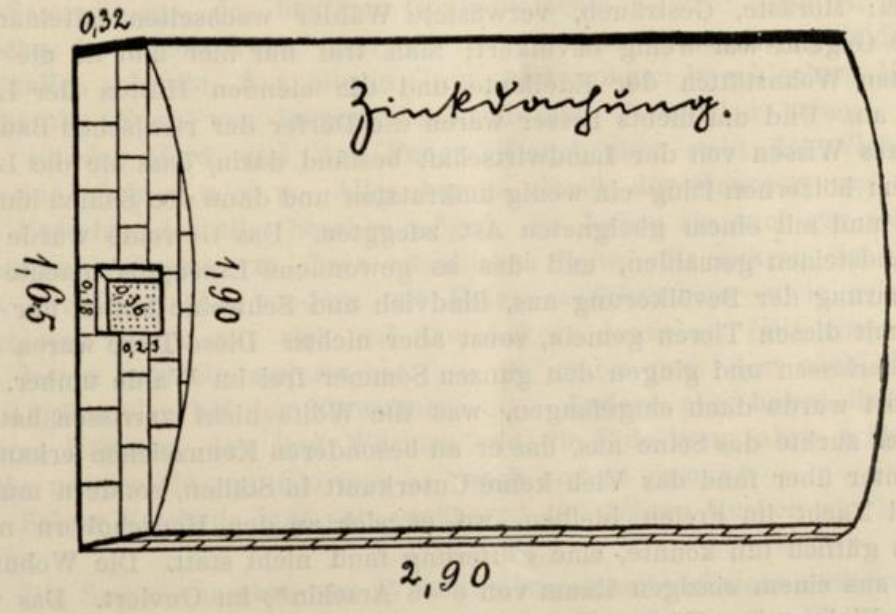
Mit der Naturwissenschaftlichen Vereinigung in Guben, die einer Anregung des Frankfurter Vereins ihre Entstehung verdankt, hat letzterer bereits eine Vereinbarung zu gemeinsamer Tätigkeit getroffen, und beide Vereine haben sich daraufhin gegenseitig Besuche abgestattet. Das Mitglieder-Verzeichnis des Gubener Vereins und Berichte über die Vereinstätigkeit in den Jahren 1894—1902 haben in dem 20. Band des „Helios" Aufnahme gefunden, desgleichen die Berichte über die Sitzungen der Photographischen Abteilung, die sich aus Mitgliedern des Naturwissenschaftlichen Vereins in Frankfurt a. O. zusammensetzt.

Ausserdem enthält der 20. Band eine Übersicht über die Zugänge zu den Sammlungen des Museums und zu der Vereinsbibliothek und ein Verzeichnis der auf die Mark Brandenburg bezüglichen naturkundlichen Schriften und Karten vom Jahre 1902, wobei ausser Naturkunde auch Heimatkunde, Volkskunde, Land- und Volkswirtschaft, Topographie, Touristik und Urgeschichte berücksichtigt sind. Es wäre wünschenswert, dass eine ähnliche bibliographische Übersicht im breiten Rahmen der brandenburgischen Heimatkunde auch im Monatsblatt der „Brandenburgia" veröffentlicht würde, bei der grossen Zahl von Veröffentlichungen auf diesem Gebiet wäre eine solche Zusammenstellung jedem Freunde märkischer Heimatkunde sicher willkommen.

Von grösseren Originalaufsätzen enthält der 20. Band des „Helios" eine Abhandlung über „Wasserkissen" als Ursache plötzlicher Bodensenkungen in der Mark Brandenburg" von Dr. C. Ochsenius-Marburg, in der über die Entstehung der eigenartigen Erscheinung an verschiedenen Beispielen genaue Mitteilungen gemacht werden, einen zweiten Nachtrag zu Huths Flora von Frankfurt von Dr. A. Brand und einen Bericht über Prähistorische Funde aus Frankfurt a. O. und Umgegend im Jahre 1902 von M. Klittke. Der letzte Bericht beschäftigt sich mit Funden aus den Gräberfeldern bei Gräden a. d. Eilang, bei Cliestow (Kr. Lebus), bei Lossow und bei Boossen (beide Kr. Lebus) und mit einem

Fund aus der „Gelben Presse“ in Frankfurt und ist durch 4 Tafeln illustriert. Zum Schluss ist ein Gesamt-Inhalts-Verzeichnis der Bände XI—XX des „Helios“ beigefügt. Dr. Gustav Albrecht.

Zigeunergrab.*) Auf dem Kirchhofe zu Vetschau befindet sich ein Grab (siehe Zeichnung), von dem die Leute erzählen, dass dort ein Zigeunerkönig begraben läge. Die Gruft ist vollständig ausgemauert, durch eine eiserne Flügeltür am Fussende gelangte man in dieselbe. Im Deckel des Sarges befindet sich über dem Gesicht eine Glasscheibe, anf dem Sarge steht ein Pferd aus Gips mit einer schwarzen Decke behangen. Die Gruft, in welcher einige Stufen hinunterführten, ist vor etwa drei Jahren vermauert



worden, weil durch Kinder Steine und Unrat in sie hineingeworfen wurden. Früher sind häufig Zigeuner dort hingekommen, haben die Gruft geöffnet, am Sarge ihre Gebete gesprochen und Geschenke für den Verstorbenen niedergelegt. Das Kirchenbuch der Landgemeinde Vetschau giebt über den Toten folgende Auskunft:

No. 27. Johann Wilhelm Pohl, Mechanikus aus Juliusburg im Kreise Oels starb in Weissagk, Alter 54 Jahr, 11 Monat 10 Tage. Hinterlässt Witwe und elf Kinder; gestorben am 7. Mai 1861, beerdigt 10. Mai 1861. Krankheit: Unterleibsschwindsucht; beerdigt auf dem Städtischen Friedhofe zu Vetschau. Scharnweber.

---

*) Vergl. VII. Jahrgang, No. 9 S. 347.

Altslavische Kulturzustände. In meinem Vortrage über den Spreewald (Brandenburgia 1894, 247) habe ich hinsichtlich der so vielfach zutage tretenden Überschätzung der altslavischen Kultur der Wenden (sorbischen, serbischen Slaven) Norddeutschlands im früheren Mittelalter ausgesprochen: „Im grossen Ganzen werden jene Zustände ebenso gewesen sein wie bei den übrigen Slaven. Wenn man also abgelegene rein slavische Bevölkerungen erforscht, etwa im Innern Russlands, die wenig beeinflusst worden sind von westeuropäischen Dingen und zieht ab, was in ihrer Entwicklung, ihren Sitten und Anschauung ausgesprochen der Neuzeit angehört, so wird man so ungefähr ein Bild von den Menschen und Lebenszuständen der slavischen Zeit Norddeutschlands erhalten." Ich gebe hier eine Mitteilung der „Odessaer Zeitung", die ich der Deutschen Tageszeitung (18. 3. 1903) entnehme. Dieselbe schildert anschaulich derartige Zustände. Die O. Z. schreibt: „Noch vor wenigen Jahrzehnten war Wolhynien zu einem grossen Teile eine Wüstenei: Moräste, Gesträuch, verwüstete Wälder wechselten miteinander ab. Die Gegend war wenig bevölkert; man traf nur hier und da die verwahrlosten Wohnstätten der Edelleute und die elenden Hütten der Leibeigenen an. Und um nichts besser waren die Dörfer der russischen Bauern, Ihr ganzes Wissen von der Landwirtschaft bestand darin, dass sie das Land mit einem hölzernen Pflug ein wenig umkratzten und dann den Samen hineinstreuten und mit einem geeigneten Ast zueggten. Das Getreide wurde mit zwei Handsteinen gemahlen, und das so gewonnene Erzeugnis machte die Hauptnahrung der Bevölkerung aus, Rindvieh und Schweine hatten nur den Namen mit diesen Tieren gemein, sonst aber nichts. Diese Tiere waren sich selbst überlassen und gingen den ganzen Sommer frei im Walde umher. Im Spätherbst wurde dann eingefangen, was die Wölfe nicht zerrissen hatten, und jeder suchte das Seine aus, das er an besonderen Kennzeichen erkannte. Den Winter über fand das Vieh keine Unterkunft in Ställen, sondern musste Tag und Nacht im Freien bleiben, wo es sich an den Heuschobern nach Belieben gütlich tun konnte, eine Fütterung fand nicht statt. Die Wohnung bestand aus einem einzigen Raum von 6—8 Arschin*) im Geviert. Das war zugleich Wohnstube, Küche, Futterstelle für Schweine, Gänse und Hühner und Schlafraum für die ganze Familie. Das Getreide wurde in Schobern aufgestapelt und im Winter nach Bedarf gedroschen. Das war die Wirtschaftsweise der russischen Bauern, ehe sie mit den Deutschen in Berührung kamen, und da, wo keine Deutschen sind, ist sie heute noch so. Dem Edelmann, der meist im Staatsdienst stand, war sein Gut eine Last. Es musste es einem Verwalter überlassen, der ebenso wenig von der Landwirtschaft verstand wie die Bauern auch. Der Edelmann hatte nur den Gewinn von seinem Gut, dass er den Wald schlagen liess oder es versetzte. Diesen Edelleuten nun erschienen die aus Polen (nicht Preussen) einwandernden Deutschen als willkommene Abnehmer ihres Landes, sei es durch Kauf oder durch Pacht. Es war beiden geholfen: der Edelmann war sein lästiges Gut los, und der Deutsche hatte Land. So entstand eine Kolonie nach der andern, Schulen wurden gebaut, und das Land mit verbesserten

*) 1 Arschin = 0,7112 m.

Geräten bearbeitet. Auch Handwerker waren eingewandert. Der Unterschied in der Bearbeitung des Landes war gewaltig. Wo der russische Bauer 6—8 Pferde — und was für welche! — vor seinen Pflug spannen musste, da ackerte der Deutsche mit einem oder zwei Pferden vor seinem amerikanischen Pfluge und leistete doch mehr und bessere Arbeit. Wo früher Wolf und Eber hausten, da prangten nun herrliche Getreidefelder und wohlgebaute Kolonien. Da sah denn auch der russiche Bauer bald den Unterschied und schaffte sich auch eiserne Pflüge und eisenachsene Wagen an. In wenigen Jahrzehnten hat deutscher Fleiss, deutsche Ausdauer und deutsche Kultur dies alles zu Wege gebracht. Wenn doch die Deutschenhasser dies einmal einsehen möchten! Wären die Deutschen nicht nach Wolhynien gekommen, so wäre dieses zum Teil heute noch eine Wildnis."

Herberstein berichtet von seinen österreichischen Gesandschaftsreisen in Russland, in den Jahren 1516—1518 und 1526, und zwar „vom südlichen Teil Samogithiens, des heutigen Gouvernements Kowno" (nach A. Nehring, Zeitschr. f. Ethnol. Verh. 1897, 92): „Sie (die Einwohner) kleiden sich gewöhnlich schlecht, fast alle in Grau, und wohnen in schlechten Häusern, welche die Form von langen Scheunen oder Viehställen haben. In der Mitte ist der Herd und das Feuer. Danebenher steht das Vieh: Ross, Schweine, Ochsen u. s. w. Alles herum, damit der Hauswirt und andere ohne Unterlass das alles besehen mögen. So haben sie auch gar selten ein abgetrenntes Zimmer zu ihrer nächtlichen Ruhe. Sie ackern ihr Erdreich nicht mit Pflugeisen, sondern mit Holz; es führt einer viele solche zugerichteten Hölzer mit sich auf den Acker, damit er, falls eines bricht, statt dessen bald ein anderes hat . . . So findet man dort noch bis heute viel Abgöttereien bei den Einwohnern . . . Andere aber haben ihre Götter in ihren Häusern, das sind Würmer wie die Eidechsen, aber grösser . . . Etliche nennen sie . . . Giovites . . . noch andere Szmya."

Solche Zustände traf vor annähernd 400 Jahren Herberstein in Samogithien.

Die Smija war noch vor 25 Jahren, vereinzelt vielleicht noch heute, bei den serbisch (wendisch-slavisch) sprechenden Bewohnern des Oberspreewald und der sonstigen Niederlausitz ein sagenhaftes gefährliches äusserst giftiges Ungetüm nach Art der Ottern und Schlangen. Ihre Gefährlichkeit beweist eine Äusserung von ihr. Sie sagte einmal zur Rescheniza: „Otter, meine Base, wenn ich nur ein Auge hätte, dann hätte ich von den Leuten Brücken gelegt" (Rjeśenica, moja śeśenica, gaby ja jano oko mêła, gaby ja wót tych łuźi mósty kładła) d. h. so viele Menschen todgestochen (mit der Zunge, nach alter Vorstellung), dass man von ihren Leichen, wie mit Holzknüppeln, Brücken, oder auch vielleicht Knüppeldämme, hätte legen können. Eine auffällige Wendung, die aber der Vorstellung älterer Zeit mit ihren damaligen Verkehrsverhältnissen näher lag als der unseren. So heisst es auch in einem tscherkessischem Volksliede alter Zeit (nach Bergé): „Die Leichname der getöteten Feinde kommen auf dem Felde zu liegen einer gedielten Brücke gleich. Sonst heissen bei den Lausitzer Serben zmija und rjeśenca Blindschleiche und Kreuzotter; zmij in der Oberlausitz, plon in der Niederlausitz und im Muskauschen der feurige Drache.

Kossätensonne, Ossenplüasonne. Der Mond hiess früher (in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts) auf dem Lande im Teltow Kossätensonne, auch Ossenplüasonne (Ochsenpflügersonne). Diese Bezeichnung kam daher, dass ehedem die Pflüger sehr früh des Morgens begannen. Sie mussten schon um Uhre zwei, drei heraus aufs Feld und pflügen, wenn noch der Mond am Himmel stand und ihnen schien, wie die Sonne am Tage. Auch von einem mir selbst noch bekannten alten, gegen sich und andere harten, bäuerlichen Lehnschulzengutsbesitzer wurde mir von seinen Dorfgenossen öfter mitgetheilt, dass er vormals schon um zwei Uhr früh habe pflügen lassen. Beiläufig bemerkt wird im hiesigen Platt in Kossät das o betont, also entsprechend dem alten Kotsasse und nicht das ä wie von hochdeutsch Sprechenden.

Wenn die Sonne raff junk (unterging) und der Mond am Himmel stand, dann sagten die Leute: „Hüd wärrd et nich dusta, de Kossätensonne is all upp (bereits aufgegangen)."

Wenn die Bure abends alle zu Hause waren und das Vieh am Fressen, „denn hädd de Kossätensonne uppejän (aufgegangen). Denn hän de Kossäten irst noch uppen Roof (Raub) jejän unn hän beie Bure unn Amdslüde, de Büdensche (Beuthen) unn Wilmasdörpsche (von Wendisch-Wilmersdorf), Jras jeschnäden vörr sich."

Die Sonne an der Strippe. Früher hatten sie die Redensart, wenn gegen Abend die Sonne im Sinken war: „Die Jungen (in einem entsprechend gelegenen Orte) haben die Sonne an der Strippe." Ebenso des Morgens.

„Früa, as noch det Veih hädd jehüdd jeworden, aba nå det Seperiren, unn de Sonne so lech wår," dann haben sie gesagt: „Nu hebben de Ossenjungens de Sonne anne Strippe." (Die früheren Kulturzustände in dieser und der älteren Zeit des Hütewesens habe ich in meiner Schrift über das märkische Hirtenwesen eingehend dargestellt.)

Eine mir bekannte alte Frau aus Thyrow hütete als Mädchen die Ochsen in der Frühe um 3 Uhr, dann kamen später, wenn die Ochsen sich satt gefressen hatten, die Knechte, um sie zum Pflügen zu holen. Dann sagte sie vorher zu einer andern, die auch da hütete: „Nu werden sie balde kommen." Dann sagte die andere: „I! Ji hebben noch lange Tied, die Leiendörpschen Jungen, de måken de Sonne irst an de Strippe." Das war um die Zeit, wenn die Sonne aufging. Oder: „De Leiendörpschen hebben de Sonne irst an de Strippe, nu is noch lange Tied tu huse tu kôamen." Wenn de Sonne raff war, sagten sie: „Rutsch hebben sei de Strippe raff jelôaten (heruntergelassen). Löwendorf bei Trebbin ist platt Leiendörp. In Wietstock sagten sie: „Die Jungen in Potsdam ziehen die Sonne an einer Strippe herunter." U. d. m.

Märkische Redensarten im Kreise Teltow.

1. Wenn der Wind sich abends legt und es still ist, dann sagten sie früher auf dem Lande: „Nu jeht da Wind med sien Wief tu Bedde."

2. „Ilenspuet dut selten juet, is sieben Jåhr nå Bärme jewässt unn dänn hädde [in] de Stauendöre rin jefallen unn dänn hädde doch keene nich

jehädd," sagt man, wenn einer etwas macht und es soll rasch gehen und wird doch nichts. Eilensput (sputen = eilen, Verstärkung) war ausgeschickt worden, um Bärme zu holen und hatte doch keine gebracht. In der Übereilung war er zuletzt noch über die Stubenschwelle in die Stube gefallen.

3. „Wo da Halla (Heller) jeschlön is, jelt ha am mesten," d. h. „wo der Mensch geboren ist, hängt er am meisten an der Gegend und findet sie schön, wenn sie auch noch so ärmlich ist. Wenn z. B. jemand in die Fremde kommt und hat da keine Ruhe, dann sagen sie das zu ihm" (Erklärung von Landleuten). Tacitus sagt Germania, 2: denn wer . . . möchte in Deutschland sein wollen, dem Land ohne Schönheit mit rauher Witterung, traurig . . . in seinem Aussehen, es müsste denn einer da geboren sein.

4. „Har hädd en Erpelbuk," er hat einen Erpelbauch, d. h. einen dicken herunterhängenden Bauch.

5. „Ha foljet jlik hingann Lienossen," d. h. er folgt gleich hinter dem Ochsen an der Leine, beim Pflügen, so dumm ist er.

6. Fern-Neuendorf bei Sperenberg heisst im Volksmunde Schwart-Neuendorf, „weil früher alte Häuser da waren, war solch altes schwarzes Loch. Jetzt sind alle Häuser neu, es war zweimal Feuer da."

7. „So oll wie 'ne Kuh, lernt man immer noch dazu."

8. „Jäst De mei wat int Pöttken,
Jäwe ick Dei wat in Kröppken."

So sagten Mädchen oder Frauen beim Melken zur Kuh. Giebst Du mir was ins Töpfchen, gebe ich Dir was ins Kröpfchen (Futter).

9. „In Jüterbock ist das Hemde länger wie der Rock," sagten sie früher in Nuthedörfern, „weil sie auf den Dörfern des Flemming kurze Röcke tragen."

10. „Du verfrierst noch in de Hundstage," sagte man zu frostigen Menschen.

11. „Freiersch dett sinn Heiersch, awa Nehmersch, dett sinn brave Kerle." Freiersch = Freiersche = Freier; Heiersch = Heuersche, d. h. Heuleute, gebildet aus Heu und der Endung sch, deren unser Platt sich mit grosser Leichtigkeit bedient. Heiersch sind solche, die „auf die Freite" gehen, ohne ernstlich dabei an Heirat zu denken, wie das auf dem Lande und in städtischen Volkskreisen häufig ist. Ihrer sind eine Unmenge, soviel wie Heu. So die Erklärung im Landvolk. Nehmersch sind die, die wirklich ihren „Schatz", die „Braut" nehmen und heiraten; „sie sind zu loben." Ähnlich heisst auch in der serbischen Sprache der Niederlausitzer Wenden braś nehmen, und volkstümlich in einer Nebenbedeutung sebje braś (= sich nehmen) heiraten.

12. „Junges Blut, erspare Dein Gut,
Im Alter es nicht mehr schmecken dut."

13. „Der Doktor und der Feldherr,
Die schreien: „Immer Geld her."

14. Einen verheirateten Mann, „weil der so hinter die Frauen lief", nannten sie Reihbuck (Rehbock).

15. „Wenn Margarethe (20. Juli) nasst, dann nasst (regnet) es sieben Wochen." Ebenso am Rhein: „M. n. in die Nüsse, wenn es am 10. Juni regnet." Auch von Frau Harke wird bezüglich gewisser Steine gleiches gemeldet (Kuhn u. Schwartz, Nordd. Sag. 110). An Stelle der Frau Harke erscheint die faule Grethe (Margarethe) in den Zwölften zu Alexanderdorf, neben Harche und Harfe ebenda. (Vergl. auch M. Höfler, Kult. Calendarium, Zeitschr. d. D. u. Öst. Alpenvereins 1893, 200, 204). In den Wolken des Aristophanes sagt Strepsiades, er habe bei Regen geglaubt, „dass Zeus διὰ κοσκίνου οὐρεῖν" (W. Schwartz, Naturanschauungen, I, 260; II, 198). — Vergl. auch in der Edda Thors Fahrt nach Geirrödsgard (Skalda 18), wo der Fluss Wimur ähnlich anwächst.

16. „De Mâd (Magd) med det ene Ore (Auge)" nannte man früher scherzhaft die Nähnadel.

17. „Müll dut wie et will,
Stroh macht det Land froh,
Aber Moch, der kommt endlich doch.

Diese drei Zeilen sagte man früher in Hinsicht auf den Düngewert von Müll, Stroh und Moch. Die beiden ersten waren ganz allgemein bekannt, die dritte war jetzt nur vereinzelter nachzuweisen. Müll ist die Nadelstreu, die unter den Kiefern zusammengeharkt wird und als Streu für das Vieh dient (Brandenburgia 1896, 151), Moch, ein wendisch-slavisches Wort, heisst Moos (Br. 1896, 172). Der Sinn ist: „Müll ist nicht schön (kein guter Dung), man weiss nicht, ob es was bringt oder nüsch, es steht dahin. Stroh ist ein guter Dünger. Der Moch, aber nur das Waldmoos, das unter Bäumen uppet Hohe wächst, nicht Moos aus dem Sumpf, bringt etwas, und soll besser wie Stroh sein."

18. „Schüne is en Rupennest.
Ick bin jo lange jenuch drin jewest.
Schünsche Bure rut!
Det halwe Schüne is unse,"

sangen vormals unzufriedene Knechte im Dorfe Schünow.

19. Grünt die Esche vor der Eiche,
Wird der Sommer ene Bleke (giesst nass).
Grünt aber die Eiche vor der Esche,
Wird der Sommer ene Wäsche."

20. Ich bin mit mein wenig Geld,
Bin vergnügt auf dieser Welt,
Andere, die 's mit Scheffeln messen,
Trauen sich nicht satt zu essen.

Eulenspiegel in der Nutheniederung, Kreis Teltow.

1. Eujenschpiel war bei einem Bauer in Dienst als Knecht. Da frug ihn der Wirt: ob er auch säen kann. Da sagte Eulenspiegel „Ja wohl." Nanu schickte ihn der Bauer 'raus säen mit einer Fuhre Getreide. Da frug E. den Wirt, wie viel er sollte hinsäen. Da sagte der Wirt, er würde doch wohl

sehen, wie viel das Land trägt (d. h. was für Boden sei, und ob demgemäss dünn oder reichlich zu säen). Und E. nimmt die Säcke Getreide und schüttet sie immer aus, einen Sack beim andern. Nanu fährt er zu Hause und will noch mehr holen. Denn sagte der Bauer, ob er noch nicht genug hätte, und E. sagte: „Das Land trägt noch viel mehr. Da ist der Bauer mit raus gewesen und hat gesehen, dass er alles hat hingeschüttet auf eine Stelle. Da hat er den E. weggejagt.

2. Uunschpeel war bei einem Herrn, einem Gutsbesitzer, als Kutscher und der Herr sagte zu ihm: „Hans, schmiere den Wagen.“ Da frug Eulenspiegel: „Den ganzen Wagen?“ Da sagte der Herr: „Ja wohl, den ganzen Wagen.“ Nanu fing er von der Deichselstange an und schmierte det Jansse voll. Da der Herr nu kam und wollte aufsteigen, war nichts zu machen; es war der ganze Wagen beschmiert. Da hat er ihn auch weggejagt.

3. E. gab sich als Schustergeselle aus und meldete sich beim Schuster als Geselle. Da frug ihn denn der Meister, ob er auch zuschneiden könnte. Sagte er, ja wohl, er könnte zuschneiden. Sagte der Schuster, er wollte ihm das Leder besorgen und E. sollte zuschneiden. Da frug E., was er denn alles sollte zuschneiden. Da sagte der Meister: „Wie der Hirte zum Tore raustreibt“ (d. h. allerlei Stücke Leder, so meinte der Meister). Nu fing er an, Pferde, Ochsen, Kühe, Schafe, Schweine, alles schnitt er aus. Wie nu der Meister kam und sah nach, hat er ihn tüchtig ausgeschimpft (gescholten) und hat ihn weggejagt, war er wieder brotlos.

4. Mal war E. beim Bäckermeister als Geselle und sollte Mehl sichten (sieben) auffen Abend. Es war sehr heller Mondschein. Da sagte der Meister, er könnte innen Mondschein sichten. E. geht 'rauf auf den Boden und sichtet das Mehl in den Mondschein, 'raus durch die Luke, wo der Mond hat geschienen (d. h. schüttete alles Mehl aus der Luke zur Mühle hinaus). Was E. hat gemacht, hat er alles verkehrt gemacht.

5. „Die Nachtfröste bleiben noch immer nicht aus,“ sagte E., weil (als) er zwischen Weihnachten und Neujahr aus dem Fenster 'raus kuckte.

6. Von Keschpannholt hat er Stricke gedreht (d. h von dem Baste der Kespern. Bei den sauren Kirschen löst sich oft die Rinde ab).

7. Der alte Fritz hat dem Eulenspiegel das Land verboten. Da ging E. ausser Landes, hat sich einen Wagen gekauft und ein Pferd vor und Erde aufgeladen, und hat sich drauf gesetzt auf die Erde. So hat er vorn alten Fritz seine Türe vorbeigefahren. Da hat der alte Fritz gesagt: er soll doch nicht wieder in sein Land kommen, er hat ihm doch verboten. Denn hat E. gesagt: was er wollte, er wäre doch in sein Land, nicht in seins (alte Fritzen seins). Denn hat er wieder fortgefahren, hat der alte Fritz nichts können machen.

8. Zwischen Tschernitz und Klein-Düben (Kreis Sorau) ist ein Graben, immer im Zickzack, den hat Hainspiegel ausgepflügt.[1])

In der Neumark hat Markgraf Hans mit zwei schwarzen Stieren das Flüsschen Röhricke ausgepflügt, das im Zickzack läuft.[2])

---

[1]) W. v. Schulenburg, Wend. Volksthum 12. [2]) Kuhn und Schwartz, Norddeutsche Sagen, 35.

Im Oberspreewald hat der Teufel die Kschischoka, einen Nebenfluss der Spree, ausgepflügt mit einem Bullen. Davon ist die Kschischoka so krumm. Auch die Sprewa hat der Teufel „gepflügt".[1])

Nach der skandinavischen Edda[2]) pflügte die Göttin Gefion mit vier Ochsen Seeland ab, wodurch der „See Löger (Mälar)" enstand.

Markgraf Hans fuhr in einem Wagen durch die Luft und über Wasser, ebenso der Schwarze, der Teufel,[3]) Markgraf Hans macht Fische wieder lebendig aus ihren Überresten, ebenso Thor seine Böcke,[4]) ebenso fährt der Ritter Kurt vom grossen Burgwall im Ober-Uckersee über Wasser und macht Fische wieder lebendig. Im Ungewitter verschwindet er und seine Burg.[5])

Nur die alten Götter fuhren mit Wagen durch die Luft, so Thor u. a. Wir sehen, wie in der Sage Eulenspiegel und Markgraf Hans gemeinsame Züge mit dem Teufel haben, und der Teufel ist, sicherlich sehr oft, Nachfolger eines alten Gottes. Noch Prediger Gryse in Rostock (1593) berichtet,[6]) wie die Landleute in Mecklenburg den afgade (Abgott) Wote (Wodan) bei der Ärnte gefeiert, die Hüte abgenommen, die Sensen aufgerichtet und den Wodendüvel (Wodenteufel) angerufen und gebeten haben um eine gute Ärnte für das nächste Jahr.[7])

Des Uunschpeelsteens bei Wietstock wurde gedacht Br. 1897, 148. Auf ihm, einem Stein von der Gattung der Teufelssteine, hat Eulenspiegel Schuhe geflickt und Kegel geschoben. Ebenso, in der Gegend vom Hintersee bei Ramsau, gegenüber dem Heirats- oder Teufelsstein, auf einer Rasthütte sitzend nähte der Teufel einen Schuh mit einem Schuster um die Wette und warf ihn ärgerlich, als der Schuster eher fertig war, durch die Felswand des Teufelskopfes, wo man das Loch noch heute sieht.[8]) Im Teltow, wie vorher mitgeteilt, wird Eulenspiegel Geselle bei einem Schuster.

Lüchtamändre. 1. Irrlichter in Christinendorf. „In Christinendorf wohnten Leute, die hiessen Henkel. Wie Feuer im Dorf gewesen war, haben die alten Henkeln nach dem Feuer müssen rausbauen aus Dorf ganz alleine, und wo sie hinbauten, da war früher Busch. Da sind viele Lüchtermändre gewesen und sind bis auf die Hausschwelle gekommen, wenn die alten Henkeln die Türe haben losgemacht, und haben immer so gewippelt (gewippt). „De hebben uns nich wollt lieden dä", hat die alte Henkeln gesagt" (als Sumpfgeister und alte Herren des Geländes, die nicht wollten, das andere ihr Land nahmen, wie der Wassermann oder Geist des Stromes nicht die Brücke will, und Opfer nötig sind beim Bau eines Hauses; die Geister haben ihre alten Gerechtsame).

2. Irrlichter in Saalow. „Es war ein Büdner, der war von auswärts nach Saale gezogen und wohnte nach Zossen raus. Da sind zwei einzelne Häuser, und hinter und vor den Häusern war damals Wiese. Da war einmal der alte Mann abends um 9 Uhr vorm Hause und, er hatte solche eigene Sprache,

---

[1]) W. v. S., Wend. Sagen 186. [2]) Gylfaginning, 1. [3]) Wend. Sag. 38; Nordd. Sag. 35, 33. [4]) Gylfag. 44. [5]) Br. 1896, 246. [6]) Grimm, Myth. [7]) Br. 1896, 246. [8]) Zeitschr. f. Ethnol. Verh. 1894, 252.

hat den Nachbar gerufen: „Du, Buer, komm ma rus, haste schon 'n Lüchtermännchen jesien? Auf Schulten alte Schlunken an Schlittken, da wuppelt er.“ Da haben sie denn beide gesehen. Es war da früher Sumpf und sind viele Lüchtermändre gewesen.“ Soweit die Volkserzählung. Schlunken war Flurname, so hiess das Landstück; also auf Schulzen seinen Schlunken, so hiess der Besitzer. Schlittken nannte der Alte die Schossen von abgehauenen Elsen, von deren Wurzelstöcken, denn früher standen Elsen dort.

„Lüchtermännchen waren bei Christinendorf auf den Wiesen in dem Moder, gingen am Soltpul bei Wietstock oder Grossschulzendorf (Brandenburgia 1897, 149) auf der Wiese, und waren noch Ende der sechziger Jahre bei der Berlineke-Kute“ bei Schünow (Br. 1897, 468).

Vereinzelt wurde auch Leuchtermann und Lichtermännchen gesagt.

„Kleine Kinder, wenn sie ungetauft sterben, das sind die Lüchtermännchen.“

„Lüchtermännchen sind die Seelen von solchen, die Unrecht getan haben, einen falschen Eid geschworen u. d. Sie müssen zwei Jahre so 'rumlaufen, auch als Hund, bis sie nach oben kommen (in den Himmel). Einer hat als Hund seine Bekannten angeredet, aber da darf man nicht drauf antworten.“ Dörfer der Nutheniederung (Kreis Teltow).

Lüchte heisst in unsrem Platt die Laterne, Lüchtermann also Laternenmann, weil man sich den Irrwisch als kleinen Mann mit einer Laterne dachte. So hiessen auch früher die alten Laternen, die auf der Vorderseite eine Scheibe von Kuhhorn hatten, im Oberspreewald Budlaternen, von slavisch blud = Irrlicht.

Es ist bereits (Brandenburgia 1897, 467, 472, 477) von mir berichtet worden, dass man wenigstens in einigen Teilen der Mark bei den Landleuten der Meinung war, die Irrlichter seien eine gallertartige oder schleimige Masse, und dass im Schwarzwald ein Irrlicht einen Ölfleck hinterliess. Für die erstere Ansicht kann ich noch aus Goethe eine Belagstelle beibringen. Im zweiten Teil von Goethes Faust (grosser Vorhof des Palastes) sagt Mephistopheles: „Irrlichter, fort! Du, leuchte noch so stark, Du bleibst, gehascht, ein ekler Gallert-Quark.“ Es scheint darnach auch in Mitteldeutschland in Volkskreisen auf dem Land jene Ansicht geherrscht zu haben.

W. v. Schulenburg.

Zepernick bei Bernau. Volkssage: Im dreissigjährigen Kriege wurde das Dorf Zepernick von schwedischen Reitern überfallen. Die Einwohner flüchteten beim Herannahen der Feinde und verbargen sich in einem zur Pfarre gehörigen Busch. Die Schweden plünderten nun das Dorf und steckten es dann in Brand. Als nach dem Abzug derselben die Bewohner zurückkehrten, fanden sie nur noch einen rauchenden Trümmerhaufen vor. Doch hatten die aus Granitquadern erbauten Umfassungsmauern der Kirche und der aus demselben Material aufgeführte Turm dem zerstörenden Element widerstanden, ebenso eine „dreisplantrige“ Linde auf dem Kirchhofe. Dieser Baum ist vor einigen Jahren eingegangen. Er bestand aus 3 Stämmen, die einer gemeinsamen Wurzel entsprossen.

Unter „Splantern“ versteht man in Zepernick u. a. die durch einen Blitz aus einem Baumstamme gerissenen länglichen Holzstücke.

Mir ist ein ähnliches Wort in der Verbindung „splinterfaser-nackt“ bekannt. O. Monke.

Bauernspruch (bezieht sich auf das Verhalten beim Gewitter.)

Den Eichen musst du weichen,
Die Buchen musst du suchen
Zu den Fichten musst du flüchten.

Gehört bei Liebenwalde am 22. 6. 02. Monke.

NB. Eine vom Blitz beschädigte Buche habe ich noch nie gesehen; an der Wandlitzer Chaussee steht jedoch etwa 9 km nordwestlich von Bernau, nicht weit von der Dorfstelle Alt-Liepnitz eine Kiefer mit einer Blitznarbe in der Borke. Bei der recht häufig getroffenen Eiche verursacht der Blitzschlag gewöhnlich nur oberflächliche Risse, die nicht tief ins Holz eindringen; dagegen habe ich bei Pappeln wiederholt sehr tiefe Furchen beobachtet, die vom Blitzschlag herrührten.

Der Blitz soll besonders gern in die Pyramidenpappeln fahren. — Unsere Leser werden bezüglich der Rot- und Weiss-Buche um Angabe von Blitzschlägen gebeten. O. Monke.

Der „Tote Mann“ bei Wubiser. Wie Herr Rektor Dittschlag (Pankstr. 7/8) erzählt, liegt in der Nähe der Bahn, die von Wriezen über Wubiser führt, im Walde ein Reisighaufen, welcher zum Andenken an einen vor etwa 15 Jahren von Wilddieben an einem Förster verübten Mord dort errichtet wurde. Man erblickt diesen „Toten Mann“ von der Bahn aus und bemerkt auch ein daneben aufgestelltes kleines Holz-Kreuz. Die Leute sagen, der Förster sei an der Stelle begraben worden. Man sieht, „mit altem Brauch wird nicht gebrochen.“ Monke.

Kolonie Kreuzbruch b. Liebenwalde. Auf meine Frage an die Eingeborenen nach der Bedeutung des Namens erhielt ich folgende Antworten:

1. „weil et so rum liegt wie'n Kreuz.“
2. det hat der olle Fritze so gedoft.
3. et muss doch'n Namen haben. O. Monke.

Berichtigung.

S. 166 muss es heissen:

Z. 24 statt 1902: 1903 und Z. 28 statt 14 Mk.: 7 Mk.

Die Herren Autoren werden gebeten, auf ihren Manuskripten vermerken zu wollen, wieviel Exemplare der betreffenden Nummer sie zu erhalten wünschen.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

Der Roland zu Perleberg und andere märkische Rolande.

Von G. Sello-Oldenburg.

Der vollbärtige, der Sage nach aus dem Dorfe Cumlosen entwendete Roland zu Perleberg*) hat durch Siegfried Rietschel**) eine ungeahnte Bedeutung erhalten; er soll den Schlussstein des Beweises für die volkstümliche Bedeutung der Rolande als Sinnbilder der hohen Gerichtsbarkeit bilden.



*) Die weitaus brauchbarste Abb. habe ich auf einer sog. Ansichtspostkarte gefunden (Verlag von L. Klohs), welche Herr Gymnasialdirektor Vogel in Perleberg mir zu senden die Güte hatte.

**) „Ein neuer Beitrag zur Rolandsforschung", (v. Sybels) Histor. Ztschr. N. F. Bd. 53, 1902.

Nachdem Rietschel die Auffassung der norddeutschen Humanistenkreise von den Rolandbildern als unvolksmässige, historisch wertlose gelehrte Hypothesen charakterisiert, fährt er fort (S. 466): „Wo wir aber in diesen Kreisen auf eine etwas schlichtere Auffassung stossen, so ist es die, dass die Rolande Gerichtsbilder sind. Und genau derselben Anschauung begegnen wir im Volke.*) Glaubt man wirklich, die biederen Bürger der ostfälischen und brandenburgischen Kleinstädte**), die in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters und in der beginnenden Neuzeit ihre Rolande errichteten, hätten auf den Gedanken kommen sollen, ihr Nest sei von Kaiser Karl mit besonders hohen Freiheiten begabt worden? Oder glaubt man, die Landesherren hätten in den abhängigen Landstädtchen diese Bilder so ruhig zugelassen, wenn damit die Vorstellung einer besondern Stadtfreiheit verbunden war? Nein, man hat sie einfach als das aufgefasst, worauf ihr ganzer Typus hindeutete, als Sinnbilder der hohen Gerichtsbarkeit; die Jahreszahl 1546 beispielsweise, die der Roland von Perleberg trägt, die Zahl des Jahres, in dem das Landgericht der Priegnitz eingerichtet wurde, spricht eine deutliche Sprache."

Die ältere märkische Rolandliteratur hat fast geschlossen inneren Zusammenhang zwischen Errichtung des Roland zu Perleberg und des Landgerichtes dort angenommen, ebenso Zöpfl und Béringuiers Rolandsbuch; ich ebenfalls habe ihn, die Verantwortung für die Richtigkeit der tatsächlichen Unterlagen jenen Gewährsmännern überlassend, gelegentlich als im Bereich der Möglichkeit liegend erwähnt***), da er die Errichtung eines Roland in einem so späten Jahre und an einem nicht zum Rolandsgebiete gehörigen Orte scheinbar passend erklärte.

Da nun aber Rietschel diesem Zusammenhange von Bild und Gericht so besonderes Gewicht beilegt, war es geboten, den Sachverhalt voraussetzungslos aufs neue nachzuprüfen, und das Bildwerk selbst, welches als freie Schöpfung nachmittelalterlicher Kunst bis dahin kein formales Interesse zu gewähren schien, genauer zu betrachten. Alsbald ergab sich, dass die bisherigen Mitteilungen über dasselbe nicht bloss

---

*) Beide Behauptungen sind irrig; der Nachweis dafür würde hier zu weit führen.

**) Von den märkischen Kleinstädten wird Landsberg a. W. als Rolandort auszuscheiden haben. Der dortige, von Leuthinger zweimal (1593, 1597) erwähnte Roland war jedenfalls nur Dekorationsfigur auf dem 1561 errichteten „angenehmen" Marktbrunnen (vgl. van Niessen in Mittlgn. hrg. von d. Verein f. d. Gesch. d. Neumark, 1891, S. 22), ebenso wie der gleichfalls von Leuthinger entdeckte Hildesheimer sog. Roland auf dem dortigen Marktbrunnen. Die Ostgrenze des brandenburgischen Rolandgebietes wird dadurch enger und bestimmter.

***) „Der Roland zu Bremen", 1901, S. 49, Anm. 14: „die dortige Statue mag aber erst 1546 im Zusammenhang mit der Errichtung des Landgerichts daselbst aufgestellt sein".

ungenau, sondern geradezu irreführend waren, und dass die „deutliche Sprache", welche es nach Rietschel in der Diskussion über die Bedeutung der Rolandstatuen führen soll, nur auf Sinnestäuschung beruht.

Auch nach Rietschel gehören die Rolande dem Interessenkreise der Städte an; „das monumentale Bild sollte zweifellos nichts anderes bedeuten als die dauernde Gerichtsherrschaft des fürstlichen Stadtherrn über die Stadt" (S. 464). Die Errichtung des Perleberger Roland jedenfalls erfolgte, wie wir sehen werden, auf städtische Kosten und war eine städtische Angelegenheit. Das auf dem Rathause zu Perleberg domizilierte Kurfürstliche Landgericht der Priegnitz dagegen war das Gericht erster Instanz für die Landbevölkerung der Provinz; für die Städte, also auch für Perleberg, war dasselbe nicht kompetent; diese behielten vielmehr ihre bisherigen Gerichte unverändert; dass der Perleberger Bürgermeister im Laufe des Jahres 1547 mit dem Landrichteramte belehnt wurde, schuf nicht die geringsten Beziehungen zwischen Landgericht und Stadt. Der einzige Gewinn, den diese von der neuen Institution erhoffen konnte, war eine stärkere Frequenz der Landleute und des mit ihnen prozessierenden Landadels an den alle 4 Wochen stattfindenden Gerichtstagen. Mag man wirklich glauben, die biederen Bürger einer brandenburgischen Kleinstadt hätten auf den Gedanken kommen sollen, diesen Provinzialen zu Ehren auf ihre Kosten auf dem Markte ihres „Nestes" (um mit Rietschel zu reden) einen einschliesslich des Sockels 5 m hohen „Roland" als Sinnbild der hohen Gerichtsbarkeit des Kurfürsten über ihre Stadt zu errichten?

Will man einen Zusammenhang zwischen Bild und Gericht suchen, so könnte man diesen eher in einem Gegensatz beider, statt in einer nicht vorhandenen Harmonie finden. Damit das vom Kurfürsten in der Stadt, nicht für dieselbe eingesetzte kurfürstliche Gericht dieser nicht etwa irgendwie oder irgendwann präjudizierlich werde, könnten Rat und Bürgerschaft als eine Art Rechtsverwahrung das von jeher als Sinnbild kommunaler Privilegien verständliche Bild des städtischen Roland errichtet haben!

Aber auch die zeitliche Übereinstimmung der Errichtung von Bildsäule und Gericht ist sehr fraglich. Die Landgerichtsordnung ist vom 20. Dezember 1546 datiert; zu Anfang Februar 1547 war sie noch nicht ausgegeben; die Personen des Landrichters und Gerichtsschreibers waren noch nicht bestimmt*). Die Statue dagegen, vorausgesetzt dass die Jahreszahl 1546 auf ihre Errichtung geht, muss zu einer für solche Arbeit geeigneten Jahreszeit, spätestens im Herbst d. J. aufgestellt worden sein; man würde sie daher etwa zu Anfang des Jahres in Bestellung gegeben,

*) Riedel, Cod. dipl. Brandenb. A. I, 218.

ihre Errichtung Ende 1545 beschlossen haben. Solcher hypothetischer Berechnungen bedarf es aber garnicht. Zunächst ist die Statue, wie sie jetzt dasteht, nicht von 1546. Sie trägt nicht die phantastische Kriegertracht, mit welcher die Künstler der Renaissance und des Barock die Helden des klassischen Altertums, der Bibel und wohl auch der germanischen Vorzeit zu schmücken liebten, und welche z. B. die jüngeren Rolande zu Bramstedt und Zehden, wie auch des Pseudo-Roland zu Erfurt zeigen. Ihre Rüstung soll, abgesehen von einigen nicht wesentlichen Barock-Ornamenten, mittelalterlich sein, ist aber nur eine verständnislose Nachahmung.

Das 16. Jahrhundert ist die eigentliche Blüteperiode der deutschen Harnischschmiedekunst, obwohl, oder vielleicht gerade weil diese damals nicht mehr so sehr für das praktische Bedürfnis wie für den repräsentativen Luxus schuf. Künstler und Laien waren daher gegen die Mitte des Jahrhunderts mit den Einzelheiten wenigstens einer einfachen Harnischtracht noch vollkommen vertraut. Die Waffnung des Perleberger Roland indessen zeigt so absolute Unmöglichkeiten in der Zusammenfügung der Harnischteile, dass ihr Verfertiger, obwohl ihm das skizzenhafte Bild einer spätmittelalterlichen Rüstung vorgelegen haben mag, von der Konstruktion einer solchen gar keine rechte Vorstellung gehabt haben kann. Im wesentlichen richtig scheint nur die Bewehrung der Beine zu sein; vielleicht sind diese überarbeitete Reste einer älteren Statue, von welcher gleich die Rede sein wird. Der gebogene und geschweifte Prunkschild mit seiner Einfassung von schlaffen Akanthus-Blättern, der Wappenadler desselben mit dem Kurhut auf dem Kopfe und den verdrehten Fängen gehört dem XVII. Jahrhundert an, und in diese Periode, schwerlich in den Anfang derselben, wird das ganze Bildwerk zu setzen sein. Es wäre also nur die undatierte Erneuerung einer 1546 errichteten Statue. Aber selbst bei dieser würde es sich nicht um eine primäre Errichtung zu Ehren des neuen Landgerichts oder zum Protest gegen dasselbe, oder aus einer anderen Veranlassung gehandelt haben, sondern um den Ersatz einer noch älteren Statue. Im „Roten Buch“ der Stadt*), einer zu Ende des XV. Jahrhunderts begonnenen Sammlung von Rats- und Gerichtsprotokollen und mancherlei städtischen Memorabilien, findet sich S. 378—381 eine Zusammenstellung von datierten und undatierten, die Zeit von 1476—1516 umfassenden, nicht streng chronologisch geordneten Ausgaben in Landes- und Stadtangelegenheiten, unter denen, ohne eigenes Datum, aber gleichzeitig mit einer vorangehenden Notiz von 1498 und einer nachfolgenden von 1500, betr. städtische Brücken- und Befestigungsbauten, eingetragen ist: Item

*) Vgl. die kurze unzulängliche Beschreibung desselben bei Riedel, l. c. S. 121; ferner E. Liesegang, Forsch. z. Brandenb. u. Preuss. Gesch. IV. 126, Anm. 5.

de Rolanth kostede baven twyntich mark (den meyster tho lone vifteyen mark mede gerekent) mit aller kostunge*).

Im Jahre 1499 also, oder in einem unmittelbar vorangehenden oder folgenden ist in Perleberg ein Roland errichtet worden, und zwar, wie ein Vergleich seiner Herstellungskosten mit denen anderer, steinerner und hölzerner Rolande aus dem 15. Jahrhundert ergibt, jedenfalls aus Holz, doch in künstlerischer Ausführung**). 1546 wurde dieses Bild wahrscheinlich durch eines aus Stein ersetzt. Hierauf bezieht sich die am Stützpfeiler angebrachte Jahreszahl, welche erhalten blieb, als im 17. Jahrhundert eine abermalige Erneuerung in Stein, das jetzige Standbild, ausgeführt wurde.

Der Roland von ca. 1499 war sicherlich auch das erste Bildwerk dieser Art in Perleberg. Die Stadt hatte ihr Recht von Salzwedel erhalten. Dieses besass keinen Roland, obwohl auch von einem solchen fabuliert worden ist***). Beide Städte lagen ursprünglich ausserhalb der Einflusssphäre des Magdeburger Rechts. Lediglich um diesen Umstand recht prägnant zum Ausdruck zu bringen, habe ich in einer Anmerkung zu meiner Schrift „Der Roland zu Bremen“ (S. 49, Anm. 14) gesagt: „Die einzige Stadt lübischen (von Salzwedel empfangenen) Rechts mit einem Roland ist Perleberg in der Priegnitz“. Diese Anmerkung gehört zu der Textstelle (S. 3): „galt hier, im rolandlosen Teil der Altmark, lübisches Recht, so fielen dagegen das Rolandsgebiet desselben . . . , der spätere Saalkreis, sowie die rechts-elbische Mark Brandenburg in den Bereich des magdeburgischen Stadtrechts“. Rietschel (S. 458, Anm. 1) tadelt hier zunächst, dass Elbing als Rolandstadt lübischen Rechts vergessen sei. Dass diese Stadt, deren zu den „versprengten Emigranten zweifelhafter Abstammung und ohne Geschichte“ gehörigen Roland ich in der zitierten Schrift vorweg genannt habe,

*) Schon bei L. Schneider, Der Roland von Berlin, 1875, S. 17, ist auf diese Stelle des „Roten Buchs“ hingewiesen worden ohne Datierungsversuch; ebenfalls ohne Datierung, aber mit allerlei Lesefehlern ist sie abgedruckt bei Béringuier, Die Rolande Deutschlands, S. 138. Ihren authentischen Text nebst anderen wertvollen Mitteilungen über das „Rote Buch“ verdanke ich durch gefällige Vermittelung des Herrn Bürgermeister Schönermarck zu Perleberg der meinen wiederholten Anfragen unermüdlich entsprechenden Liebenswürdigkeit des Herrn Gymnasialdirektor Vogel daselbst.

**) Steinerne Rolande: Bremen 1404 = 170 Bremer Mark; Zerbst 1445 = 57 Schock 17 Gr. — Hölzerne Rolande: Elbing 1414 = 5 Schot 12 den.; Riga 1473 = 4 Mark. Der Elbinger Roland war $1^1/_2$ Schot teurer als 2 zu derselben Zeit angeschaffte Halseisen und 4 Krampen dazu; an künstlerischer Gestaltung mag er daher dem merkwürdig primitiven Roland in Potzlow ziemlich gleichwertig gewesen sein; Kopf und Angesicht waren etwas sorgfältiger gearbeitet als der Rumpf, „dat clotz“; denn für jenen wurden 4, für diesen nur 1 Schot dem Zimmermann gezahlt.

***) Vgl. Deutsche Geschichtsblätter, hrg. von Armin Tille, II, 40; auch in Salzwedel ist der bereits oben erwähnte Leuthinger der Roland-Entdecker (1593).

lübisches Recht besass, ist von mir dort S. 49, Anm. 9 bemerkt. Sodann, fährt er fort, habe Perleberg Salzwedeler, nie lübisches Recht erhalten; Salzwedel könne man unmöglich schlechthin als eine Stadt lübischen Rechts bezeichnen, möge sein Recht auch vom lübischen Recht beeinflusst gewesen sein. Ich will mich deswegen weder hinter Heydemann (Die Elemente der Joachimischen Konstitution v. J. 1527, 1841, S. 51, noch hinter Stobbe (Gesch. d. deutsch. RQ. I. 1860, S. 538 Anm. 19; 543) verstecken, sondern Rietschel hierin an sich vollkommen recht geben. Da aber nicht anzunehmen ist, dass irgendwer darauf verfallen sollte, aus meiner kleinen in Frage stehenden Schrift rechtshistorische Belehrung über die Familien unserer norddeutschen Stadtrechte schöpfen zu wollen, so halte ich auch jetzt noch den von mir zur Prägung einer pointierten Antithese gewählten Ausdruck*) in seinem Zusammenhange und seiner meines Bedünkens unverkennbaren Tendenz für ungefährlich.

Dass Perleberg „später mehrfach den Magdeburger Oberhof angegangen hat", wie Rietschel bemerkt (S. 458, Anm. 1)**), könnte vielleicht nachmals den dortigen Rat veranlasst haben, den Roland von daher zu übernehmen, wenn man weiter mit Rietschel meint (S. 460), dass man, „so gut man sich noch später von den Magdeburger Schöffen Recht holte, so gut auch später den Brauch des Rolandes entlehnen konnte". Ich halte das jedoch nicht für wahrscheinlich, da „später" (sagen wir: von der Mitte des 15. Jahrhunderts ab) die Rolande in Norddeutschland bereits eine so allgemeine Sitte geworden waren, und eine so allgemeine, weitgefasste, auf die verschiedenartigsten kommunalen Privilegien aufgepasste Bedeutung besassen, dass es zu ihrer Errichtung schwerlich noch formaler Beziehungen zu dem Magdeburger Oberhof bedurfte. Rietschel formuliert diese Möglichkeit auch nur, um einerseits die von ihm nicht bestrittene Entlehnung der Rolande zu Stendal und Neustadt-Brandenburg aus Magdeburg zu motivieren, andererseits aber meiner Annahme entgegenzutreten, dass dies schon im 12. Jahrhundert bei der Gründung dieser Städte geschehen sei; hierfür fehle jeder Anhaltspunkt (S. 459). Rietschel irrt sich. Nicht bloss in der Bergstadt—Halle***), sondern auch in Berlin†) können wir die Existenz der dortigen Roland-

*) Ich hatte denselben schon früher, DGBl. II, 40, Anm. 2, angewendet.

**) S. 458, Anm. 1. Er verweist auf E. Liesegang in Ztschr. d. Savigny-Stiftung f. RG. XVI Germ. Abt. S. 284; in diesem Reisebericht ist nur von einer Notiz bei Riedel l. c. S. 108 Anm. (ein Fall aus dem XVI. Jh.) die Rede, und ausserdem bemerkt der Berichterstatter, er habe einige Magdeburger Schöffensprüche für Perleberg gefunden und abgeschrieben. Daten werden leider nicht mitgeteilt.

***) Vgl. G. Sello. Der Roland zu Bremen. S. 16.

†) Vgl. ibid. S. 17 ff. Regelmässiger Standort der mittelalterlichen Rolande ist im Zentrum des Verkehrs, auf dem Markte, bei dem Rathause. Ausnahmen beruhen nicht, wie Rietschel (S. 464) seiner Theorie zu Liebe behauptet, auf Zufall, sondern primär auf besonderen Verkehrsverhältnissen, sekundär auf historischer Weiterent-

bilder bis an die Zeit des ersten Erscheinens dieser Kommunen als deutsche Städte heranrücken. Berlin aber hatte sein Recht nicht von Magdeburg, sondern von Brandenburg empfangen. Es genügt deswegen auf die Rechtsmitteilung Berlins an Frankfurt a. O., 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts*), hinzuweisen, in welcher es heisst: sicut traditum tenemus a Brandenburgensibus, ita vobis ... tradimus. Kann es unter diesen Umständen etwas wahrscheinlicheres geben, als dass Berlin auch das Vorbild seines Roland nicht erst in Magdeburg zu suchen brauchte, sondern ebenfalls in Brandenburg fand? Wir dürfen also dort, d. h. in der Neustadt, etwa im 3. Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts einen Roland voraussetzen. Derselbe war natürlich einige Zeit vorher, etwa, um eine runde Jahreszahl zu nennen, ca. 1200, errichtet und zwar selbstverständlich nach dem Magdeburger Modell, welches auch bei der letzten Total-Erneuerung des Standbildes 1474 so genau bewahrt wurde, dass die Beschreibung, welche G. Hiltl von der jetzt noch stehenden Brandenburger Statue gegeben hat, wörtlich auf die 1631 zerstörte, nur aus einem Holzschnitt von 1588 bei Pomarius bekannte Magdeburger**) passt. Was freilich den ursprünglichen Rechtsnexus Brandenburgs mit Magdeburg anlangt, so können wir uns nur auf die Schlüssigkeit der Gesamt-Situation berufen, welche besonderen Nachdruck dadurch erhält, dass die Neustadt-Brandenburg, eine deutsche Anlage aus der Zeit nach 1150 resp. 1157, in dem Jahre, in welchem sie zuerst urkundlich erwähnt wird, 1196, von den Markgrafen dem Erzbischof von Magdeburg mit anderem bisherigen Allodialbesitz zum Obereigentum aufgetragen wurde, dass die Rekonstruktion des Brandenburger Domkapitels im 12. Jahrhundert über Leitzkau von Magdeburg aus, und ebenso die Germanisierung des Umlandes vorzüglich von dorther erfolgte. Eine eigene Urkunde, in welcher der Stadt libertas illius iuris, quo civitas Magdeburgensis fruitur (Worte der Bewidmung Jüterbogks mit Magdeburger Recht, 1174), verliehen wurde, mag garnicht aufgestellt worden sein: die Entwicklung lenkte notwendigerweise selbst in diese

---

wickelung der Lokalverhältnisse. Ersteres ist der Fall in Hamburg und Elbing, wo die Rolande am Hafen (resp. Flussufer) errichtet wurden; letzteres in Berlin. Die dortige erste Stadterweiterung, Erbauung des Rathauses in der Königstrasse, der Gerichtslaube, der Marienkirche, fällt in die 2. Hälfte des 13. Jahrh.; wäre der Roland später errichtet, so hätte er hier seinen Platz gefunden. Er stand aber im ältesten Teil der deutschen Stadt, auf dem Molkenmarkt, wurde also bei oder bald nach deren Anlegung errichtet, und machte die Auswanderung der Verwaltungs- und Gerichtsbehörden nach der Königstrasse nicht mit.

*) Voigt-Fidicin. UB. z. Berlin. Chronik, 1880, S 8.

**) Diese war erst 1459 von Meister Kunz aus Erfurt neu aus Stein gefertigt worden; dass sie bemalt war, wird ausdrücklich in der Magdeburger Schöffenchronik bezeugt.

Bahn ein*). Dass wir aber aus späterer Zeit keine Kunde über dieses primäre Verhältnis haben, ist ebenso natürlich und begreiflich. „Der direkte Rechtsverkehr der märkischen Städte mit Magdeburg hörte bereits früh auf“**). Es war dies eine Folge der organisatorischen Tätigkeit der Markgrafen Johann I. und Otto III. auf dem Gebiete des brandenburgischen Städtewesens. 1315 wurde die Neustadt selbst zur höchsten Dingstatt der brandenburgischen Lande Johanneischen Anteils erhoben; von ihrem Roland (welcher nicht am Rathause stand, sondern diesem schräg gegenüber am anderen, nach der Dominsel wärts gekehrten Ende des langgestreckten Marktes) heisst es in dem ohne Grund umstrittenen Eteostichon des Stadtbuchs, dass er 1402 „locabatur“ (d. h. er wurde wieder aufgestellt; anlässlich der Wiederherstellung des 1366 zerstörten Bremer Roland heisst es auch nur „do let de rad buwen Rolande“). Die Statue war natürlich bemalt; sie wird zu Ende des 16. Jahrhunderts als reich mit Silber, im Anfang des 17. Jahrhunderts als mit Gold stafiert geschildert, und noch 1716 wurde Gold zu ihrer Ausschmückung verwendet.

Inzwischen war die Entwickelung der brandenburgischen Stadtrechte ihren eigenen, von Magdeburg gesonderten Weg gegangen. Wir kennen dieselben erst aus erheblich späterer Zeit. Clauswitz***) stösst daher offene Türen ein, wenn er, um den „Zusammenhang (der märkischen Städte) mit Magdeburg“, „die Bezeichnung (Magdeburgs) als Mutterstadt (der märkischen Städte), wenn sie auch von Autoritäten wie Stölzel angewendet wird“, anzufechten, versichert „das Recht der Städte Brandenburg und Berlin, das wir ja in seiner frühesten Form kennen, zeigt gegen das Weichbildrecht wesentliche Unterschiede“. Einen besonderen Trumpf hätte er durch den Hinweis darauf ausspielen können, dass auch das Brandenburger und das Berliner Recht spezifische Unterschiede zeigen. Es kommt nur auf alles das für unsere Frage nicht das geringste an. Die kleinen Anfänge des sog. sächsischen Weichbilds, welches er willkürlich als Norm annimmt, reichen nicht über die Mitte des 13. Jahrunderts hinauf†), der Abschluss dieses Rechtsbuches erfolgte wesentlich später; das Schöffenbuch der Neustadt-Brandenburg, welchem wir zuerst genauere Kenntnis des dortigen Stadtrechts verdanken, be-

---

*) Vgl. hierüber und zum folgenden Heydemann l. c. S. 48 ff.

**) v. Martitz, D. ehel. Güterrecht des Ssp. 1867, S. 24.

***) Wenn hier und weiterhin Clauswitz genannt wird, so ist das Referat über seinen am 26. April 1902 im Verein f. d. Gesch. Berlins gehaltenen Vortrag in den „Mitteilungen“ desselben Vereins, 1902, No. 5, gemeint. So lange wie die Ansichten des geschätzten Herrn Vortragenden nicht in authentischer Form vorliegen, muss er sich wohl gefallen lassen, bei den Worten des Berichterstatters genommen zu werden.

†) R. Schroeder, Lehrbuch d D. RG. 4. Aufl. 1902, S. 679.

ginnt 1297*); die uns überlieferte wertvolle Aufzeichnung des Berliner Schöffenrechts gehört, wie Clauswitz selbst bestätigt**), dem Ende des 14. Jahrhunderts an. Was Clauswitz sonst an dieser Stelle über Weichbilder und Weichbilderrecht bemerkt, über den „geringen Umfang der ursprünglichen Stadtgerechtigkeit in unseren (märkischen) Städten", und darüber, dass ein „Geharnischter mit Schwert" kein „entsprechendes Sinnbild" dafür sei, kann, als das Wesen der Frage nicht berührend, dieselbe vielmehr nur verdunkelnd, hier unerörtert bleiben.

Bauen wir auf das, was sich uns für die Rolande zu Berlin und Brandenburg mit grosser Wahrscheinlichkeit, wie ich meine, ergeben hat, die Vermutung auf, dass auch Stendal, die wichtigste Stadtgründung Albrechts des Bären um die Mitte des XII. Jahrhunderts, bei oder bald nach seiner Gründung, und nicht erst etwa bei Einholung späterer Schöffensprüche, von seiner Mutterstadt Magdeburg den Roland entlehnte, so dürften gegen die Vernunftmässigkeit und die sachliche Berechtigung solches Schlusses Einwendungen nur von denen erhoben werden, welche ein vom historischen Standpunkt nicht wohl anzuerkennendes Interesse daran haben, die eigene fertige Theorie von der Entstehung und Bedeutung der Rolandbilder um jeden Preis zu verteidigen, statt an der methodischen Klarlegung der äusseren und inneren Entwickelungsgeschichte der Bildwerke unbefangen mitzuarbeiten. Formell ist der Stendaler Roland, welcher am Stützpfeiler die Jahreszahl 1525 trägt***), gerade wie der Brandenburger, eine Nachbildung der Magdeburger Statue. Zwar ist seine Rüstung dem Stil der Zeit seiner Errichtung gemäss modernisiert. Aber die Haltung, insbesondere des schwertbewehrten rechten Arms, und die schlanken Proportionen der drei Bildwerke sind durchaus übereinstimmend. Vor allen Dingen weist die Narrenfigur mit Schellenkappe und Dudelsack, welche hinter dem Rücken des Stendaler Roland den Stützpfeiler krönt, auf das Vorbild des Magdeburger, wo an der Rückseite des Stützpfeilers auf einem schlichten prismatischen Kragstein fast das gleiche Narrenbild — man vergleiche bezüglich des Kostüms die vorn offene Bekleidung des Oberkörpers, die weiten Ärmel, die grosse Gürteltasche — angebracht war. Während letztere Figur mit der Linken den Dudelsack, mit der Rechten einen Spiegel hielt, stützt der barhäuptige Stendaler Narr mit jener Hand einen Renaissance-Schild mit dem Stadtwappen, und hält den Dudelsack

*) Vgl. G. Sello, Brandenburg. Stadtrechtsquellen, Märk. Forsch. XVIII, 1884, S. 3 ff.

**) „Berlinisches Stadtbuch", 1883 (im Auftrage der städtischen Behörden hrg. von Clauswitz), S. XIV. Die Entstehung der 4 ersten Bücher des Schöffenrechts habe ich Märk. Forsch. XVI, 45 in die Jahre 1325/1328 (wegen eines späteren Zusatzes s. l. c. XVII, 57) gesetzt, die des 5. Buches bald nach 1364 (l. c. XVI, 43)

***) Ältere Nachrichten über seine Existenz, etwa in städtischen Rechnungsbüchern, sind m. W. bis heut noch nicht ermittelt.

im rechten Arm. So wurde zwar der „Eulenspiegel"-Typus aufgegeben, das charakteristische Spiegelmotiv ist aber dennoch nicht verloren gegangen: an der Vorderseite des Pfeilers zwischen den Beinen Rolands ist ein Affe mit Spiegel angebracht. Auch die dem Dudelsackträger fehlende Schellenkappe der Magdeburger Skulptur finden wir an einem weiteren Narrenbilde am unteren rückwärtigen Ende des Stützpfeilers wieder, welches knieend gerade von vorn gesehen dargestellt ist, wie es mit beiden Händen sich den Mund aufreisst und die Zunge herausteckt.

Nur dem Magdeburger und dem Stendaler Roland sind diese selbständigen Skulpturbeigaben satyrischer Art eigen. Schon das führt zur Annahme formeller Verwandtschaft zwischen ihnen. Fester begründet wird dieselbe dadurch, dass die Stendaler Skulptur durch Vervielfältigung des ursprünglich einen Bildes und durch die Vergröberung der Auffassung sich als übertreibende Nachahmung desselben zu erkennen gibt. Der bildnerische Grundgedanke der Magdeburger Neben-Skulptur war die Darstellung einer musizierenden Figur; demselben Ur-Motiv, nur in anderer Gewandung und lediglich dekorativer Verwendung, begegnen wir am Bremer Roland, und in besser erhaltener Ausführung an dem Zerbster, in der Gestalt des lauteschlagenden Engels am Gürtelschloss dieser Standbilder. Ausserdem besass der Bremer Roland aber auch einst ein satyrisches Attribut: das Rundgemälde auf seinem Mantel, welches sein der Tiersage und Fabel von Löwe, Wolf und Fuchs, die ihre Jagdbeute teilen, entnommenes Thema: „Macht geht vor Recht" mit der ironischen Beischrift versah: „Enem jeden dat sine". Die Entstehung dieses Gemäldes ist an sich ganz unverfänglich-dekorativ. Die Ornamention der Prunkmäntel der hohen Geistlichkeit und der Fürsten im früheren Mittelalter bestand so gut wie ausschliesslich in symmetrisch sich wiederholenden Stickereien, welche in Medaillonform stilisiertes Blattwerk oder phantastische Tiergestalten zeigten. Mit solchem Schmuck war auch ursprünglich der Fürsten- oder Königsmantel des Bremer Roland bemalt. Darunter muss sich die Darstellung eines Tierkampfes befunden haben, ähnlich wie auf dem berühmten, in Sicilien gestickten Krönungsmantel der alten deutschen Kaiser in Wien. Diese, der bischöflichen Dingstätte unter dem Laubengange des Rathauses zugekehrte Malerei erregte aus irgend einem Grunde die besondere Aufmerksamkeit der Vorübergehenden; der Volkswitz deutete sie auf die bekannte Tiersage um. Die satyrische Auslegung wurzelte so fest, dass, als 1404 der Roland, nachdem er 38 Jahre in Asche gelegen hatte, wiedererstand, man zwar den längst altmodisch gewordenen Stickerei-Schmuck des ganzen Mantels fortliess, den Tierstreit aber ohne künstlerische Motivierung nur um seiner neuen Bedeutung willen als selbständige Beigabe mit der nun erst hinzukommenden Beischrift erneuerte.

Aus beiden Motiven, dem satyrischen Inhalt der Malerei und der musizierenden Figur, mag dann die Phantasie des Erfurter Bildhauers die Anregung zur Schaffung des Magdeburger Eulenspiegelbildes empfangen haben.

Während der vorstehende (in der Hauptsache Anfang 1903 geschriebene) Aufsatz sich in der Druckerei befand, erschien das Buch von K. Heldmann: Die Rolandsbilder Deutschlands in dreihundertjähriger Forschung und nach den Quellen. Beiträge zur Geschichte der mittelalterlichen Spiele und Fälschungen. (Halle a. S. Max Niemeyer). Dasselbe als Ganzes zu würdigen, ist hier weder Ort noch Zeit. Es genügt für jetzt die Feststellung, dass der Hallesche Historiker hinsichtlich der Bedeutung des Perleberger Roland nicht bloss auf dem Standpunkt S. Rietschels steht, sondern denselben, wie in solchen Fällen gewöhnlich, noch stärker pointiert. „Noch deutlicher (so sagt er S. 144) tritt jener Zusammenhang (mit dem Gerichtswesen) hervor bei dem Roland von Perleberg. Zu Perleberg wurde 1546 das Landgericht der Priegnitz errichtet, mit dem sogleich Johann Konow, der Bürgermeister der Stadt, belehnt wurde. Und merkwürdig: der Pfeiler, der den 15 Fuss hohen Roland von Perleberg stützt, trägt genau die Jahreszahl 1546! Jedes weitere Wort ist da überflüssig für den, der sich nicht von vornherein auf eine bestimmte Theorie über die Rolande festgelegt hat.“ Heldmann zielt damit an dieser Stelle, wie eine Anmerkung dartut, auf Stappenbeck und Zöpfl, eine zwecklose Waffenübung, aber keine ungefährliche; denn der zurückprallende Pfeil trifft den Schützen selbst. Mit den geringen Quellen für die Geschichte des Perleberger Roland hat sich Heldmann methodisch nicht befasst; seine Gewährsmänner sind Stappenbeck, Zöpfl, Höpfner „bei Hiltl“ (richtiger „bei L. Schneider“), Béringuier und der diesem vom Magistrat zu Perleberg mitgeteilte Auszug aus der Perleberger Chronik von H. Wendt. Wenn er auch mich zitiert, so ist das blosse Arabeske; den Perleberger Roland habe ich bisher nur einige Male gelegentlich erwähnt, aber nicht ex professo behandelt.

Die Eintragung in das „Rote Buch“ in der Form, wie er sie nach Béringuier-Wendt mitteilt, zeigt ein paar sprachliche Auffälligkeiten, durch welche ein Forscher, der die Prüfung der Roland-Quellen eigens auf seine Fahne schreibt, und so scharf über die kritische Befähigung anderer aburteilt, sich wohl hätte veranlasst sehen dürfen, den authentischen Text zu erlangen. Heldmann interpretiert die Stelle auch falsch: „Die Stadt hat sich die ihr 1546 widerfahrene Ehre (!) ein gutes Stück Geld kosten lassen, denn sie bezahlte zur Errichtung des Rolands für Material über 20 Mark, und an den Meister zum Lohne 50 Mark, eingerechnet die Kost.“ Tatsächlich besagt die Notiz, dass der Roland im

ganzen über 20 Mark kostete, incl. 15*) Mark Lohn und Kost für den Meister. Schliesslich gehört sie gar nicht zum Jahre 1546, sondern ist fast ein halbes Jahrhundert älter; wurde im Jahre 1546 etwa eine Erneuerung der älteren Statue in Stein ausgeführt, wie man aus der Jahreszahl an ihrem Stützpfeiler schliessen kann, so geschah auch dieses vor der Vollziehung und Veröffentlichung des Patents über die Errichtung des Priegnitzschen Landgerichts; und wie überhaupt in dieser eine Ehrung der Stadt Perleberg erblickt werden kann, welche der monumentalen Verewigung wert erachtet wurde, entzieht sich meinem Verständnis.

---

7. (5. ausserordentliche) Versammlung des XII. Vereinsjahres

Montag, den 29. Juni 1903.

Wanderfahrt nach Potsdam zur Besichtigung von Sanssouci.

Vom Potsdamer Bahnhof fuhr die Gesellschaft mit einem Vorortszug bis zur Station Charlottenhof. Hier begrüsste unser Mitglied Herr Dr. Netto, welcher die Führung übernommen hatte, die Erschienenen und führte sie die Viktoriastrasse entlang zum südlichen Rande des Parkes von Sanssouci. Die Viktoriastrasse überbrückt den Schaafgraben, welcher von der Havel her gezogen worden war, um zur Zeit Friedrichs des Grossen das Wasser für die Wasserkünste zu liefern. Unweit des Südeinganges zum Park liegt das Schlösschen Charlottenhof, dem wir den ersten Besuch abstatteten. Dieser Teil des Parkes von Sanssouci ist der jüngste und wurde erst von Friedrich Wilhelm IV. angelegt, als er noch Kronprinz war. In dem Schlösschen wohnte er und seine Gemahlin Elisabeth, und auch Alexander von Humboldt hatte hier ein Zimmer. Das Schlösschen ist im Stil einer italienischen Villa erbaut. Die Wände und die Fensterladen sind braun gestrichen. Vor seinem westlichem Portal liegt der Dichterhain mit den Büsten von Schiller, Goethe, Herder u. a. und mit einigen Kunstwerken in Bronze und Marmor. Hinter dem Dichterhain ist das Hippodrom angelegt worden.

---

*) Herr Gymnasialdirektor Vogel hat mir zu verschiedenen Zeiten zwei Abschriften mitgeteilt. In der einen steht vifteyen, in der anderen vifteygen. Beide Formen sind identisch und bedeuten fünfzehn; das g in der zweiten Lesung ist unorganisch und dient, wie häufig im Mndd., zur Scheidung der Vokale. An veftich, viftich = 50 ist nicht im entferntesten zu denken.

Den Mittelpunkt desselben bildet der Rosengarten. König Friedrich Wilhelm IV. wollte hier ein grosses Schloss errichten und an der Stelle des heutigen Rosengarten sollte sich eine prächtige Gartenanlage ausbreiten, in der Blumen, Büsche und Bäume sich terassenförmig übereinander aufbauen sollten wie ein grosser Zirkus. An der einen Schmalseite der Anlage befindet sich das sog. Stibadium, ein Ruheplätzchen, dessen Mittelpunkt eine Fontäne ist, die von Bänken umgeben wird, während nach aussen vier hohe Säulen das Ganze abschliessen. Es war das eine Lieblingsstelle des Königs Friedrich Wilhelms IV.

Durch die herrlichen Anlagen mit ihren Rasenflächen und Gebüschen führte der Weg zurück zum Schlösschen Charlottenhof und zwar zu seiner Rückseite. Diese zeigt erst die eigentlichen italienischen Formen, und über der Eingangstür befindet sich ein kleines Vordach, das von vier Säulen getragen wird. Vor der Front breitet sich eine kleine Terrasse aus, die von einer Säulenhalle und einer runden Bank mit hoher Lehne, einer sog. Flüsterbank, abgeschlossen wird, während ihre Böschung mit hübschen Blumenstücken verziert ist.

Noch weiter in den Park hinein liegen die Römischen Bäder. Sie sind eine treue Nachbildung der Villa des Glaucus mit Atrium, Impluvium, Thermen und Vivarium. Ihr Inneres beherbergt eine grosse Anzahl von Kunstschätzen aller Art. Es mögen hier nur die folgenden aufgezählt werden: eine kostbare Wanne, ein Geschenk Kaiser Nicolaus, und mehrere Marmorbildwerke wie das Liebespaar am Brunnen, die Statuen des Apollo und des Bachus, vier Karyatiden und eine Nachahmung der Alexanderschlacht, deren Original im Pompeji aufgefunden worden war. Auch diese Anlage ist von Friedrich Wilhelm IV. geschaffen worden. An die antike römische Villa liess er ein modernes Gärtnerhäuschen anbauen, um den Eindruck der Wirklichkeit noch zu erhöhen, da ja in Italien Antikes und Modernes nachbarlich nebeneinander sich finden.

Immer tiefer führt der Weg in die Anlagen hinein. Das nächste Kunstwerk ist das Japanische Häuschen, ein Rundgebäude im Barockstil mit Säulen, das von Friedrich dem Grossen erbaut wurde, nachdem er mit China Handelsbeziehungen angeknüpft hatte. Die Säulen sind stilisierte Palmen, und neben ihnen sind Sandsteinfiguren angebracht, welche chinesische Musiker mit ihren Instrumenten vorstellen. Auf der Kuppel endlich thront ein Chinese aus getriebener Bronze. Im Innern befindet sich ein schöner Saal mit Dekorationen, die Affenbilder darstellen, so dass er von Friedrich dem Grossen der Affensaal genannt wurde und ihm häufig als Speisezimmer diente.

Diese Baulichkeiten liegen in der südlichen Hälfte des grossen Parkes, welche durch die grosse O-W gerichtete Hauptallee abgeteilt wird. Die grosse Hauptallee ist 2000 m lang und in ihr sind mehrere Rondels

eingefügt, an deren Rändern Kunstwerke aufgestellt sind. Unter diesen Rondelen ist das westliche achtstrahlig, und zwischen je zwei Strahlen ist ein Kunstwerk aufgestellt. Eines von ihnen, die Dresdener Vase, ist ein Marmorgefäss, auf dessen Rande eine weibliche Figur sitzt, welche mit einem Fuss in das Gesicht einer anderen weiblichen Figur tritt. Es bedeutet das, die Laster tritt die Tugend ins Gesicht. Unter dem Rande stellt ein Relief Alexander und Darius dar. Ein zweites Kunstwerk ist die Froschfontäne und ein drittes die Glockenfontäne. Von dem benachbarten Rondel erblickt man am Ende des zuführenden Weges die historische Windmühle und davor die schlafende Ariadne auf Naxos. Das Hauptrondel endlich enthält die grosse Fontäne, welche inmitten eines Bassins steht, das 40,8 m im Durchmesser hat, und rings von Marmorbänken und Kunstwerken umgeben ist. Das Ganze endlich ist abgeschlossen durch eine hohe Taxushecke, von der sich der weisse Marmor wirkungsvoll abhebt. Die Standbilder sind zur Hälfte Götterbilder und zur Hälfte Allegorien, welche die vier Elemente vorstellen. Dort, wo die Treppe zur Terrasse von Sanssouci beginnt, steht die Büste des Herzogs von Bracciano, eines italienischen Condottieri. Zu dem kühnen Gesicht, dem üppigen Haar und dem keck aufgerichteten Schnurrbart passt die dunkle Farbe des Porphyrs, aus dem die Büste gefertigt ist, ganz ausgezeichnet.

Der Berg, welcher Schloss Sanssouci trägt, erhebt sich 20 m über der Talsohle. Sein Abhang, der sich nach Süden neigt, ist mit sechs breiten Stufen versehen, von denen eine jede mit Gartenanlagen versehen ist, während an den Böschungen dahinter Treibhäuser angelegt sind, die Weinreben und Fruchtstöcke enthalten. Das Schloss ist ein langes niedriges Gebäude mit Putz und gelbem Anstrich. Das Auffälligste an ihm sind die hohen schmalen Fenster, welche vom Dach bis zur Erde reichen. In seiner Mitte hebt sich eine Kuppel etwas höher heraus, und der Mittelraum springt etwas mit einem Bogen aus der geraden Linie der beiden Flügel heraus. Die Terrasse wurde schon im Jahre 1744 hergerichtet und das Schloss in den Jahren von 1745 bis 47 erbaut. An den Enden der beiden Flügel sind Lauben erbaut. Vor der Nordfront des Schlosses schiebt sich eine Rundkolonnade bastionartig vor, welche einen schönen Blick auf den gegenüberliegenden Ruinenberg gestattet. Der Ruinenberg hat seinen Namen von den künstlichen Ruinen, welche hier schon von Knobelsdorf angelegt worden waren und später vielfach erweitert worden sind. Ausserdem befindet sich hier das Bassin mit einem Durchmesser von 47 m, das die Wasserkünste des Parkes von Sanssouci speist. Schon Friedrich der Grosse hatte es eingerichtet, aber es war nur ein einziges Mal gelungen, die grosse Fontäne in Tätigkeit zu setzen, als man nämlich das Bassin mit Schnee gefüllt hatte, durch dessen Schmelzen das nötige Wasser erzeugt wurde. Fried-

rich der Grosse hatte vergebens versucht durch Kunstmühlen, die er auf einer Insel des Schaafgrabens hatte erbauen lassen, das Wasser bis in das Bassin zu drücken. Erst im Jahre 1844 wurde dies möglich, nachdem man an der Havel, dem Neustädtischen Tore gegenüber, ein Maschinenhaus in Gestalt einer Moschee erbaut hatte.

Hier vor dem Schloss teilte sich die Gesellschaft; die eine Hälfte begab sich zum Kaffee Blume, während die andere die Räume des Schlosses durchwanderte. Auch wenn man diese Räume schon wiederholt besucht hat, so rufen sie doch immer von neuem wieder einen Schauer von Ehrfurcht hervor. Ganz besonders ist das in dem Sterbezimmer der Fall, wo das Marmorbild des grossen Königs steht.

Nachdem sich auch die zweite Hälfte der Gesellschaft im Kaffee Blume erfrischt hatte, wurde die Orangerie aufgesucht. Auch dieses Gebäude liegt auf einem Hügel. Es besteht aus einem Mittelgebäude und zwei Seitenflügeln. Das Mittelgebäude tritt zurück, so dass zwischen den Seitenflügeln ein viereckiger Hof entsteht, der durch eine Säulenreihe begrenzt wird, und mit prächtigen Nadelhölzern bepflanzt ist. Vor der Säulenhalle auf der Terrasse steht die Marmorbildsäule König Friedrich Wilhelms IV. Der König ist dargestellt im Überrock und hält die Mütze in der herabhängenden rechten Hand. Das Mittelgebäude enthält den Raffaelsaal und mehrere Wohnräume, während die Flügel im Winter die Orangenbäume des Parkes aufnehmen. Auch dem Mittelbau sind noch zwei Türme aufgesetzt, die durch eine Brücke verbunden sind. Auf den Türmen erläuterte Herr Dr. Netto die sich darbietende Aussicht. Auch das Innere des Schlosses wurde besichtigt. Die Mitte der Räume nimmt der Raffaelsaal ein mit 48 Kopien von Gemälden des grossen Künstlers nebst einigen Marmorskulpturen. Rings um diesen Saal gruppieren sich nun noch eine Anzahl von Zimmern, geschmückt mit Gemälden, Statuen und anderen Kunstgegenständen. Der Malachitsaal z. B. heisst so nach einem Tisch mit Schreibutensilien aus Malachit, das Bernsteinzimmer führt seinen Namen von einem Tisch, dessen Platte aus Bernsteinstücken besteht, die mit Bronze eingefasst sind. Endlich gibt es noch ein Schildpattzimmer.

Nachdem alle diese Kunstschätze genügend gewürdigt worden waren, wanderten wir durch die Anlagen der Stadt zu. Wir betraten die eigentliche Stadt vor dem freistehenden Jägertor und wandten uns nun links in die Mauerstrasse, die wir bis zum Nauener Tor verfolgten. Östlich vom Nauener Tor beginnt das „Holländische Viertel." Es heisst so wegen seines gleichförmigen und eigenartigen Charakters. Die Strassen sind mit Giebelhäusern aus roten Ziegelsteinen erbaut. Die meisten Häuser der Nebenstrassen besitzen nur ein Erdgeschoss und einen Oberstock; und nur in den Hauptstrassen gibt es höhere. Friedrich Wilhelm I. hatte in ihnen seine Soldaten untergebracht, und Friedrich

der Grosse hat die Anlage erweitert. An zwei Seiten begrenzen die Häuser des Holländischen Viertels den Bassin-Platz. Dieser Platz ist erst in den letzten Jahren entstanden. Bis vor kurzem war er ein Sumpf- und Wiesenstreifen mit Gräben, in dessen Mitte sich das Tabakshäuschen erhob. Letzteres, ein kleines viereckiges Gebäude, ein Lusthäuschen, ist von Friedrich Wilhelm IV. erbaut worden, und wurde von ihm und Friedrich dem Grossen gelegentlich benutzt, um mit den Offizieren der Potsdamer Garnison einen Gedenktag zu feiern. Es hat aber niemals als Raum für das Tabakskollegium gedient. Auf der einen Seite dieses Platzes steht die moderne katholische Kirche und auf der anderen die französische Kirche, ein Kuppelbau Knobelsdorfs.

Hiermit war das eigentliche Programm erledigt, und die Gesellschaft fand sich allmählich im Restaurant Niedt wieder zusammen. Herr Dr. Netto hatte nicht nur für Tafelmusik gesorgt, sondern auch für festliche Beleuchtung des Gartens beim Eintritt der Dunkelheit. Bei der gemeinschaftlichen Tafel brachte Herr Dr. Netto den Toast auf Seine Majestät aus, indem er darlegte, wie Potsdam die klassische Stätte sei, wo die landesväterliche Fürsorge und die künstlerische Initiative der Hohenzollernschen Fürsten sich durch viele Geschlechter hindurch bis auf Seine Majestät auf das lebhafteste dokumentiert habe. Hierauf dankte Herr Dr. Zache Herrn Dr. Netto und Herr Redakteur Ullrich für die sorgfältige Führung, die sich nicht damit begnügt hätte, uns die Schätze zu zeigen, sondern die uns auch ihre ästhetische Bedeutung und die der Entstehung zu Grunde liegenden Motive aufgedeckt hätte. Herr Hofjuwelier Telge toastete auf die Damen.

Inzwischen hatten sich noch einige Herren vom Potsdamer Geschichtsverein der Tafelrunde angeschlossen. Herr Dr. Albrecht ergriff daher nach der Tafel noch einmal das Wort, begrüsste die erschienenen Herren und dankte ihnen für ihr kameradschaftliches Verhalten. Hierauf erwiderte Herr Landgerichtsrat Rademacher und gelobte treue Mitarbeiterschaft im Geiste echter Wissenschaft.

Damit war die Zeit zum Abschied herangekommen und die Gesellschaft suchte den Bahnhof auf.

8. (6. ausserordentliche) Versammlung des XII. Vereinsjahres.

Sonntag, den 6. September 1903.

Wanderfahrt nach Eberswalde

unter Leitung des Herrn Professors Dr. Eckstein.

Im schönsten Sonnenschein wurde die Fahrt um 8 Uhr 42 Min. angetreten. Auf dem Bahnhof Eberswalde begrüsste uns Herr Professor Eckstein und führte uns zur Königlichen Forstakademie. Im Vorgarten des Gebäudes erhielt jeder Teilnehmer ein Exemplar eines Führers durch die Sammlungen, der speziell für unseren Besuch gedruckt worden war; und nun begann der Rundgang, nachdem Herr Oberforstmeister Riebel die eine und Herr Professor Eckstein die andere Hälfte der Gesellschaft übernommen hatten. Das Erdgeschoss beherbergt zunächst die mineralogische und petrographische Sammlung. In der Mitte des Saales steht die systematische Lehrsammlung, und an den Wänden sind die paläontologischen Fundstücke aufgestellt. Unter ihnen sind die Kästen besonders beachtenswert, welche die Sammlung des Herrn Professors Remelé einschliessen; sie enthält eine grosse Zahl von Versteinerungen aus dem heimischen Diluvium. Über den Schränken hängen Zähne und Knochen vom Mammut sowie einige Photographien; von letzteren stellt eine den Sturmschaden vor vom 12. Februar 1894 in der Oberförsterei Freienwalde und einige andere geben Ansichten der Lieper Steinbrüche mit Einschnitten in die grosse südbaltische Endmoräne.

In einem Nachbarraum befindet sich das chemische Laboratorium mit seinen Experimentiertischen, seinen Gestellen für die Reagenzien und seinen Apparaten, während daneben der Hörsaal für die Akademiker liegt.

Die nächsten Zimmer enthalten die forst- und jagdtechnische Sammlung. Es sind hier aufgestellt die wichtigsten Geräte, bei denen das Holz Verwendung findet. Interessant sind einige Baumstämme, welche die Zunahme der Stammstärke unter verschiedenen äusseren Bedingungen lehren. Endlich ist hier zu sehen eine Sammlung von Fallen für Raubzeug, z. B. Fuchseisen, Marder- und Habichtsfallen u. a. Weiterhin fallen Modelle für den Holztransport auf. Es sind vorhanden ein Modell eines Spälterweges im Gebirge, eine Drahtseilbahn, Modelle von Flössen u. a. Endlich seien noch einige weitere Proben aus der Sammlung für Holzverwertung aufgeführt. Es sind das Torfproben, Modelle von Meilern, von Pechhütten, mehrere Stammstücke von geharz-

ten Föhren, wichtige Beispiele aus der Stellmacherei und Tischlerei z. T. in den Phasen ihrer Herstellung.

Im ersten Stock ist die zoologisch-botanische Sammlung untergebracht. Auf dem Vorplatz neben der Treppe steht ein ausgestopfter stattlicher Elch mit schönen Schaufeln. In dem Auditorium hatte Herr Professor Eckstein eine Anzahl von Kästen mit forstschädlichen Insekten aufgestellt. Es waren vertreten: Atlasspinner, Kieferspinner, Borkenkäfer u. a. An den Wänden hingen Kästen mit sog. Schleiern der Nonnenraupe. Man versteht unter solchen Schleiern die Ansammlung von kleinen Raupen unter einem Leimringe. Die Räupchen sind noch so klein, dass eine Million auf einen Quadratcentimeter gehen. In dem ersten Zimmer der Sammlung sind die ausgestopften Säugetiere aufgestellt. In den Schränken an den Wänden sind die wichtigsten Waldtiere zu sehen, wie Wiesel, Hase, Wildkatze, Luchs u. s. w. In den Glaspulten in der Mitte sind Kotproben der Waldbewohner und andere Proben ihrer Tätigkeit, wie Bohrmehl, zerfressene Holzstücke u. a. untergebracht. In der Schädelsammlung fallen eine Anzahl Abnormitäten auf, wie z. B. die Perückengehörne vom Rehbock, die entstehen, wenn ein Bock kastriert worden ist, wonach sich das Geweih unregelmässig aufwulstet und ein ganzes abweichendes Aussehen erhält. In einem der Schränke sind die Knochenreste von Bos primigenius niedergelegt worden. Es ist vorhanden der vollständige Schädel, mehrere Rippen und andere Knochen. Derselbe Schrank schliesst auch noch Knochenstücke vom Mammut ein. Über den Schränken sind eine Anzahl von Geweihen aufgehängt, welche ihre normale Entwickelung zeigen; u. a. sind die Stufen des Elchgeweihs vom jungen Spiesser bis zum alten Schaufler vorhanden. In dem nächsten Zimmer fallen eine Anzahl Spirituspräparate auf und weiterhin Proben von Baumbeschädigungen durch Tiere wie Eichhörnchen, Biber, Wild u. a. Ein dritter Saal enthält die Käfersammlung. Hier erläuterte Herr Professor Eckstein einen Insektenzuchtkasten. Es ist ein viereckiger Kasten, in dessen oberer Wand ein Loch geschnitten ist, über welches ein Glas gestülpt wird; sobald das fertige Insekt ausgeschlüpft ist, sucht es das Licht auf, und muss daher in das Glas fliegen, aus dem es dann leicht entfernt werden kann. Interessant war hier ein Stammstück eines Rüsters aus der Kaiserallee in Wilmersdorf. Das Stammstück zeigt zahlreiche Fluglöcher des Rüstersplintkäfers, welcher alle Bäume jener Allee mit Vernichtung droht. An diesen Saal schliesst sich die Vogelsammlung, welche Herr Professor Altum ganz besonders gepflegt hat. Sie enthält eine Anzahl von Exemplaren in den wechselnden Farbenkleidern wie Jugend-, Hochzeit- und Alterskleid. In den Pulten ist die Eiersammlung untergebracht. Hier ist eine Kuriosität zu erwähnen. Es ist ein Nest vorhanden, das von einem Turmfalken und einer Nebelkrähe gemeinschaftlich

mit Eiern belegt worden war. Weiter ist ein sehr lehrreiches Demonstrationsobjekt aufgestellt, das Herr Professor Eckstein geschaffen hat. Es hat den Zweck, den Nutzen und den Schaden zu erläutern, den einige Vögel wie Storch, Fischreiher u. a. stiften. Herr Prof. Eckstein hat den Mageninhalt vieler hundert Tiere untersucht und aus den Fundstücken die verzehrten Tiere festgestellt. Bei dieser Gelegenheit sprach unser Führer sich in ebenso origineller wie lehrreicher Weise über den grossen Zusammenhang in der Natur aus, wie es eigentlich Nutzen und Schaden nicht gibt, und dass es daher am zweckmässigsten ist, wenn der Mensch möglichst wenig eingreift. Über der einen Tür dieses Saales ist der Kopf eines Rothirsches aufgehängt, dessen Haar vor Alter grau geworden ist.

Die Botanische Sammlung enthält eine grosse Anzahl von Brendelschen Modellen, zahlreiche Spirituspräparate, eine Sammlung von einheimischen Gräsern, Früchten u. a., sowie mehrere Mistelsträucher, Missbildungen, Pilze u. s. w.

Nach der Besichtigung der Forstakademie wanderten wir durch die Stadt zu dem Aussichtspunkt oberhalb der Stadt, der Rudolfseiche. Unterwegs machte Herr Prof. Eckstein gelegentlich auf die Überreste der Stadtmauer aufmerksam. Der Aufstieg zur Höhe beginnt hinter der Donopstrasse, wo eine sehr schöne Treppe auf den Rand des Plateaus hinaufführt. Von dem Punkte neben dem Rande hat man einen hübschen Blick auf die Stadt und die hinter ihr sich ausbreitende Landschaft. Der Aussichtspunkt liegt auf dem Südrand des „Thorn-Eberswalder Haupttales“ und die Stadt selber in der Talsohle. Hinter der Stadt hebt sich nun aber zunächst eine Terrasse heraus, auf welcher die Eberswalder Stadtforst steht. Diese Terrasse ist eine höhere d. h. ältere Sohle des Tales, denn hinter ihr hebt sich noch der Südabhang der Uckermark als deutliche Böschung heraus, auf deren Kante man den Kirchturm des Dorfes Golzow und eine Windmühle erblickt. Die Böschung ist der Südrand der Baltischen Endmoräne; hier lag der Eisrand längere Zeit fest, als die Abschmelzperiode des Inlandeises begonnen hatte, und die Schmelzwässer bahnten sich vor dem Rande einen Weg zur Nordsee. Die Sohle dieser Schmelzwasserrinne ist jene Terrasse. Und erst als der Eisrand noch weiter nach N. zurückgewichen war, konnten die heutigen Abflussverhältnisse mit ihrer W-O-Richtung sich herausbilden. In der tieferen Sohle liegt der heutige Finowkanal, welcher mit dreizehn Staustufen von der Scheitelhaltung zum Oderbruch hinabfällt, und auf der Terrasse soll die neue Wasserstrasse Berlin—Stettin, die ein Stück des grossen Mittelland-Kanales bildet, entlang geführt werden. Diese neue Kanalverbindung wird alsdann an ihrem unteren Ende ein einziges grosses Hebewerk erhalten. In dem Häusernest der Stadt überragt die alte Maria-Magdalenenkirche die übrigen Dächer, und

in dem Walde, dicht vor der Terrasse taucht der Turm und das Schiff der St. Georgskapelle auf, die ehemals zu einem Hospital gehörte und jetzt als Petroleumlager dient.

Der Aussichtspunkt ist der letzte Ausläufer der Barnimhochfläche Wenige Schritte hinter ihm ist die Fundstelle, wo man die Knochen des Urstiers gefunden hatte. Sie lagen in den obersten lehmigen Bodenschichten. Es ist das auffällig, weil bisher ähnliche Funde nur in Torfmooren gemacht worden sind.

Von dem Aussichtspunkte wanderten wir durch schönen Buchenwald vorüber an dem Aussichtsturm unserem nächsten Ziele, dem Brunnen, zu. Der Boden ist vielfach uneben und zwar sind die regelmässigen Wälle Dünenzüge, welche sich hier aufbauen. Auf dem Brunnen waren die Tische schon gedeckt. Während der Tafel brachte Herr Prof. Eckstein den Toast auf Seine Majestät aus, und Herr Geheimrat Friedel dankte den beiden Führern des heutigen Tages, dem Herrn Forstmeister Riebel und Herrn Prof. Eckstein für ihre Mühe. Den Schluss der Redner machte Herr Prof. Krause, der aus Greifswald herübergekommen war, mit dem Damentoast.

Nach Tisch wurde der Gang durch die Eberswalder Forst angetreten. Auf dem Wege erläuterte Herr Prof. Eckstein an zahlreichen Stellen die mannigfachen Einrichtungen und Gepflogenheiten, welche auf die Forstkultur bezug haben. Zunächst war der Wald ein Mischwald aus Buche und Kiefer, und diese Mischung wird absichtlich beibehalten. Wenn die grossen Kiefern herausgeschlagen werden, bleiben die Buchen für den Kiefernnachwuchs zurück und umgekehrt. Die Buche hält sich aber nur so lange als der Boden kalkhaltig ist, und auf dem Sandboden wächst allein die Kiefer. Die Kiefer ist unser bestes Nutzholz, sie gewährt die grösste Rente. Mitten im Walde steht die sog. Königskiefer, ein Baum, der 180 bis 200 Jahre alt sein mag. Er ist 35 m hoch und bis 30 m völlig klar. Er rührt her von dem sog. Überhaltungsbetrieb, den man in der Neuzeit aufgegeben hat. Früher liess man bei Kahlschlägen einige Exemplare stehen, die dann aus der jungen Generation hoch herausragten. Man tut das jetzt nicht mehr, weil diese Stämme sich selten noch längere Zeit gesund erhalten. Weiterhin ist ein Versuchsfeld für fremde Holzarten, hauptsächlich Nadelhölzer enthaltend, angelegt worden, um festzustellen, wie sich solche Holzarten bei uns bewähren. Ein anderes Versuchsfeld ist eingerichtet worden um den Einfluss der Waldstreu auf den Baumwuchs festzustellen. Zu dem Zweck hat man Parzellen abgeteilt; auf der einen wird nichts vom Boden entfernt, auf der zweiten nur die Streu, auf der dritten die Streu und das Gras und auf der vierten endlich alles bis auf den Boden. Alle zehn Jahre werden die Stämme auf ihren Zuwachs hin gemessen. Auch Luft und Licht spielen für das Gedeihen der Bäume eine grosse

Rolle, deshalb wird der Kronenspross sorgfältig überwacht. Es wird darauf gehalten, dass die Bäume nicht zu eng stehen, und es ist daher nötig, dass von Zeit zu Zeit die unterdrückten Bäume herausgenommen werden. In einer Bodensenkung mit Wasser hat Herr Prof. Eckstein mehrere Karpfenteiche eingerichtet, in denen sich schon recht schöne Exemplare befinden. Am unteren Ende des Grundes sind noch einige Teiche angelegt worden zur Aufzucht von Planktontierchen. Sie sind die beste Fischnahrung. Es sind kleine Krebschen, die man noch gerade mit blossem Auge erkennen kann. Unweit dieses Plätzchens befindet sich in einer tiefen Schlucht der Forellenbrutbach. Im Grunde der Schlucht fliesst ein spärliches Wässerchen hinab, das von Zeit zu Zeit aufgestaut ist. Eine solche Anlage ist für das Gedeihen der jungen Fische nötig.

Auf der Höhe neben diesem Bache war der Rendez-vous-Platz hergerichtet. An einem lustigen Feuer kochte schon das Kaffeewasser als wir eintrafen. Neben Kaffee und Kuchen gab es auch Bier nebst Butterbroten und Würstchen.

Der Rückweg zur Stadt führte uns zunächst an dem Fischbruthause vorbei und durch Spechthausen hindurch, auf den Waldweg. Auf diesem entlang gelangten wir zu den beiden Wasserfällen und dann weiter zum Zainhammer und zum Bahnhof. Mit dem Zuge um 8 Uhr 6 Min. fuhren wir nach Berlin zurück. Die Rückfahrt war bei dem stark besetzten Zuge mit mancherlei Unbequemlichkeiten verbunden.

Kleine Mitteilungen.

Aus dem Berliner Volksmund.

a) „Bemootschen" soll angeblich eine volkstümliche Bezeichnung für das Bemalen und Beschmieren der Mauern und Wände mit Kreide sein. Die Berliner Jugend hat bekanntlich den unwiderstehlichen Trieb, alle glatten Flächen an der Aussenseite der Häuser, an Mauern und Zäunen mit Kreidezeichnungen nnd Inschriften zu dekorieren. Sehr verbreitet ist z. B. die Bemerkung: „Wer seinen Namen finden will, der folge diesem Strich." An das Wort Strich schliesst sich dann ein unmässig langer Kreidestrich, soweit ausgezogen, als die Mauer reicht. Am Ende des Striches steht dann das Wort „Schafskopp", „Affe" oder „Dummkopp". Meine Schülerinnen kennen den Ausdruck bemootschen indessen nicht, mir selbst ist er unbekannt; ja selbst die Schüler der 225. Gemeindeschule am Nettelbeckplatz versagten in diesem Falle, und das ist ein ziemlich sicherer Beweis, dass der Ausdruck kein eigentlich berlinischer ist. Er kommt wohl nur ganz vereinzelt vor.

b) „Er amüsiert sich wie Bolle“ soll nach Angabe des Herrn Dr. Kullnick eine bekannte Berliner Redensart sein. Mit dem „Bolle“ sind natürlich die radaulustigen Milchjungen gemeint, die auf der Strasse und in den Höfen klingeln und die Milch austragen. Die Redensart will also wohl besagen, „er macht bei seinem Amüsement viel Skandal“.

c) Als „Naturforscher Bülow“ soll man neuerdings in Berlin die mit dem Gifthaken bewaffneten Männer bezeichnen, welche die Müllkästen auf den Höfen durchwühlen, um Lumpen und andere noch verwertbare Abfälle zu suchen.

O. Monke.

Die „Traueiche“ bei Riewend, Kreis Westhavelland. In der Nähe des Dorfes Riewend steht am Wege, der von Gohlitz nach Barnewitz führt, beim Vorwerk Linde eine alte etwa 15 m hohe Eiche, deren Umfang in Brusthöhe 5,50 m misst. Sie heisst im Volksmunde die „Traueiche“. Eine an derselben befestigte verwitterte Holztafel, geschmückt mit einem Holzkreuz in Form des eisernen, bezeichnet sie mit demselben Namen und nennt ausserdem die Jahreszahl 1870.

Unter dieser Eiche wurden in der Mitte des vorigen Jahrhunderts Sonntags-Gottesdienste für die Bewohner des Vorwerks vom Pastor aus Ketzin unter Mitwirkung des Lehrers zu Riewend abgehalten und kirchliche Feierlichkeiten, z. B. Taufen und Trauungen vorgenommen.*)

Herr Lehrer Kotzde-Berlin erzählt, dass noch sein Grossvater, der Lehrer Seiffert aus Riewend, solchen gottesdienstlichen Handlungen beigewohnt habe. Noch grünt der alte Stamm, und hoffentlich ist der Tag fern, an dem die Axt an der „heil'gen Göttereiche“ mit frevlen Streichen klingt; verklungen aber sind bereits die frommen Lieder an dieser Stelle, und die Nachfahren der alten Sänger und Beter wandeln wohl jetzt Sonntags zur Steinkirche des nächsten Dorfes oder zum Dorfkrug.

Beim Vorwerk stehen übrigens noch 2 stattliche, aber namenlose Eichen von 3,70, bzw. 4,80 m Umfang.

O. Monke.

Straussberg. In dem Hause Grosse Str. 3 steckt in der Mauer eine grosse Stein-Kugel, der Volksmund, der die Jahrhunderte verwechselt, behauptet, dass sie aus dem Jahre 1807 von den Franzosen herrühre.

O. Monke.

Schlachtfeld von Dennewitz. U. M. Pfarrer Zimmermann in Niedergörsdorf bei Jüterbog teilt uns folgendes mit: Während die Schlachtfelder unserer neuesten Kriege und Siege mit schönen Erinnerungszeichen reichlich geschmückt worden sind, hat das Schlachtfeld von Dennewitz, welches starken Besuch aufzuweisen hat, öde dagelegen. Erst seit einigen Jahren hat es

---

*) Waldgottesdienste kommen jetzt wohl wieder in Aufnahme, besonders in Seebädern (Ahlbeck, Sellin auf Rügen etc.)

(Linde auf dem H.-G.-Kirchhofe in Berlin.)

einen Ausbau mit sehr einfachen Denksteinen erhalten, welche sich dadurch auszeichnen, dass sie irgend ein denkwürdiges Wort als Inschrift tragen. Der Wanderer steht still, liest und holt sein Schreibtäfelchen hervor, um sich die Inschrift zu merken. Ein Besuch des Schlachtfeldes kann als lohnend bezeichnet werden. Derselbe geschieht am geeignetsten von Jüterbog resp. dem dortigen Bahnhofe aus. Die Wanderung geht am Lazarett vorbei und verfolgt die Strasse nach Dennewitz. Bald stösst man zur linken Hand auf den Tauentzien-Stein mit dem Worte des berühmten Generals: „Ich werde lieber mit meinem ganzen Korps liegen bleiben, ehe ich einen Schritt weiche." Weiterhin trifft man auf den Stein der Württemberger, derselbe ist ein Cyklopenbau in einer Anpflanzung von Laubbäumen und trägt die Inschrift: „Friede ernährt! Ehre dem Andenken tapferer Württemberger." Zur Errichtung dieses Steins hat Se. Majestät der König von Württemberg einen Beitrag geleistet. Im weiteren Verfolg der Wanderung erreicht man Dennewitz. Die Zeichen, wo Kugeln in die dicken Türen einschlugen, sind beseitigt worden, aber in der ersten Hüfnerei hängt noch die Kanonenkugel, welche hier eindrang. Dieselbe ist durch eine Tafel kenntlich gemacht. In Dennewitz biegt man nach Westen um, wenn man nicht auch nach Rohrbeck wandern will, wo auch ein einfacher Stein aufgebaut worden ist mit der Inschrift: „Hier kam die Schlacht im Bajonettangriff auf den linken Flügel zur letzten Entscheidung um 5 Uhr." In Dennewitz lässt man sich etwa die Fahne des Kriegervereins zeigen. Dieselbe ist ein Geschenk der Enkel des berühmten Generals und trägt dessen Wappen. Merkwürdig ist auch der Fahnenschaft, weil er Nägel sämtlicher Truppenteile trägt, welche in der Schlacht tätig gewesen sind. Dem Pfarrer von Niedergörsdorf ist es gelungen, die Truppenkörper aufzufinden und die Herren Offiziere zur Hergabe der Embleme zu bewegen. — Dicht bei der Mühle von Dennewitz begegnen wir einem Grabmal, bestehend aus hohem Kreuz von Eisen, welches in einem Gitter steht. Hier sind beim Ansturm 80 Helden gefallen und gemeinsam begraben worden. Das Grenadierregiment „König Friedrich I." 4. Ostpr. Nr. 5, hat 1902 eine Tafel angebracht: „Dank hochherziger Stiftung errichtet zum Gedächtnis und Ruhm der am 6. September 1813 gefallenen Kameraden." Auf der anderen Seite hat der Pfarrer Zimmermann eine Tafel gewidmet: „Der Gott, der Eisen wachsen liess, der wollte keine Knechte." Gärtnerische Anpflanzungen sind in der Vorbereitung. Halb auf dem Wege nach Niedergörsdorf erblickt der Wanderer den Denkmalsberg. Die hohen Pyramidenpappeln, welche ihn sonst weithin kenntlich machten, sind freilich verschwunden, aber alte Eichen überschatten noch das schöne Denkmal, welches Se. Majestät König Friedrich Wilhelm IV. schon 1817 hat aufrichten lassen. Eine eiserne Pyramide, ähnlich derjenigen auf dem Kreuzberge, trägt die vergoldete Inschrift: „Die gefallenen Helden ehrt dankbar König und Vaterland. Sie ruhen in Frieden! Dennewitz, den 6. September 1813." Das Denkmal wurde von zwei Geschützen flankiert, welche auf Antrag des Pfarrers Zimmermann im Jahre 1888 angefahren worden sind und dem Denkmal zur besonderen Zierde gereichen. An zwei alten Eichen sind Wappenschilder der beiden Sieger — der Generale v. Bülow und v. Tauentzien angeheftet. Der Berg ist bis zu seinem südlichen Fusse in Terrassen zerlegt und mit Ziersträuchern geschmückt, welche

Se. Hoheit der Herzog von Anhalt huldreichst geschenkt hat. In der Mitte des Abhanges befindet sich das Häuschen des wachthabenden Militär-Invaliden, welcher auch die Sammlung von Erinnerungsgegenständen aus der Schlacht unter Aufsicht hat, welche durch den Pfarrer Zimmermann geschehen ist. — Darauf gelangen wir nach Niedergörsdorf, und wer sich nicht schon im Gasthaus „Graf Bülow von Dennewitz" zu Dennewitz erquickt hat, findet hierzu in den beiden Restaurationen des Dorfes Gelegenheit. — Mit neuem Mute wandern wir nach Wölmsdorf, wo wir ein zweites Grabdenkmal antreffen: In der Mitte einer kleinen gärtnerischen Anlage steht ein Aufbau aus Klinkern, welcher die Inschrift trägt: „Fremdling, magst es daheim den Deinen vermelden: Hart am Wege bei Wölmsdorf erblickt' ich das Grabmal siegreicher Helden." Die Gemeinde Wölmsdorf hat den fruchtbaren Ort in der Nähe der Massengräber bereitwilligst hergegeben. Wir sind dem Bahnhof Niedergörsdorf nahe gekommen, welcher zur Rückreise sich vorzüglich eignen würde, zumal man im Gasthause „Zum Schlachtfeld von Dennewitz" bis zum Abgang der reichlichen Eisenbahnzüge gute Aufnahme findet. Doch noch bleiben uns einige Denksteine. Nicht weit vom Bahnhof, auf der Höhe am Wege nach Göhlsdorf ist vor kurzer Zeit ein ansprechender Stein für die Batterie „Spreuth" (Pos. Art.-Reg. Nr. 20) mit ½ Batt. Baumgarten (Feld-Art.-Reg. 75) hergestellt worden mit der Inschrift: „Eurer Taten Verdienst meldet der rührende Stein." — Jenseits des Berges liegt Göhlsdorf, wo der Kampf so hart getobt hat. Auf dem Kirchhofe befindet sich ein grosses eisernes Grabdenkmal für den hier gefallenen Rittmeister von Albenthal. Das Denkmal bedürfte einer Aufbesserung. Die Gemeinde hat am Anfang des Dorfes einen geeigneteren Platz für einen Gedenkstein hergegeben. Derselbe hat schon eine Anpflanzung erfahren, aber die Mittel, einen etwas besseren Aufbau herzustellen, haben noch bisher gemangelt. —

Wer ein Herz für die Freiheitskriege hat, wird sich freuen, auch einmal die Stätte besucht zu haben, wo einst unsere Väter mit Mut und Entschlossenheit einen heilsamen Sieg errangen.

(Abgedruckt in Nr. 120 von 1903 des Jüterbog-Luckenwalder Kreisblatts.)

Wir weisen auch bei diesem Anlass gern noch einmal auf die grossen Verdienste hin, die sich unser hochverehrtes Mitglied um die Kennzeichnung der denkwürdigen Wahlstätten und um das Zustandekommen des Schlachtmuseums bei Niedergörsdorf erworben hat.

Die Herren Autoren werden gebeten, auf ihren Manuskripten vermerken zu wollen, wieviel Exemplare der betreffenden Nummer sie zu erhalten wünschen.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

9. (3. ordentliche) Versammlung des XII. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 23. September 1903

im grossen Sitzungssaale des Brandenburgischen Ständehauses.

Vorsitzender: Herr Geheime Regierungsrat E. Friedel. Von demselben rühren die nachfolgenden Mitteilungen unter Nr. I bis XLII her.

A. Allgemeines.

I. Der Vorsitzende begrüsst die Mitglieder zum Winterhalbjahr und bittet um rege Beteiligung sowie um Förderung der Gesellschaftsinteressen.

Den Herren Oberforstmeister Riebel und Professor Dr. Eckstein wird verbindlichster Dank für Unterstützung der Wanderfahrt nach Eberswalde ausgesprochen. Insbesondere wird die grosse Mühe, die Herr Eckstein nicht gescheut, sowie seine persönliche Liebenswürdigkeit bei der Führung hervorgehoben.

II. Die Einladung zur 75. Versammlung der Gesellschaft Deutscher Naturforscher zu Cassel vom 20. bis 26. d. M. wird mitgeteilt und darauf hingewiesen, dass mehrere der zur Tagesordnung stehenden Gegenstände enge Beziehung zur Heimatkunde haben.

III. Zur General-Versammlung des Gesamtvereins der Deutschen Geschichts- und Altertumsvereine in Erfurt, 25. und 26. d. M. erlaube ich mir recht dringend einzuladen, zumal damit der 4. Tag für Denkmalpflege und eine höchst interessante kunstgeschichtliche Ausstellung der thüringisch-sächsischen Lande stattfindet, welche ihr Zustandekommen hauptsächlich den Bemühungen unsers Mitgliedes Professor Dr. Richard Voss verdankt, der gleichzeitig Konservator der Kunstdenkmäler in den bezeichneten Landesteilen ist.

IV. Der Ausschuss des Vereins für Geschichte der Stadt Nürnberg ladet zu der am 1. und 2. Oktober d. J. stattfindenden Feier des fünfundzwanzigjährigen Bestehens des Vereins ein. Die Branden-

burgia dankt hierfür und wird ihre herzlichen Glückwünsche schriftlich aussprechen.

V. Ein Aufruf zur Gründung einer Vereinigung „Heimatschutz" wird mitgeteilt. Darin heisst es u. a.

„Schaffen wir einen sich über ganz Deutschland erstreckenden Bund aller Gleichgesinnten, denen es darum zu tun ist, deutsches Volkstum ungeschädigt und unverdorben zu erhalten, und was davon unzertrennlich ist: die deutsche Heimat mit ihren Denkmälern und der Poesie ihrer Natur vor weiterer Verunglimpfung zu schützen!

Was im einzelnen zu tun ist, auf welchen Wegen wir hoffen, das gesteckte Ziel zu erreichen, das lässt sich nicht an dieser Stelle mit wenigen Worten sagen. Es möge genügen, wenn wir als unsere nächsten Aufgaben bezeichnen: Schutz der landschaftlichen Natur, Rettung der einheimischen Tier- und Pflanzenwelt, Erhaltung und Pflege der überlieferten ländlichen und bürgerlichen Bauweise. Zu gleicher Zeit soll eine in bestimmter Weise zu regelnde Wechselwirkung eingeleitet werden zwischen uns und allen Vereinigungen, die in engerem oder weiterem Rahmen verwandte Zwecke verfolgen. Endlich sind Beziehungen in Aussicht zu nehmen zu ähnlichen Bestrebungen in anderen Ländern, wobei zu erwähnen ist, dass Frankreich vor Jahresfrist mit der Gründung eines Vereins zum Schutz der französischen Landschaft vorangegangen ist.

Geldbeiträge sind zur Mitgliedschaft nicht erforderlich, freiwillige — einmalige oder jährliche — Zuwendungen allerdings sehr erwünscht. Zweigvereine und Ortsgruppen sind bestimmt, die Eigenart jedes Gebietes zu wahren. Durch jährlich wiederholt erscheinende „Mitteilungen" wird das Interesse für das gemeinsame Ganze lebendig erhalten werden.

Und so wenden wir uns an alle, die Herz und Sinn haben für unser teures Vaterland, an den Städter wie an den Landmann, an das Alter, dessen Erinnerungen in dem Deutschland von ehemals leben, an die Jugend, die den Widerspruch zwischen dem Land der Dichtung und dem Land der Wirklichkeit dunkel empfindet, an den Pfarrer, den Lehrer, den Künstler, dessen Jungbrunnen verschüttet zu werden droht, an alle Stände und Berufsarten, damit sie sich mit uns vereinigen zum Schutz der deutschen Heimat."

Grosse Verdienste um die Begründung der neuen Vereinigung hat unser Mitglied Herr Robert Mielke und Herr Ernst Rudorff, Professor an der Hochschule für Musik in Berlin, mit welchem zusammen ich, während der Jahre, wo ich den Vorsitz des Gesamtvereins der Deutschen Geschichts- und Altertums-Vereine führte (vgl. Korrespondenzblatt des Gesamtvereins 1887 S. 141; 1888 S. 86 flg.; 133 flg.; 1889 S. 147; 1890 S. 111) für den Schutz der überkommenen Heimat, so eindringlich, wie es anging, eingetreten bin. Möge auch der neue Verein nach derselben Richtung hin guten Erfolg haben.

VI. Schutz den Naturdenkmälern! Für denselben hat unser Ehrenmitglied Professor Dr. Conwentz auf der zu II gedachten Naturforscher-Versammlung in Cassel ebenfalls eine Lanze gebrochen. Er

äusserte sich ungefähr so. Auch die Naturdenkmäler, wie erratische Blöcke, bemerkenswerte Steinformationen, bemerkenswerte Baumgruppen und dergleichen, haben Anspruch auf Erhaltung, wie die Kunstdenkmäler. Der Zerstörung von Naturdenkmälern leisten teils Gleichgültigkeit, Mangel an Kenntnis, aber auch Gewinnsucht nur zu geschäftigen Vorschub. Man kann behaupten, dass vielen Baumarten, vielen Tierspezies das nahe Ende angedroht ist. Förmliche Vernichtungskämpfe führen gewisse Jagdliebhaber gegen ganze Tierarten. Der Vortragende teilte einzelne besonders krasse Fälle derartiger weidmännischer Methoden mit. Leider verschwieg er „aus Schonung" die Namen dieser Jägerunholde. In raschem Schwinden sind das Rentier im Norden, der Kormoran, der Biber in Mitteleuropa begriffen.

Auch die Moorgegenden werden mehr und mehr durch Amelioranlagen eingeengt, und so wenig man diesen Verbesserungsprozess verhindert sehen möchte, so sollte man andererseits gewisse Moorreste im Interesse der Naturanschauung zu erhalten bestrebt sein. Ähnliche Zerstörungen liegen bereits in einzelnen Basalt-, Porphyr-, Sandsteingebieten vor. Ob es möglich sein wird, die Steinbruchindustrien im Sinne der Erhaltung landschaftlicher Schönheiten zu beeinflussen, bleibt abzuwarten. Besonders gefährdet ist der Wald, dem ein besonderer Schutz gewährt werden muss. Auch der Singvögelmord im Süden Europas gehört in dies Kapitel der Vernichtung gewisser landschaftlicher Eigenheiten und Schönheiten. Auch die Industrie gefährdet vielfach die natürlichen landschaftlichen Schönheiten.

Notwendig sind vor allem eine Inventarisierung der Naturdenkmäler und ihr gesetzlicher Schutz. Wichtig ist ausserdem die Erhaltung einzelner landschaftlicher Eigenheiten, ihre Eintragung in die Landeskarten, wichtiger ist die Erweckung des allgemeinen Interesses an diesen Naturdenkmälern. Auch die behördliche Bekanntmachung, die Verbreitung von landschaftlichen Merkbüchern für Wald- und Bodenformation können vieles zur Erhaltung der Naturdenkmäler beitragen. Einzelne Grossgrundbesitzer, wie Fürst Schwarzenberg, Graf Schaffgotsch, Fürst Putbus, sind in dieser Beziehung vorbildlich durch freiwillige Schutzbestimmungen ihrer Wälder vorgegangen. Sehr wohltätig könnten in dieser Beziehung die vielen Touristen- und Alpenvereine wirken. Der Vortragende führt zahlreiche Beispiele an zum Beweise dafür, dass die Vereinstätigkeit vieles zur Erhaltung der Eigentümlichkeiten gewisser Landschaften beitragen kann. Die Bewegung zum Schutz der Naturschönheiten darf nicht mehr zur Ruhe kommen. Alle naturwissenschaftlichen Vereine sollten mit helfen, um die Natur in ihrer ursprünglichen Schönheit zu erhalten. In diesem Betrachte ist London mit weit vorausschauendem Sinn schützend vorangegangen. Auch unsere Grossstädte sollten diesem Beispiele folgen. Vor allem aber ist es Pflicht des Staates, namentlich der

Unterrichts- und Forstverwaltung, für die Erhaltung der Naturdenkmäler soviel wie möglich einzutreten.

Hoffentlich treten recht viele Naturforscher und Ärzte für die gleiche löbliche Sache in den ihnen zugänglichen behördlichen und persönlichen Kreisen ein.

VII. Schutz den Hünengräbern! Der Präsident der Kgl. Regierung zu Schleswig hat im Juni d. J. über die Öffnung und Durchsuchung von Grabhügeln aus vorgeschichtlicher Zeit an die Schulvorstände ihres Bezirks eine allgemeine Verfügung erlassen, die auch anderwärts Beachtung verdient. Diese lautet: „Es ist zu meiner Kenntnis gekommen, dass in vielen Fällen Lehrer aus wohlgemeintem Wissensdrange und Forschungstriebe mit der Durchsuchung von Grabhügeln aus vorgeschichtlicher Zeit, den sogenannten Hünengräbern, sich befasst haben. Bei solchen Durchsuchungen ist eine Zerstörung und Entleerung der Gräber durch Entnahme ihres Inhalts an Urnen, Waffen u. s. w. kaum vermeidlich. Die Betätigung des an sich durchaus lobenswerten Forschungstriebes führt daher in diesen Fällen zu einer Beeinträchtigung der Interessen der kulturhistorischen Forschung. Ich ersuche die Schulbehörden ergebenst, die Lehrer ihres Aufsichtsbezirkes hierauf aufmerksam zu machen und ihnen zu empfehlen, dass sie sich vor Eröffnung eines Hühnengrabes mit der Direktion des schleswig-holsteinischen Museums vaterländischer Altertümer in Kiel in Verbindung setzen."

Zumal in der Schleswig benachbarten Provinz Hannover, wo sich, namentlich in der Lüneburger Heide, noch eine Menge Hünengräber befindet, deren Öffnung nur zum kleinsten Teil erst stattgefunden hat, sollte diese Verfügung gleichfalls Verbreitung und Beachtung finden. Auch auf den Heideflächen im Gebiete der Dörfer Wohlde, Dohnsen, Beckendorf, Diesten, Huxohl und auf der sogenannten Hünenburg bei Celle ist ein grosser Teil der dort vorhandenen zahlreichen Hünengräber noch ungeöffnet.

Natürlich gilt dies alles auch für unsere Provinz Brandenburg und bitte ich unsere Mitglieder bei vorkommenden Fällen sofort der Direktion des Märkischen Provinzial-Museums eine Mitteilung zugehen zu lassen.

VIII. Zentralstelle für deutsche Personen- und Familiengeschichte. Unter dieser Überschrift sendet uns der Schriftleiter Herr Rechtsanwalt Dr. Breymann, Leipzig, Neumarkt, einen Aufruf zu, bezweckend die Begründung einer eigenen neuen Vereinigung unter dem Titel „Verein zur Begründung und Erhaltung einer solchen Zentralstelle, dessen Mitglieder durch einen regelmässigen Jahresbeitrag und nach Kräften durch Einsendung korrekt ausgefüllter Zettel in dem bezeichneten Zwecke mitwirken sollen." Sie richtet deshalb an alle Freunde

familiengeschichtlicher Forschung die Bitte, das Zustandekommen des Unternehmens durch den Beitritt zu diesem Verein zu unterstützen.

Als Grundlage einer solchen Zentralstelle wird dann ein alphabetisch geordneter Zettelkatalog geschaffen werden, dessen einzelne Zettel enthalten sollen: Geburts- bez. Taufzeit und Ort, Todeszeit und Ort, Angaben über Wohnort und Lebensstellung, Verheiratung, Eltern und Kinder unter genauen Angaben der Quellen und bei Zetteln, die von Mitgliedern eingesandt sind, die Angabe des Einsenders. Ausgeschlossen sollen alle die Personen sein, über welche bereits genaue biographische Angaben in allgemein zugänglichen gedruckten Werken vorhanden sind, die Zentralstelle würde aber für solche Personen die gedruckte Literatur nachweisen, auf Anfragen Auskunft erteilen und gegen geringes Honorar Abschriften des in ihren Zetteln vorhandenen Materials liefern. Es ist nicht zu leugnen, dass eine so ausgestattete Zentralstelle nicht nur für die Familien- und Personengeschichte, sondern auch für die Orts- und Namensforschung, die Geschichte der inneren Wanderungen und der Stämme von grösster Wichtigkeit sein würde. Die Schwierigkeiten, die dem Unternehmen entgegenstehen, verhehlen sich die Unterzeichner des Aufrufs nicht, sie weisen aber darauf hin, dass eine ähnliche Einrichtung kleineren Massstabes besteht bei der „Commission de l'histoire des églises wallonnes“ in Leyden (Holland), die Kirchenbuchauszüge französisch-reformierter Gemeinden in Belgien, Holland, Deutschland u. s. w. besitzt und davon gegen geringe Gebühr Abschriften liefert.

An die Verwirklichung des Planes, eine Zentralstelle für deutsche Personen- und Familiengeschichte zu schaffen, kann nur gegangen werden, wenn die zugesagten Beiträge eine genügende Höhe erreichen, und die Zeichner von Jahresbeiträgen sollen deshalb bis zum 1. Januar 1904 an ihre Zusage gebunden bleiben. Bis dahin wird ihnen, wenn das Zustandekommen der Zentralstelle gesichert ist, eine entsprechende Mitteilung zugehen und der Beitrag von ihnen erhoben werden.

Als jährlicher Mindest-Beitrag sind fünf Mark festgesetzt worden.

Ich verweise darauf, dass die Brandenburgia seit längerer Zeit für ähnliche Bestrebungen eingetreten ist, mache insbesondere auf das vortreffliche Genealogische Handbuch für bürgerliche Familien aufmerksam, welches von unserm Mitglied Herrn Heinrich Bruer verlegt und von unserm Mitglied Herrn Regierungs-Assessor Dr. Bernhard Koerner herausgegeben wird. Siehe Brandenburgia XI. 289 flg. und XII. 165. Ferner erinnere ich, dass ich a. a. XII. 166 auf die von Herrn O. v. Dassel in Dresden herausgegebenen „Familiengeschichtlichen Blätter für adlige und bürgerliche Geschlechter“ ausdrücklich aufmerksam gemacht habe. Die Beziehungen genealogischer Forschungen zur Heimatkunde liegen so nahe, dass es eines Hinweises darauf wohl kaum bedarf.

B. Persönliches.

IX. Von den neuen Ehrenmitgliedern Schulinspektor Dr. Fischer, Geheimen Regierungsrat Dr. Möbius und Professor Dr. Nehring sind verbindliche Dankschreiben für ihre Ernennung eingegangen.

X. Unser Ehrenmitglied der Direktor des Königlichen Staatsarchivs zu Posen Geheime Archivrat Dr. Prümers ist zum Professor an der neu begründeten Königlichen Akademie zu Posen ernannt. Da wir als Heimatkundige allen Grund haben, auf die nationalistischen Vorgänge in unserer östlichen Nachbarprovinz ein wachsames Auge zu richten, so hebe ich aus dem Organisationsstatut der Posenschen Akademie folgendes hervor: Die Akademie hat die Aufgabe, das deutsche Geistesleben in den Ostmarken durch ihre Lehrtätigkeit und ihre wissenschaftlichen Bestrebungen zu fördern. Die Lehrtätigkeit besteht vornehmlich in der Abhaltung von Vorlesungen, Vortrags- sowohl wie Übungsvorlesungen, daneben auch in der Einrichtung und Leitung wissenschaftlicher Fortbildungskurse für verschiedene Berufszweige. Ausserdem hat die Akademie die Verpflichtung, der Gesellschaft für Kunst und Wissenschaft in Posen bei der Veranstaltung von Vorträgen für weitere Kreise mit Rat und Tat hilfreich zur Hand zu gehen. Die Akademie steht unter der Aufsicht des Ministers der geistlichen, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten. An Ort und Stelle wird die Aufsicht durch den Kurator als Organ des Ministers ausgeübt. Der Lehrkörper besteht aus den Professoren, den Honorarprofessoren und den Dozenten. Diese werden von dem Minister ernannt. Vor der Ernennung eines Professors ist in der Regel der Senat mit seinen gutachtlichen Vorschlägen zu hören. Über die Aufnahme als Hörer entscheidet die Verwaltungskommission. Die Zulassung setzt den Nachweis der wissenschaftlichen Befähigung für den einjährig-freiwilligen Dienst oder einer anderen gleichwertigen Bildung voraus; jedoch kann die Verwaltungskommission auch ohne solchen Nachweis Personen, die die Gewähr dafür bieten, dass sie an den Vorlesungen mit Erfolg teilnehmen können, als Hörer zulassen. Die Zulassung zu den Fortbildungskursen setzt die Eigenschaft als Hörer nicht voraus und regelt sich, abgesehen von der Frage der Honorarzahlung, nach den besonderen Bestimmungen, die der Lehrer mit Genehmigung der Verwaltungskommission zu treffen hat.

Die Eröffnung der Akademie ist für den 15. Oktober geplant.

Es ist im eigentlichsten Sinne auch eine Angelegenheit des brandenburgischen Heimatschutzes, wenn wir der neuen wissenschaftlichen Stelle bestes Gedeihen zur Erhaltung und Ausdehnung des Deutschtums in den östlichen Nachbarmarken unserer Provinz wünschen.

XI. Totenliste.

a) Jakob Heinrich von Hefner-Alteneck †. Die deutsche

Volks- und Heimatkunde hat durch den Tod dieses Altmeisters einen herben Verlust erlitten. Er ist am Tage vor seinem 92. Geburtstage gestorben.

v. Hefner-Alteneck wurde am 20. Mai 1811 in Aschaffenburg geboren. Im Jahre 1835 wurde er Professor der Zeichnungskunde. Im Jahre 1853 übernahm er die Leitung der Münchener Kunstsammlungen, 1868 die Aufsicht über alle Kunstdenkmäler Bayerns und die Leitung des Nationalmuseums.

Seine Hauptwerke sind: „Trachten des christlichen Mittelalters“ (1840—54); „Kunstwerke und Gerätschaften des Mittelalters und der Renaissance“ (1848—62). Ausserdem sind mehrere grosse Spezialwerke von ihm erschienen, zuletzt im Jahre 1890: „Deutsche Goldschmiedewerke des 16. Jahrhunderts.“

Die Zeit geht schnell. Noch vor ganz wenigen Jahren hätte man nicht einen Augenblick gezögert, das Wirken Hefner-Altenecks rückhaltlos als ein hoch verdienstvolles zu preisen. Damals galt die Biedermeier- und Mahagonizeit als die „schreckliche“, die neue Renaissance, die mit der Nachahmung der „Werke der Väter“ begonnen hatte, als Stolz der deutschen Gegenwart. Diese Renaissance hatte Hefner-Alteneck heraufführen helfen. Nachdem man in der ersten Hälfte des Jahrhunderts von den mehr handwerklichen Arbeiten der alten deutschen Meister, von den Trachten und den Hausrat der grossen Epoche nur ganz ungefähre Vorstellungen gehabt hatte, begründete als erster und fast einziger Hefner-Alteneck das Wissen von der angewandten Kunst im Mittelalter und der Renaissance in Deutschland. Das bayerische Nationalmuseum, an dessen Spitze er stand, war die erste kunstgewerbliche Sammlung in Deutschland, die den Handwerkern die alten Arbeiten als Muster zeigte. Von München aus nahm die neue Renaissance ihren Lauf durch ganz Deutschland. Überall entstanden Kunstgewerbemuseen, überall begannen die Handwerker, in diesem Sinne sich zu bilden. Wir denken heute kühler über diese Renaissance. Wir finden, dass sie eine werdende bürgerliche Kultur zerstört und in unser ganzes Bauen und Wohnen einen falschen Zug, einen unbürgerlichen Prunk hineingebracht hat. Wir ziehen die „schreckliche“ Zeit vor. Deshalb machen wir eine Klausel, wenn wir Hefner-Alteneck preisen. Seine Forschungen und seine Werke natürlich behalten ihren ungemeinen Wert als Grundlage unseres Wissens von den „Werken der Väter“. Auch die praktischen Konsequenzen seines Forschens haben ihre grosse Bedeutung, lehrten doch diese Werke viele verlorene Techniken und hoben das Handwerk. Nur sehen wir in dieser neuen Renaissance nicht mehr das letzte Ziel unseres Kunstgewerbes, sondern nur noch eine Episode, die schon im Verschwinden ist, und der man nicht viel Tränen nachweint. Die Zeit

geht schnell. Aber man sieht, dass trotz der Klausel noch genug Verdienst für das Wirken des Mannes zurückbleibt.

Vor allem aber bleibt, ganz abgesehen von den Resultaten seines Wirkens, der Mann zu preisen, eine tiefe und starke Persönlichkeit, die ein ganzes arbeitsreiches Leben in den Dienst der Pflege deutscher Kulturgeschichte stellte.

Der Verewigte ist für unsere Heimatsforschungen, besonders aber auch für die Einrichtung und Verwaltung unsers hiesigen Königlichen Kunstgewerbe-Museums in vieler Beziehung vorbildlich gewesen. Die Brandenburgia weiss den Verlust, den die Heimatkunde durch des Altmeisters Tod erlitten, vollauf zu würdigen.

b) Der Vorsitzende des Historischen Vereins in Frankfurt a.O. Herr Professor Dr. Gurnik, Professor am Realgymnasium, welcher uns beim Besuch der Brandenburgia daselbst so freundlich geführt und gefördert, ist leider am 29. August d. J. nach schwerem Leiden im 59. Lebensjahr gestorben. Ich habe namens unserer Gesellschaft ein Beileidschreiben an die hinterbliebene Gattin gerichtet und spreche heut noch einmal unser Bedauern über diesen für die Heimatkunde unserer Provinz so schmerzlichen Verlust aus.

c) Herr Kaufmann A. Peter, Mitglied seit 1898, sowie Herr Schulvorsteher A. Schubert-Gross-Lichterfelde, Mitglied seit 1894, sind uns leider durch den Tod entrissen worden.

d) Dem Andenken unsers verstorbenen Mitgliedes Leopold Minden, geb. 19. August 1822 zu Berlin, gest. 27. November 1902 zu Berlin, ist die beifolgende Schrift über die Beerdigungsfeier gewidmet.

e) Friedrich Wagner †. Ganz besonders beklagen wir den Verlust unsers lieben Freundes und wissenschaftlichen Mitarbeiters Professors Dr. Friedrich Wagner. Obwohl der Brandenburgia erst seit dem Oktober 1900 beigetreten, hat er für diese eine stets wachsende Hingebung derartig bekundet, dass es uns schien, als habe er unserer Gesellschaft seit Anbeginn angehört. Auch das Märkische Provinzial-Museum ist ihm für wissenschaftliche Beihülfe, namentlich anlässlich der Pflegschaftsfahrten, an denen er gern und häufig teilnahm, zu Dank verpflichtet.

Seine geistvollen Vorträge und Mitteilungen in unserer Vereinigung stehen uns noch vor der Seele. Ihm genügte diese Tätigkeit noch nicht, und so regte er die Herstellung und Herausgabe einer brandenburgischen Landeskunde an, über welche in unseren Sitzungen wiederholt berichtet worden ist.

Ich will auf diese Tätigkeit nicht ausführlicher im Augenblick eingehen, weil ein besonderer Freund des teuren Entschlafenen, unser Ausschussmitglied Herr Robert Mielke einen ausführlichen Nachruf für

unser Monatsblatt in dankenswerter Weise verfasst hat. Ich gestatte mir den Wortlaut gleich an dieser Stelle einzuschalten.

Dem Andenken Friedrich Wagners.
Von Robert Mielke.

„Am 11. Juni 1903 starb Professor Dr. Friedrich Wagner im 57. Lebensjahr. Eine tückische Krankheit hatte den kräftigen, sich im besten Lebensalter befindenden Mann, der seit seiner Jugend ein begeisterter Freund aller Leibesübungen, der in unserer Erinnerung das Bild blühendster Gesundheit war, befallen und nach kurzem Kampfe dahingestreckt. Noch wenige Wochen vor seinem Tode hatte er mit unermüdlichem Eifer an den Bestrebungen teilgenommen, die zum Arbeitsgebiet der Brandenburgia gehören; wenige Tage noch vor seinem Dahingang sprach er mit dem Verfasser über die wissenschaftlichen Pläne, die ihn und uns beschäftigten; dann schloss der Tod ein Leben ab, das reich war an Arbeit und Erfolgen, das ihm die Achtung seiner Kollegen, die Liebe seiner Schüler, die Anerkennung seiner wissenschaftlichen Forschungsgenossen erwarb. Nach manchen Studien, die er in wissenschaftlichen Zeitschriften veröffentlichte, trat er erst spät in unsere Gesellschaft ein, um sich mit voller Hingabe an ihren Arbeiten zu beteiligen. In der Brandenburgia hatte er ein neues weites Gebiet seiner Forschung gefunden: die Landeskunde, der seine von wissenschaftlicher Gründlichkeit und vaterländischer Begeisterung getragenen weiteren Arbeiten dienen sollten. Oftmals, wenn er — der an Jahren ältere — mit dem Verfasser durch den Tiergarten ging, erzählte er von den mannigfaltigen märkischen Forschungen, die ihn beschäftigten, von denen er nur wenige hatte reifen sehen und nun — da er rings um sich auf seinem Arbeitsfelde ein rüstiges Vorwärtsstreben sah — rief der Tod ihn ab. Grosse wissenschaftliche Arbeiten, für die er mit Bienenfleiss seit Jahren Material sammelte, fanden damit einen plötzlichen Abschluss. Noch kurz vor seinem Tode hatte er die für ihn schmerzliche Wahrnehmung machen müssen, dass eine Arbeit erschienen war, mit der er sich lange Zeit getragen hatte; aber aus dieser Enttäuschung heraus konnte er die Anerkennung über die gute Arbeit selbst nicht zurückhalten.

Das war bezeichnend für ihn, der in seinem schlichten Sinne nie an sich, sondern nur an die Arbeit dachte. Äusserliche Ehren hat er nie erstrebt; was ihm geworden war, nahm er dankbar an; was ihm seine Verdienste hätten bieten müssen und nicht gaben, konnte ihm den Mut nicht trüben. Wagner war in jeder Art ein ganzer deutscher Mann, ernst, pflicht- und zielbewusst und doch dem sonnigen Humor nicht abgeneigt. Wo er hat helfen können, tat er es ohne Sorge, ob es ihm gedankt werden würde oder nicht. So hat er manchen Schüler in der

Stille, die er liebte, gefördert, hat selbst persönliche Opfer nicht gescheut, wenn es ihm notwendig erschien.

Nur wenige Jahre hat er der Brandenburgia angehört; bevor er indessen mit ihr in ein persönliches Verhältnis trat, hat er durch Vermittlung des Schreibers an all ihren Arbeiten Anteil genommen, als er sich aber zum Beitritt entschlossen hatte, war sein Interesse ganz unseren Arbeiten zugewandt. Sein Wirken war nicht vorübergehend. Zwei grosse Vorträge, das Turnier zu Ruppin und sein einleitender Vortrag über die Schaffung einer Brandenburgischen Landeskunde hat er in der ihm eignen rednerischen Vollendung den Mitgliedern geboten. Der Gedanke an die Landeskunde hat ihn dauernd beschäftigt. Für die Arbeit an diesem Werk, das er für durchaus notwendig hielt, hat er stets Zeit gefunden. Nur die wenigen, die im Arbeitsausschuss für dieses Werk zusammenwirken konnten, wissen, wie sehr er die Tat ersehnte, von der er nur das Programm hatte erstehen sehen; wenige wissen aber, dass er allein der geistige Urheber des geplanten Werkes war. Bevor noch im Sommer 1901 die erste vorbereitende Besprechung in seinem gastlichen Hause stattfand, hatte er mit dem Verfasser oftmals den Umfang und die Grenzen einer solchen Arbeit besprochen; er hatte auch einen ersten Entwurf für die Landeskunde aufgestellt; sein Rat hatte dem Verfasser der Denkschrift stets zur Seite gestanden, als der Plan gelegentlich unseres zehnjährigen Stiftungsfestes feste Formen angenommen hatte. Obgleich Friedrich Wagner nicht die Absicht hatte, sich schriftstellerisch an dem Werke zu beteiligen, so hat er an den bisherigen Arbeiten doch den hervorragendsten Anteil. Zu der letzten Sitzung des Arbeitsausschusses, für deren Zustandekommen er noch wirkte, konnte er nicht mehr erscheinen; er weilte im Süden, um dort — ohne Kenntnis von der verhängnisvollen Natur seines Leidens — Stärkung für weitere wissenschaftliche Tätigkeit zu gewinnen. Er kam zurück als ein schwerkranker Mann.

Als man ihn hinaustrug zur letzten Ruhe, die so unmittelbar bei der Stätte seines liebgewordenen Wirkungskreises lag, da zeugte die gewaltige Zahl der Teilnehmer davon, dass er so vielen Freund und Berater war; aber wohl die wenigsten hatten Kenntnis von dem reichen Wirken des Mannes, den sie dort hinabsenkten in die kühle Gruft. Ein Fremdling zog er einst in die Mark, als einer der besten Kenner märkischer Geschichte fand er hier die letzte Ruhestätte. Ausgang des letzten Winters noch besuchte Wagner das königliche Schloss, um eine Arbeit über die Erasmuskapelle zu vollenden; da wehte ihn noch einmal der ganze Reiz geschichtlichen Forschens an, das mit Rätseln und Fragen immer wieder um ihn, den Mann der exakten Forschung einstürmte. Andere Aufgaben tauchten vor seinem Blicke auf, die er

später in Angriff nehmen wollte — da kam der Tod und nahm ihm die Feder aus der Hand.

Was er an Arbeit geleistet hat, wird sein Andenken bei den märkischen Forschern dauernd erhalten, was er erstrebte, wird von anderen vielleicht vollendet werden; aber was er als Mensch gewesen, wird nur denen unvergessen bleiben, die den Vorzug seines persönlichen Verkehres genossen. Die Brandenburgia, welche ihn zu ihren tätigsten Mitgliedern zählte, wird seiner dauernd gedenken; ihr hat er in der Arbeit an der Landeskunde ein Vermächtnis hinterlassen, das für Friedrich Wagner ein Denkmal werden kann.

Friedrich Wagner war am 4. Juli 1845 zu Reichenbach in Schlesien geboren. Nach Besuch des Magdaleneums zu Breslau und des Gymnasiums zu Schweidnitz widmete er sich in Breslau und Berlin philologischen, geographischen und besonders historischen Studien. Für die Bearbeitung der von der philosophischen Fakultät zu Berlin gestellten Preisaufgabe „Die Wahl Konrads II“ erhielt er den Preis und trat dadurch auch mit Leopold von Ranke, der ihn zu seinen schriftstellerischen Arbeiten heranzog, in Beziehungen, an die er stets mit Wärme dachte. Seine ausgesprochene Neigung zum Lehrerberuf veranlasste ihn, die ihm angebotene und in Koblenz und Berlin begonnene Tätigkeit an den königlichen Archiven wieder aufzugeben, um an dem damals von Ranke geleiteten Friedrich Wilhelms-Gymnasium zu wirken, nachdem er 1869 die Prüfung pro facultate docendi bestanden hatte und in Göttingen zum Dr. phil. promoviert worden war.

Von 1871 bis zu seinem Tode hat er an derselben Stelle gewirkt und besonders geschichtlichen Unterricht erteilt. Über 30 Jahre hat er auch den Turnunterricht, für den er eine grosse Vorliebe besass, geleitet und für die Pflege der Leibesübungen an unseren Schulen hervorragend gewirkt. In seiner ausseramtlichen Tätigkeit blieb Friedrich Wagner seinen geschichtlichen Studien treu. Ihn zogen besonders der „schwäbische Bund und seine Beziehungen zu den fränkischen Hohenzollern“ an, von dem er ganz natürlich auch zu den ersten Hohenzollern kam. Als er vor 3 Jahren die Jugendgeschichte des Kurfürsten Johann für ein Schulprogramm bearbeitete, wollte er zu einer Erziehungsgeschichte der Hohenzollern fortschreiten. Das gewaltige Material, das Wagner zu diesem Zwecke gesammelt und auch teilweise schon bearbeitet hatte, ist zu einer Schlussbearbeitung nicht mehr gelangt. Der Tod hat es verhindert.

Veröffentlichungen Friedrich Wagners:

1. Die Wahl Konrads II. zum römischen König. Göttingen 1871. (Dissertation.)
2. Die Aufnahme der fränkischen Hohenzollern in den schwäbischen Bund. Berlin 1880. (Programm-Abhandlung des kgl. Friedrich Wilhelm-Gymnasiums zu Berlin.)
3. Der Aufenthaltsort Markgraf Friedrichs des Älteren von Brandenburg 1486—1515. (Archiv für Geschichte und Altertumskunde von Oberfranken 1881.)
4. Berichtigungen und Nachträge zu Minutoli: Kaiserliches Buch des Markgrafen Albrecht Achilles 1881.
5. Das älteste standesamtliche Register des Hauses Hohenzollern. (Zeitschrift für preussische Geschichte und Altertumskunde 1881.)
6. Der schwäbische Bund und die fränkischen Hohenzollern I, II. (Forschungen zur deutschen Geschichte Band XXII. 1882.)
7. Zum Regierungsantritt Joachims I. (Zeitschrift für preussische Geschichte u. Landeskunde XIX. 1882.)
8. Joachim I. und die Raubritter. (Zeitschr. f. preuss. Geschichte u. Landeskunde XX. 1883.)
9. Die ursprüngliche Verfassung des schwäbischen Bundes. (Württembergische Vierteljahreshefte 1883.)
10. Das dritte Kaiserliche Buch des Markgrafen von Brandenburg. (Forschungen zur deutschen Geschichte. XXIV. 1884.)
11. Finanzielle Ratschläge aus der Zeit Albrecht Achilles. (Forschungen zur deutschen Geschichte. XXV. 1885.)
12. Kanzlei- und Archivwesen der fränkischen Hohenzollern von Mitte des 15. bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts. (Münchener Archivalische Zeitschrift. X. 1885 u. XIII. 1888.)
13. Ein ungedruckter Brief Kurfürst Friedrich II. mit dem Eisenzahn. (Norddeutsche Allgemeine Zeitung Nr. 47 vom 22. 11. 1885.)
14. Der schwäbische Bund und die fränkischen Hohenzollern. III. (Forschungen zur deutschen Geschichte. XXV. 1885.)
15. Bemerkungen über die kriegerische Tätigkeit des Kurfürsten Albrecht Achilles. (Norddeutsche Allgemeine Zeitung. Sonntagsbeilage Nr. 45—48, Nov. 1886.)
16. Finanzielle Verhältnisse in der Zeit des Kurfürsten Albrecht Achilles. (Norddeutsche Allgemeine Zeitung Nr. 21, 22. 1886.)
17. Markgräfl. Brandenb. Eidbuch aus dem Jahr 1486. (Jahresbericht des Vereins f. Geschichte Mittelfrankens. 1888.)
18. Zur Jugendgeschichte des Kurfürsten Johann von Brandenburg. (Programm des kgl. Friedrich Wilhelm-Gymnasiums zu Berlin. 1900.)

19. Kurfürst Johann von Brandenburg — kein Cicero. (Forschungen zur brandenb. u. preuss. Geschichte. XIV. 1901.)
20. Das Turnier zu Ruppin 1512. (Hohenzollern-Jahrbuch 1901.)
21. Die Handschriften der älteren Hohenzollernschen Kurfürsten. (Hohenzollern-Jahrbuch 1901.)
22. Der Schatz der Kurfürstin Elisabeth von Brandenburg. (Hohenzollern-Jahrbuch 1902.)

Aus anderen Gebieten:

23. Nürnbergische Geheimschrift im 15. und zu Anfang des 16. Jahrhunderts. (Münchener Archival. Ztschr. IX. 1884.)
24. Studien zu einer Lehre von der Geheimschrift (Chiffernkunde) I. (Münchener Archival. Ztschr. X. 1886.)



Friedrich Wagner.

25. Studien zu einer Lehre von der Geheimschrift (Chiffernkunde) II. (Münchener Archival. Ztschr. XII. 1887.)
26. Studien zu einer Lehre von der Geheimschrift (Chiffernkunde) III. (Münchener Archival. Ztschr. XIII. 1888.)
27. Die Chiffern- oder Geheimschrift im Dienste der Diplomatie. (Sonntagsbeilage der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung 1888.)

Ausserdem hat Friedrich Wagner die Weltgeschichte von Wernicke umgearbeitet und fortgesetzt, ein dreibändiges Hilfsbuch für den Unterricht in der Geschichte herausgegeben und für den Geschichtsunterricht

auf der Mittelstufe höherer Mädchenschulen „Deutsche Lebensbilder und Sagen“ veröffentlicht.“

Zu Erinnerung an Friedrich Wagner reihen wir das nach einer Photographie hergestellte Brustbild desselben unserm heutigen Sitzungsberichte ein.

f) Albert von Levetzow †. Noch hatten wir den ersten Schmerz über den Heimgang unsers lieben Friedrich Wagner nicht überwunden, als uns eine neue erschütternde Todesnachricht zuging. Unser Ehrenpräsident Dr. Albert von Levetzow, Wirklicher Geheimrat, Excellenz, ist am 12. August d. J. nachts 1 Uhr auf seinem Familiengute Gossow, Kreis Königsberg N/M. verschieden.

Die Brandenburgia verdankt diesem vortrefflichen Manne ausserordentlich viel. War es überhaupt schwierig in dem an wissenschaftlichen Vereinigungen überreichen Berlin eine neue Gesellschaft zu gründen, so kam die Schwierigkeit hinzu, dass die Brandenburgia sich selbstredend in der Hauptsache auf die Provinz beziehen sollte, zu der Berlin politisch nicht mehr gehört. Allein der Verewigte erkannte sofort, dass Berlin die geistige Hauptstadt Brandenburgs und diese Provinz in den mannigfaltigsten Beziehungen mit Berlin für alle Zeiten verbunden ist.

So gab er denn zur Unterstützung unserer Gründungsbestrebungen seinen hochgeachteten Namen her, er sicherte der Brandenburgia die Teilnahme der amtlich geordneten Vertretung der Provinz, er sorgte dafür, dass die prächtigen Räume des Ständehauses für unsere Sitzungen geöffnet wurden und dass die Provinz uns einen Zuschuss gewährte.

Zum Dank haben wir ihn zu unseren Ehrenvorsitzenden gewählt. Oft hat er hier unseren Sitzungen präsidiert und durch seine umfassende Kenntnis unsere Vorträge und Diskussionen belebt.

Ehre seinem Andenken.

Der Sohn des Entschlafenen hat die Güte gehabt uns für unser Monatsblatt eine lebenswahre Photographie zur Verfügung zu stellen, nach welcher das nebenstehende Bild hergestellt ist.

Die zahlreichen Besprechungen in den öffentlichen Blättern entnehmen wir über den Lebenslauf unseres Ehrenpräsidenten folgendes.

Albert Erdmann von Levetzow war am 12. September 1828 auf Gossow geboren. Er trat 1849 in den preussischen Justizdienst, wurde 1855 Assessor und 1857 als Hilfsarbeiter ins Kultusministerium berufen. Die Übernahme des väterlichen Gutes Gossow veranlasste ihn, 1860 aus dem Staatsdienst auszuscheiden. Nachdem er 1866 als Führer einer Landwehrschwadron am Kriege teilgenommen hatte, wurde er 1867 Landrat des Kreises Königsberg i. d. N., war 1876—1896 Landesdirektor der Provinz Brandenburg und wurde 1892 Wirklicher Geheimer Rat.

von Levetzow gehörte 1867—1871 dem norddeutschen, seit 1877 dem deutschen Reichstag als Mitglied der deutsch-konservativen Partei an und bekleidete 1881—1884 das Amt des ersten Präsidenten. Bei der Neuwahl 1884 unterlag er; wieder aber 1887 von neuem in den



Albert von Levetzow.

Reichstag entsendet, wurde er 1888 abermals zum Präsidenten gewählt. Er legte dieses Amt am 23. März 1895 nieder, als der Reichstag seinen Antrag, den Fürsten Bismarck zum 80. Geburtstage zu beglückwünschen, ablehnte. 1890 wurde von Levetzow zum Mitglied des preussischen Herrenhauses ernannt. Er war Mitglied des preussischen

Staatsrats (seit 1884), des brandenburgischen Provinzial- und des neumärkischen Kommunallandtages.

Mit Levetzov scheidet eine der sympathischsten Persönlichkeiten der alten konservativen Partei aus dem Leben, ein Mann, der sich auch bei seinen politischen Gegnern allgemeiner Achtung erfreute. Das Vertrauen, das ihm allseitig entgegengebracht wurde, kam in der wiederholten Wahl zum Präsidenten des Reichstags zu deutlichem Ausdruck. Als er in jenen unvergessenen Märztagen sein Amt niederlegte, war das undankbare Verhalten des Reichstages gegenüber des Reiches erstem Kanzler freilich nur noch der äussere Anlass; die politischen Verhältnisse hatten sich inzwischen so weit verschoben, dass dem Centrum auch äusserlich die führende Rolle im Reichstag zufallen musste. Der konservative Präsident schied in allen Ehren als ein treuer Mann. Ohne offiziellen Auftrag überbrachte er zwei Tage später an der Spitze von weit über 400 Reichs- und Landtagsabgeordneten dem Altreichskanzler die Glückwünsche der Volksvertreter. v. Levetzow trat von der politischen Bühne mit jener Abdankung nicht zurück. Er hat bis in die letzte Zeit, so weit seine Gesundheit es ihm gestattete, fortgewirkt und hatte stets, sobald er das Wort ergriff, das willige Ohr des Hauses.

Albert von Levetzows Beisetzung fand am Sonnabend den 15. August 1903 von der Kirche des Gutes Gossow statt. Am Sarge des Entschlafenen hatten sich um die Familie versammelt die Minister Frhr. von Rheinbaben, Frhr. von Hammerstein und von Podbielski, Ober-Präsident von Bethmann-Hollweg, Landesdirektor Frhr. von Manteuffel-Krossen, Hauptritterschaftsdir. v. Buch-Karpzow, zahlreiche Parteianhänger und Freunde. Auch die Bewohner von Gossow hatten sich eingefunden, um ihrem entschlafenen Herrn, dessen Milde und Freundlichkeit ihm alle Herzen geöffnet hatten, die letzte Ehre zu geben.

Der Kaiser hat an den Sohn des verstorbenen Geheimen Rats v. Levetzow folgendes Telegramm gesandt: Neues Palais, den 13. August. Die Nachricht von dem Hinscheiden Ihres Vaters hat mich schmerzlich berührt, und spreche ich Ihnen zu dem schweren Verlust mein wärmstes Beileid aus. Der Verewigte, ein echter Märker, beseelt von Gottesfurcht, Königstreue und Vaterlandsliebe, hat in allen ihm in Kriegs- und Friedenszeiten anvertrauten verantwortungsvollen Ämtern sich hervorragende Verdienste erworben und in reichstem Sinne gewirkt. An seiner Bahre betrauere ich mit dem gesamten Vaterland den Verlust eines der getreuesten Männer, dem ein dankbares, ehrenvolles Gedenken für alle Zeiten gesichert ist. Wilhelm. — Die Kaiserin telegraphierte: Neues Palais, 13. August. Sehr betrübt über das Hinscheiden Ihres von mir hochgeschätzten Vaters sende ich Ihnen den Ausdruck meiner innigen Teilnahme an diesem schweren Verlust. Mit den Seinigen werden in dem weiten Wirkungskreise, den sein Leben ausfüllte, alle um ihn

trauern, die mit ihm in Berührung kamen und mit ihm in gemeinsamer Arbeit standen. Sein Andenken wird gesegnet bleiben, wie es sein Wirken war. Gottes Trost möge den Hinterbliebenen nahe sein.

Auguste Viktoria.

Die Brandenburgia hat einen prächtigen Kranz mit Palmenzweigen und Widmungsschleife zur Beerdigung übersendet.

[Zur Ehrung der verstorbenen Mitglieder erhoben die Versammelten sich von den Sitzen.]

C. Naturgeschichtliches.

XII. Über die Tätigkeit der Geologischen Landesanstalt und den Arbeitsplan derselben für das Verwaltungsjahr 1903 hat der Direktor des Instituts Herr Geheimrat Schmeisser einen Bericht eingesendet, aus welchem Sie ersehen wollen, dass die geologische Aufnahme unseres Arbeitsgebietes langsam aber stetig fortschreitet.

XIII. Auf den XI. Jahresbericht der Kgl. Landwirtschaftlichen Hochschule hierselbst mache ich nicht minder aufmerksam; einzelne Vorlesungen sowie mehre Bereicherungen der Sammlungen berühren unsere Provinz.

XIV. Geographische Gesellschaft zu Greifswald. Zum 20jährigen Bestehen der Geographischen Exkursionen der Geographischen Gesellschaft, von deren Leiter Prof. Dr. Rudolf Credner. Mit einer Übersichtskarte der Exkursions-Routen. Über die zahlreichen gut vorbereiteten landeskundlichen Wanderfahrten dieser hochansehnlichen Gesellschaft, die für ganz Deutschland vorbildlich sein können, habe ich in der Brandenburgia zum öftern berichtet. Leider fehlt uns das offene Meer, welches Greifswald begünstigt, um dergleichen nutzbringende Exkursionen im grossen Stile seitens der Brandenburgia zu unternehmen.

XV. Das Vorkommen und die Verwendung des Asphalts im Altertum. (Techn. Gemeindeblatt, her. von Prof. Dr. H. Albrecht, Sonderabdruck aus Nr. 5 und 6 des VI. Jahrganges vom 5. und 20. Juni 1903.) Unter diesem Titel hat u. M. Herr Stadtbauinspektor G. Pinkenburg eine gelehrte Abhandlung herausgegeben, die mit eminentem Fleiss aus allen griechischen und römischen Autoren, die den Gegenstand behandeln, die Quellen zitiert und wissenschaftlich beleuchtet. Da das Asphalt als beliebtestes Pflasterungsmaterial und zu anderen technischen Zwecken eine ausgedehnte Verwendung bei uns findet, so hat die Schrift unseres Mitgliedes auch für uns ein heimatkundliches Interesse.

XVI. R. Haack-Berlin: Das neue Leitungswasser der Stadt Berlin in chemischer und bakteriologischer Beziehung. Vortrag in der Deutschen Pharmaceutischen Gesellschaft am 7. Mai 1903. Son-

derabdruck, Berlin 1903. Im Jahre 1874 flg. versuchte die Stadt das Wasser aus Tegeler Tiefbrunnen zu entnehmen, musste aber wegen der durch die Alge Crenothrix polyspora verursachten Verunreinigung davon Abstand nehmen und dafür die überaus kostspielige Wasserentnahme aus dem Tegeler und Müggel-See bewirken. Auch hier hat sich das Wasser allmählich so verunreinigt, dass man auf das alte Verfahren zurückgegriffen hat, nachdem die Reinigung des Diluvialwassers mittels des Enteisenungs-Verfahrens gelungen ist. Die neuen Brunnen des Tegeler Wasserwerks sind in der Tegeler Forst angelegt und ziehen sich in der Richtung auf Spandau in einer Reihe längs der Landstrasse unweit des Ufers des Sees hin. Ausserdem sind die alten Schachtbrunnen in tiefe Rohrbrunnen verwandelt und wieder benutzt. So hat man über 100 Wasserentnahmestellen unmittelbar aus der Bodentiefe zur Verfügung.

Sie liegen im ehemaligen Bett der alten Oder, das, wie alle Stromtäler der Diluvialzeit, von ganz gewaltiger Breite war, gebildet zur Aufnahme der Gletscher-Abschmelzwässer. Es stand durch einen seitlichen Arm, in dem heut Oranienburg liegt, mit dem alten Weichseltal in Verbindung und vereinigte sich mit ihm in der Gegend von Havelberg. Diese Täler sind bis zu grosser Tiefe mit Sanden und Kiesen angefüllt, dem sogen. Taldiluvium. Letzteres vermittelt noch heut, obschon die Flüsse ihren Lauf vielfach verändert haben, die natürliche Entwässerung der Landschaften. Das Grundwasser wird darin überall schon in einer Tiefe von wenigen Meter angetroffen, und bei seiner kolossalen Ausdehnung stellt das Taldiluvium einen vorzüglichen Grundwasserträger dar. Unsere heutigen Flüsse und Seen sind nur armselige Rinnsale gegenüber ihren grossen Vorfahren.

Die Brunnen sind zum Teil bis zu 90 m Tiefe gesenkt worden, ohne dass man die Tertiär-Formationen erreichte. Häufig ist die für das untere Diluvium als Leitfossil charakteristische Schnecke Paludina diluviana Kunth aufgefunden. Proben hiervon sowie von Rentiergeweihen (Tarandus rangifer L.) sind in das Märkische Museum gelangt.

Die klare und kritische Darstellung des sachkundigen Verfassers wird durch übersichtliche Bohrregister und mechanisch-chemische Analysen des Wassers unterstützt. Wir begrüssen diese wertvolle Bereicherung unserer Heimatkunde gern auch in der Brandenburgia. Der Direktor der Städtischen Wasserwerke, Herr Baurat Beer, wird übrigens im Architektenverein hierselbst im November einen Vortrag über ein ganz verwandtes Thema, die beabsichtigte Wasserversorgung Berlins mit Grundwasser, sprechen. Wir werden Gelegenheit nehmen hierauf seiner Zeit einzugehen.

XVII. Starkduftende Pflanzen der Heimat. Herr Professor Dr. Eckstein, Vorsteher der Hauptstation des forstlichen Versuchs-

wesens, zoologische Abteilung der N. Forst-Akademie zu Eberswalde hat uns unterm 7. Juli 1903 folgende Zuschrift, welche wir der Beachtung unserer Mitglieder empfehlen, zugehen lassen.

Zur Ausführung einiger zoologisch-biologischer Versuche sind gewisse Pflanzen von Wichtigkeit, deren Beschaffung mir ohne gütige Hilfe oder freundlichen Rat nicht möglich ist. Es handelt sich um solche krautigen oder strauchartigen Pflanzenspecies, welche verhältnismässig stark duftende Blüten besitzen, und zum Teil auf trockenen, zum Teil auf feuchten Böden gedeihen. Der Vorzug wird solchen Pflanzen gegeben, die in der norddeutschen Tiefebene heimisch sind. Einjährige Pflanzen sind eben so geeignet wie ausdauernde, wenn mit grösserer Wahrscheinlichkeit die Erhaltung der Art an passendem Standort durch Naturbesamung zu erwarten ist. Es wird dabei besonderer Wert auf die Mannigfaltigkeit dieser Flora gelegt.

Ich bitte ergebenst, mich in meinem Vorhaben freundlichst zu unterstützen und mir mitzuteilen, welche Pflanzen für die beiden oben unterschiedenen Standorte in Betracht kommen könnten, wo etwa Samen oder Pflanzen erhältlich, und ob deren Anbau im Frühjahr oder Herbst den Vorzug verdient.

Im Voraus für die gütige Mühewaltung verbindlichst dankend und mit dem Ausdruck vorzüglichster Hochachtung bin ich Ihr sehr ergebener

Hauptstation des forstlichen Versuchswesens; zoologische Abteilung. Eckstein.

Wir bitten die Anfragen des gelehrten Herrn Professors tunlichst zu unterstützen.

XVIII. Ein forstbotanisches Merkbuch für Pommern nach Art des von uns in der Brandenburgia wiederholt besprochenen, von unserm Ehrenmitglied Professor Dr. Conwentz geschriebenen, soll auf Veranlassung des landwirtschaftlichen Ministeriums herausgegeben werden. Der Verfasser Professor Dr. Winkelmann in Stettin, Pölitzerstr. 85, verteilt Fragebogen zur Ausfüllung.

Da unsere Mitglieder zum Teil eine recht ausgiebige Kenntnis unserer Nachbarprovinz Pommern besitzen und die Erforschung Pommerns, eben weil die Provinz an Brandenburg unmittelbar anschliesst, auch für unser Heimatgebiet wichtig ist, so bitten wir um Förderung der Arbeit.

Regierungsbezirk:..... Forstrevier:.....
Kreis:.....

Fragebogen.

Um in einem „Forstbotanischen Merkbuch“ eine Aufzählung der in Provinz Pommern vorkommenden seltenen, besonders hohen und dicken und der irgendwie durch Wuchs oder eigenartige Laubbildung auffälligen Bäume geben zu können, kommt es darauf an zu wissen, ob in dem Ihrer Beaufsichtigung unterstehenden Walde bezw. Gelände Bäume oder Sträucher vorhanden sind, die

1. in der Provinz entweder im Aussterben begriffen erscheinen oder selten sind, wie Flatterrüster, grossblättrige Linde, Ahornarten, wilde Obstbäume, Eibe (Taxus), Traubenhollunder, Elsbeere, Schwedische Mehlbeere, Stechpalme oder Hülsenbusch, Alpen-Johannisbeere, Gagel (Myrica) oder die
2. sich von den Exemplaren derselben Art durch aussergewöhnliche Grösse und Stammesumfang auszeichnen oder die
3. von der gewöhnlichen, als normal zu betrachtenden Form und Ausbildung des Stammes, der Verzweigung und Beblätterung sich erheblich unterscheiden, sowie etwa die sogenannten zweibeinigen Bäume, Knollenkiefern, Beutkiefern, Hänge-, Schlangen- und Harfenfichten, die Pyramiden-Eichen und Weissbuchen, die Buchen mit eichenartigem Laube u. s. w.

Hiernach werden Sie ersucht, die folgenden Fragen zu beantworten, unter Berücksichtigung „einiger Bemerkungen und Erläuterungen" (am Schlusse des Fragebogens).

Frage 1: Kommen in Ihrem Bezirk sonst in Norddeutschland seltene Baum- bezw. auch Straucharten vor? (Ja oder nein?) .....

Frage 2: Wie heissen sie? (In laufender Nummer aufzuführen.)

Frage 3: Wo finden sie sich? (Die Standorte sind möglichst genau anzugeben. In Wäldern z. B. das Jagen.)

Frage 4: Finden sich in Ihrem Bezirke unter den gewöhnlichen Bäumen oder Sträuchern des deutschen Waldes, wie Kiefer, Fichte, Eiche, Buche, Eberesche, Hasel, Erle, Birke, Hainbuche, Wachholder, wilder Epheu, Glockenheide (E. tetralix) u. s. w. aussergewöhnlich grosse und starke Exemplare? (Ja oder nein?) .....

Wenn ja

Frage 5—10: bezieht sich auch auf 2—4.

Laufende Nummer	Wie heissen die Baumarten?	Wo befinden sie sich? (Genaue Angabe des Standorts z. B. Jagens.) Schutzbezirk.	Wie hoch sind sie ungefähr in Metern gemessen?	Welchen Stammumfang haben sie in Metern gemessen in 1 m Höhe über dem Erdboden?	Stehen sie einzeln oder in Beständen?	Ist etwas über ihr Alter bezw. ihre Pflanzzeit bekannt?

Frage 11: Führt einer oder der andere der erwähnten grossen Bäume im Volksmunde einen besonderen Namen? Knüpft sich eine historische Erinnerung oder eine Sage an ihn?

Frage 12: Giebt es unter den Bäumen bezw. Sträuchern Ihres Bezirkes solche, die von der gewöhnlichen Form und Ausbildung auffällig abweichen? (Ja oder nein?) .....

Frage 13: Wenn ja, um welche Baum- oder Strauchart handelt es sich, worin besteht die Abweichung und wo findet sich das betreffende Exemplar?

Frage 14: Finden sich in Ihrem Bezirk an einzelnen Bäumen aussergewöhnlich grosse Mistelbüsche? Wenn ja, auf welcher Baumart?

Frage 15: Kommt die Mistel Viscum album var. microphyllum Casp. auf Nadelbäumen vor?

Frage 16: Sind Abbildungen oder Photographien aussergewöhnlich grosser oder merkwürdiger Bäume in Ihrem Besitz oder kennen Sie solche?

Ort, Datum: Unterschrift:

.....

Einige Bemerkungen und Erläuterungen.

1. Unter „Knollenkiefern" versteht man solche, meist ältere Kiefern, deren Stamm von oben bis unten ringsum mit warzigen, knolligen Auswüchsen von Faust- bis Kopfgrösse bedeckt ist.
2. Bei „Beutkiefern" ist in dem oberen Teile des Stammes eine bis tief in das Innere reichende Höhlung mit lang-rechteckiger Öffnung eingestämmt. Es wurden solche Höhlungen in früheren Jahren und werden in einigen Gegenden noch jetzt mehrfach für Bienen zum Zwecke der Honiggewinnung angelegt. (s. Merkbuch von Prof. Conwentz für Westpreussen.)
3. Bei den „kurznadeligen Kiefern" (P. silvestris var. brachyphylla, With. = parvifolia, Heer. = microphylla, Schwerin) sind die Hauptäste reichlich verzweigt, dicht benadelt, die Nadeln 10—15 mm lang, an den oberen Trieben etwas länger; sie erinnern in der Tracht an die Fichte.
4. Bei der „Schlangenkiefer" (P. silvestris var. virgata, Casp) haben die Hauptquirle ungleiche Abstände und stehen bisweilen vereinzelt am Stamm; die Hauptäste sind wenig verzweigt, langgestreckt und unregelmässig (schlangenförmig) verbogen. Daher erscheint die Krone lichter und die Benadelung weniger dicht.
5. Bei der Trauerfichte (Picea excelsa var. pendula, Jacq. und Hér.) sind die Nebenäste dünn und hängen strickartig am Stamme herab; die Krone ist dicht und säulenartig gestaltet und verjüngt sich in $^2/_3$ ihrer Höhe nach oben.
6. Bei Ulmus campestris var. suberosa, Ehrh. = carpinifolia, Borkh., ist die Rinde der Äste korkartig geflügelt.
7. Ulmus montana, With, hat grosse, verkehrt eiförmige oder breit eiförmige, lang zugespitzte, am Grunde breit geöhrte Blätter, 5—8 Staubgefässe; der Griffelkanal ist doppelt so lang, als der Samen.
8. Die schwedische Mehlbeere (Pirus suecica, Grcke.) ist charakterisiert durch länglich eiförmige, am Grunde abgerundete, oben etwas vor-

gezogene, ringsum lappig umgeschnittene, unterseits weissfilzige Blätter mit meist 8, seltener 7 oder 9 Seitennerven; die Lappen sind parallel, abgerundet, der an der Spitze befindliche Zahn läuft in eine Stachelspitze aus.

XIX. Über fossile Elch-Reste. „Die mir unterstellte zoologische Sammlung der Königl. Landwirtschaftlichen Hochschule erhielt kürzlich durch den Herrn Regierungspräsidenten in Potsdam den Oberschädel eines starken Elchhirsches, welcher vor einiger Zeit bei Baggerarbeiten im Weissen See bei Nedlitz, unweit Potsdam, ans Tageslicht gebracht war. Die Schaufeln sind leider zum grossen Teil zerbrochen; aber man erkennt deutlich, dass sie sehr stark und breit waren. — Im Anschluss hieran erwähne ich noch einige andere Elchreste, welche unsere Sammlung aus Deutschland besitzt, als Beweise der ehemaligen Verbreitung jener interessanten Hirsch-Spezies. Dahin gehört zunächst ein Oberschädel mit linker (lädierter) Schaufel, der in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts beim Baggern im Spreebett unterhalb des allen Berlinern bekannten „Spandauer Bocks" gefunden wurde. Ferner eine abgeworfene Schaufel aus dem Moor von Fehrbellin, ein Geschenk des Herrn Torffabrikanten Kelch in Moabit. Ferner eine sperrig gewachsene, dreisprossige Schauffel und das grössere Fragment einer anderen Schauffel aus dem Torfmoor von „Haus Zossen" bei Zossen, an der Berlin-Dresdener Bahn. Dazu kommt ein grösseres Schädelstück (Stirnpartie mit Rosenstock) und eine obere Backenzahnreihe aus dem interglacialen Torflager von Klinge, unweit Kottbus. Ferner ein Schädel mit sehr breiten Schaufeln aus dem Torf von Schroda, Provinz Posen. Endlich besitze ich noch privatim den Unterkiefer eines Elchtieres aus dem Torfmoor von Alvesse, südwestlich von Braunschweig. Dieses ist dasselbe Torfmoor, in dem auch das schöne und vollständige Skelett eines Ur-Bullen (Bos primigenius Boj.), welches im Herzogl. Naturhistor. Museum zu Braunschweig aufgestellt ist, gefunden wurde. Die obigen Funde von Elchresten zeigen, dass das Elchwild auch in der Vorzeit hauptsächlich moorige Distrikte Deutschlands bewohnt hat."

Mitgeteilt von unserm Ehrenmitglied Herrn Prof. Dr. Alfred Nehring in der Deutschen Jägerzeitung Bd. 41 Nr. 38 vom 9. August 1903.

Ich füge hinzu, dass das Vorkommen des Elchs in Mooren und Gewässern der Provinz Brandenburg überhaupt ein ziemlich häufiges ist. Bei Kanalisations- und anderen Tiefbauten sind Reste von Elch in Berlin selbst öfters gefunden, desgl. bei Kanalbauten nahe Plötzensee, in der Jungfernheide. Diese Funde, zu denen sich von neuester Zeit solche aus dem für den Teltow-Kanal ausgehobenen Gelände zwischen

Teltow-Schönow bis Kohlhasenbrück gesellen, gehören zumeist dem Alluvium, zum Teil dem Alt-Alluvium an; allein auch die diluvialen Kiesgruben von Rixdorf und Britz bei Berlin haben einzelne Elentierreste geliefert. Im Juli 1903 sah ich in dem reichhaltigen Museum zu Rönne, der Hauptstadt unserer dänischen Nachbar-Insel Bornholm, ein fast vollständiges Gerippe eines im Moor gefundenen Elchs mit riesigen Schaufeln, für mich deshalb besonders bemerkenswert, weil die Insel Bornholm mit nur 10,6 Quadratmeilen (584 qkm) Fläche und mit nur geringen Sumpfwaldungen wie sie das Elentier zum Leben braucht, ein anscheinend wenig geeignetes Gelände für diesen aussterbenden gigantischen Hirsch geboten hat. Geschichtliche Erinnerungen an Cervus alces giebt es allerdings auf Bornholm nicht mehr. Es handelt sich um einen dem älteren Alluvium angehörigen Fund.

Endlich bemerke ich noch, dass das feste und zähe Knochenwerk des Elchgerippes, namentlich Rührknochen, gern zu grossen Harpunen und gewaltigen Angelhaken, dgl. zu Pfriemen und Speerspitzen verarbeitet worden ist. Belagstücke namentlich aus dem ehemaligen Havelboden nahe dem jetzigen Fluss in der Gegend von Ketzin befinden sich im Königlichen und im Märkischen Museum sowie im Privatbesitz, zum Teil frühsteinzeitlich und altalluvial.

XX. Über zoologische Schulbücher teilt uns Herr Professor Dr. Eckstein-Eberswalde (vgl. Nr. XVII) einen Artikel „Fortschritte," ironisch betitelt, aus Nr. 50, Bd. 41 der Deutschen Jäger-Zeitung (Neudamm, Verlag von J. Neumann, 1903) mit, worin er mit vollem Recht zwei Schulbücher glossiert („Deutsches Lesebuch von Hopf und Paulsiek, neubearbeitet von Dr. Chr. Maff, 50. Aufl. 1903 und „Lesebuch zur Pflege nationaler Bildung" von Jütting und Weber, neubearbeitet von Bezirksschulinspektor Lange, 32. Auflage 1902), indem er daraus Belagstellen anführt, von denen wir einige nachstehend wiedergeben.

Der Iltis.*)

Jetzt zieht er in's Feld, frisst ein Mäuschen, überfällt den Hamster, kratzt ein Hummelnest aus, frisst eine Kröte, fängt den Aal, der seinen Nachtspaziergang nach dem Erbsenfelde unternimmt, beisst der Rebhenne den Kopf ab, schleppt sie wie den Aal und die Kröte in den Hamsterbau, in dem er sich wohnlich einnistet, und holt auch alle Eier aus dem Neste hierher. (Jütting und Weber V. u. VI. 1902 S. 278.)

Der Sperling.

Der Spatz gehört zu den Gassenbuben unter den Vögeln. Er sieht auch gerade so aus. In seinem dicken Kopfe stecken ein paar rote, freche Augen. (Hopf und Paulsiek Sexta 1903 S. 131.)

*) Etwas gekürzt.

Der Specht.

Der Schwarzspecht hat ein feuerrotes Käppchen auf dem Kopfe. Schön grün und rot ist der zweite, der Grünspecht, und die beiden andern sind schwarz und weiss. Würmer und Maden sind ihre Kost. Er fliegt in den dichten, finsteren Wald, dorthin, wo die ältesten und stärksten Bäume sind. Oft pickt er durch die Borke und zieht die Käfermaden hervor, die in ihr wohnen. Diese leben manchmal zu Hunderten in einem Stamm und fressen das Mark des Baumes. Wenn der Vermehrung dieser Würmer nicht Einhalt getan wird, zernagen sie den Stamm so, dass bald die Äste absterben . . . . Die Würmer, die dem Schnabel des Spechtes bis dahin entgangen waren, fliehen, von ihrem eifrigen Verfolger erschreckt, nach der entgegengesetzten Seite des Baumes, und wähnen sich hier sicher. Beim Zimmern der Nisthöhle trägt er vorsichtig alle Späne ein gutes Stück vom Baume weg, damit kein böser Knabe es an ihnen merke, dass er hier seine Eier und seine Jungen habe. (Hopf und Paulsiek Sexta 1903 S. 130.)

Die Taube.

Das Anmutigste unter allem, was Flügel trägt, ist doch die Taube. Mit Tauben tändeln Kinder am liebsten. (Hopf und Paulsiek Septima 1903 S. 77.)

Der Storch.

Er ist ein gern gesehener Hausgenosse. Wo er weilt, da ist er auch bald so vertraut mit dem Hause, dass er wie ein Kind der Familie erscheint. (Hopf und Paulsiek Septima 1903 S. 76.)

Die Blindschleiche

bildet ein sonderbares Mittelding zwischen Eidechsen und Schlangen. Die gelehrten Leute zählen sie zu den Eidechsen und führen viele triftige Gründe dafür an; alle übrigen Leute nennen das Tierchen aber eine Schlange. (Hopf und Paulsiek Quinta 1903 S. 219.)

Der Karpfen.

Die Jungen schwimmen in ganzen Scharen neben der Mutter her und verspeisen den Schleim, den diese ausschwitzt, just wie die Ziegenlämmchen und Kälbchen die Milch ihrer Alten als erste Kost trinken. (Hopf und Paulsiek Quinta 1903 S. 226.)

Der Hecht.

Einmal hatte er auch eine Wasserratte verschlungen, ein andermal ein junges Entchen verschluckt. Er war dabei so lang und so schwer geworden wie ein zehnjähriger Knabe. (Hopf und Paulsiek Quinta 1903 S. 228.)

Der Jäger.

Kaum beginnt der Oktobertag zu dämmern, dann tritt der Förster mit seinem Burschen im kurzen Jagdkleid, die blanken Gewehre mit der Weidtasche um die Schultern aus der Wohnung . . . . Jetzt beginnt in der Feldmark ein Treiben. Laut ertönt durch die Luft das Klappern der

aufgebotenen Landleute, vermischt mit dem Klaffen der Hunde und ihrer Führer kunstverständigem Zuruf. Aufgeschreckt aus ihrem Lager, stürzen verschiedene Hasen hervor, Schüsse fallen, und das erlegte Wild belastet bald die Taschen der Jäger.

Nachdem nun noch zwei Dickichte abgesucht worden sind, sammelt sich alles . . . . (zum Frühstück). Dann steht der geschäftige Förster auf, sendet einen Teil seiner Begleiter mit den geschossenen Hasen nach Hause und verfügt sich mit den anderen wieder in den Wald, um kürzlich errichtete Raummeter zu besehen und neue Bäume mit dem Waldhammer zu diesem Zwecke anzuschlagen. Einige Köhler erscheinen und zahlen für das empfangene Holz; Arme aus der Gegend erhalten auf ihre Bitte Erlaubnis, Reisig aufzusuchen oder dürres Laub nach Hause zu tragen. Nachdem der Jäger die Fährte eines Ebers aufgespürt, erschallt das Horn und ruft zum Abzuge. Unterwegs rauscht plötzlich ein Volk Rebhühner, es knallt, und sechs Stück vermehren die Beute des Waidmannes. Fruchtlos bleibt indessen sein Lauern auf Schnepfen. Doch zufrieden mit dem Ertrage des Tages führt der Förster seine Leute bald völlig heim. (Jütting und Weber V. u. VI. 1902 S. 303.)

Ich kann zu diesen teilweise, wie ich glaube, in der Tat mehr „kindisch“ als „kindlich“ zu nennenden naturkundlichen Schreibereien nur bemerken, dass man allerdings ja nicht bei jedem Lesebuchverfertiger genügende naturgeschichtliche Kenntnisse voraussetzen darf, alsdann muss man aber verlangen, dass der Autor und Pädagoge dergleichen Veröffentlichungen zuvörderst von einem Sachverständigen, bevor sie mitgeteilt werden, vorprüfen lässt.

Man stutzt unwillkürlich, wenn man sieht, dass Schulbücher, die in diesem Jahr in 32. und 50. Auflage erschienen sind, noch fortgesetzt dergleichen törichte Mitteilungen enthalten.

Wie mir ein Schulmann unlängst sagte, ist eins dieser Lesebücher selbst zu Berlin in den Unterklassen höherer Lehranstalten noch immer im Gebrauch.

Als Vertreterin der Heimatkunde ist unsere Brandenburgia wohl berechtigt, auf solche Verstösse gegen die Heimatkunde aufmerksam zu machen und gegen die Verbreitung derartig unwissenschaftlichen Lehr- und Lesestoffes Verwahrung einlegen zu sollen.

XXI. Neolithisches, Palaeolithisches und Eolithisches. Diese drei Termini technici möchte ich heut Abend berühren, bei Besprechung einer hochinteressanten Schrift betitelt: Das Land Mecklenburg vor 3000 Jahren. Mit einer Karte. Rektorats-Programm von Dr. Eugen Geinitz. Rostock 1903. gr. 8° 23 S.

Unser Mitglied, der Direktor der Urania, Herr Franz Goerke, hat uns vor einiger Zeit Lichtbilder mit übersichtlicher Beschreibung vorgeführt, welche, „im Mecklenburgischen Grenzlande“ betitelt, deutlich die geologische, oro-hydrographische Verwandtschaft der Prignitz, der

Grafschaft Ruppin, insbesondere aber der Uckermark mit den Mecklenburgischen Grossherzogtümern erkennen liessen. So sind die Wandlungen, denen sich das Land Mecklenburg vor 3000 Jahren, also in vorgeschichtlicher Zeit unterwerfen musste, ebenfalls nicht wirkungslos für die angrenzenden Lande Holstein, Pommern und Brandenburg verlaufen. Herr Professor Geinitz,*) der in ebenso streng wissenschaftlicher wie geistvoller Darstellung die Grenzgebiete der Geologie und der Vorgeschichte im Sinne neuer Landeskunde in Verbindung zu bringen versteht und unserer Brandenburgia durch die weittragende Hypothese einer Einheitlichkeit der quartären Eiszeit — vgl. XII. Jahrgang S 152 ff. — bestens in der Erinnerung steht, versucht in der Rektoratsrede vom 1. Juli 1903 namentlich die seit Forchhammer in den vierziger Jahren in dänischen wie deutschen Abhandlungen und seit P. H. K. v. Maack († 1878) „Das urgeschichtliche Schleswigholsteinische Land", Kiel 1869, kaum mehr Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchungen gewesene kimbrische Flut, welche schon die Alten viel beschäftigte, mit der Boden- und Vorgeschichte in Übereinstimmung zu setzen.

Geinitz geht davon aus, dass unsere deutsche Ostseeküste im Abbruch liegt; mir ist daran kein Zweifel, denn ich habe die vor unserer jetzigen Küste zum Teil in der wilden offenen See liegenden Torfmoore und Waldungen von Hinterpommern an bis zur ostholsteinischen Küste oft genug im Laufe der letzten Jahrzehnte beobachtet und die von der See aus diesen Schichten ausgeworfenen pflanzlichen und tierischen Reste recht häufig gesammelt. Von der Gewalt der Sturmfluten, die zu dem allmählichen Sinken unserer Küsten hinzukommen, habe ich die Spuren der Ueberschwemmungen von 1872 und 1873, zuletzt noch die Verwüstungen vom 19. April 1903 mit Staunen und Bestürzung wahrgenommen.

So nimmt Geinitz S. 2 an, dass Mecklenburgs hohe Küstenkante vor 2500 Jahren etwa 2,5 km weiter nördlich lag.

Den grössten Landverlust hat aber die sogen. Litorina-Senkung gebracht.**)

*) Es sei bezüglich Mecklenburgs verwiesen auf 2 frühere Schriften von Geinitz: „Der Boden Mecklenburgs" sowie „Die mecklenburgischen Höhenrücken (Geschiebestreifen) und ihre Beziehungen zur Eiszeit," beide erschienen in den „Forschungen zur Deutschen Landes- und Volkskunde in Engelhorns Geographischem Verlag.

**) Benannt nach dem Auftreten und überwiegenden Vorherrschen zweier kleiner Deckelschnecken als Leitfossilien Litorina litorea, der gemeinen Strandschnecke und der kleineren Litorina rudis, beide noch heut bei Kiel massenhaft lebend, an der mecklenburgischen Küste aber zurückgehend, während an der pommerschen Küste als östlichstes Vorkommen an Steinen vor Arkona in den sechziger Jahren v. J. nur noch eine Kümmerform von L. rudis von mir lebend entdeckt worden ist. E. Fr.

Das Niveau der Ostsee hat seit dem Beginn der Quartärzeit bekanntlich geschwankt. Älteste Periode: a) Yoldia-Zeit (nach der arktischen Muschel Yoldia arctica), Verbindung mit dem Eismeer, — b) dann Abschnürung der Verbindung der Ostsee westlich und nördlich und Verwandlung der Ostsee in einen vollkommenen Binnen-See, den Ancylus-See, benannt nach 2 kleinen Süsswasser-Napfschneckchen Ancylus fluviatilis, in strömendem, und A. lacustris in ruhigem Wasser. Von dieser Ancylus-Periode rühren nach meiner Auffassung auch die Süsswasserkonchylien in der Ostsee wie Limnaea baltica, desgleichen Neritina baltica und mindestens eine Art Pisidium (kleine Erbsenmuschel) her, die sich im Laufe der Jahrtausende zu eigenen Arten ausgebildet haben und niemals die Flüsse hinaufgehen, weil ihnen deren eigenartiges Süsswasser nicht zusagt. Dasselbe gilt von einigen Varietäten unserer Fische, z. B. von einer bestimmten Varietät des Bars, des Kaulbars, des Brachsen, des Zanders, Spielarten oder Abarten von Fischen, die in den in die Ostsee einmündenden Flüssen durch die dem letzteren Zeitalter eigentümlichen angestammten Spezies ersetzt werden. Diese Mollusken und Fische, zu denen sich auch Krustaceen gesellen, dürfen also als Relikte der Ancylussee-Periode angesprochen werden, ganz ähnlich wie Cottus quadricornis, Pontoporeia affinis, Idotea entomon, Mysis relicta als Überlebsel der Yoldia-Zeit. Vergl. Credner: Über die Entstehung der Ostsee. (Greifswald 1895 S. 25.

c) Die Litorina-Zeit, in der eine erneute Verbindung mit der Nordsee und eine Tiereinwanderung aus der Nordsee stattfand von solchen Spezies, die den geringen Salzgehalt des von Westen nach Osten mehr und mehr sich aussüssenden Ostseewassers vertragen können.

Diese letzte Epoche hat ihre Spuren auch an unserer neuvorpommerschen Küste durch die ausgedehnte Konchylien-Lager, in der Hauptsache bestehend aus der Muschel Scrobicularia piperata, deutlich hinterlassen. Auf ihr massenhaftes fossiles Vorkommen am rechten Ryck-Ufer bei Greifswald habe ich bereits im Jahre 1878 gelegentlich der dort abgehaltenen Fischereiausstellung hingewiesen. Hier auf dem rechten Ryck-Ufer kommen neben Millionen der gedachten Schlammuscheln vereinzelt auch die gedachten beiden Spezies von Litorina vor. Auf dem linken Ryck-Ufer befinden sich die Scrobicularien-Schichten auch, doch habe ich darin Litorinen bisher nicht, auch nicht auf einer Exkursion, die ich mit Herrn Professor Dr. Deecke von Greifswald aus dorthin am 30. Juni d. J. unternahm, gefunden.

Geinitz sagt S. 9: „Vor dieser Senkung der Litorinenzeit war also, wie schon lange anerkannt, das südwestliche Balticum nicht Ostsee, sondern ein Festland, welches Mecklenburg und Schleswig-

Holstein mit Dänemark und Südschonen verband; wir wissen auch, dass dieses Land alsbald nach seiner Eisbefreiung von den Menschen der jüngeren Steinzeit besiedelt wurde."

Ich füge hinzu: also konnte man damals von unserer Mark bis nach Schweden und umgekehrt, ohne offenes Meer zu passieren, gelangen.

S. 15: „Über dieses Land, dessen Bestehen bis in die sogen. Ancyluszeit reichte und nach den unter folgenden Berechnungen etwa noch vor 3000 Jahren existierte, brach nun die Katastrophe der Litorinasenkung ein."*) G. hält übrigens dafür, dass dieselbe nicht in Gestalt einer einmaligen „Sintflut" verlief, sondern langsam erfolgte, wie eben jede säkulare Senkung; die Zeit der Litorina-Senkung, welche 50 m betrug, ist, geologisch gesprochen, allerdings eine sehr kurze.

Der Verf. versucht nun mit diesen geologischen Tatsachen die vorgeschichtlichen zu verbinden. Nachdem der alte Stauseeboden der heutigen nordöstlichen mecklenburger Heide teilweise trocken und mit Heidekraut bewachsen, die flache Seeniederung bis ins Vorpommersche zu Sumpf und Moor umgestaltet war (S. 19), also in dem Abschnitt der postglazialen Zeit, die wir hier parallelisieren können mit der früheren Yoldia-Senkung oder wenigstens mit dem Beginn der folgenden Ancylushebung, hielt, so führt G. aus, der Mensch hier seinen Einzug. Er rückte alsbald weiter nach Norden und Osten. Nach Jahren gemessen sei also sein Erscheinen bei uns jünger, als in Schweden.**)

Eine Erinnerung an die Litorina-Senkung findet G. in der Sage von der erwähnten kimbrischen Flut. Geologisch fasst G. dies in folgender These S. 20 zusammen:

„Die Wohnplätze gelangten infolge der allmählichen Landsenkung in immer grössere Nähe des Meeres und wurden schliesslich von diesem überflutet. Dies dauerte Generationen hindurch, oft baute sich der Mensch wieder an demselben gefährdeten Ufer an und gewöhnte sich an den aussichtslosen Kampf mit dem andringenden Meere. Die plötzliche Flut, vor der sich nicht einmal die Reiter zu retten vermochten, ist eine Sintflut, durch Stürme verursacht, sie ist eine Begleiterscheinung der säkularen Senkung; was die langsame Senkung vorbereitet hatte, wurde mit einem Schlage ausgeführt: weite Strecken

*) Da nach den zuverlässigen Ermittelungen der Professoren Gustav Kossinna und Oskar Montelius das von mir untersuchte in der Brandenburgia wiederholt besprochene Königsgrab von Seddin, West-Priegnitz, um 1000 vor Christus zu setzen ist, aber bereits Eisengerät enthält, so müsste man annehmen, dass die damalige wahrscheinlich germanische Bevölkerung Zeuge der Litorina-Senkung gewesen sein könne. E. Fr.

**) Dem entgegen nimmt man bekanntlich die Entstehung und den Ursitz der germanischen Rasse jetzt in weiten Forscherkreisen in Süd-Schweden an (wo noch jetzt die „germanischsten" Volkstypen vorkommen) und von wo das Germanentum nach Süden und Südosten während der Steinzeit vordrang.

Landes wurden unter den Seespiegel begraben. — Wo sich geschichtliche Überlieferung und geologische Tatsachen so evident decken, kann meiner Auffassung nach kein Zweifel obwalten, dass die Ereignisse der säkularen Senkung in der Litorinazeit mit der cimbrischen Flut identisch sind."

113 v. Chr. traten die Cimbern als durch Seefluten vertriebenes Wandervolk auf.

Allein schon um 300 v. Chr. scheint eine Sage zu existieren, dass die Cimbern durch eine Flut vertrieben seien. G. setzt aber auch die Zeit 200 Jahre vor Aristoteles, 550 v. Chr., vielleicht unter Verwertung des Untergangs der Atlantis, etwa das Jahr 700 v. Chr., als Litorinasenkung d. h. etwa die Mitte der Bronzezeit, für die G. die Zeit von rund 1500 bis 500 v. Chr. annimmt, als möglich ein.

S. 22 „Sernander parallelisiert die Steinzeit mit der Ancyluszeit, die Bronze- und Eisen- mit der Litorinazeit. Demgegenüber stehen allerdings einige steinzeitliche Funde noch in Litorina-Ablagerungen, ebenso wie die Bezeichnung „Steinzeitmeer" für Litorinameer im Osten, nämlich in Finnland. Dies kann man leicht so erklären, dass nicht die gesamte Bevölkerung auswanderte, sondern ein Teil zurückgeblieben war, der sich später nach Norden und Osten ausbreitete, dorthin die Steinzeit tragend, während damals im Süden und Südwesten schon die höhere Kultur Eingang gefunden hatte."

Soweit die scharfsinnigen und geistvollen Ausführungen des Rostocker Gelehrten. Ich pflichte ihm bezüglich der kimbrischen Fluten, dass sie sich noch in historischen Zeiten wiederholten und Auswanderungen in grossen Stil verursacht haben mögen, vollkommen bei.

Dagegen halte ich die eigentliche Litorina-Periode für erheblich länger und mindestens bis in die älteste neolithische Zeit zurückreichend. Ich habe die Scrobicularia-Schichten*) bei Greifswald seit 1874 fast jährlich untersucht und daraus nur ältere neolithische Spuren, etwa gleichalterig denen der dänischen Kjökkenmöddinger gefunden bezw. gesehen, also Steinbeile und Keile mit rhombischem [nicht rechteckigem] Durchschnitt, aus Horn und Knochen geschnitzte Geräte (Harpunen, Angelhaken und dergl.), dagegen keine Spur von Metall. Da nun, wie bereits zuvor von mir angedeutet, das Seddiner Königsgrab aus der Zeit jüngerer Mykene-Kultur (etwa 1000 v. Chr.) Eisen enthält, so muss man — ich wiederhole dies — mit weit grösseren Zeiträumen bezüglich der Litorina-Periode rechnen.

*) Lebend kommt Scrobicularia piperata erst westlich vom Dars in der Ostsee und zwar gegen die Typen der westlichsten Ostsee, der Nordsee, des atlantischen Oceans, des Mittelmeeres und der Adria verglichen, nach meinen vielfachen Funden, nur in Zwergformen vor. E. Fr.

Überhaupt ist durch die Entdeckungen der letzten Jahre insbesondere die zweifellos bislang bei weitem unterschätzte Dauer der neueren Steinzeit sowie fast die gesamte ur- und vorgeschichtliche Chronologie vorerst ins Schwanken geraten und zwar im Sinne grösserer Ausdehnung.

Aber auch die Alt-Steinzeit, die diluviale Palaeolithik, welche vor der Litorina- (Scrobicularien-) Periode liegt, hat wie in unserer Mark Brandenburg so erst recht in dem nördlicheren Gebiet z. B. in Pommern, wobei ich zunächst nur Neu-Vorpommern und die zu Vorpommern gehörigen Inseln Usedom und Wollin im Sinne habe, ihre Spuren hinterlassen.

Auf der Insel Rügen habe ich seit 1900 Feuersteingeräte von ausgesprochenst palaeolithischem Typus auf den Halbinseln Wittow und Jasmund sowie auf Hiddensöe festgestellt. Es handelt sich nicht bloss um Funde aus den ältesten neolithischen Zeiten, ähnlich der Kjökkenmöddinger-Periode, welche Rudolf Baier (die vorgeschichtlichen Altertümer des Provinzial-Museums für Neuvorpommern und Rügen, Berlin 1880 S. 15 und „Beiträge zur Landes- und Volkskunde der Insel Rügen, Greifswald 1899 S. 66) im Sinne hat, sondern um tatsächlich dem Diluvium zuzurechnende, d. h. wirklich palaeolithische Feuersteine, dem älteren Diluvium, wie es sich unter dem Schutz der Kreidehorste z. B. an der Jasmunder Ostküste und am Gellort auf Arkona erhalten hat und nicht minder in der oftmals sehr dünnen diskordant übergelagerten Decke jüngerer geschichteter Glazialbildungen. (Vgl. Rudolf Credner: Rügen: Eine Inselstudie. Stuttgart 1893, S. 452 ff.) Dank den Verwüstungen, welche der Sturmwind und die Sturmflut vom 18./19. April 1903 an den Aussenufern der Insel Rügen angerichtet hat, ist es mir gelungen, während mehrtägiger Exkursionen eine Reihe palaeolithischer Geräte und Absplisse aus der Gegend zwischen Crampass, Sassnitz, Stubbenkamer und Lohme zu sammeln.

Ich bin fest überzeugt, dass die palaeolithische Kultur auch in Mecklenburg und Holstein existiert hat sogut wie in der Provinz Pommern. Wie aber lassen aufwärts gerechnet diese Spuren des Vormenschen sich mit der Yoldia-, Ancylus- bezw. Litorina-Zeit parallelisieren? Abwärts gerechnet finden sich in den vom Altmeister Rudolf Baier a. a. O. geschilderten Feuersteinbearbeitungen die Übergänge zur Kultur der altalluvialen jüngern Steinzeit.

Dazu kommt das seit kurzem zweifellos gesicherte Auftreten des Ur-Menschen in der Morgenröte seines Daseins, weit, weit vor dem palaeolithischen Vorgeschichtsmenschen, d. h. das Auftreten des Urmenschen der eolithischen Periode. Schon sind in unserer an Mecklenburg angrenzenden Prignitz zweifellose Eolithe, Feuersteine ohne Zurichtung aber mit energischen Gebrauchsspuren, gefunden.

Die Hauptzeit des eolithischen Menschen liegt vom Miocän ab im Tertiär. Die Prignitzer Eolithe sind allerdings bislang nicht im Miocän der Prignitz, sondern nur im Altdiluvium gefunden, aber die charakteristische Kulturform der Eolithe ist doch direkt und unbestreitbar aus dem Tertiär zu uns übernommen und überkommen, genau so wie die jüngste palaeolithische Kultur (wie ich angedeutet) hinüber strahlt in die älteste neolithische (altalluviale) Kulturepoche, die ohne Riss und Kluft ihrerseits wieder bis in unsere Tage reicht.

Im Jahre 1865 fand ich im Diluvium bei Wostewitz auf Rügen, südlich von Sagard, halbwegs zwischen diesem Jasmunder Flecken und Neu-Mucran, im Diluvialkies eine dem Obersenon angehörige grauschwarze Feuersteinknolle, die bequem in der Faust liegt, rübenartig, an der Spitze und einen Seite durch Schläge und Absplisse verletzt, die nicht durch geologische Gewalt, sondern nur von einem zielbewussten Wesen durch wiederholten Gebrauch entstanden sein können. Dieser Flint könnte als Fauststein noch heut bestens zu allerhand Gebrauch verwendet werden. Die durch überlegte Benutzung entstandenen Absplitterungsflächen sind, wie man dies auch an den dem Somme-Tal entstammenden, aus den Flusskieslagern („drift“ der „gravel beds“ nach Lyell) entnommenen als palaeolithischen Geräten von St. Acheul und Abbeville wahrnimmt, durch die Reibung des vom Wasser getriebenen, sich rollenden scharfen Sandes mattblank gescheuert, gleichzeitig auch sanft abgerieben, also etwas deformiert. Ich habe dieses Stück, für mich bezüglich Rügens ein Unicum, lange Jahre bei mir aufbewahrt und manchem gezeigt. Es ist von mir in der vergleichenden Sammlung des Märkischen Provinzial-Museums hinterlegt. Ich habe früher nicht gewusst, wohin ich chronologisch und prähistorisch dies Stück unterbringen sollte, obgleich von Anfang an für mich feststand, dass es vom Menschen bearbeitet sein müsse, denn sonst hätte ich mir überhaupt nicht die Mühe gegeben, diese Knolle des gewöhnlichen typischen rügenschen Feuersteins mitzunehmen.

Palaeolithisch ist das Stück nicht, denn die bearbeiteten Flinte aus dem Diluvium sind ganz anders zugerichtet; neolithisch ist das Stück erst recht nicht; das verbietet ebenfalls die ganz abweichende Behandlung und die geologische Lagerung. Nachdem ich die englischen, französischen und belgischen Palaeolithe sowie Eolithe gesehen und verglichen, nehme ich keinen Anstand dies, wie angedeutet, von mir bereits im Sommer 1865 — (wo ich häufig von Sagard nach der Küste von Neu-Mucran zu Fuss ging, um dort in der Nähe der berühmten „Hülsbüsche“, der Riesenexemplare von Ilex aquifolium, ein Seebad zu nehmen und auf der Wanderung nach Versteinerungen und Steinaltertümern fleissig Ausschau hielt) — ich sage, ich nehme keinen Anstand, dies von mir aufgefundene Feuersteingerät

für ein vom Urmenschen zugerichtetes eolithisches Werkzeug zu erklären.

Ich finde die Vorstellung verbreitet, als wenn die Eolithe sämtlich aus dem Tertiär, aus dem Miocän oder womöglich gar schon aus Ober-Oligocän stammen müssten; dies hat schon der beste Kenner der palaeolithischen und eolithischen Funde, Rutot in Brüssel widerlegt. Die eolithisch bearbeiteten Feuersteine reichen vom Miocän durch das Pliocän bis in das älteste Pleistocän, nach Rutot sogar bis zum Rückzug der ersten Vergletscherung, zuletzt mehr und mehr mit Palaeolithen vermengt, schliesslich von ihnen verdrängt.

Ich bin überzeugt, dass der Nachweis noch anderer Eolithe auf Rügen, welche Insel für den Norden Deutschlands den ältesten Sitz des Urmenschen und des ersten Auftretens der Kultur überhaupt bedeutet, ferner der Nachweis von Eolithen in Mecklenburg, Holstein usw., gerade wie der Nachweis noch weiterer Eolithen in der Provinz Brandenburg nicht lange mehr auf sich wird warten lassen. Die Herren Stratigraphen wollen es sich recht bald angelegen sein lassen, darüber nachzusinnen, wie sie den eolithischen Menschen mit der Natur- und Kulturgeschichte des nördlichen Deutschlands in Verbindung bringen, zum Frommen aller wissbegierigen Heimatkundigen.

Ich mache dabei auf die chronologische Parallele und Ähnlichkeit noch einmal aufmerksam: Die Eolithe gehören dem Tertiär ihrer Entstehung nach an, aber sie kommen noch im Alt-Diluvium vor, dort vor der verbesserten Kultur allmählich verschwindend. Und die palaeolithischen Geräte, obwohl zweifellos dem Diluvium ihre eigentliche Entstehung verdankend, ziehen sich, vom Standpunkt der Kultur betrachtet, bis in das Alt-Alluvium (älteste neolithische Steinzeit) hinein.

So interessant und neu dies Kapitel auch für unsere brandenburgische Heimatkunde sein mag, so erlaubt die mir für heute Abend zugemessene Zeit und der mir für den heutigen Sitzungsbericht verstattete Raum doch kein weiteres Eingehen. Ich behalte mir weiteren Bericht an der Hand der Mitteilungen des Herrn Konservator Rutot und des Heidelberger Professors Herrn Dr. Klaatsch, der sich der Sache mit wahrem Feuereifer, unterstützt durch sehr umfangreiche Forschungsreisen, annimmt, für die Oktobersitzung vor.

Zum Schluss will ich mir nur noch den Vorschlag erlauben, dass die Ausdrücke Litorina-Senkung, Litorina-Periode, Litorina-Ablagerung, Litorina-Schicht usw. mit Scrobicularia-Senkung, -Periode, -Ablagerung, -Schicht usw. vertauscht werden mögen. Das eigentliche Leitfossil sind nicht die Schnecken Litorina litorea

und rudis sondern die zahllosen Schalen der Muschel Scrobicularia piperata, denn es gibt in dieselbe Zeit fallende Scrobicularien-Schichten von der neuvorpommerschen Küste (Greifswald, Zingst, Prerow) in denen die Litorinen nur selten oder gar nicht beobachtet werden. Scrobicularia ist also typischer und charakteristischer als Litorina, und deshalb sollte die betreffende geologisch und kulturgeschichtlich so wichtige Ablagerung auch nach dem eigentlichen Leitfossil Scrobicularien-Schicht genannt werden.

D. Kulturgeschichtliches.

XXII. Kalenderschau auf 1904. Vier beachtenswerte Kalender möchte ich Ihnen vorlegen.

a) Der Rote Adler. Brandenburgischer Kalender für 1904 herausgegeben von u. M. Robert Mielke. Der stattlichste Kalender unter den vieren, mit trefflichen Illustrationen zu den einzelnen Monaten und einem nicht weniger hervorragend bildlich ausgestatteten Aufsatz: Aus der Frühzeit märkischer Kunst (Marienkirche auf dem Harlunger Berg, Domkrypta und Godehards Kirche zu Brandenburg, Klosterkirchen zu Zinna und Lehnin, Schloss Grimnitz, Schloss Eisenhardt, Torturm zu Hohennauen, Quitzowsches Glasfenster zu Kuhsdorf u. s. w.)

b) Der Berliner Kalender herausgegeben vom Verein für die Geschichte Berlins enthält wiederum wertvolle Beiträge, u. a. von unseren Mitgliedern Professor Georg Voss „Zum 200jährigen Jubiläum der Parochial-Kirche“ und „Aus dem Hohenzollern-Museum“, von Stadtarchivar Dr. Clauswitz „Aus Franz Krügers Huldigungsbild“ und von Professor Friedrich Krüner „Die heilige Barbara in der Berliner Klosterkirche. — Professor Erich Schmidt hat einen trefflichen kleinen Artikel „Schiller in Berlin“ veröffentlicht, woraus folgendes mitzuteilen uns gestattet sei. Schiller langte mit seiner Gattin und den beiden Knaben von Leipzig hier in Berlin am 1. Mai 1804 ein und dehnte diesen ersten und einzigen Aufenthalt in der preussischen Hauptstadt bis zum 17. aus. Dem Dichter wurde von allen Seiten ein begeisterter Empfang zu teil. Das königliche Schauspielhaus, das damals der Aufführung des Wilhelm Tell entgegensah, brachte in dieser kurzen Spanne Zeit drei Stücke Schillers zur Aufführung: „Die Braut von Messina“, „Die Jungfrau von Orleans“ und „Wallensteins Tod“. Iffland, der Direktor des königlichen Schauspielhauses, bewirtete das Paar in seinem Landhaus am Tiergarten. Die Singakademie wurde schon Zelters wegen nicht versäumt. Auch den Gelehrtenkreisen Berlins trat Schiller nahe. Professor Erich Schmidt weist darauf hin, wie nach der Stille Weimars den Dichter der regere Strom des Lebens durchaus wohltuend berührte, ohne dass er wie Goethe, der nur einmal im Mai 1778 (also vor 125 Jahren) hier

verweilt hat, vor grossstädtischer Unruhe und Berlins „verwegenem Menschenschlag“ eine Scheu empfand. Der grosse Idealist war zugleich ein ungemein weltkluger und sicherer Mann, auch bei Hofe. Am 5. Mai erschien er zum Mahl beim Prinzen Louis Ferdinand, und am 13. empfing ihn die Königin Luise. Als Schiller am letzten Tage der Gast des Kabinettsrates Behme war, wurde zwischen ihnen der Plan einer Übersiedelung nach Berlin durchgesprochen und ein hohes Gehalt vereinbart. Schiller wäre dann Mitglied der Akademie der Wissenschaften geworden und hätte zu dem dichterischen Ruhm auch den des Historikers und Philosophen mitgebracht, er hätte sein Verhältnis zum Schauspielhause noch fester gestaltet.

Diese Zukunftsaussichten nahm Schiller nach Weimar mit, zur schweren Sorge Lottens, die sich in Berlin garnicht wohl gefühlt hatte. Wir wissen nur soviel: der Herzog gab eine für Weimar ganz erkleckliche Zulage, und Schiller, der die Vorteile des bisherigen Lebens vollauf würdigte, trug sich jetzt mit dem vermittelnden Gedanken, nur einige Monate des Jahres in Berlin als freier Mann für einen Ehrensold zuzubringen.

Leider machte der frühe Tod des Dichters allen diesen neuen Lebensplänen ein Ende. Schon am 5. Mai 1805 schloss er für immer die Augen. Am Schluss erwähnt Erich Schmidt noch eine recht anmutende Episode vom Aufenthalt des Dichters in Berlin: Nach der Feier im Schauspielhause sandten die kleinen Prinzen ihre goldenen Gedenkmünzen an Schillers Söhne, mit denen sie vor einem Jahre gespielt hatten. Wir erinnern uns, dass Schiller in Berlin sagte: Falls Johannes Müller (der schweizerische Historiker) nicht käme, würde er selbst, und zwar ohne Trockenheit wie ohne Romantik, dem Kronprinzen für das Studium der Geschichte dienen können. . . . Dann hätten also zwei spätere Könige von Preussen, dann hätte der erste Kaiser des neuen Reiches dem lebendigen Worte Schillers gelauscht! Es hat nicht sollen werden.

c) Thüringer Kalender. Herausg. vom Thüringischen Museum in Eisenach. Mit landschaftlichen Zeichnungen, höchst wohlgelungenen und interessanten; von Ernst Liebermann in München. Redaktion unser Mitglied Prof. Dr. Georg Voss. Dieser Kalender mag sich neben dem erstgenannten gern sehen lassen. Auch die kleineren Aufsätze z. B. die Dornburg bei Jena, der Greifenstein am Schwarzatal, die Osterburg bei Weida betreffend etc. sind ebenso reizvoll wie belehrend verfasst.

d) Kalender für Ortsgeschichte und Heimatkunde im Kreise Eckartsberga 9. Jahrg. Druck von Otto Kirschbaum in Wiche. Die grösste Mühe um diesen vortrefflichen Volkskalender hat wiederum Herr Superintendent Naumann in Eckartsberga gehabt, der

unserer Brandenburgia wegen seiner vorbildlichen heimatkundlichen Bestrebungen, die wir in unserer Provinz nachahmen sollten, besonders lieb und wert ist. Einschliesslich eines Wandkalenders ist dieser gut illustrierte Kalender für den unglaublich billigen Preis von 35 Pf. zu haben. Möge er die verdiente Verbreitung finden.

XXIII. Die Wünschelrute hat uns — Brandenburgia XII 18—24 und 154—156 — wiederholt beschäftigt. Ich benutze die Gelegenheit auf einen sehr inhaltreichen Aufsatz „Die Wünschelrute" aus der Feder unseres verehrten Mitglieds Hermann Sökeland in der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde XIII 1903 S. 222 bis 212 und 280—286 sowie auf den Zusatz des Professors Dr. Max Bartels S. 286 u. 287 sowie auf L. Darapsky: Altes und Neues von der Wünschelrute (Lpz. 1903) aufmersam zu machen, indem ich die Originalbeiträge zirkulieren lasse.

Audiatur et altera pars. Da auch in unseren Kreisen die Wünschelrute trotz „Alledem" noch Gläubige zählt, so will ich im Sinne ausgleichender Gerechtigkeit die folgende in der N. H. Ztg. bezw. der Zeitschrift „Niedersachsen" vom 15. April 1903 S. 225 enthaltene pastorale Beobachtung zu Worte kommen lassen.

Zur Frage der Wünschelrute schreibt Pfarrer C. Matthiesen in Guderup auf der Insel Alsen: „Auf meinem heimatlichen Hof herrschte in trockener Zeit während meiner Kindheit immer Wassermangel, dem mein Vater mit bedeutenden Kosten durch Einleiten der Entwässerungsröhren in einen Teich am Hause fürs Vieh wenigstens abzuhelfen suchte, aber ohne befriedigenden Erfolg. Vor reichlich zwanzig Jahren ging der Hof in andere Hände über. Der Nachfolger hatte mit demselben Übelstand zu kämpfen. Mitte der achtziger Jahre liess er Brunnenbohrer kommen, mit denen er eine ganze Woche nach Wasser suchte, aber vergeblich. Ärgerlich griff er zur Wünschelrute, nach kurzem Suchen war das Ziel erreicht; mitten auf dem Hofplatz, wo keiner Wasser vermutet hatte! Aber merkwürdig war ihm, dass von einem Mittelpunkt aus die Rute nach vier Seiten hin einen Wasserlauf anzudeuten schien. Sie bohrten, und schon nach sechs Ellen hatten sie Wasser. So tief gruben sie also erstmals. Da dem Besitzer die gefundene Wasserader aber kaum genügend Wasser zu geben schien, beschloss er, den Brunnen etwas tiefer zu machen, um so doch Vorrat zu haben. Und siehe — zwei Ellen tiefer trafen sie auf eine Ader, die die obere rechtwinklig schnitt und bedeutend stärker war! Das Rätsel war gelöst, und Wasser, genug für den ganzen Hof, war gefunden.

Vor vier Jahren besuchte ich den Hof mit einem älteren Bruder. Ich äusserte meine Verwunderung, an der Stelle eine Pumpe zu finden. Da erzählte mir der Besitzer, was ich oben berichtet habe, und zugleich wurde die Probe mit der Weide gemacht. Es war eine jährige,

gegabelte Weide, kunstlos abgeschnitten etwa drei Finger breit unterhalb der Gabelung; die äussersten Spitzen und die kleinen Zweiglein schnitt er ab. Dann legte er die Ellbogen an den Körper, bog Knie und Rumpf etwa zur halben Hocke, die Hände in die Nähe der Knie, innere Handfläche nach oben, so dass der Daumen rechts und links nach aussen zeigte. Die Weidenspitzen ruhten in der rechten und linken Hand, das dickere Ende, der Vereinigungspunkt der Gabel also, stand nach vorn, etwa einen Fuss über die Knie hinaus, ungefähr wagerecht. Sobald er nun an den Wasserlauf kam, fing die Weide an, unruhig zu werden und nach oben gegen die Brust zu streben. Auf diese Weise konnte ganz genau der Wasserlauf verfolgt werden, der eine ging unter die Haupthaustür, unter die Vordiele und konnte auch noch durch eine Fliesendiele verfolgt werden.

Dass es nicht subjektive Beeinflussung nach den Tatsachen war, zeigte sich schlagend daran, dass, als der Mann, auf Bemerkungen meinerseits, mit beiden Händen die Weide so stark festhielt, dass eine Drehung des Zweiges in der Handfläche ausgeschlossen war, die Weide dennoch über dem Wasserlauf sofort in die Höhe sich bog, in dem Masse, dass an der inneren Seite der Handfläche, dort, wo die Weide aus der Hand heraustrat, sie sich so drehte, dass die Rinde sich löste und im Holz sich Risse zeigten, wie es geschieht, wenn man einen kleinen Zweig abdrehen will. Ich habe das ganz genau gesehen. Wie von einer unsichtbaren Macht gezogen, bog sie sich nach oben, das dicke Ende also gegen die Brust um $^1/_4$ Kreis ungefähr.

Bei meinem Bruder, der es dann auch versuchte, verhielt sich die Weide in derselben Weise. Bei mir nicht! Dabei will ich bemerken, dass mein Bruder, damals 54 Jahre alt, nicht nervös ist; ich dagegen bin es. Seit jenem Tage glaube ich an die Wünschelrute."

Habe ich mit einem lateinischen Citat: audiatur et altera pars begonnen, so sei es mir vergönnt mit einem andern klassischen Satz zu schliessen: Credat Judaeus Apella.

XXIV. Joh. von Lipperheide: Aus dem Katalog der vortrefflichen Kostümbibliothek dieses eifrigen volkskundlichen und kulturgeschichtlichen Sammlers lege ich Ihnen die neuesten Abschnitte von Band II vor, Bezug nehmend auf meine früheren Mitteilungen über das interessante, auch für die Heimatkunde wichtige, anziehend illustrierte Sammelwerk.

XXV. Dr. Gustav Albrecht: Aus märkischer Heidenzeit. U. M. veröffentlicht unter diesem Titel in den „Heften zur Märkischen Kirchen-Geschichte" herausgegeben vom Provinzialausschuss für Innere Mission in der Provinz Brandenburg auf 20 S. 8° in Heft 5 eine gedrängte Entwicklung der heidnischen Kultur unserer Heimat bis zum Sturz des Wendentums. Belehrend und anziehend geschrieben, wie

die mancherlei ähnlichen Arbeiten des verehrten Verfassers, auch im besten Sinne populär und deshalb recht geeignet zur Verbreitung heimatgeschichtlicher Kunde in weiten Kreisen unserer Bevölkerung.

XXVI. Bausteine zu einer Geschichte des Barnim sowie seiner Dörfer Petershagen und Eggersdorf. Chronik nach den Quellen. 2. Teil. Urkunden-Sammlung. Auf Veranlassung und im Verlage des Vereins für Heimatkunde zu Petershagen und Eggersdorf herausgegeben von Alexander Giertz, Pfarrer. Petershagen bei Fredersdorf-Ostbahn, 1903. Quarto VII + 151 S. — Leider sind die Bemühungen, die namentlich Herr von Tresckow, als Landrat des Niederbarnimschen Kreises, höchst dankend aufgewendet, um eine Fortsetzung der Arbeit des inzwischen bedauerlicher Weise in geistige Umnachtung verfallenen Direktors Professor Dr. Erich Bartels „Der Niederbarnim unter den Anhaltinern“ (Wissensch. Beilage zum Programm des K. Luisen-Gymnasiums zu Berlin 1892) zu erreichen, erfolglos geblieben. Um so mehr müssen wir die ungemeine Mühe und Sorgfalt unsers befreundeten Mitglieds Herrn Alexander Giertz rühmen, der das Material zur Geschichte wenigstens mehrerer Dörfer des Barnim in diesem Band vereinigt hat, dem ein 3. Teil „Nachbarorte“ binnen kurzem folgen wird. Dann erst wird der 1. Teil, für uns heimatkundlich betrachtet die Hauptsache, erscheinen, eine Darstellung so genau und gesichert als möglich, der Vorgeschichte des Barnim bis zur ersten urkundlichen Erwähnung der Dörfer Petershagen und Eggersdorf, wonächst die Entwickelung dieser Dörfer selbst in ihrem sozial-politischen Werdegang, die Geschichte ihrer Institute (Kirchen, Pfarrer, Küstereien, Schulen u. s. w.) folgen wird, unter Berücksichtigung der Allgemeingeschichte der Barnimschen Dörfer auf Grund streng archivalischer Forschungen.

Wir wünschen dem Verfasser besten Erfolg zur Fortsetzung und, mit Teil 1, zum Abschluss seines schwierigen Werkes.

Als Sonderabzug lege ich desgleichen vor einem Abschnitt desselben Buches betitelt „Aus Altlandsberg Geschichte“. Herr Pfarrer Giertz erweist den Bewohnern und Freunden unseres Nachbarstädtchens hiermit einen willkommenen Dienst. IV + 40 S. Quarto.

XXVII. Friedrich Backschat: Kloster Zinna. Ein Führer durch seine Baulichkeiten und seine Geschichte. 1171—1547; 1226—1898. Jüterbog 1903. 64 S. 8°.

Verfasser, uns längst bekannt als erfolgreicher Heimatsforscher, hat die Güte gehabt, mir diesen Führer zu widmen, der in wissenschaftlicher Form und dabei gleichzeitig in unterhaltender Weise das altehrwürdige Zinna schildert: Baugeschichte, kirchliche Chronik, Zinna's Verhältnis zu Treuenbrietzen (Zinna baute die Mauern der Stadt

und erwarb dafür das Bannrecht), Zinnas Stellung zu Luckenwalde, das Landbuch der Abtei Zinna von 1560, die Ablass-Kapelle auf dem Hohen Golm, Bericht Peter Hafftizens über Anwesenheit Kohlhases auf dem Galgenberge bei Zinna um Pfingsten 1538, der Marienpsalter, das erste Druckwerk der Mark, in Zinna hergestellt, Säkularisierung des Klosters i. J. 1547 und politische Geschichte bis zur Gegenwart. Das sind die hauptsächlichen Gegenstände der verdienstlichen Schrift, die allen Freunden der Heimatkunde und allen Touristen bestens empfohlen sei. Zwei Bilder: Die beiden Abtei-Gebäude von der Klosterkirche hergesehen und das Titelblatt des Zinnaer Marienpsalters von 1493 nach Klischees des Märkischen Museums bilden eine erfreuliche Beigabe des Büchleins, dem wir eine weite Verbreitung wünschen.

XXVIII. Robert Mielke: Zur Entwickelungs-Geschichte der sächsischen Hausform. (Zeitschrift für Ethnologie 1903, S. 509—525) und derselbe: Die Ausbreitung des sächsischen Bauernhauses in der Mark Brandenburg (Globus vom 2. Juli 1903.)

Unser Ausschussmitglied, neben Meitzen und Henning einer der besten Kenner der volkstümlichen Haustypen, vergleicht in der ersteren Schrift die verschiedenen Hausformen in Rustede, Cremper Marsch, Born auf dem Dars, Ditmarschen, Prenden bei Bernau, Zäckerik (Neumark) sowie anderen Beispielen und legt namentlich die Wanderungen der Herdstelle innerhalb der Hausung klar, während der 2. Aufsatz in einer Karte die Verteilung der brandenburgischen Haustypen, Sächsisches Haus, Märkisches Dielenhaus, Nute-Nieplitz-Haus, Laubenhaus, Wendisches Haus und die romanischen Kirchen mit Westeingang verzeichnet. Hierbei ergiebt sich südlich von Berlin gegen Morgen der wendische Typus, gegen Abend der Nute-Nieplitz-Typus, nördlich jener Linie der Dielen-Typus, gegen Abend und gegen Osten (im wesentlichen in der Neumark) der Lauben-Typus. Der niedersächsische Typus entfällt in der Hauptsache auf die Prignitz. „Es giebt, sagt R. M., noch ein anderes wichtiges Beweismittel dafür, dass der sächsische Typus einst im ganzen Westen des Landes vorherrschend war: die alten romanischen Feldsteinkirchen. Schon öfter ist hingewiesen auf den Zusammenhang zwischen Dorfkirche und Bauernhaus.“ „Diese romanische Kirche mit dem Westeingang tritt an einer Stelle über das Gebiet des sächsischen Hauses nach Osten hinaus und schliesst gerade den Teil des Landes ein, der von dem Laubenhaus besetzt ist. Sollte dies ein Hinweis sein, dass das Laubenhaus ebenfalls eine Abwandlung des sächsischen ist? Das Vorkommen der Laube im Nute-Nieplitz-Gebiet und selbst im Kreise Ruppin können dafür sprechen. — Wenn, wo es nicht selten der Fall ist, ein Haus seine Laube durch Zubau verloren hat, dann ist es überhaupt nicht mehr von dem Dielenhaus zu unterscheiden.“

Wir danken dem Verf. für diese nicht unwesentlichen Bereicherungen unserer Heimatkunde und ich bemerke noch, dass beide Arbeiten durch sehr klare Grundrisse der verschiedenen Haustypen und auch sonst noch durch Abbildungen bestens unterstützt werden.

XXIX. O. Stiehl: Die Entwicklung des Mittelalterlichen Rathauses in Deutschland. (Sonderabdruck aus der Allgemeinen Zeitung, München 1903).

Unser geehrtes Mitglied Herr Privat-Dozent Stadtbauinspektor O. Stiehl geht in dieser verdienstlichen Übersicht auch auf einige unserer brandenburgischen Rathäuser ein und wird die Güte haben speziell über die Rathäuser unserer Provinz uns im März 1904 einen durch Projektionsbilder unterstützten Vortrag zu halten, auf den schon jetzt verwiesen sei.

XXX und XXXI. Professor Dr. J. W. Otto Richter (Otto von Golmen) hat die beifolgenden zwei Bücher: „Berlin-Kölln, Zeit- und Kulturbilder aus der ältesten Geschichte der Reichshauptstadt und des Märkischen Landes“ und „Benjamin Raule, der General-Marine-Direktor des Grossen Kurfürsten. Ein vaterländisches Zeit- und Charakterbild aus der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts“ geschrieben, welche aus dem Costenobleschen Verlag auf die hiesige Buchhandlung von Cludius und Gaus übergegangen sind. Als verständig und anschaulich verfasste populärhistorische Arbeiten können beide Bücher zu Geschenken vorzüglich für unsere Schuljugend empfohlen werden, um so mehr als der sehr billige Preis von 2 M. pro Werk die Anschaffung erleichtert.

XXXII. Wilhelm Schwartz: Sagen und alte Geschichten der Mark Brandenburg. Diese alten lieben Bekannten, die Freunde unserer Jugend und des Alters, sind in J. G. Cotta's Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H. zu Stuttgart vor kurzem in 4. Auflage erschienen.

Ich habe die trefflichen Sagensammlungen unsers uuvergesslichen Ehrenmitgliedes in der Brandenburgia so oft rühmend erwähnt, dass ich nichts Neues hinzuzufügen vermag, zumal die neue Auflage ein unveränderter Neudruck der Vorgängerin ist. Der Preis, 2 Mark, ist überaus wohlfeil.

XXXIII. Der neueste Jahresbericht des Römisch-Germanischen Museums zu Mainz, dessen Verwaltungsausschuss ich anzugehören die Ehre habe, möchte Ihnen von der gedeihlichen Entwicklung dieses unserer Brandenburgia befreundeten vortrefflich geleiteten gemeinnützigen Instituts wiederum Kenntnis geben.

XXXIV. St. Petersburg-Feier. Ich zeige Ihnen die Silber-Medaille auf die 200Jahr-Feier der Gründung der Stadt Sankt Petersburg, 6,8 cm Durchm., 126 g schwer, matt. Die Hauptseite zeigt die Portrait-Köpfe Peters des Grossen und des jetzigen Zaren,

Nicolaus II, ersteren mit Lorbeerkranz; am Rande die Namen in russischer Schrift. Rückseite: Allegorische Figur, die Russia darstellend, mit russischer Umschrift und den Jahreszahlen 1703—1903.

Sie sehen, dass die Technik der künstlerischen Darstellung sich der französischen und österreichischen Technik mit ihrem wenig plastischen vielmehr etwas verschwommenem Relief anschliesst, sich aber dadurch unterscheidet, dass hier, im Gegensatz zur modernsten Richtung, der Rand wieder scharf ausgeprägt ist, wie bei den Rubeln, Fünfmarkstücken und den meisten eigentlichen Münzen.

Das interessante Stück wurde dem Magistrat der Stadt Berlin verliehen, deren Oberbürgermeister, unser verehrtes Ehrenmitglied Martin Kirschner, die Kommune bei der Petersburger Jubelfeier vertrat. Der Magistrat hat die Medaille dem Märkischen Museum zur Aufbewahrung überwiesen.

E. Photographien und Bilder.

XXXV. Jüterbog. Herr Redakteur Stock daselbst hat die Güte gehabt, die zirkulierenden neusten Postansichtskarten von Jüterbog mit seiner Umgebung, 24 an der Zahl, alle wohl gelungen, einzusenden. Dabei eine Generalansicht in Doppelkartenform.

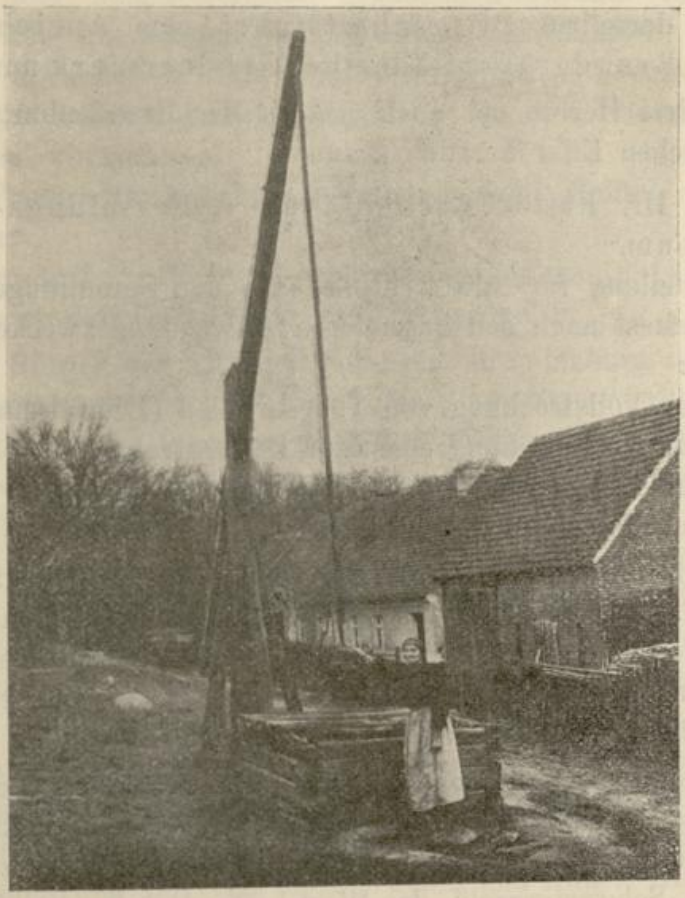
XXXVI. Schwarzhorn, Kreis Beeskow-Storkow. Von dem am Scharmützelsee romantisch belegenen Jagdschloss Schwarzhorn, vom Bahnhof zu Fuss in 25 Minuten erreichbar, sendet die Verwaltung des Hotels und Restaurants Abbildungen, ein. Auf einer Pflegschaftsfahrt am 14. September 1902 haben wir uns von der wahrhaft überraschend schönen Lage Schwarzhorns an dem gewaltigen romantischem See allseitig überzeugt.

XXXVII. Wiepersdorf bei Jüterbog. In dem durch Achim von Arnim und Bettina „dem Kind“ wohlbekannten Arnimschen Rittergut Wiepersdorf hat unser kunstfertiges Mitglied Herr Bibliothekar F. Lüdicke eine Ansicht des Schlosses nach dem Park zu verewigt, desgl. den Kleinbahnzug auf der Fahrt nach Wiepersdorf am 17. Mai 1903 mit den Teilnehmern der Pflegschaft des Märkischen Museums.

Auch 3 Bilder desselben Amateurphotographen aus Vorpommern: Inneres der Kirche von Swinemünde, Altarfiguren daselbst und Wrack eines Küstenfahrers vor Misdroy werden Sie nicht ohne Interesse betrachten. Desgl. 1900 aufgenommen das Seemannsheim auf der zu Neuvorpommern gehörigen Insel Greifswalder Oie, dem Helgoland der Ostsee.

XXXVIII. U. M. Herr Dr. Reichhelm überreicht zwei überaus wohlgelungene Aufnahmen eines Ziehbrunnens zu Frohnsdorf bei Treuenbrietzen, wovon wir uns nicht versagen können, wenigstens

die eine besonders stimmungsvolle zu reproduzieren, zumal die pitoresken Ziehbrunnen (eigentlich Wipp-Brunnen) immer mehr aussterben.



Ferner überreicht Herr Dr. Reichhelm 3 photographische Ansichtskarten aus Treuenbritzen sowie eine Tezel-Ansichtspostkarte mit 2 Bildnissen des dominikanischen Ablaspredigers sowie des sogen. Tezelkastens in der Nikolaikirche zu Jüterbog, von Herrn Reichhelm ebenfalls sehr geschickt hergestellt.

XXXIX bis XLI. U. M. Herr Otto Heumann, auch ein ebenso geschickter wie freundlichst williger Amateur-Photograph im Dienste der Heimatkunde, sendet sehr wohl gelungene Photographien von Pflegschaftsfahrten des Märkischen Museums ein: a) vom 23. v. M. der Lutherbrunnen bei Treuenbrietzen, aus welchem der Reformator auf der Fahrt von Wittenberg nach Treuenbrietzen sich gelabt hat, vom Bischofsstein auf Gut Rietz, vom Schneidersteine ebendort, vom Schäfer- oder Hirtenstein ebendort, und vom Bismarckstein bei Lüdersdorf, welche Steine u. M. Herr Postrat Steinhardt in unserm Monatsblatt ausführlich beschrieben hat.

b) von der Pflegschaftsfahrt nach Gransee am 20. d. M. Reste des Franziskaner Klosters (Refektorium) und zwei vom

Mauerwerk der Marienkirche mit höchst scharf und charakteristisch ausgeprägten Rundnäpfchen und Längsrillen, Zeugen des Volks- und Aberglaubens in katholischer Zeit zu Gransee.

c) von derselben Pflegschaftsfahrt eine Ansicht des germanischen Brandgräberfeldes bei Schönermark unweit Gransee.

Allen drei Herren sei auch seitens der Brandenburgia für ihren heimatkundlichen Eifer herzlich gedankt.

XLII. Hr. Kustos Buchholz über: Fesselungs-Geräte im Märk. Museum.

Die Abteilung für Strafrechtpflege in den Sammlungen des Märk. Museums umfasst nach den besonderen Anwendungszwecken 4 Gruppen von Geräten:

1. Zur Vollstreckung von Todesurteilen (Hinrichtungen).
2. Zur Vollstreckung sonstiger Leibesstrafen.
3. Zur Erzwingung von Geständnissen (Foltern).
4. Zur Fesselung Gefangener.

Die ganze Abteilung werden Sie wohl schon im Märk. Museum gesehen haben. Zur Vorlage und Besprechung bringe ich aber einige Exemplare der 4. Gruppe, der Fesseln, weil eins der merkwürdigsten und grausamsten Stücke derselben, das wir bisher nur zur zeitweisen Aufstellung besassen, jetzt wieder zurückgeschickt werden muss.

Das Hauptwort „die Fessel“ und das Zeitwort „fesseln“ kommt während des Mittelalters in der heutigen Bedeutung nicht vor. Man nannte allerdings die Handhabe der Schilde „Schildvezzel“ und das Wehrgehäng „Schwertvezzel“, das Wort hatte damals also die Bedeutung des Halters oder Trägers. Die Ausdehnung des Wortes auf die Bedeutung des Anschliessens von Gefangenen scheint, wie auch Hr. Prof. Dr. Pniower als Germanist bestätigt, erst in der hochdeutschen Sprache des 16. Jahrhunderts vor sich gegangen zu sein und zwar — wenigstens in unserer Mark Brandenburg — gegen Ende desselben.

Den wichtigsten Belag dafür geben die „Akten des Brandenburger Schöppenstuhls“, die von 1432 an erhalten sind und in denen das Wort nicht vorkommt. Dort wird selbst im Jahre 1576 dafür noch der Ausdruck „Helde“ (von halten) gebraucht. Die Brüder Jobst und Jürgen v. Bismarck sagen nämlich in einem Bericht an den Schöppenstuhl, dass sie einen Gefangenen, der krankheitshalber nicht im Gefängnis gehalten werden konnte, „in eine Stube setzen, daselbst in Helden schliessen und darneben mit einer Kette an einer Säule anschlagen lassen“.

In der märkischen Litteratur kommt das Wort Fessel in unserem Sinn erst in den letzten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts vor, obgleich es schon Luther in seiner Bibelübersetzung vielfach anwendet.

Zuerst finden wir es in den Annalen der Märkischen Chronisten Hafftiz und Angelus, und zwar in deren Auszug aus der um 1420 geschriebenen, aber längst verloren gegangenen Chronik von Engelbert Wusterwitz. Sie übersetzten dabei dessen Mitteldeutsch frei in ihre hochdeutsche Sprache, so dass wohl anzunehmen ist, dass Wusterwitz das Wort nicht gebraucht hat, obgleich es in den Citaten aus seiner Chronik einmal vorkommt.

Nach Wusterwitz berichten nämlich sowohl Hafftiz, wie Angelus unter anderm:

Als der Graf v. Barby die Märker im Jahre 1391 bei Ratenow schlug, „legte er den Gefangenen viel Plage an".

Als die Bürger der Alt- und Neu-Stadt Brandenburg im Jahre 1403 nach einem misslungenen Anschlag „der alten Strassenräuber Ludwig Neuendorf, Johann v. Tresckow, Nickel v. Wettin, Heinrich v. Isenburg u. a. viele vornehme Gefangene eingebracht hatten, wurden diese zu Bande und in die Haft gebracht.

Dietrich v. Quitzow wurde, als er 1402 bei dem Berge Thürow geraubt, von Johann v. Mecklenburg mit Hülfe der Spandauer Bürger gefangen und im Gefängnis in der Bestrickung gehalten.

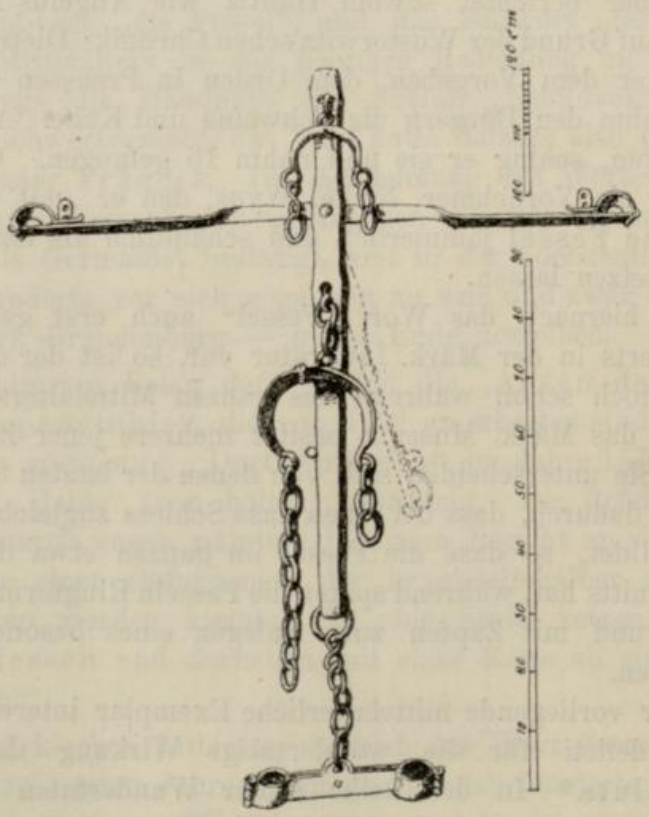
Wir haben also hier 3 verschiedene Ausdrücke für den Begriff des Fesselns.

Dann aber berichtet sowohl Hafftiz wie Angelus ziemlich übereinstimmend auf Grund der Wusterwitz'schen Chronik: Dietrich v. Quitzow zog 1410 unter dem Vorgeben, dem Orden in Preussen zu helfen, vor Berlin und nahm den Bürgern die Schweine und Kühe. Als die Bürger ihm nachsetzten, schlug er sie und nahm 16 gefangen. Unter den Gefangenen war ein Vornehmer, Nickel Wyns, den er „mit den Füssen in harte eiserne Fessel jämmerlich und schändlich als den ärgsten Dieb und Räuber setzen lassen.

Kommt hiernach das Wort „Fessel" auch erst gegen Ende des 16. Jahrhunderts in der Märk. Litteratur vor, so ist der damit gemeinte Gegenstand doch schon während des ganzen Mittelalters in Gebrauch gewesen und das Märk. Museum besitzt mehrere jener Zeit angehörige Exemplare. Sie unterscheiden sich von denen der letzten 3 Jahrhunderte hauptsächlich dadurch, dass bei ihnen dass Schloss zugleich einen Teil der Umfassung bildet, so dass die Fessel im ganzen etwa die Form eines $^3/_5$ Kreisabschnitts hat, während später die Fesseln Ringform mit Scharnier zum Öffnen und mit Zapfen zum Anlegen eines besonderen Vorlegeschlosses haben.

Das hier vorliegende mittelalterliche Exemplar interessiert zugleich als Corpus delicti für die wundertätige Wirkung des Wilsnacker „heiligen Bluts." In der Reihe seiner Wundertaten figuriert auch die, dass den Gefangenen, die das Wunderblut anriefen „die Fesseln


ad pag. 23.
Maria Walterin vermittibte Neümannin.
Man zemet den sonst klüg der sich nach andern richtet.
Und fremder Beyspiel ihm für Lehre dienen lasst.
Der Meinung aber hat mein Herz nicht beygepflichtet.
Dann von der Boßheit war es Stahl und Eisen vest.
Die Straffe meines Mans und andres war nicht genug.
Weil meine eigene mich auch nicht machte klüg.



abfielen". Um dafür auch augenfällige Beweise zu haben, hielt man dort einen Vorrat von Fesseln, deren Ringe, wie bei diesem Exemplar, zerschnitten waren. Man sieht auch hier, welcher Humbug den frommen Pilgern zur Stärkung des Glaubens und der Opferwilligkeit vorgemacht wurde.

Wie sich später die Verrichtungen zur Sicherung der Gefangenen weiter entwickelt haben, sehen Sie aus diesen, dem 17. und 18. Jahrh. angehörigen Fesseln, die sich auf den ganzen Körper erstrecken.

Der eine hier vorliegende Fesselungsapparat stammt aus dem Rathause zu Frankfurt a./Oder. An einer nach der Form des Leibes gebogenen, 48 cm langen, 3,3 cm breiten und 0,8 cm starken Schiene sind Halseisen, Gürteleisen und am untern Ende quer eine starke Stange befestigt, an deren Enden die Armfesseln liegen, während von der Mitte aus zwei Ketten herabhängen, deren Enden die Beinfesseln bilden. Das Ganze mit den Schlössern wiegt $12^1/_2$ Pfund. Es ist nun ein merkwürdiger Zufall, dass gerade dieser Fesselungsapparat in seiner praktischen Anwendung auf einem Bilde erscheint, das der gedruckten Beschreibung eines Brandstifter-Prozesses zu Frankfurt a./Od. von 1724 beigegeben ist und das ich zur Illustration des Apparates hier mitvorlege.

Dasselbe Werk von 1724 enthält auch noch die Bilder der anderen 3 Brandstifter desselben Prozesses, die noch einige geringe Modifikationen der Fesselung zeigen.

Besonders schwer erscheint aber dieser Apparat aus dem Rathause zu Jüterbog. An einem senkrecht vor dem Leibe hängenden Eisenkloben von 86 cm Länge, 4 cm Breite und 4 cm Dicke sind Halseisen, 2 bewegliche Armsperren von 57 cm Länge, Gürteleisen und mittels einer schweren Kette die beiden schweren, nur 12 cm auseinanderstehenden Beinfesseln befestigt. Der ganze Fesselungsapparat wiegt 50 Pfund. (Zur näheren Demonstration wird dem Vereinsdiener der Apparat angelegt.)

Solche Marter-Fesseln gehören glücklicherweise der Vergangenheit an. Die fortschreitende humanitäre Entwickelung hat sie längst zum alten Eisen geworfen und schon seit Menschenaltern kommen nur noch einfache Arm- und Bein-Fesseln zur Anwendung, wenn sie aus Sicherheitsrücksichten notwendig erscheinen.

XLIII. Herr Archivar Dr. Schuster: „Die Rosenkreuzer in Berlin." Wir hoffen diesen Vortrag in erweiterter Form in einem der nächsten Hefte als besonderen Aufsatz bringen zu können.

XLIV. Nach der Sitzung zwangloses Beisammensein im Mönchsbräu, Potsdamerstr. 3.

Kleine Mitteilungen.

Sammelt Volkstrachten!

„Pulswärmer", gewöhnlich aus roter oder brauner Wolle gestrickt, zog man im Havellande vor ca. 30 Jahren über die Handgelenke.

„Seelenwärmer", gestrickte wollene Tücher, die festgeknöpft wurden, trugen zur selben Zeit Frauen um Brust und Rücken.

„Manschetten" aus schwarz lackiertem Wachstuch waren unter dem Namen „Stulpen" sehr beliebt.

Der „Pudel mit Ohrenklappen", die durch 2 Schnüre unter dem Kinn festgebunden werden, ist noch nicht ganz ausgestorben.

Wer vermag wohl erhaltene Exemplare für das Märkische Museum abzugeben?

O. Monke.

Der Gasthof zum „Wilden Mann" an der Chaussee zwischen Herzfelde und Müncheberg bei Hoppegarten soll davon seinen Namen haben, dass an der Stelle „vor alten Zeiten oder noch früher, als der alte Fritz noch lebte", wie sich der Wirt ausdrückte, wilde Männer, Räuber gehauset haben, welche die des Weges kommenden Wanderer und Fuhrleute überfielen und ausraubten. Zu beiden Seiten der Haustür hängt je ein Bild eines wilden Mannes.

Der frühere Besitzer hatte einmal die Bilder entfernt; aber der Landrat verfügte in dankenswerter Weise, dass sie wieder angebracht würden.

O. Monke.

Zwei berühmte Heimatkundige im Volksmunde. (Storm und Müllenhoff).

Von köstlicher Naivität zeugt folgende Unterredung:

„Theodor Storm, sagst du immer? Wer war denn das?"

„Wer es war? Er sagte, er wäre ein Student. Er kam damals öfter in die Gegend von Schenefeld. Er und ein gewisser Müllenhoff. Sie stahlen dem lieben Gott die Zeit, lagen in den Dörfern umher und hörten am liebsten solche alten Geschichten. Und besonders auf mich hatten sie es abgesehen, weil sie wussten, dass meine Frau viele Geschichten kannte. Die aber wollte ihnen nichts erzählen. Da kamen sie zu mir. Jeden Abend wenn ich nach der Rotkoppel ging und die Kühe molk, standen sie schon da und wollten Geschichten hören. Dabei tranken sie mir einen halben Eimer Milch aus."

„Was sagten sie denn?"

„Ich habe es dir ja schon gesagt. Sie meinten, sie wüssten alles besser. Jeden Spruch kannte der Storm anders; und jede Geschichte erzählte er anders. Er sagte, er wollte von diesen Geschichten ein Buch schreiben. Ich habe ihn mehr als einmal einen dummen Jungen genannt und da stehen lassen, wo er stand, und bin mit meinen Milcheimern davongegangen."

So erzählt Fiete [Fritz] Krey der alten Wieten in Gustav Frenssen's Jörn Uhl.

„Wo ist denn dieser Storm jetzt? fragte Fiete."

„Wo mag der sein? Ich glaube, er sagte, er wolle Landvogt werden. Der und Landvogt! Aus dem ist nie was geworden."

„Hat er das Buch auch nicht geschrieben?"

„Der? Der war so faul, dass er einmal einen ganzen Nachmittag lang auf der Wiese lag, so lang er war, von einer Milchzeit bis zur anderen. Er sagte, er thät's um den Wald, der sähe so fein aus im ersten Laube. Der hat sicher kein Buch geschrieben und ist auch nicht Landvogt geworden." —

Alles dies erinnert in mancher Beziehung an die Erlebnisse Adalbert Kuhns und seines Schwagers, unseres unvergesslichen Mitgliedes Wilhelm Schwartz beim Sammeln der Märkischen Sagen in den dreissiger und vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts. Fr.

Glockeninschrift in Karow (Carow) Kreis Nieder-Barnim. Die grösste der 3 Kirchenglocken trägt folgende Inschriften, ein Distichon:

Laudibus accumulate Deum super omnia magnum
Laudibus hunc Dominum, cymbala pulsa ferant.

Dazu der Giesser und der Stifter:

Nickel Ditrich aus Lutring MDLII aus Bewilligung Hansen Tempelhofe des jüngeren gos mich.

Carow, 3. Okt. 1903. E. Friedel. O. Monke.

Die philosophische Königin in Aachen. Die sogen. grossen Reliquien der Marienkircke zu Aachen sind nach der Überlieferung zur Zeit Karls des Grossen aus dem Orient nach Aachen gelangt, Der jetzt seit Jahrhunderten zu ihrer Aufbewahrung dienende prachtvolle Marienschrein, eine der vorzüglichsten Arbeiten des Mittelalters, wurde bald nach 1220 vollendet. Als Wallfahrtsort war Aachen schon im 13. Jahrhundert berühmt, und bei dem all 7 Jahre stattfindenden Heiligtumsfahrfeste wurden die grossen Reliquien zur öffentlichen Verehrung ausgestellt. In der geschichtlichen Literatur ist es nun merkwürdigerweise unbekannt, dass im Herbst 1700 die Kurfürstin Sophie Charlotte von Brandenburg, bald darauf Königin von Preussen, zu aussergewöhnlicher Zeit eine Besichtigung des Reliquienschatzes des Aachener Domes vornahm. In den „Annalen d. histor. Vereins f. d. Niederrhein" macht Emil Pauls aus einem Aktenstücke des Düsseldorfer Staatsarchivs Mitteilung über die Besichtigung, an der neben der Kurfürstin Sophie Charlotte auch deren Mutter, die Kurfürstin Sophie von Hannover, ferner eine Prinzessin von Hohenzollern und ein als „Markgraf von Brandenburg" bezeichneter Prinz teilnahmen. Ausser den Kurfürstinnen von Brandenburg und Hannover haben im Laufe des 18. Jahrhunderts die grossen Reliquien des Aachener Domes zu aussergewöhnlicher Zeit besichtigt: Peter der Grosse von Russland im Jahre 1717, der König von Dänemark mit seiner Gemahlin im Jahre 1724 und König Gustav III. von Schweden wenige Jahre vor dem Beginn der

französischen Revolution. Als Kaiser Josef II. im Jahre 1781 bei einem Besuch Aachens vom Kapitel eingeladen wurde, die grossen Reliquien zu besichtigen, fragte er in seiner bekannten freigeistigen Art, ob die Reliquien autentisch seien. Als das Kapitel eine ausreichende Antwort zu geben nicht vermochte, lehnte der Kaiser die erhaltene Einladung ab.

Der Ziegenkrug im Krämer. Zwischen Bötzow und Wansdorf zweigt sich in der Richtung nach N.W. eine alte Heerstrasse ab, welche beim sogenannten Ziegenkruge, einem idyllisch unter hochragenden Eichen und alten Linden gelegenen übereinfachen Waldkruge, in den Krämer (an Ort und Stelle auch Craemer geschrieben und von Berghaus Krumer genannt) tritt. Wem das liebevolle Verständniss für die Poesie des gelben märkischen Sandes noch nicht anfgegangen ist, der wandle diese Strasse. Bald ist der Waldsaum erreicht, der feste Weg mit seinen Rasenstreifen dahin, und es beginnt nun der von dürren, dichtstehenden niedrigen Kiefern eingesäumte Sandweg, auf dem die knarrenden Wagenräder nur deswegen keine tieferen Spuren lassen, weil der feine Sand sofort wieder in die Wagenfurche zurückrieselt. Diese alten Wege sind jetzt selten geworden, selten wie die einsamen Fuhrmannsschänken im Walde, denen der Volksmund oft charakteristische Namen gegeben hat: die dürre Ziege, die Totenschänke, der Tollkrug, der hungrige Wolf, der wilde Mann, der Heidekrug, der grüne Baum, der Finkenherd, das Bierfässchen, der grüne Tisch, der Sperlingskrug und unser Ziegenkrug. Fette Ziegen und magere Schankwirte, wer hätte solches je gesehen? Es wird schon so sein, dass der Ziegenkrug seinen Namen erhalten hat von dem dürren Boden, auf dem er lag und seinen Mann ernährte, solange noch die alte Poststrasse von Berlin über Tegel am Ziegenkrug vorüber nach Fehrbellin führte. Wenige Schritt vom Ziegenkrug steht noch einer jener obeliskenförmigen hohen Postmeilensteine, die jetzt aussterben. Der erste, von Berlin aus gerechnet, steht noch heut am Eingang zum Tegeler Schlosspark; der zweite muss nach ungefährer Schätzung in der Nähe der Blockbrücke zwischen Hennigsdorf und Bötzow gestanden haben. Der Ziegenkrug ist jetzt ein Ziegelrohbau, hat aber noch eine jener alten auf Säulen ruhenden weiten Vorlauben, unter denen man stets lieber zwei Krüge trinkt als einen. Ist das letzte Sandkörnchen hinuntergespült, so sind auch die Strapazen vergessen, welche uns der Weg durch die Marwitzer Oberheide auferlegte, und vor uns liegt der herrliche erfrischende Wald des Krämers, in welchem Kiefern mit Eichen und Birken wechseln und in dem die Vögel fast anders singen als in den aus Bäumen und Stullenpapier bestehenden Kiefernhainen in der Nähe der Grossstadt. Doch geht noch ein leises Ächzen und Klingen durch die Luft wie das Knarren hölzerner Radachsen in weiter Ferne, wie verhallendes Schellengeläute. Es steckt noch etwas von der Poesie des gelben Sandes in uns und verlässt uns nicht, bis uns die hochstämmigen Eichen am Krämerpfuhl umrauschen. O. Monke. 26. 6. 03.

Die Herren Autoren werden gebeten, auf ihren Manuskripten vermerken zu wollen, wieviel Exemplare der betreffenden Nummer sie zu erhalten wünschen.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

10. (7. ausserordentliche) Versammlung des XII. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 7. Oktober 1903, nachmittags 3½ Uhr:

Besichtigung des Berlinischen Gymnasiums zum grauen Kloster.

Ein umfangreicher Neubau dieser ältesten „Lateinschule" Berlins in den letzten beiden Jahren hatte die Erwerbung eines Nachbargrundstückes zur Voraussetzung, das bis zum letzten Viertel des 16. Jahrhunderts Zubehör des alten Franciscaner-Klosters gewesen war. Es ist nunmehr also das Grundstück wieder in den alten Grenzen vereinigt, wie es während eines Vierteljahrtausends, wenn auch zu anderen als den gegenwärtigen Zwecken, bestand, ja noch mehr, das auf's Neue vereinigte Gesamtgrundstück hat annähernd dieselbe Raumeinteilung wieder empfangen, wie früher. Die alte Klosterkirche steht in der Mitte eines geräumigen Schulhofes, wie sie sonst inmitten des Klosterhofes stand, bevor sie durch Abverkauf jenes nunmehr wieder an Klosterstrasse No. 72 angeschlossenen Teiles (Klosterstr. No. 73) an die Grenze des eigentlichen Klostergrundstückes gekommen war. Diese interessante Wiedervereinigung früher verbunden gewesener, jedem Berliner so interessanter Grundstücke und der Wunsch, die in doppelter Beziehung berühmt gewordene ehrwürdige Stätte in ihren alten Erinnerungen und in ihrer neuesten Gestalt kennen zu lernen, gab der Brandenburgia Anlass zu einem Besuch, der sich ausserordentlicher Teilnahme erfreute. Mit liebenswürdiger Bereitwilligkeit hatte der Direktor des Gymnasiums, Professor Dr. Friedrich Bellermann, die Führung übernommen. Er begann damit, die Gesellschaft in der Aula um sich zu versammeln und ihr das Wichtigste aus der Geschichte des auf eine Vergangenheit von 600 Jahren zurückblickenden Grundstückes zu erzählen. Daran schloss sich ein Rundgang durch alle Teile des weitläufigen Grundstückes, begleitet von ferneren interessanten Erklärungen. Allen diesen Mitteilungen entnehmen wir, nach Möglichkeit zusammengedrängt, folgendes:

In der letzten Hälfte des 13. Jahrhunderts besassen die Markgrafen Otto der Lange und Albrecht in der 1244 zum ersten Mal als

Ansiedlung genannten Stadt Berlin das Gelände als Eigentum, das sich an der Ostseite der heutigen Klosterstrasse von der Königstrasse über den Klosterkirchhof hinaus erstreckte. Einen Teil dieses Geländes schenkten die Markgrafen 1271 den grauen Mönchen des Franzikaner-Ordens als Platz zur Erbauung eines Klosters und einer Kirche. Mit Hilfe weiterer Schenkungen von verschiedenen Seiten entstanden Kloster und Kirche bis 1290. Die Klostergebäude lagen zu beiden Seiten des Kirchhofes, das Hauptgebäude nördlich von der Kirche, zwei Flügel und einen Mittelbau bildend. Zwischen diesen Flügeln, wovon der eine die Stelle des im letzten Jahrhundert erst erbauten Direktorial-Gebäudes einnahm, der andere mit der Giebelfront an der Klosterstrasse im wesentlichen, wenn auch später umgebaut, heute noch vorhanden ist, lag der Klostergarten, innen abgeschlossen durch den Mittelbau, von dem ein nicht mehr vorhandener Kreuzgang nach der Kirche führte. Dieser Mittelbau, der genau 200 Jahre nach der Klostergründung 1471, also vielleicht zu deren Feier, einen äusserst solid ausgeführten Umbau erfuhr, enthielt zu ebener Erde das Refektorium und darüber den Kapitelsaal. Beide zu Spitzbogen gewölbten Räume bestehen in unveränderter Gestalt heute noch und werden seit 1826, wo sie der Anstalt geschenkt wurden, als Gesangsaal, bezw. als Empfangs- und Vorraum zu der im ersten Stockwerk gelegenen Aula benutzt. Ihre Entstehung im genannten Jahr 1471 ist durch lateinische Inschriften beglaubigt. Einen weiteren umfänglichen Bau nahmen die Mönche 1516 mit dem nördlichen Flügel vor. Das Erdgeschoss dieses Bauteiles, das heute noch in der Gestalt besteht, die ihm damals gegeben wurde und dessen früher ausgedehnte Räume in Klassenzimmer abgeteilt sind, zeigt prächtige, wohlerhaltene Sterngewölbe. Mit der Einführung der Reformation in der Mark Brandenburg 1539 wurde auch das Franziskaner-Kloster säkularisiert, aber vom Landesherrn bestimmt, dass über den Grund des eigentlichen Klosters erst nach dem Tode des letzten Mönches verfügt werden solle. Dieser Fall trat 1571 oder 1572 ein, als letzter starb der Bruder Peter. Unter einer grossen Anzahl von Bewerbern um das nunmehr frei gewordene Kloster gab Kurfürst Johann Georg auf dringende Befürwortung seines Kanzlers Lamprecht Distelmeyer der Bitte des Rates von Berlin Gehör und überliess grosse Teile des Grundstückes der Stadt zur Anlage einer Gelehrten-Schule. Am 24. Februar 1574 erschien die Genehmigung, sodass bereits am 13. Juli 1574 die Eröffnung des Gymnasiums erfolgen konnte. Die Geschichte desselben berichtet von vielen Heimsuchungen durch Feindseligkeiten, namentlich seitens der Kirche, welche dem Gymnasium nicht wohlwollte, von finanziellen Nöten und harten Bedrängnissen der schlecht besoldeten Lehrer. Erst die Stiftung eines dankbaren ehemaligen Schülers der Anstalt, Sigismund Streit, der 1775 in Venedig als reicher Kaufherr starb, verbesserte die Lage des Gymnasiums beträchtlich.

Das Kapital der Streit-Stiftung beträgt zur Zeit etwa 750,000 Mark. Einen Teil des Vermächtnisses bildet auch die von Streit zusammengebrachte Kunstsammlung, wovon noch zu berichten bleibt. Dem Gymnasium war s. Z., wie schon erzählt, nur ein Teil des ganzen Klostergrundstückes geschenkt worden. Ausser dem südlich der Kirche gelegenen Grundstück Klosterstr. 73 war auch der Mittelbau und der hinter dem Hauptgebäude nach der Neuen Friedrichstr. zu gelegene unbebaute Teil abgezweigt worden. Diese beiden Teile schenkte König Friedrich Wilhelm III 1819 und 1826 dem Gymnasium zum Zweck einer dringend notwendig gewordenen Erweiterung. Der lange ersehnte Neubau entstand in den folgenden Jahren durch Aufsetzung eines Stockwerkes auf den oben beschriebenen 1519 neugebauten nördlichen Flügel und durch Verlängerung desselben in der Richtung nach der Neuen Friedrichstrasse. In diesem Neubau fand auch eine schöne Aula ihre Stätte, die nunmehr mit dem schon erwähnten Kapitelsaal in Verbindung gesetzt wurde. Als in dieser Aula zum ersten Male Ostern 1832 durch Direktor Ranke die Abiturienten-Entlassung erfolgte, war unter den Abiturienten Otto von Bismarck, der seit dem 4. Mai 1830, wo er in die „Gross-Secunda“ eintrat, Schüler der Anstalt gewesen war! Doch die Erweiterung der Anstalt genügte sehr bald nicht mehr. Schon 1848 sah man sich zu einem Neubau von grösserer Ausdehnung genötigt. Es wurde der nördliche Flügel ostwärts bis zur Neuen Friedrichstrasse verlängert und im rechten Winkel umbiegend längs der Strasse fortgesetzt. In den letzten drei Jahren endlich sind Neubauten von recht bedeutenden Abmessungen hinzugekommen, zunächst eine Verlängerung des 1848er Baues an der Neuen Friedrichstrasse, dann an derselben Strassenfront eine Turnhalle und an der Südseite des Grundstückes, an Stelle der Klosterstr. 73, ein Neubau, der Sammlungen, Wohnungen und ein Alumnat aufzunehmen bestimmt ist. Im Stil unterscheiden sich die fünf Teile, in welche sich das Berlinische Gymnasium zum grauen Kloster gliedert, sehr charakteristisch nach der verschiedenen auf 450 Jahre verteilten Bauzeit, der grösste Unterschied aber besteht zwischen 1848 und den Bauten der letzten Jahre. Zwischen Gebäuden und Kirche liegt der geräumige, mit schattenspendenden Bäumen bestandene Schulhof, Schillerpark genannt, seitdem man am 10. Novbr. 1859 hier eine Schillerlinde gepflanzt hat, die schön herangewachsen ist.

Recht interessant ist die Einrichtung und der Schmuck der Aula und des sich an sie anschliessenden Lehrer-Konferenz-Zimmers. Denn hier hat zunächst der grösste Teil der Streitschen Kunstsammlungen Platz gefunden, darunter hervorragend schöne Stadtbilder von Canaletto, Portraits von Nogari u. A. Die Aula enthält ferner ausser einem Bismarck-Bilde und einer Bismarck-Büste Erinnerungen an Rauch, der als ein Gönner der Anstalt ihr eine Büste Königs Friedrich Wilhelm III.

und das Modell der bekannten schönen Gruppe geschenkt hat, die von der Hand des Künstlers für das Hallesche Waisenhaus geschaffen worden ist. Auch Baurat Cantian schenkte von Bildhauer Callide nach Peter Vischer'schen Vorbildern angefertigte Bilder der Apostel in voller Figur. Nächst den Ölbildern von Sigismund Streit zeigt die Mittelwand der Aula noch die Bilder der Schuldirektoren seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts und einiger Schulmonarchen aus früherer Zeit. Unter den ersteren kommt der Name Bellermann zwei Mal vor; denn der Grossvater des gegenwärtigen Direktors, Dr. Johann Joachim Bellermann, war an der Spitze der Anstalt von 1804—1828, der Vater, Dr. Johann Friedrich Bellermann, von 1847—1868. Die Aula des Gymnasiums ist häufig der Schauplatz sehr beachteter dramatischer Aufführungen der Schüler, entsprechend einer ehrwürdigen Tradition dieser Anstalt, die bald nach ihrer Gründung mit solchen Darstellungen begann, freilich zum Missvergnügen der kirchlichen Kreise, welche Anstoss an den Dichtungen des klassischen Altertums nahm und landesfürstliche Verbote erwirkte. Doch der Grosse Kurfürst gab den Schülern die dramatischen Spiele wieder frei. Sie waren häufig patriotisch gehalten und sind als Beginn einer edleren Auffassung der Schauspielkunst in einer Zeit zu betrachten, die vom Theater als Bildungsstätte noch keine rechte Vorstellung besass.

Zum Schluss wurde auch der alten Kirche, die nicht mehr zum Gottesdienste Verwendung findet, ein Besuch gemacht. Sie ist bemerkenswert durch ihre ein halbes Elfeck bildende Apsis und durch die reiche und mannigfaltige Holzschnitzerei der Chorstühle. Die Kirche gehörte, wie alle Berliner städtischen protestantischen Kirchen bis zur Union der lutherischen Konfession an. In ihren Grabgewölben ruhen aus katholischer Zeit viele vornehme Adlige, doch sind viele in die Aussenwände eingesetzte Grabsteine nicht mehr zu entziffern. Nach einer glaubhaften Nachricht von 1574 wurden u. A. hier beigesetzt Markgraf Ludwig der Römer und seine Gemahlin Kunigunde, eine dänische Prinzessin. Auch noch in späterer Zeit fanden hier Beisetzungen statt, wie u. A. ein Epitaph bezeugt, das der bekannte Leibarzt des Kurfürsten Johann Georg, Leonhard Thurneisser, seiner zweiten Gattin errichten liess. — Erwähnenswert erscheint, dass das alte Franziskaner-Kloster hart an der ältesten, mittelalterlichen Stadtmauer Berlins lag, welche ihm als hinterer Abschluss seines Grundstückes diente. Der letzte noch erhaltene Teil dieser ältesten Mauer Berlins befindet sich daher an der Neuen Friedrichstrasse ganz benachbart dem ehemaligen Klosterhofe. Er ist der Betrachtug wert, da voraussichtlich auch seine Tage gezählt sind.

Der Besichtigung des Grauen Klosters sollte die des restaurierten, im frischen Glanz neuen hellen Anstriches prangenden nahen Ratskellers folgen, doch musste der Plan aufgegeben werden, weil die Maler dort noch ihres Amtes walteten. Aber beim Wirte wundermild wusste man Rat

und fand einen von den Erneuerungsarbeiten nicht oder noch nicht heimgesuchten Raum, zwischen dessen gastlichen Wänden die Gesellschaft noch lange beisammen blieb. A. Förster i. V.

II. (4. ordentliche) Versammlung des XII. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 28. Oktober 1903, abends 7½ Uhr
im grossen Sitzungssaale des Brandenburgischen Ständehauses.
Matthäikirchstrasse 20/21.

Vorsitzender: Herr Stadtrat Geheimer Regierungsrat Ernst Friedel. Die Mitteilungen zu I bis XXI rühren von demselben her.

A. Persönliches.

I. U. M. Justizrat Hugo Sachs ist, 57 Jahr alt, am 19. d. Mts. nach langem Krankenlager uns leider durch den Tod entrissen worden. Er gehörte zu den beliebten Rechtsanwälten unserer Stadt und war Jahre hindurch Stadtverordneter.

II. U. M. Fräulein Josefine Freytag, 72 Jahre alt, verstarb am 20. d. Mts. plötzlich am Herzschlag. Eine Freundin fand sie tot im Zimmer. Die Beerdigung vollzog sich unter grosser Teilnahme, auch seitens der Brandenburgia, am 24. auf dem Kirchhof der Heiligkreuzgemeinde zu Mariendorf. Die grossen Verdienste der Verstorbenen um die Pilzkunde und um die Verwendung der Pilze als Volksnahrung sind allbekannt. In dem Saale, worin wir uns befinden, hatte sie am 14. Oktober 1896*) eine grosse Ausstellung der essbaren Pilze unserer Heimat veranstaltet. Auch trat sie für die Verwendung frischer Heilkräuter im Gegensatz zu den getrockneten der Apotheken und Drogerien mit dem ihr eigentümlichen Eifer ein. In Anerkennung ihrer Verdienste bezog sie von der Stadt das Stipendium der General-Konsul Behrend-Stiftung und seitens des K. Kultusministeriums Reisestipendien für die Wanderversammlungen, auf denen sie unermüdlich belehrend auftrat.

Für die Brandenburgia und deren Förderung war Josefine Freytag stets zu haben. Wir werden dieser wirklichen Menschenfreundin ein dauerndes, ehrendes Gedächtnis bewahren.

---

*) Brandenburgia V. S. 275 und „Aus dem Reiche der Pilze“ S. 405—429.

[Die Versammlung erhebt sich zum Zeichen der Ehrung der beiden Verstorbenen von den Sitzen.]

Das nachfolgende Sonett eines unserer Mitglieder bringen wir gern zum Abdruck.

Zum Gedächtniss einer Freundin.
(Fräulein Josephine Freytag.)

Die Weyergang zuerst — nun wenig später
Die Freytag. Wohl klang schmerzlich heut die Kunde
Dass ihr schlug die verhängnisvolle Stunde,
Ihr Geist sich schwang empor zu rein'rem Äther.

Der Tod klopft an. O seht, die Besten mäht er.
Wir hören schauernd wie er macht die Runde,
Dass Lücken klaffen in manch' trautem Bunde,
Dem ziemt die Thräne als des Leids Verräther.

Du schiedst zu früh, schnell, wider all Erwarten,
Waldgängerin, als noch Dich sammelnd Pilze
Man wähnt' zu schauen in des Herrgotts Garten.

Die Freunde mögen Deiner nicht vergessen,
Die Wälder nicht, drin einstmals schweift' der Wilze
Und die du lehrend liebtest zu durchmessen.

22. Oktober 1903. Carl Bolle.

III. Schulrat Professor Dr. Carl Euler.

Über unser verstorbenes Ehrenmitglied Schulrat Professor Dr. Carl Philipp Euler (gebürtig aus Baumholder bei Kreuznach) fand ich bei meinem vorjährigen Aufenthalt in Bad Kreuznach zufällig in der „Fest-Zeitung zum XVII. Mittelrheinischen Turnfest in Kreuznach 1887", einen Aufsatz „Wie es mit dem Turnen in Kreuznach vor vierzig Jahren ausgesehen hat. Von Professor Dr. Karl Euler", eine treffliche Arbeit, welche sich durch die Nr. 3 vom 8. August 1887 und folg. Nrn. hindurchzieht. Diese Mitteilungen enthalten viele Angaben aus der frühsten Jugend Eulers, insbesondere wie er, an sich schwächlich, allmählich für das Turnen gewonnen wurde, dem er geistig wie körperlich soviel verdankte. — Beiläufig finde ich in dieser seltenen Festschrift auch ein anderes Mitglied der Brandenburgia Herrn Dr. Hans Brendicke vertreten mit einem Artikel „Turnerische Zeit- und Streitfragen" (Nr. 1 vom 31. Juli 1887).

B. Naturgeschichtliches.

IV. Der eolithische Mensch. I. Nachtrag. Als ersten Nachtrag zu dem, was ich in meiner Mitteilung am 23. v. M. über Neolithe, Palaeolithe und Eolithe, zum Teil angelehnt an die drei Entwickelungs-Abschnitte unserer auch auf Brandenburg einflussreichen benachbarten Ostsee: Die Yoldia-Periode (Nordmeerverbindung), die Ancylus-Periode (die Ostsee ein grosser Süsswassersee) und die

Scrobicularia-Periode (von anderen als Litorina-Periode bezeichnet, Zeit der Senkung unserer Küsten und Herstellung der Verbindung mit der Nordsee) ausgeführt habe, verweise ich auf die Ihnen hiermit vorgelegte, mir vor einigen Tagen gütigst zugesendete Schrift des Herrn A. Rutot, Konservators am Kgl. Naturgeschichtlichen Museum zu Brüssel, welche betitelt ist: „l'état actuel de la Question de l'Antiquité de l'Homme", eine ausserordentlich wertvolle Abhandlung im Bulletin der belgischen geologischen Gesellschaft, Sitzung vom 28. Juli 1903, ferner auf die in der Zeitschrift für Ethnologie 35. Jahrgang enthaltenen Mitteilung des Herrn Professor Dr. Otto Jaekel über die durch ihn beobachteten Feuerstein-Eolithe von Freyenstein in der Mark (Ost-Prignitz), Sitzung der Berliner Anthropologischen Gesellschaft vom 17. d. Mts. Das betreffende Heft Nr. 5 enthält ausserdem uns ebenfalls in diesem Spezialfalle angehende steinzeitliche Forschungen in Oberägypten (S. 798 bis 822 von Professor Dr. Georg Schweinfurth, der namentlich die Palaeolithe der Umgegend von Theben in Ägypten gründlich durchforscht hat, und von Professor Eugen Bracht, einem ebenso vorzüglichen Maler wie Steinzeitkenner, einen „Bericht über eine Reise nach den Fundstellen der Eolithen in Westflandern vom 29. Mai bis 9. Juni 1903" eine Mitteilung (S. 823—830), welche hoffentlich das anfangs begreifliche Misstrauen gegen die Zurichtung der Eolithe durch die Hand des Urmenschen im Tertiär und ältesten Diluvium beseitigen hilft.

Ich habe die fraglichen Eolithe aus der Prignitz, die zuerst Herr Hauptlehrer Rietz in Freyenstein gesammelt, in der Hand gehabt und kann nur bestätigen, dass die meisten dieser Feuersteine vom Urmenschen benutzt worden sind und durch ihn die charakteristische Abnutzung erhalten haben. Nachträglich sind sie in der Sanddrift des Diluviums etwas berieben und dadurch, vergl. meine Ausführung im Protokoll vom 23. v. M., etwas deformiert worden. Dass Laien diese Bearbeitung anfänglich nicht zu erkennen vermögen, ist nur begreiflich, selbst gute Kenner der Neolithik müssen sich mühsam anstrengen um für diese ihnen bislang unbekannte Technik erst ihr Auge zu schärfen und richtig einzustellen, und ich glaube gern, dass manche dies niemals lernen und deshalb weder die deformierten Palaeolithe noch viel weniger aber die Eolithe erkennen und verstehen werden. Ähnliches findet auf allen Gebieten der Naturkunde und der Technik statt. Manchen kann man hundertmal den Unterschied gewisser Species von Raupen oder Spinnen demonstrieren, sie vermögen dieselben niemals richtig aufzufassen. Unter den Landschnecken finden sich innerhalb des verzwickten Genus der Clausilien nahe verwandte Arten, die gleichwohl der Kenner mit einigem Nachdenken zu sondern vermag, andere Leute,

selbst Konchyliensammler, lernen diese schwierigen Spezies des Genus Clausilia in ihrem ganzen Leben nicht unterscheiden. Mit Pflanzen z. B. aus den Geschlechtern der Genera Salix und Rubus oder mit gewissen Umbelliferen geht es ebenso. Nicht anders steht es bei den Artefakten, ich erinnere nur an die erst vor kurzem entlarvte Fälschung der Tiara des Saitaphernes, an die geschickt gefälschten Moabitischen Altertümer, an die Schwierigkeit der Unterscheidung reproduzierter Kupferstiche von alten, an die Sonderung der geschickt nachgeahmten Apostelkrüge von den echten u. dgl. mehr. Ich lasse jedoch immerhin mit aller Hochachtung den sogen. „ehrlichen Barbaren" gelten, der uns verzweifelnd sagt: ich kann die vertrackten Palaeolithe und Eolithe nicht unterscheiden. Das ist besser, als sich so anstellen, als vermöge man sie zu erkennen, besser jedenfalls als das Leugnen der Palaeolithe und Eolithe sei es aus mangelnder Kenntnis der Fundstücke sei es aus abstrakten und theoretischen, rein doktrinären Gründen, die in skeptischer, mitunter auch in aberweiser und ironisierender Form vorgetragen werden. Die Wissenschaft, namentlich die Naturerkenntnis hat Zeit zu warten und die Sonne der Zukunft wird schliesslich doch über dem wissenschaftlich Richtigen früher oder später einmal leuchten.

Professor Jaekel bildet S. 833 flg. (Zeitschrift für Ethnologie 35. Jahrgang 1903) 6 Feuersteine ab, die auch meiner Überzeugung nach vom Urmenschen benutzt worden sind.

Fig. 2 ähnelt ausserordentlich meinem Eolithen von Wostewitz bei Sagard auf Rügen, den ich bereits 1865 gefunden und in unserm Septemberbericht erwähnt habe. Diese Knollen sind, sagt Jaekel, bald plump keulenförmig wie die erwähnte Figur 2 (und wie das Wostewitzer Stück) bald flach kuchenförmig (Fig. 5), bald kuglig und bald mehrzackig ausgezogen. Wo an ihnen ein Fortsatz oder eine Kante scharf vorspringt, da zeigen sich namentlich an den Kanten unzählige kleine und kleinste Absplitterungen und Abreibungen. An vorspringenden Ecken und Zapfen sind zumeist unter den kleinen auch einige grössere Lamellen mit muscheligem Bruch abgesprengt, und die Abreibungen an der Spitze besonders stark. Alle diese Verletzungen des Feuersteinknollens zeigen eine zerfetzte milchig getrübte Oberfläche, wie sie nur durch langes Lagern im Erdboden entstanden sein kann, während die sonstige Steinoberfläche bei stärkerer Zersetzung meist ein rauhes rissiges Aussehn aufweist. Dass solche den Kanten folgenden Absplitterungen nur durch Menschenhand hervorgebracht sein können, dürfte jedem, der sie aufmerksam betrachtet hat und die Grenzen natürlicher Absplitterungserscheinungen beurteilen kann, ohne weiteres einleuchten. Jeden Zweifel beheben aber solche Stücke, bei denen nur eine zum Gebrauch durch ihre Form prädisponierte Ecke oder Kante abgenutzt ist, und die ganze übrige Oberfläche des Knollens vollkommen unversehrt ist.

Dieser durchaus zutreffenden und klarverständlichen Schilderung des rühmlichst bekannten Berliner Geologen habe ich nichts hinzuzufügen.

Ich wende mich nun zu der kurzen, aber bahnbrechenden vorerwähnten Schrift des belgischen Geologen Rutot, welche dessen Namen für alle Zeit sowohl in den Jahrbüchern der Bodenkunde wie der Altertumsforschung verewigen wird.

Rutot geht von den Entdeckungen des Abbé Bourgeois aus, die auf den Internationalen Anthropologen- und Archaeologen-Kongressen 1867 und 1872 viel Staub aufwirbelten. Ich habe die Silex-Funde des Herrn Bourgeois schon damals gesehen und an manche von ihnen „geglaubt", wie ich die Tatsache, dass sie die Hand eines vernunftbegabten Wesens passiert haben, nachdem ich ferner die Fundstücke Bourgeois' in den Museen zu St. Germain en Laye bei Paris, in England und Belgien wiederholt geprüft, noch heutigen Tages anzunehmen gezwungen bin, wobei ich mich auf die seit meinem sechsten Lebensjahr gepflogene, bis zum heutigen Tage fortgesetzte Übung, Silex aller Art zu sammeln, und auf meine Jahrzehnte hindurch beständig fortgesetzten Museumsmusterungen stützen darf.

Als Liegendes von Süsswasser-Ablagerungen des oberen Oligocän von Thenay (Departement Loire-et-Cher) will Bourgeois diese Silex gefunden haben. Rutot sagt S. 428: Je n'ai pu encore me former un avis personnel relativement à la réalité de cette industrie, attendu qu'il y a des doutes au sujet de la provenance des plus belles pièces de l'abbé Bourgeois, conservées au Musée de Saint-Germain. Dans le gisement, M. le Dr. Capitan n'a, paraît-il, retrouvé aucune pièce semblable à celles du Musée des Antiquités nationales, de sorte que, pour le moment, il est préférable de laisser la question en suspens.

Ich beschränke mich bezüglich der Bourgois'schen Eolithe zu sagen: ob die Lagerstätte wirklich so alt (oligocän) sei, vermag ich nicht zu beurteilen, ebenso wenig, ob die besten Bourgeois-Eolithe des St.-Germain-Museums wirklich aus der vermeintlichen ober-oligocänen Ablagerung stammen; ich pflichte daher Herrn Rutot bei: man lasse die Sache einstweilen auf sich beruhen.

Aus dem unteren und mittleren Miocän sind bislang keine Eolithe bekannt, wohl aber aus dem obern Miocän von Puy-Courny bei Aurillac, hierin stimmen die Herren Gabriel de Mortillet, Captan und Courty in Frankreich mit Professor Dr. Klaatsch-Heidelberg und Konservator Eduard Krause-Berlin, zwei ungewöhnlich geübten und zuverlässigen Kennern der Steinaltertümer, überein.

Rutot fasst sein Urteil zusammen: les silex du Miocène superieur Puy-Courny répondent absolument à la définition éolithique, et ils sont réellement superbes et étonnants. Les retouches d'accomodation et les retouches d'utilisation sont remarquablement nettes et bien

caractérisées. Das ist nämlich das Besondere und Ureigentümliche dieser Kultur des Urmenschen dass er in die Faust passende Feuersteine genommen und damit losgewirtschaftet hat für den augenblicklich vorliegenden Zweck; lediglich hierdurch sind Absplitterungen und Abreibungen (retouches d'utilisation) entstanden. In einigen Fällen, wo ihn Ecken und Auswüchse des Silex in der bequemen Handhabung hinderten, hat er diese abgeschlagen (retouches d'accomodation). Diese zwei Merkmale umschreiben und beschreiben das eigentliche Wesen der eolithischen Werkzeuge. Dagegen hat der palaeolithische Mensch sich bereits Werkzeuge durch Zuschlagen förmlich vorbereitet (retouches d'application oder d'adaptation), bevor er zu deren Nutzanwendung schritt. Das ist ein gewaltiger Kulturfortschritt, sodass von den ältesten diluvialen Palaeolithen bis zu dem von den ersten miocänen Eolithen hunderttausend und mehr Jahre vielleicht liegen mögen.

Folgt zeitlich der Pliocän genannte Abschnitt des Tertiärs, aus dessen unterster Abteilung bislang Eolithe fehlen. Dann aber treten unter den Feuersteinen der Kreide-Plateaus von Kent in England aus dem mittleren Pliocän (glaciaire pliocène bei Rutot) von Neuem Eolithe auf.

Das obere Pliocän zeigt uns bislang zwei eolithische Horizonte den von Saint-Prest in Frankreich und die in der Wissenschaft von Chartes im Tal der Eure schon seit vielen Jahren (vgl. u. A. Sir Charles Lyell: „Das Alter des Menschengeschlechts", 1867, Kapitel: Cromer Wälderschicht und die Arbeiten von Sir J. Prestwich) bekannten Forest Cromer Beds an der Küste von Norfolk. Es sind Silex zum Schlagen, Kratzen, Schaben und Bohren. Dabei kommen u. A. bearbeitete Knochen von Elephas meridionalis vor, einer mehr südlichen in unserer Heimat fehlenden Elefantenart.

Hiermit verlassen wir das Tertiär und treten in das durch die Vergletscherung ausgezeichnete Quaternär (Pleistocän) ein.

Ich habe schon in meiner ersten Mitteilung über die Eolithe am 23. v. M. angegeben, dass gleichwohl die eolithisch bearbeiteten Steine in das Quaternär hineinreichen, dass also solche Katastrophen, die zeitweilig die Menschheit auf gewaltig ausgedehnten Landstrichen gleichsam fortgewischt und eine Einwanderung völlig verschiedener neuer Menschenrassen im Gefolge gehabt haben, nicht angenommen zu werden brauchen. Dafür spricht z. B. in Belgien die Kontinuität der Ablagerungen und, wie soeben gesagt, die Fortdauer der eolithischen Kultur (industries éolithiques nach Rutot). Rutot teilt in seinem tableau chronologique des industries humaines, das mit dem Terrain moderne (Industrie neolitique, Industrie du bronze, Industrie du fer, Industries actuelles) abschliesst, das terrain quaternaire geologisch in die 1., 2., 3. und 4. Vergletscherung,

wobei wir es als besonders wesentlich für den vorliegenden Zweck nicht erachten können, ob die Zwischeneiszeiten als ein vollständiges Zurückweichen der Gletscher überall oder nur als ein teilweises, an verschiedenen Örtlichkeiten verschiedenes Zurückweichen des Eises (Oscillationen der Eiszeit nach der von mir am 29. April d. J. [S. 152 flg.] Ihnen vorgetragenen Theorie des Professor Geinitz-Rostock) aufgefasst werden. Das première Glaciaire teilt Rutot in 2 aufeinander folgende Abschnitte a) Progression des glaces mit der Industrie de Reutel (reutelienne) und b) Recul des glaces mit der Industrie reutelo-mesvinienne und Industrie mesvinienne für sich.

Bei Reutel, Zubehör des Dorfes Becelaere (Ost-Ypern) hat Rutot eine sehr reiche eolithische Industrie zwischen 25 und 65 m über den jetzigen Gewässern des Tals gefunden an der Basis der Ablagerungen der mittleren quaternären Terrasse und darnach den Namen Reutel-Industrie gebildet. An der Basis dieser Schicht (basse terrasse) nur einige Meter über den Gewässern sind ebenfalls noch ganz eolithische Spuren. Rutot nennt diese Kultur Industrie reutelo-mesvinienne. Die Silex von Mesvin, zum Teil völlig eolithischer Technik, sind seit dem Eisenbahnbau von 1868 entdeckt und lange missachtet worden, weil man die eolithischen Stücke neben den dort zuerst auftretenden palaeolithischen Stücken übersah.

Hier setzt also zuerst eine neue wichtige Kulturepoche des Vormenschen, die Palaeolithik, ein.

Es folgt dann die Industrie (Kultur) von Strépy mit dem Auftreten des Mammuts und den bekannten mandelförmigen Äxten vom Chelles- (Saint-Acheul-) Typus. Auch hier ist noch ein Gemisch und ein Übergang von der Eolithik zur Palaeolithik erkennbar.

Dann aber — in den jüngeren Diluvial-Schichten — ist die Eolithik für immer erloschen.

Auf diese nunmehr folgende rein palaeolithischen (altsteinzeitlichen) Schichtenfolgen (Übergang vom Mesvinien zum Chelléen, die Chelléen-Industrie, die Industrie von St. Acheul, die Moustérien-Industrie, die „Industrie éburnéenne“ und die den Schluss des Quaternär bezw. der palaeolithischen Kultur bildende „Industrie tarandienne“) will ich absichtlich heut nicht weiter eingehen, weil ich augenblicklich nur die Eolithik bespreche; ich verweise im übrigen wegen der Zeitfolge auf die nachfolgende von mir aus Rutot S. 437 übersetzte, in unwesentlichen Punkten abgeänderte und ergänzte Tabelle, in der ich für „Industrie“ allemal „Kultur“ setze, weil für uns Deutsche das Wort „Industrie“ den hier nicht passenden Beigeschmack der Gewerbsmässigkeit besitzt. Ich trenne auch den Ur-Menschen vom Vor-Menschen, indem ich den eolithischen Menschen als Ur-Menschen, den vorgeschichtlichen Menschen (palaeo-

lithische Epoche bis zur prähistorischen Eisenzeit) als Vor-Menschen bezeichne.

Chronologische Tabelle der Kultur des Ur- und Vor-Menschen.

Tertiär	Eocän	Unteres Mittleres Oberes	Eolithische Kultur (Ur-Mensch)	Fehlt bis jetzt
	Oligocän	Unteres Mittleres		Fehlt bis jetzt
		Oberes		Kultur von Thenay? (Frankreich)
	Miocän	Unteres		Fehlt bis jetzt
		Mittleres		Fehlt bis jetzt
		Oberes		Kultur von Puy-Courny (Cantal)
	Pliocän	Unteres		Fehlt bis jetzt
		Mittleres (Pliocän-Glaciär)		Kultur des Kreide-Plateau von Kent (England)
		Oberes		Kultur von St. Prest (Frankreich) Kultur des Forest Cromer Bed (England)
Quaternär	I. Glaciär	Fortschreiten des Eises		Kultur von Reutel
		Zurückweichen des Eises		Reutel-Mesvinien-Kultur Mesvinien-Kultur
	II. Glaciär	Fortschreiten des Eises	Palaeolithische Kultur (Vor-Mensch)	Uebergang vom Mesvinien zum Chelléen. Chelléen-Kultur St. Acheul-Kultur.
		Zurückweichen des Eises		Moustérien-Kultur.
	III. Glaciär	Fortschreiten des Eises		Elfenbein-Kultur
		Zurückweichen des Eises		
	IV. Glaciär	Fortschreiten des Eises		Renntier-Kultur
		Zurückweichen des Eises		

Dies Quaternär kann auch als Pleistocän bezeichnet werden. Hierauf folgt das Holocän, umfassend das Alt-Alluvium mit der jüngeren Steinzeit und schliesslich zum Teil das Jung-Alluvium mit der Kupfer-[Bronze-]Zeit und der Eisenzeit; alsdann schliesst die Kultur ab das Moderne, umfassend die geschichtliche Zeit bis zur Gegenwart.

Sie werden aus den 6 von Prof. Dr. Jaekel abgebildeten Freyensteiner Eolithen ersehen haben, dass diese Eolithe keine Waffen, sondern nur Werkzeuge sind. Auch die übrigen von Herrn Jäckel vorgelegten Ostprignitzer Eolithe enthalten keine Waffen. Desgleichen ist mein Eolith von Wostewitz (Insel Rügen) nur ein Werkzeug. Ebenso fehlen unter den belgischen, englischen und französischen Eolithen Waffenstücke gänzlich. Herr Rutot hat hierfür eine sehr geistvolle Erklärung, über die ich mich äussern werde, sobald ich im Stande bin, Ihnen brandenburgische Eolithe vorzulegen. Hoffentlich geschieht dies bald; für heut verlasse ich das Thema.

V. Schutz der heimatlichen Pflanzenwelt. In den gedruckten Verhandlungen der 16. Hauptversammlung des Vereins der deutschen Gartenkünstler zu München 9.—13. August dieses Jahres sind zwei unsere heimatlichen Schutzbestrebungen unterstützende Vorträge abgedruckt. S. 9 flg. „die Förderung der Landesverschönerung durch sorgliche Erhaltung und Pflege des heimatlichen Pflanzenbestandes“ und S. 15 flg. „Die Stellung der schönen Gartenkunst und Kunstleben unsers Volkes und in ihrer Beziehung zu den anderen Künsten“, jener Vortrag vom Gartenbautechniker Glogau-Bonn, dieser vom Stadtgartendirektor Trip-Hannover.

Die Vorträge und die daran anknüpfenden Besprechungen haben unsern vollsten Beifall und wir können nur dringend wünschen, dass dieselben sowohl an den massgebenden Stellen als auch von unserer Bevölkerung vollinhaltlich beherzigt werden.

VI. Neue Fundstellen des Hamsters. (Cricetus frumentarius Pallas).

Mit Hamsterforschungen hat sich unser Ehrenmitglied Professor Dr. Alfred Nehring wiederholt beschäftigt, aber auch in der Brandenburgia ist das sporadische Auftreten und die scheinbar sprungartige Verbreitung dieser gefrässigen, dem Landwirth lästigen Nager wiederholt Gegenstand der Erörterung gewesen. Ich verweise auf meine ausführlichen Mitteilungen: Ueber das Vorkommen des Hamsters in der Provinz Brandenburg: Brandenburgia VIII. S. 133—137 und auf Nehring: Neue Notizen über die Verbreitung und landwirtschaftliche Bedeutung des Hamsters in Deutschland (Deutsche landwirtschaftliche Presse. XXVI. Nr. 42, 1899, S. 474).

Bei der Pflegschaftsfahrt des Märkischen Museums nach Vehlefanz, Kreis Ost-Havelland, wurde mir von Herrn Amtsvorsteher Wörmann mitgeteilt, dass ein plötzliches Auftreten des Hamsters seit etwa 2 Jahren sich in der Nähe der Burg unliebsam geltend mache. Er sei zuerst dadurch aufmerksam geworden, dass ein ihm zunächst unbekanntes Tier gerade die schwersten und schönsten Maiskolben geplündert habe. In einem Hühnerstall habe er eine Klucke mit Bruteiern gehabt und seine Gattin sei erstaunt gewesen, dass die Küchelchen so langsam rauskamen und aufwuchsen, auch die Bruthenne ganz ungewöhnlich scheu geworden war. Zunächst sei an Raubtiere (Marder, Iltis, Wiesel) gedacht worden, diese hätten aber, wenn sie gewollt, die Henne leicht abwürgen können, was nicht geschehen sei. Als die Magd den Brutkorb gelüftet, sei das Rätsel gelöst worden, denn darunter habe sich ein Gang zu einem Hamsterbau gezeigt, in welchem eine Unmenge von Getreide zusammengetragen war. Die fortgesetzten Plünderungen des Maisfeldes und andere Anzeichen führten zur zwingenden Annahme, dass mehrere Hamster vorhanden seien.

Mein Gewährsmann vermutet, dass die Hamster von dem benachbarten Gut Eichstedt, wo sie in grösserer Menge in den letzten Jahren beobachtet sind, sich nach Vehlefanz hinüber gezogen haben. Die Tiere hätten einen dicken Kopf, Backentaschen, der Pelz sei graubraun und rötlich gelb gefleckt und hätten die Tiere einen kurzen behaarten rötlich gelben Schwanz.

Nach dieser Beschreibung unterliegt es keinem Zweifel, dass es sich nicht etwa um Wühlmäuse (Hypudaeus amphibius) oder Wanderratten (Mus decumanus) oder Hausratten (Mus rattus), sondern um den echten Cricetus frumentarius Pallas (Zoogr. I. p. 161 n. 17) handelt.

Am folgenden Sonntag, 23. August, sprach ich gelegentlich einer Pflegschaftsfahrt nach Treuenbrietzen mit unserm naturkundigen Mitgliede, Postrat Steinhardt, über die Sache in Gegenwart des Kgl. Revier-Försters Wagner und mehrer Landleute der Umgegend. Dieselben bekundeten übereinstimmend, dass in den provinzsächsischen wie brandenburgischen Dörfern der Umgegend von Treuenbrietzen die Hamster seit alters bekannt und leider noch jetzt recht verbreitet wären. Es giebt Leute, welche die Hamsterbauten im Herbst aufgraben, lediglich um sich des darin tadellos verwahrten, in grossen Mengen aufgespeicherten Getreides zu bemächtigen.

VII. Der Fischotter (Lutra vulgaris L.) in wasserarmen Gegenden. Bei dem Vehlefanzer Ausflug passierten wir auf dem Wege zum Krämerwald einen Graben, in dessen Nachbarschaft einige verkrautete Wasserlöcher liegen, die Reste früherer ausgedehnterer und zusammenhängender Wasserflächen. Das nächste grössere Wasser, der ebenfalls sehr verwachsende Cremmer-See ist gegen 5 km entfernt,

sonst ist nur etwa 2 km nördlich der unbedeutende Teich von Schwante da. Nur im Frühjahr und bei Hochwasser werden noch einige grössere Luch- und Bruch-Gelände zeitweilig überflutet.

In diesem wenigen Wasser, das aber Aale und einige sonstige Fischarten birgt, halten sich Fischottern auf. Ein junger Otter war vor einiger Zeit von einem Hund gegriffen worden, jetzt aber macht ein grosser starker Otter, der wiederholt gesehen worden ist, die kleinen verkrauteten, vom fischereilichen Standpunkt eigentlich sehr wenig verlockend aussehenden Gewässer unsicher. Das Tier unternimmt nachts, wie aus den Fährten ersichtlich, weite Wanderungen über Land um von dem Schwanter-Teich, worin es vielleicht haust und herbergt, in die Vehlefanzer Gewässer zu gelangen. Das Tier ist allen Nachstellungen bis jetzt zum Verdruss der Fischereiberechtigten entgangen.

C. Kulturgeschichtliches.

VIII. Der Urnenfriedhof von Forsthaus Sorge bei Lindau im Anhaltischen.

Herr Pfarrer Becker zu Lindau giebt in der Jahresschrift für die Vorgeschichte der sächsisch-thüringischen Länder, 2. Bd, Halle 1903 einen anschaulichen ausführlichen Bericht über ein ausgedehntes Brandgräberfeld, welches aus zwei Teilen, einem älteren kleineren Abschnitt zur la Tène-Zeit gehörig, und einem jüngeren grösseren Abschnitt der römischen Provinzialzeit, etwa 1. Jahrhundert n. Chr. besteht. Die Schilderung dieses zweiten Friedhofs erinnert lebhaft an den ganz ähnlichen Friedhof von Darzau in Hannover, von dem wir die bekannte musterhafte Schilderung Hostmanns aus dem Jahr 1874 besitzen. Dergl. Urnenfriedhöfe finden wir auch in unserer Provinz Brandenburg nicht selten. Als Hauptkennzeichen pflegt man nicht ohne Grund die glänzend schwarzen, dünnwandigen Gefässe (mit unter auch rötlich braune) anzugeben, welche von einem kleinen Bodenstück sich kelchartig erweitern und mit eingedrückten punktartigen Verzierungen versehen sind, die mäanderartig (à la grecque-Borte) sich über der Aussenfläche hinziehen.

Da wir dergleichen Urnenfriedhöfe, sowie Einzelfunde von Mäanderurnen, wie gesagt, in nicht geringer Zahl besitzen, so liegt alles, was wir über die eigenartige Kultur dieser Zeit erfahren, auch innerhalb unseres Forschungsrahmens und sind wir deshalb Herrn Becker für seine scharf- und umsichtigen Erörterungen zu Dank verbunden.

Hostmann gab als Verbreitungsgebiet 1874 an: 1. Altmark; 2. Gegend von Magdeburg; 3. Reg.-Bez. Merseburg; 4. Frankfurt a./O. (Werbig bei Seelow); 5. Reg.-Bez. Potsdam (Badingen bei Zehdenick); 6. Mecklenburg-Schwerin; 7. Eutin bei Lübeck; 8. Herzogtum Lauenburg.

Becker fügt hinzu: 1. Fohrde (Westhavelland); 2. Zahna; 3. Umgegend von Dessau; 5. Burg bei Magdeburg; 6. Umgegend von Prag.

Leider sind die Fundstücke des Märkischen Provinzial-Museums Herrn Becker unbekannt geblieben.

Die Scheibenspangen und die späteren Beisetzungen sind etwas jünger als Darzau, etwa erste Hälfte des ersten Jahrhunderts n. Chr. (S. 53.)

Im Märk. Museum befinden sich an Graburnen mit Mäander-Ornament:

No. 8883, aus Wilsnack, Kreis Ost-Prignitz.
No. 22689, aus Berlitt, Kreis Ost-Priegnitz (mit Schildbuckel pp.).
No. 9933, aus Fohrde, Kreis West-Havelland.
No. 23285, aus Nedlitz, Kreis Ost-Havelland.
No. 8981, aus Wilmersdorf bei Berlin, Kreis Teltow.
No. 7422, aus Seelow, Kreis Lebus.
No. 22236, aus Charlottenburg.

Alle diese Gefässe sind schwarz.

S. 66. Die Funde sind so reich und weisen auf eine so verfeinerte Lebenshaltung hin, wie sie auf unserem Boden allein nicht erwachsen sein kann. Da muss unbedingt der Ort als Handelsstation in Betracht kommen. Wir werden dann aber zuerst auf die Elbe als Hauptader des Verkehrs in grossem Stil gewiesen. Von da ab gingen dann Nebenstrassen nach rechts und links. Die nach den jetzigen Veröffentlichungen für uns am meisten in Betracht kommenden Orte mit überraschend ähnlichen Fundergebnissen sind Darzau im Hannöverschen, Fohrde in Westhavelland und Zahna, Kreis Wittenberg. Wenn nicht geklagt werden müsste, dass gerade Funde aus dieser Zeit am meisten durch Nichtbeachtung und ihre Unterbringung in geringer Tiefe gelitten haben, so würde man vielleicht jetzt schon Burg, Dessau, Prag, abgesehen von der Mündung der Elbe mit Sicherheit hier einreihen können und so das Bild vervollständigen.

IX. Ueber Vehlefanz, welches ich bei den Mitteilungen über den Hamster (No. VI) und des Fischotters (No. VII) bereits genannt sowie über den der Krämer genannten grossen Fichtenwald (Pflegschaftsfahrt des Märkischen Museums vom 16. August 1903) verbreitet sich u. M. Dr. G. Gustav Albrecht in zwei uns freundlichst zur Verfügung gestellten Berichten. Zunächst in der Frankfurter Oderzeitung No. 229.

Vehlefanz.

Vom rechten Ufer der Havel zwischen Spandau und Oranienburg zieht sich nach dem havelländischen Luch zu ein ausgedehntes Wald- und Sumpfgebiet hin, das eine hügelige Sandscholle, das sogenannte Ländchen Glien,

einschliesst. Den südlichen Teil dieser rundlichen Landinsel füllt dichter, mit Laubbestand gemischter Kiefernwald, der „Krämer" genannt, aus, der sich vom Dorfe Bötzow bis nach Tietzow und Staffelde hinauf erstreckt, der nördliche Teil ist sandiges, mit Dünen durchsetztes Hügelland, das sich nach der Havel und dem Kremmener See zu sanft abflacht. In diesem Teil des Glien liegt zwischen Velten und Kremmen das Dorf Vehlefanz, einst der Standort einer festen Burg, jetzt eine friedliche Ortschaft, die, obwohl Station der Kremmener Bahn, nur wenig Verkehr aufzuweisen hat. Früher, als die Heerstrasse von Hennigsdorf nach Kremmen über Vehlefanz führte, war der Verkehr durch den Ort reger, aber seit Eröffnung der „Töpperbahn", wie die Strecke im Volksmunde heisst, ist er erheblich gesunken, und da der Vorortverkehr der Kremmener Bahn nur bis Tegel reicht, so verirrt sich der Fuss eines Wanderers nur selten bis in diese Gegend. Denn mit Naturschönheiten ist die Umgebung von Vehlefanz nur in geringem Masse bedacht, und es gehört ein gewisser Mut dazu, in das unbekannte sandige Gelände vorzudringen.

Aber ein echter märkischer Wanderbruder lässt sich nicht so leicht von seinem Vorhaben abschrecken, und aller Abmahnungen ungeachtet besteigen wir die „Kachelbahn", wie die Strecke der Ofenindustrie bei Velten wegen auch genannt wird, und gleiten in mässiger Eile über Tegel, Hennigsdorf und Velten nach Vehlefanz. Der Ort selbst liegt eine Strecke vom Bahnhof entfernt, wir müssen eine sandige Landstrasse durchschreiten, ehe wir ins Dorf gelangen, aber wenn wir diese Zufahrtsstrasse hinter uns haben, fühlen wir uns angenehm enttäuscht, denn statt eines nüchternen, sandigen Ortes nimmt uns ein gemütliches, mit Bäumen bepflanztes und mit Gärten geschmücktes Dorf auf, das lang hingestreckt zwischen Sandhügeln am Rande eines sumpfigen Geländes liegt. Durch eine Art Hohlweg gelangen wir zur Dorfkirche, dem Punkte, wo sich die Geschichte des Ortes am dauerhaftesten niederschlägt, und befinden uns, nachdem ein kleiner Hügel erstiegen ist, vor einem einfachen Gebäude, so im Stil Friedrich Wilhelms I., mit Querflügeln am Langhause und einem viereckigen Turm mit welscher Haube an der Westseite, alles mit graugelbem Kalkputz überzogen. Von architektonischen Zierraten ist keine Rede, auch der grüne Schmuck von Epheu und anderen Schlinggewächsen, der den Dorfkirchen einen so anheimelnden Eindruck verleiht, fehlt gänzlich; nur neben dem Südeingang ist ein Grabstein eingemauert, der in langatmiger Inschrift verkündet, dass Herr Kaspar Friedrich Lietzmann, königl. preussischer Oberamtmann und Pächter zu Vehlefanz im Jahre 1766 selig entschlafen ist.

Mit geringen Erwartungen betritt man das Gotteshaus, aber das nüchterne Äussere ist erfreulicherweise nicht vorbildlich für die Ausstattung des Innern gewesen. Schon in der südlichen Vorhalle finden sich die schön gearbeiteten Grabsteine zweier Herren von Putlitz, der Gebrüder „Christoff und Moritz Gans Edler zu Potlist", die „hier zu Felfautz" im Jahre 1607 kurz nach einander an den Pocken gestorben sind. Die aus Sandstein gefertigten Grabplatten zeigen in sauberer Ausführung die Gestalten der Verstorbenen im Plattenpanzer des 16. Jahrhunderts, mit gefalteten Händen

und mit unbedecktem Haupte, und eine ringsumlaufende Inschrift in lateinischen Majuskeln. Das Innere der Kirche zeigt im Altarraum reichen bildnerischen Schmuck. Zunächst lenkt der im Renaissancestil gehaltene Altaraufbau die Aufmerksamkeit des Besuchers auf sich. Er ist aus Holz gefertigt und durch Säulen und Pilaster in Felder geteilt, die eine Anzahl geschnitzter und buntbemalter Apostel- und Heiligengestalten enthalten, während im grösseren Mittelfelde der gekreuzigte Heiland zwischen den Figuren der Maria und des Johannes steht. Der Altar ist 1585 von Alexander und Dietrich von Bredow gestiftet und hat laut Inschrift auf der Rückseite „centum et 16 flor." (116 Gulden) gekostet. Diese Angabe ist von kulturgeschichtlichem Interesse, da man über die Preise, die für derartige Kunstwerke gezahlt wurden, nur wenig unterrichtet ist. Neben dem Altar an der Südwand hängt ein etwa 2 Meter hoher Cruzifixus in der realistischen Manier des ausgehenden Mittelalters, in Holz geschnitzt und bunt bemalt und auf den Enden der Kreuzbalken mit geflügelten Engelsköpfen und mit der Jungfrau Maria in der Gloria geziert. Gegenüber an der Nordwand hängt hochoben ein von Fahnen und Waffentrophäen umrahmtes Epitaph, das dem Andenken des General-Wachtmeisters und Obristen zu Pferde Marcus von der Lüttke, der in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts Besitzer von Vehlefanz, Kremmen, Gross- und Klein-Zieten war, gewidmet ist. Im oberen Teile des Epitaphs ist das Porträt des Verstorbenen, im mittleren Teile sein Wappen (r. grauer Reiher mit Kugel in rot, l. goldener Löwe mit roter Zunge in grün) angebracht, neben und unter dem Totenschild hängen Degen, Kommandostab und Sporen des Generalwachtmeisters. An derselben Wand unten neben einem alten Predigerstuhl ist der bemalte Grabstein eines Herrn von Bredow eingemauert, der die lebensgrosse Figur des Toten im Plattenpanzer, den Helm zu Füssen der Reliefgestalt, zeigt. Weiterhin an der Ecke des nördlichen Querflügels steht die einfache graugestrichene Kanzel und an den gegenüberliegenden Wänden zieht sich eine ebenso einfache, von Holzsäulen gestützte Orgelempore herum. Dieser westliche Teil der Kirche ist sehr einförmig, alles grau in grau, es fehlt auch hier wieder der anheimelnde Schmuck der Totenkränze und Totenkronen, die so mancher alten Dorfkirche ein ehrwürdiges Gepräge verleihen. In der Höhe der Empore im südlichen Vorbau liegt die Loge der Gutsherrschaft, ein niedriger, nüchterner Raum, nur dadurch interessant, dass hier ein kleiner Kachelofen steht, mit schwarzglasierten Kacheln, deren jede vier kleine Kronen und das Bildnis eines Kavaliers in Tressenrock und Allongeperrücke zeigt. Allem Anschein nach stammt der Ofen aus der Zeit des ersten preussischen Königs. Ausserdem befindet sich in der Loge ein altes Epitaphium mit Bildern aus der heiligen Geschichte und einer Anzahl bunter Adelswappen, vermutlich ein alter Altaraufsatz, der zur Grabtafel umgewandelt ist. Laut Inschrift hat „diess Epitaphium der Edle vnd Ernw. Alexander von Bredow seinem Bruder Diderich zum gedechtniss setzen lassen 1589". Unter dieser Angabe ist das Wappen dieses Herrn von Bredow und das seiner Gemahlin, einer Geborenen von Flatow angebracht und das Mittelbild zeigt die Auferstehung Christi und vorn die knienden Porträtfiguren des Verstorbenen und seiner Gemahlin. An einer Wand der

Loge hängen schlichte Mooskränze, die von den Konfirmanden gestiftet werden*) und zu ihrem Gedächtnis aufbewahrt bleiben.

Unter dem Fussboden des Altarraums befindet sich ein altes Grabgewölbe, das im März 1902 bei Herstellung einer Heizanlage entdeckt wurde. Es enthielt zwei Zinksärge und sechs in Trümmer zerfallene Holzsärge, von denen die beiden ersten, wie bei genauer Untersuchung festgestellt wurde, die Überreste der Johanna v. d. Lüdke (geb. 1644 und gest. 1694), wohl der Gemahlin des obenerwähnten Generalwachtmeisters, und des Generalmajors Johann von Blochmann, eines Besitzers von Vehlefanz und Kremmen, bargen. Über die in den Holzsärgen beigesetzten Toten konnte nichts festgestellt werden. Durch die Untersuchung wurde eine alte Sage beseitigt, nach der in dem grösseren Metallsarge ein aus der Quitzowzeit stammender Schatz verborgen wäre, es wurden nur Knochen und Überreste der Bekleidung gefunden.

Die Altertümer und Grabsteine in der Kirche machen den Besucher mit einer Anzahl Besitzer von Vehlefanz bekannt. Unter diesen sind die Bredows die ältesten, denn bereits im Februar 1355 kauft Koppeke von Bredow von dem bayerischen Ritter Markquard Loterbeck das Schloss Kremmen mit den zugehörigen Dörfern Vehlefanz, Velten, Flatow, Gross-Zieten und Börnicke und verschreibt bald darauf Vehlefanz mit dem Gericht und anderen Gerechtsamen seiner Ehefrau zum Leibgedinge. Die Bredows sind bis zum Ende des 17. Jahrhunderts im Besitze des Gutes und der dazu gehörigen Burg gewesen, doch waren neben ihnen um 1412 die Familien v. Schrapsdorf und v. Wusterhuve**) und dem Schlossregister von 1450 zufolge die von Schlaberndorf in Vehlefanz begütert. Später waren vier Gutsanteile vorhanden, die den Familien von Bredow, von Schrapsdorf, von Redern und von Krämer gehörten. Der Grosse Kurfürst erwarb den Bredowschen und Krämerschen Anteil und legte sie zum Amte Oranienburg, nachmals wurde ein besonderes Amt Vehlefanz daraus gebildet, das noch heute besteht und der Sitz der Verwaltung des königl. Remontedepots Bärenklau ist. Der v. Schrapsdorfsche Anteil wurde um die gleiche Zeit geteilt und mit Freibauern besetzt, den v. Redernschen Anteil hatte vorher der Generalwachtmeister Marcus v. d. Lüttke erworben, dessen Epitaph sich noch in der Kirche befindet.

Einige Überreste der ehemaligen Burg Vehlefanz sind auf dem Gutshofe vorhanden, zu dem man von der Kirche talabwärts durch eine Lindenallee gelangt. Im Garten hinter dem 1765 erbauten Amtshause liegen die Trümmer eines Wachtturmes aus Backstein, die wegen der Festigkeit des Mörtels bisher allen Sprengungsversuchen widerstanden, sonst ist von der ausgedehnten Bredow'schen Burganlage nichts mehr vorhanden. Ihren

*) Ein ähnlicher Brauch findet sich in Werneuchen (Kr. Oberbarnim), wo das Schulzimmer mit Kränzen geschmückt ist. Auch hier werden die Kränze von den jungen Mädchen bei ihrer Einsegnung gestiftet und bleiben bis nach erfolgter Verheiratung hängen. Leidet eine Jungfrau in der Zwischenzeit an ihrer Ehre Schaden, so wird ihr Kranz herabgenommen und vernichtet.

**) Vergl. Bardey, Namen und Osthavelland S. 644 f.

Umfang kann man aber aus der Beschaffenheit des Geländes noch ganz gut erkennen, denn der Rest eines nassen Grabens und ein kleiner See im Parke, sowie starke Einsenkungen an der östlichen und südlichen Seite des Amtes bezeichnen den Lauf des Grabens, der die Burg umgab. Vor 150 Jahren soll der Graben noch teilweise vorhanden und mit Wasser gefüllt gewesen sein, ebenso vermittelte damals noch eine Zugbrücke den Zugang zum Gutshofe. Über die Burg selbst, die bereits im 13. Jahrhundert erwähnt wird, sind keine Nachrichten erhalten, doch dürfte sie wegen der sumpfigen Umgebung ein schwer einnehmbarer Punkt gewesen sein; vermutlich wurde sie gleichzeitig mit der Burg Kremmen zur Askanierzeit von den Deutschen zur Verteidigung der eroberten Glien angelegt.

Die Stelle scheint übrigens schon vor dieser Zeit besiedelt und befestigt gewesen zu sein. Nordwestlich vom Amte, durch den nassen Graben getrennt, liegt der Bozelberg, auch Burgberg und Burgwall genannt, eine künstliche, etwa 14 Meter hohe Aufschüttung, die im Mittelalter einen Wachtturm getragen haben soll. Zu diesem Hügel führt von der Chaussee aus an der Kirche vorüber ein Weg, der der „Burgwall" heisst. Die Anlage weist in die wendische Zeit zurück, und da am Fusse des Bozelberges in schwärzlicher Erde Gefässreste mit dem für die slawische Bevölkerung charakteristischen Wellenornament gefunden worden sind, so ist anzunehmen, dass bei dem Hügel eine wendische Ansiedlung gelegen hat. Ob der Bozelberg als slawischer Burgwall betrachtet werden kann, ist zunächst zweifelhaft, da er nicht die übliche Form aufweist und auf der Höhe ganz eben ist, doch kann die Planierung der Einsenkung später erfolgt sein; die künstliche Aufschüttung und der Name „Burgwall" weisen jedenfalls auf eine Ansiedlung zur Wendenzeit hin.

Dass die Gegend bei Vehlefanz in vorgeschichtlicher Zeit bewohnt gewesen ist, unterliegt keinem Zweifel, dafür sprechen die Funde, die man auf den Sandhügeln südlich vom Dorfe bis nach Neu-Vehlefanz und Eichstedt hin gemacht hat.*) Sie gehören Brandgräberfeldern aus der La Tène-Zeit an und bestehen aus einfachen Urnen mit Leichenbrand, in denen Schmucksachen und Geräte aus Bronze und Eisen lagen. Ausser eisernen Nadeln und Gürtelhaken, eisernen und bronzenen Kettengliedern, Bronzeringen und Schmelzperlen wurden kleine eiserne Röhrchen mit Bronzebelag gefunden, die wohl auf eine Schnur gezogen und als Halsschmuck getragen wurden, ferner bronzene Ohrringe in Form eines aufgeblähten Segels, mit Schmelzperlen besetzt und eiserne Nadeln mit drei neben einander stehenden Knopfscheiben, eigenartige, für diese Fundstelle charakteristische Gebilde. Diese Gräberfelder lassen erkennen, dass sich auf den Hügeln bei Vehlefanz und auf ihren Abhängen menschliche Ansiedelungen befunden haben, und aus anderen Funden in der Umgegend ergibt sich, dass die Sanddünen des Glien fast durchweg in vorslawischer Zeit schon besiedelt gewesen sind.

So hat auch die Gegend bei Vehlefanz trotz des Mangels an landschaftlichen Schönheiten ihre Reize, und wer den Spuren der Vergangenheit nachzugehen versteht, der wird von einem Ausfluge in die sandigen Gefilde des Glien befriedigt heimkehren.

---

*) Vgl. die Schilderung in Nr. 29 des „Roland" auf S. 400 ff.

Über den Krämer enthält die Voss. Ztg. vom 19. August 1903 folgende Angaben Dr. Albrecht's: Vom Dorf (Vehlefanz) ging es am Nachmittage in das Waldrevier des „Krämer". Bei diesem Spaziergange kam man an dem Weinberg vorüber, auf dem im Mittelalter und noch im 17. Jahrhundert Wein — „Vehlefanzer Sandblümchen" — gebaut wurde, und an der „Riesentrappe", einem Pfuhl, welcher der Sage nach durch den Fussabdruck eines Riesen entstanden sein soll, als dieser von den Sandbergen bei Vehlefanz nach den Kremmener Bergen hinüberschritt. Bei Vorwerk Wolfslake wurde „Der Krämer" erreicht, ein Waldgebiet, das sich in nordwestlicher Richtung von Bötzow und Wansdorf nach Tietzow und Flatow hinzieht und neben Kiefernbestand vielfach Laubholz, besonders Eichen und Erlen aufweist. Beim Forsthaus Krämerpfuhl wurde eine Stelle besichtigt, wo vor mehreren Jahren Urnen in Steinsetzung gefunden worden sind, doch gestattete das dichte Stangenholz der Schonung keine nähere Untersuchung. Dann begaben die Teilnehmer sich zur „Franzoseneiche" und zu „Reckins Grab", zwei Punkten, die in der Volkssage eine gewisse Rolle spielen. Der Förster Reckin soll, so erzählt das Volk, zur Franzosenzeit 1806 aus dem Versteck in der hohlen Eiche viele der vorüberziehenden Franzosen erschossen haben, bis er schliesslich entdeckt und nun von den erbitterten Feinden getötet wurde. Etwa zweihundert Schritt von der Eiche soll er begraben sein, und noch jetzt wirft jeder Vorübergehende einen Zweig oder dürres Reisig auf Reckins Grab „zur Ehrung" des Verstorbenen. Über Wolfslake kehrten die Mitglieder der Pflegschaft nach Vehlefanz zurück.

In dem Burggarten wurden viele frühmittelalterliche Scherben (13. und 14. Jahrhundert) schwärzlich hart gebrannt, unglasiert mit Riefen spiralig verziert aufgefunden. (Vergl. S. 348.)

X. Kirchliche Volkskunde. C. Werckshagen schreibt hierüber im „Tag" vom 30. Sept. 1903: Vor etwa einem Jahrzehnt erschien ein anonymes Buch eines Thüringer Dorfgeistlichen: „Zur bäuerlichen Glaubens- und Sittenlehre", welches eine gewisse Sensation erregte durch den Nachweis, dass die religiöse und sittliche Gedankenwelt der einfachen Leute auf dem Lande in vielen Dingen gar sehr von ihren offiziellen kirchlichen Meinungen abweicht. Es war dieses Buch vielleicht der erste Baustein zu einer neuen Sonderwissenschaft, die sich religiöse Volkskunde nennt. Der Verfasser war Pfarrer Hermann Gebhardt in Molschleben, der hernach durch den theologischen Doktortitel ausgezeichnet wurde. Jetzt ist es eine Thüringer Kirchenbehörde, der weimarische Oberkirchenrat, der, von dem gleichen Interesse wie D. Gebhardt geleitet, die Geistlichkeit zur Mitarbeit an der religiösen Volkskunde auffordert. Nach einer Verfügung dieser Behörde sind die Geistlichen des Grossherzogtums angewiesen worden, so weit wie

möglich alles zusammenzubringen, was an alten kirchlichen Sitten und Gebräuchen auf dem Gebiete der Landeskirche nachgewiesen werden kann, bezw. die noch im Volke lebende Kunde von allem, was an gottesdienstlicher Ordnung, kirchlicher Zucht und volkstümlicher christlicher Sitte besteht oder bestanden hat, zu sammeln und aufzuzeichnen. Zumal seien ins Auge zu fassen volkstümliche Gebräuche, die sich gebildet haben im Anschluss an Verlobungen, Hochzeiten, Kindtaufen, Kirchgänge und Beerdigungen, auch solche, die an sich nicht kirchlicher und religiöser Natur sind, selbst wenn sie zum Volksaberglauben gehören.

Je schmerzlicher die Verarmung unsers Volkslebens an heimatlicher Sitte zum Teil infolge der fortschreitenden Industrialisierung zu beklagen ist, um so mehr erscheint es als Pflicht aller, die dazu berufen sind, aus den Trümmern der Überlieferung zu retten, was gerettet werden kann. Und das Vorgehen der weimarischen Behörde verdient deshalb allerorten Nachahmung.

Hoffentlich nimmt der im Jahre 1902 von Herrn Superintendent A. Niemann in Kyritz ins Leben gerufene Verein für Brandenburgische Kirchengeschichte (Brandenburgia XI. 344) sich auch der brandenburgischen kirchlichen Volkskunde möglichst an, sowie wir es gern tun.

XI. Berliner Gobelin-Weberei. Unser Mitglied, Herr Hof-Kunst-Weber W. Ziesch (Firma: Berliner Gobelin-Manufaktur W. Ziesch & Co., Berlin S.O., Bethanien-Ufer 8) teilt mit, dass in seinen Ateliers neben einigen von ihm ausgeführten älteren Arbeiten drei soeben fertig gewordene neue Gobelingewebe zur Besichtigung ausgestellt sind.

Der eine dieser neuen Gobelins ist das erste Stück einer aus 4 Stück bestehenden Gobelinserie, die ausersehen ist, das alte Rathaus der Stadt Dortmund zu schmücken, während die anderen beiden die ersten Stücke einer aus 9 Gobelins bestehenden Serie sind, die zur Dekoration des Festsaales der Präsidenten-Wohnung im Herrenhause bestimmt ist.

Ich lade zur Besichtigung dieser kostbaren Wandteppichwebereien recht dringend ein und erinnere an unsern Besuch in dem Kunstweberei-Institut am 9. Sept. 1899 (Brandenburgia VIII, 264 u. 265), vgl. auch IX. 103, 256, 369—374, 381—383).

XIa. Das Antependium der St. Gotthardskirche zu Brandenburg, welches ich Ihnen am 9. Mai 1900 (IX. S. 101) vorgelegt, als eine der interessantesten Gobelin-Webereien, welche sich in der Provinz Brandenburg erhalten und die das Märkische Museum einzukaufen hoffte, wonächst es Herrn Ziesch um Ausbesserung und Ergänzung angegangen sein würde, ist von uns nach Brandenburg

zurückgesendet, weil der Patron den Verkauf nicht genehmigt hat. Hoffentlich wird es nunmehr vor weiterer arger Verwahrlosung gerettet. Es ist französische oder flandrische Arbeit des 15. Jahrhunderts wie die unter Nr. XII heut erwähnten Gobelins des Cluny-Museums zu Paris. Es stellt, wie Sie sich erinnern wollen, die im Mittelalter so beliebte Jagd des „frommen" Einhorns dar, das sich in den Schoss der reinen Jungfrau flüchtet. Über Carl Cohn's Abhandlung „Zur litterarischen Geschichte des Einhorns" habe ich Jahrgang IX, 103 — 106 eingehend Ihnen berichtet.

XII. Auf den Höhen der Ritterkultur. Unter diesem Titel veröffentlicht u. M. Herr Robert Mielke in der Scherlschen Zeitschrift: Die Weite Welt, Jahrg. XXIII Nr. 9 vom 23. d. M. einen interessanten Beitrag zur Kulturgeschichte des romantischen Mittelalters. Darin sind 5 Bilder, welche einzelne Teile des Teppichs mit der soeben (unter XI) besprochenen Einhornsage darstellen. Derselbe befindet sich unter den Kunstschätzen des der Stadt Paris gehörigen Cluny-Museums, welcher mit dem Musée des Thermes (in den Ruinen eines Bades des Kaisers Julianus Apostata) bekanntlich verbunden ist. Etwa 15. Jahrhundert, wobei bemerkt sei, dass in Paris durch Ortssatzung bereits 1260 eine Gilde der tapissiers saracinois genannt wird, eine Hindeutung darauf, dass die Teppichweberei, hervorgelockt durch die Berührung Frankreichs mit den Sarazenen, überhaupt mit dem Morgenland, während der Kreuzzüge, damals ihren hohen Aufschwung genommen haben dürfte.

XIII. Aus märkischer Heide. R. Mielke beschreibt ebendaselbst Jahrg. XXII Nr. 45 vom 3. Juli 1903 in poetischer Weise, mit schönen Abbildungen unterstützt, den Augustablick am Paetschsee, die Ufer daselbst und den grossen Stechlinsee (Kreis Ruppin) mit Neu-Globsow, Gegenden, in welchen der letzte Roman (Stechlin) unsers grossen Brandenburgischen Heimatschilderers Theodor Fontane spielt.

Das Gebiet zwischen Lychen und Rheinsberg nahe der mecklenburgischen Grenze ist überreich an malerischen Seen, die man bequem besuchen kann, wenn man für ein paar Tage in der freundlichen Gastwirtschaft „Glashütte" ein wirklich reich lohnendes Standquartier nimmt.

XIV. Rheinsberg. Ein an Nr. XIII anschliessendes Gebiet beschreibt unter dem Titel „Rheinsberg" Robert Mielke in der „Weiten Welt" XXIII Nr. 5 vom 25. September 1903. Eins der dankbarsten märkischen Themata nach der personellen, nach der künstlerischen, nach der geschichtlichen und nach der landschaftlichen Seite. 10 wohlgelungene Abbildungen illustrieren den geschickt gruppierten Text. Rheinsberg ist uns durch die kürzlich erfolgte

Enthüllung des Denkmals des jugendlichen grossen Königs, der hier seine romantische Zeit durchlebte, recht eindrücklich wieder vor die Seele geführt worden.

XV. Katalog der Kunstgeschichtlichen Ausstellung zu Erfurt. September 1903. Ich lege Ihnen diese wertvolle Publikation, die ich nebst den anliegenden 3 Ansichtspostkarten der Ausstellung der Güte u. M. Prof. Dr. Krüner verdanke, vor, weil dabei sich Berliner Behörden und Sammler mit hierorts verwahrten Gegenständen beteiligt haben, ferner weil das Kunstgebiet, um das es sich handelt, an unserer Provinz angrenzt und weil die künstlerischen und kunstgewerblichen Arbeiten des Ausstellungsgebiets grossen Einfluss auf die Entwickelung unserer heimatlichen Kultur gehabt haben. Vertreten sind ganz Sachsen, Anhalt und die thüringischen Lande. Besonderes Verdienst hat sich für das Zustandekommen der Ausstellung u. M. Herr Professor Dr. Voss durch sachverständige und kunstkritische Tätigkeit erworben.

Die vielen Abbildungen geben eine, wenn auch bei weitem nicht vollständige, Übersicht des Dargebotenen. Die Erfurter Ausstellung wird ein Markstein für die Übersicht und Erforschung des sächsisch-thüringischen Gebiets bleiben. Ob es nicht möglich wäre, eine ähnliche Ausstellung für die Provinz Brandenburg in Szene zu setzen?

D. Abbildungen und Photographien.

XVI. Vier verschiedene Ansichten der mittelalterlichen gotischen aus roten Backsteinen erbauten Kapelle auf dem Kapellenberg bei Blankensee unweit Trebbin, aufgenommen von unserm kunstfertigen Mitgliede Herrn Stadt-Bibliothekar F. Lüdicke-Charlottenburg, während der Pflegschaftsfahrt des Märkischen Museums, Sonntag den 27. September 1903. Bei den dortigen Nachforschungen hat uns unser neues Mitglied Herr Direktor Karl Wever sowie der Herr Gutsadministrator bestens unterstützt.

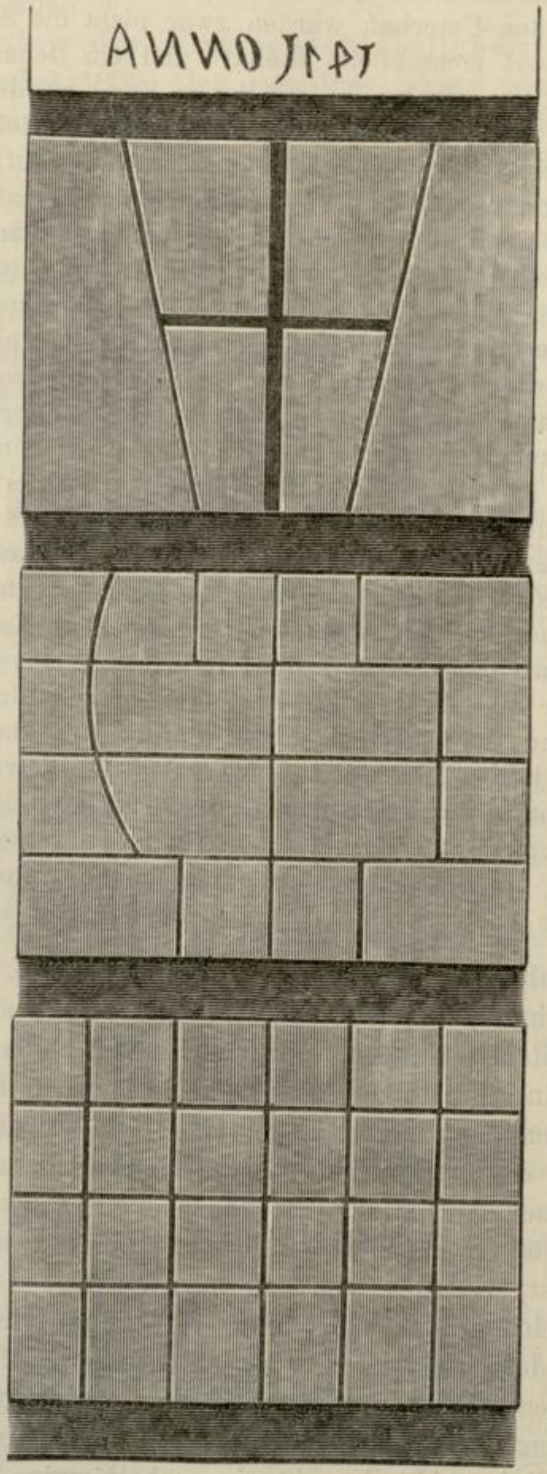
Über den Befund hat Herr Dr. Gustav Albrecht, u. M., in der Täglichen Rundschau vom 29. d. M. folgendes berichtet:

Auf dem Kapellenberge bei Blankensee in der Nähe von Trebbin ist's seit alten Zeiten nicht recht geheuer; unholde Geister und der Teufel treiben dort ihr Wesen, und blaue Flämmchen, die bisweilen in der alten Ruine aufleuchten, zeigen an, dass dort ein grosser Schatz vergraben liegt. Mancher hat diesen schon heben wollen, aber stets kam irgend etwas dazwischen, und auch der alte Kreisdirektor von Thümen, der sich in einen ausgedehnten Briefwechsel mit dem Bösen einliess, kam nicht zum Ziel, da der Teufel als Lohn für die Auslieferung des Schatzes durchaus die Seele eines Menschen haben wollte und der alte Thümen diese Forderung nicht erfüllen mochte. So liegt die Braupfanne voll goldener Dukaten immer noch im Gewölbe unter der Kapellenruine und harrt auf denjenigen, der sie heben wird. Vor

einiger Zeit hat der Administrator der „Deutschen Ansiedelungsbank", der Blankensee und die angrenzenden Rittergüter jetzt gehören, auf dem Kapellenberge einen Aussichtsturm errichten lassen, und bei der Aushebung des Erdreichs für den Unterbau wurden zwar nicht die Schätze, aber, wie schon gemeldet, zwei menschliche Skelette und ein Denar des Markgrafen Otto mit dem Pfeil ausgegraben. Von diesem Fund wurde dem Märkischen Provinzial-Museum Mitteilung gemacht. Geheimrat Friedel und einige Mitglieder der Pflegschaft des Museums begaben sich darauf nach Blankensee, um die Ausgrabungen fortzusetzen. Diese Fundstelle liegt an der Südwestecke der aus Granitfindlingen und Ziegeln errichteten Kapellenruine, also ausserhalb des Schatzortes, und von hier wurde unter Leitung des Kustos Buchholz ein längerer Graben an der Südseite gezogen, der aber nur Schutt und eine grosse Anzahl Scherben von Tongefässen aus dem 13. und 14. Jahrhundert ergab. Ebenso förderten Nachgrabungen an verschiedenen Stellen in der Umgebung der Ruine nur Gefässscherben aus der angegebenen, wie auch aus späterer Zeit zutage; Skelette oder Knochen wurden nirgends gefunden, und die Annahme, es habe sich ein Begräbnisplatz bei der Kapelle befunden, wird dadurch hinfällig. Auch deutet die Lage der beiden Skelette — die Schädel lagen tiefer, als die Schenkelknochen — nicht auf eine regelrechte Bestattung hin; es ist anzunehmen, dass die Leichen gelegentlich dort verscharrt worden sind. Ob die betreffenden Personen im Kampfe getötet oder einem Mörder zum Opfer gefallen sind, lässt sich nicht fesstellen, ebensowenig, in welcher Zeit die Leichen dort eingescharrt sind. Die Form des einen Schädels und der Knochen deutet darauf hin, dass die Person ein kräftig gebauter, junger Mann mit langem Schädel gewesen ist. Bei der näheren Untersuchung der Ruine wurden in den Backsteinen der Eckpfeiler Wallfahrtsmarken, Längsrillen und eingekratzte Jahreszahlen aus der Zeit von 1471 bis 1841 entdeckt, welche die allgemeine Annahme unterstützen, dass das gothische Bauwerk eine Wallfahrtskapelle gewesen ist.

Zur Verdeutlichung der in den roten Backstein nicht ohne Kunst nachträglich, d. h. erst nach Vermauerung der Backsteine an Ort und Stelle eingeschnittenen Marken, bilde ich in der beiliegenden Zeichnung drei Backsteine in Einhalb der Grösse ab, wie sie mit den Schmalseiten nach vorn eingemauert sind. Die Steine sind etwas über 9 cm hoch und 12 cm breit, die markierten grauweisslichen sehr harten Mörtelfugen, härter als der Backstein, sind nicht ganz 1,5 cm stark. Über der obern Mörtelfuge des Steins, auf dem ein Ritterschild mit lateinischem Kreuz eingeschnitten ist, befindet sich ein nur teilweise dargestellter vierter Backstein, in welchem das Wort anno 1471 eingraviert erscheint. Der auf den Stein mit dem lateinischen Ritterschild folgende Mauerstein ist durch drei Querritzungen in vier wagerechte Felder eingeteilt. Ein senkrechter Ritz teilt die ganze Fläche in zwei senkrecht angeordnete Felder. Durch drei Felder des linken Abteils geht eine säbelförmige Scharte, neben ihr rechts im obersten Feldchen eine senkrechte Scharte und genau ebensolche unter dem „Säbel" rechts im untersten linken Felde. Im rechten

Felde befindet sich im obersten Abteil eine senkrechte Scharte genau entsprechend symmetrisch zu der Scharte rechts oben von dem „Säbel“,



dgl. eine ebenfalls symmetrisch angelegte Scharte im untersten Felde. Durch die zwei mittleren Querfelder läuft eine Parallelscharte senkrecht. —

Der unterste Backstein ist durch fünf parallele senkrechte und drei parallele wagerechte Scharten in 24 rechteckige Felder geteilt. Die Schartenschnitte sind scharf und sorgfältig ausgeführt und stammen wahrscheinlich aus der Zeit von 1471 her.

XVII. Der Burgwall in der Feldmark Stücken wurde bei derselben Gelegenheit wie die Blankenseer Kapelle untersucht. Derselbe erhebt sich 1,5 bis 2 m über dem Wiesengelände und enthält trockenen z. Z. mit Kartoffeln bestellten, offenbar künstlich hingebrachten Ackerboden. Die Krone des Walles dürfte nach Innen zwecks besserer Ausnutzung des Bodens geworfen worden sein, sodass eine Plattform entstanden ist. Der Wall hat gegen 500 Schritt im Umfang und stellt noch jetzt ungefähr ein Rondeel dar. Auf der Oberfläche fanden sich viele charakteristisch mit Wellen- und Schlangenlinien sowie parallelen Ritzungen im wendischen Stil verzierte grobe Tongefässreste, die dem Ganzen etwa die Zeit von 1100 n. Chr. zuerkennen. An einzelnen Stellen sind aus geplatzten Feldsteinen roh hergestellte Herde mit mächtigen Aschen- und Kohlenschichten, darin ab und zu Knochen teils vom Torfschwein, teils von Wild (Reh und Hirsch) und vom Schaf. Belagstücke der Töpferware wurden für das Märkische Museum mitgenommen. Herr F. Lüdicke hatte die Güte, die Ihnen vorliegende Photographie des Walles von der schwer zugänglichen, moorigen und von Gräben durchschnittenen Wiese aus aufzunehmen. Die Aufnahme erfolgte von Südwest aus.

Ein anderer Burgwall in der Nachbarschaft, der von Zauchwitz, ist gelegentlich einer Exkursion des Märkischen Museums am 2. Juni 1901 untersucht und photographiert worden. Er liegt ebenfalls in nassem Gelände und muss sehr schwer zugänglich gewesen sein; bei ihm ist ein diluvialer Kern mit vielen grösseren und kleineren Geschieben ausgenutzt worden.

Auch diese Anlage, eine Zufluchtsstätte wie der Stückensche Burgwall gehört der gleichen wendischen Periode an.

XVIII. Vom Radkrug und von der alten Strasse zwischen dem Radkrug und Wilhelmsburg bei Brandenburg a. H. legt u. M. Herr Robert Mielke zwei kürzlich photographisch aufgenommene Stimmungsbilder vor, die den Charakter der dortigen Märkischen Landschaft wiedergeben.

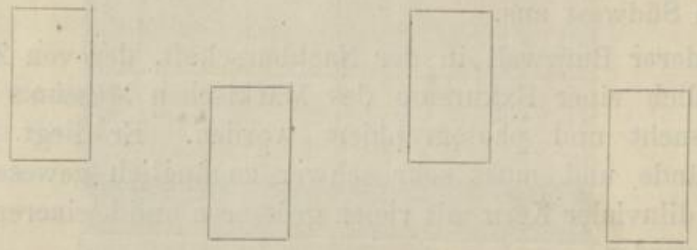
XIX. Vorwendische Ansiedelungsstellen an der Wuhle, l. Ufer, bei Biesdorf-Ostbahn, aber bereits zur Gemarkung Kaulsdorf gehörig, besuchte ich mit der Museums-Pflegschaft infolge freundlicher Einladung u. M. Herrn Julius Rieger Sonntag, den 25. d. M. Das beifolgende Kärtchen, auf dem die in Frage kommenden Stellen

bei A durch Strichelchen angemerkt sind, giebt eine Darstellung der Landschaft.



Auch hier verdanken wir die photographischen Aufnahmen dem wissenschaftlichen Eifer und der im Heimatsgebiet unermüdlichen Tätigkeit u. M. Herrn Robert Mielke.

Es handelt sich um etwa fünfzig teils bereits aufgedeckte, teils von uns aufgegrabene Herdstellen, 50 cm bis 1 m tief unter der Erde, längliche Rechtecke, 1,5 m lang, 75 cm breit, von Osten nach Westen, schachbrettförmig (wie die Skizze) angeordnet, auf einem sandig humosen



Bodenstück von vielleicht 200 m Länge und 60 m Breite. Nur eine Feuerstelle war gegen 3 m lang und 1,5 m breit. Die rohen Feldsteine, meist von Menschenkopfgrösse, sind von heftigem Feuer geplatzt, oft geradezu zermorscht, sodass sie unter den Händen zerbröckeln.

Auf den Herdsteinen und zwischen denselben haben sich Lager von Holzkohle (weiches und hartes Holz) und von Asche gebildet. Ebenso liegen auch meist unverzierte grobe tönerne, vorwendische Kochgeschirre zerstreut umher. Neben einer Brandstelle wurde ein Kochtopf in Trümmern erhoben, dessen Boden und untere Wandung fast einen Zoll dick war. Nach den wenigen verzierten Scherben zu schliessen, handelt es sich um Feuerstellen aus der sogen. Niederlausitzer (ostgermanischen) Periode. Ein Urnenleichenbrandfriedhof ist bislang in der Nähe nicht beobachtet.

XX. Eine Abbildung der Heylschen Farbenfabrik, Charlottenburg, Salzufer 8, welche die Brandenburgia am 4. k. M. besichtigen wird, lege ich als Geschenk der Firma vor. Es handelt sich nicht um ein künstlerisches, sondern mehr um ein technisches Bild, welches die Einzelheiten der grossartigen Anlage aus der Vogelschau bis in die kleinsten Einzelheiten erkennen lässt.

XXI. Das Bronzebeil, archaistische Form, welches Herr Grunow dem Märkischen Museum in freundlicher Weise aus Ringenwalde mitgebracht hat, vergl. Abbildung und Beschreibung S. 164, stammt aus der Gegend von Demmin in Vorpommern, ausgegraben in Upost bei Dargun.

XXII. Herr Robert Mielke spricht über den Weg, den Kurfürst Friedrich I. bei seinem Eintritt in die Mark eingeschlagen hat. (Vergl. Roland. Jahrg. II, Hft. 12.)

XXIII. Herr Custos R. Buchholz: Das hier ausgestellte, kürzlich für das Märkische Museum erworbene alte Gemälde stellt das Porträt eines Mannes dar, der in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts 25 Jahre lang das Oberhaupt der Stadtverwaltung von Berlin war. Es ist der Geheime Kriegsrat, Stadtpräsident Philippi.

Joh. Albrecht Philippi war 1721 in Berlin geboren, studierte Staats- und Rechtswissenschaften und wurde Auditeur beim Infanterie-Regiment v. Wunsch. Durch seine Schriften über Staats- und Polizei-Verwaltung lenkte er die Aufmerksamkeit König Friedrichs II. auf sich, der ihn 1765 nach Paris zum Studium der dortigen polizeilichen Einrichtungen schickte und 1766 ihn zum Stadtpräsidenten von Berlin ernannte. Diese Stellung vereinigte damals in sich die Würden und Zuständigkeiten des heutigen Oberbürgermeisters, Polizeipräsidenten und Landgerichtspräsidenten, und für die bezüglichen Dezernate standen ihm 4 Bürgermeister nebst 15 weiteren Magistratsmitgliedern zur Seite.

Aus dem Bericht eines gelehrten Zeitgenossen (Büsten Berlinscher Gelehrten und Künstler S. 239 ff.) von 1787 lässt sich über die Wirksamkeit Philippis in seinem Amt als Stadtpräsident einiges erkennen. Es heisst dort u. a.: „Dem Frankreich, dem wir so viel zu verdanken haben, verdankt auch Berlin seine guten Polizeieinrichtungen, die der nunmehr würdige Greis, Stadtpräsident und Polizeidirektor Philippi, welcher solche in Paris unter Sartine auf königliche Kosten studiert hatte, zur besten Ausübung brachte, und in den Stücken, wo Berlin nicht Paris sein darf, sogar verbesserte.“ Es wird dann beklagt, dass mit dem für das Polizeiwesen Berlins ausgesetzten Fonds von 6000 Thalern sich nicht alles machen lasse und dass die Konkurrenz des Militärs im Polizeifach hinderlich sei. „Ist aber blos vom System die Rede, so

muss man Herrn Philippi die Gerechtigkeit widerfahren lassen, dass er sein Fach ganz durchschaut hat. Man hört in Berlin weniger als in anderen grossen Städten von nächtlichen Einbrüchen, von Unsicherheit des Lebens, von Betrügereien und Abenteurern; die Zufuhr der Lebensmittel ist immer hinlänglich und in ziemlich guten Preisen, die Früchte und Nahrungsmittel sind reinlich und gesund, und selbst in öffentlichen Häusern herrscht eine gewisse Sicherheit des Eigentums und der Gesundheit. Mit dieser praktischen Kenntnis verbindet Herr Philippi auch eine richtige Theorie, wovon seine Schriften Beweise sind." 1787 wurde ihm ein „zweiter Stadtpräsident" in der Person von Eisenhardt an die Seite gesetzt, der nach Philippis Tode 1791 wieder alleiniger Stadtpräsident blieb.

Das Märkische Museum besitzt ausser diesem Gemälde auch noch einen Chodowieckischen Kupferstich mit dem Porträt Philippis.

XXIV. Die Photographie im Dienst der Heimatkunde. Von Franz Goerke, Direktor der Gesellschaft Urania in Berlin. Es war im Jahre 1891, als ich in einer Sitzung der „Freien photographischen Vereinigung zu Berlin" die Anregung gab, ein Sammelwerk von photographischen Aufnahmen aus der Mark Brandenburg zu schaffen. Es fand auch eine interne Sitzung derjenigen Mitglieder statt, die sich für meinen Plan besonders interessierten und die an der Verwirklichung mitarbeiten wollten, aber, wie das so häufig ist, dem guten Willen folgten keine Taten, und die wenigen Getreuen, die anfangs an dem Werke mithalfen, waren nicht imstande, demselben dauernd ihre Tätigkeit zu widmen. So blieb mir denn nichts weiter übrig, als die von mir angeregte Arbeit allein zu übernehmen, und auf diese Weise entstand im Laufe der Jahre eine Sammlung märkischer Aufnahmen, an deren Vervollständigung und Erweiterung ich noch immer weiter arbeite und deren vorläufiges Resultat ich in meinen beiden Projektionsvorträgen „Eine malerische Wanderung durch die Mark Brandenburg" und „Charakterbilder aus der Mark" niedergelegt habe.

Ich habe es lebhaft bedauert, dass nicht damals schon (1891) mein Plan in grossem Umfange durchgeführt wurde. Wenn viele fleissige Hände sich geregt hätten, so wäre das heute schon ein sehr umfassendes photographisches Werk geworden, das jedem photographischen Verein nur zur Ehre gereicht hätte.

Jahre sind seit jener ersten Anregung vergangen, Jahre, die in der Entwicklung der Photographie nicht nur als „Kunst", sondern auch als „Hilfswissenschaft" eine ganz gewaltige Rolle gespielt haben; — manche Gebiete der Wissenschaft lassen sich kaum noch von der Photographie als ihrer treuen Helferin trennen — die Photographie wurde als Illustrationsmaterial das historische, unanfechtbare Dokument für alle Zeiten.

Mit der Bedeutung der Photographie wuchs die Zahl ihrer Freunde; kaum eine Amateurkunst hat so viel Anhänger gefunden, wie sie, und die Vereine, die sie pflegten, schossen wie Pilze aus der Erde. Es entstanden Vereine, die sich hohe künstlerische Aufgaben stellten, Vereine, mit deren Bestrebungen die Entwicklung der künstlerischen Photographie auf das engste verknüpft ist, aber diese Vereine gaben nur selten auch denen Gelegenheit, ihr photographisches Können in einer geschlossenen Arbeit zu zeigen, welche die Pflege der künstlerischen Photographie nicht allein zu ihrer Aufgabe gemacht hatten, sondern die Freude an photographischen Arbeiten überhaupt fanden — mit einem Wort, die Vereine lenkten die Bestrebungen ihrer Mitglieder, das Können derselben nicht in bestimmte Bahnen, sie stellten ihnen keine Aufgaben und gestalteten somit ihre Arbeiten nicht zu wirklich fruchtbringenden.

Solche Aufgaben liegen nahe genug; die nächste, die grösste, die dankbarste Aufgabe aber, die wir uns stellen können, liegt auf dem Gebiet der Heimatkunde. Hier ist noch unendlich viel zu tun; das wenige bisher Geschaffene ist nur ein schwacher Anfang, gerade in unserer Heimatprovinz liegt noch eine ganze Fülle der dankbarsten Aufgaben. —

Der „Verein von Freunden der Photographie“ in Braunschweig schuf vor einigen Jahren ein Sammelwerk braunschweigischer Aufnahmen, die von Mitgliedern des Vereins hergestellt wurden. Das Werk zeugt von redlichstem Streben. Die Aufnahmen sind fast durchweg von grosser Schönheit und malerischer Wirkung.

Eine Aufgabe, die sich der Braunschweigische Verein gestellt hat — eine ähnliche Aufgabe kann sich jeder photographische Verein stellen, und da mir naturgemäss die Berliner Verhältnisse und die der Provinz am nächsten liegen, so möchte ich diese etwas näher beleuchten.

Wie Sie alle wissen, existiert ein im Jahre 1885 im Auftrage des Brandenburgischen Provinziallandtags herausgegebenes Werk „Inventar der Bau- und Kunstdenkmäler der Mark Brandenburg“. In alphabetischer Reihenfolge enthält es sämtliche Städte der Mark, und bei jeder Stadt, bei jedem grösseren Dorf sogar, ist angeführt, welche Denkmäler der gesamten Kunsttätigkeit aller Zeiten dieselben enthalten, die eines besonderen Schutzes, besonderer Beachtung bedürfen. Das Werk erschien zu einer Zeit, als man die Photographie als Illustrationsmaterial noch nicht in der ausgedehnten Weise nutzbar machen konnte, damals gab es noch nicht Amateure wie Sand am Meer, das Reisen mit dem photographischen Apparat war damals noch keine Annehmlichkeit.

Dieses Werk, das, seinem Charakter entprechend, das landschaftliche Motiv ganz vermissen lässt, soll in den nächsten Jahren eine neue Auflage in bedeutend erweitertem Massstabe erfahren. Es liegt nahe,

dass dann, entsprechend den seit der ersten Auflage gemachten Fortschritten der graphischen Künste, die Photographie mehr zu ihrem Recht kommen wird, wie es in ähnlichen, inzwischen erfolgten Veröffentlichungen anderer Provinzen geschehen ist, denn jede Provinz besitzt derartige, mit Illustrationsmaterial reich ausgestattete Inventare, und je neuer dieselben sind, desto reicher ist die photographische Wiedergabe darin vertreten; ich erinnere nur an die kostbaren Inventare von Westpreussen und Mecklenburg.

Hier also wäre ein lohnendes, dankbares Arbeitsfeld wie geschaffen.

Wenn ich vielleicht vor Jahren in zu kühner und gewagter Initiative eine Gesamtarbeit ins Auge fasste, eine Anregung, die heute kaum einen besseren Erfolg haben würde wie damals, so möchte ich heute diese Gesamtarbeit in eine Reihe von Einzelaufgaben geteilt sehen, wie sie dem Können, der Zeit und den Mitteln der einzelnen Mitarbeiter entsprechen. Der Einzelne von uns soll sich also nach Verständigung mit einem Arbeitsausschuss, der seinerseits wieder dauernde Beziehungen zu den vaterländischen landeskundlichen Vereinen unterhält, eine kleine Aufgabe stellen und diese zu lösen suchen.

Für meine Person bin ich beispielsweise augenblicklich mit der Illustration der Spree von der Quelle bis zur Mündung beschäftigt. In ähnlicher Weise bieten auch die anderen Flussläufe der Mark, die Havel, die Oder, selbst die Elbe, soweit sie märkisches Gebiet bespült, je den Vorwurf für eine Einzelaufgabe. Ein ebenso schönes, wie dankbares Thema liefern die märkischen Seen, die ja fast unerschöpflich sind an schönen Motiven, dann die märkischen Schlösser, die märkischen Klöster, vor allem aber die märkischen Städte und Städtchen mit ihren mittelalterlichen Erinnerungen, ihren alten Befestigungen, Toren, Rathäusern, Kirchen und Privathäusern. Hier werden auch der Wissenschaft, der Kulturgeschichte, der Archäologie wertvolle Dienste geleistet, denn wie leicht kann ein Brand oder sonstiges Ungemach die Zeugen einer blühenden Vergangenheit zerstören, ehe sie im Bilde festgehalten sind.

Erst bei derartig kleinen Aufgaben ist eine Vertiefung in dieselben möglich, wenn wir bedenken, welche Mühe es macht, ein Motiv zu suchen und dasselbe photographisch wirksam und charakteristisch zu behandeln. Bei einer kleinen Aufgabe wächst auch das Interesse an der Arbeit, weil wir die Möglichkeit sehen, dieselbe annähernd wenigstens für die erforderlichen Zwecke zu erschöpfen.

Wie ich mir die Lösung der Einzelaufgabe für einen Amateur denke, will ich nach eigenen Erfahrungen an einem Beispiel erläutern.

Nehmen wir ein kleines märkisches oder altmärkisches Städtchen, z. B. Havelberg oder Tangermünde. Wir nähern uns der Stadt und geben ein charakteristisches Gesamtbild derselben, das die haupt-

sächlichsten Baulichkeiten, vor allem Kirchtürme, Torbauten umfassend, vereinigt; dann geben wir das Bild des Marktplatzes mit dem Rathaus, ein mehr oder weniger immer charakteristisches Gebäude, dann ein paar Hauptstrassen, wenn sie noch altertümliche Gebäude mit hübschen Fassaden enthalten, ferner die Fassaden selbst, die häufig noch Schnitzwerke mit Sprüchen und Jahreszahlen tragen. — Wir betreten die Kirchen. Der Pfarrer, der Küster werden uns gern die Merkwürdigkeiten, die Kunstschätze zeigen, wir photographieren die Altäre, die Epitaphien, die besterhaltensten Grabsteine, wir betreten den Kirchhof, der immer malerische Motive giebt, und dann wandern wir um die Stadt. Häufig sind noch die alten Stadtmauern ganz oder teilweise mit ihren Warttürmen erhalten. Die alten, häufig doppelten Wallgräben sind gewöhnlich zugeschüttet. Unsere Altvorderen haben dort schon Bäume gepflanzt, die heute ein ehrwürdiges Alter erreicht haben, die prachtvolle, schattenspendende Promenaden bilden und die in Zusammenwirkung mit den architektonischen Resten des Mittelalters wundervolle Gesamtbilder geben. Dann noch ein wenig von der Umgebung, die uns zeigt, wie das Städtchen gelegen ist, ob flach oder in den Bergen, ob inmitten weiter Wälder oder inmitten von Seen. Dergleichen photographiert der in der Stadt ansässige Fachphotograph nur selten, er begnügt sich mit den landläufigen, leicht verkäuflichen Stadtansichten, wie sie als Ansichtskarten und als Andenken gekauft werden, und deshalb muss hier gerade der Amateur eingreifen, das künstlerisch gebildete Auge des Landschaftsphotographen kann hier intime Aufnahmen schaffen, die der Charakteristik des Städtchens einen ganz besonderen Reiz verleihen, und die ein Gesamtbild geben, das weit, weit davon abweichen wird, was bisher nach dieser Richtung hin geboten ist.

So hat sich dann nach diesem Rezept eine kleine Arbeit zusammengebaut, an der in erster Linie der Amateur selbst seine Freude haben wird, und die in zweiter Linie dazu bestimmt ist, der Allgemeinheit zu nützen. So fügen wir Steinchen zu Steinchen und dann bauen wir davon ein Haus, das uns dereinst mit stolzer Freude erfüllen wird, denn wir haben unser Können, unsere Kunst nutzbar gemacht, wir haben ein Material zusammengebracht, das der weiteren Verarbeitung in wissenschaftlichen Werken sicherlich würdig erscheinen wird. Wir müssen nur mit Selbstvertrauen, mit einer gewissen Hingebung an die Arbeit herangehen, mit dem Bewusstsein, nicht nur uns selbst durch unser Können eine Genugtuung zu verschaffen, sondern dasselbe auch in den Dienst der Allgemeinheit zu stellen — das sollte das erste und das vornehmste Ziel auch der photographischen Vereine sein.

An die Vorstände der photographischen Vereine richte ich daher die Bitte, die Bestrebungen ihrer Mitglieder in ganz bestimmte, der

Allgemeinheit dienende Bahnen zu lenken und somit eine aufgespeicherte Kraft auszunutzen, die vorläufig noch ganz unverbraucht daliegt, wie ein wohlbestellter Acker, auf den man nur zu säen braucht, um reiche Früchte zu ernten. Vorläufig wird eine Kraft, ein Können, eine Zeit und ein Geld für die Photographie vergeudet, es wird in den meisten Fällen so sinn- und zwecklos herumphotographiert, dass es die höchste Zeit ist, diese uneingedämmten Ströme der Arbeit in ein ruhiges, fruchtbringendes Fahrwasser zu leiten.

Diese allgemeinen Gesichtspunkte, die ich schriftlich und mündlich wiederholt zum Ausdruck gebracht habe, scheinen auf fruchtbaren Boden gefallen zu sein.

Ich habe nicht nur von Vereinen zustimmende Zuschriften erhalten, sondern mir sind auch von Privatpersonen, die sich mit der Photographie beschäftigen, Bilder eingesandt, sie haben mir ihre Mitarbeiterschaft angeboten u. s. w.

Ich hoffe die Vorarbeiten zu einer gemeinsamen grossen Tätigkeit im Laufe dieses Winters soweit fördern zu können, dass ich im Laufe des nächsten Jahres die Vertreter der Vereine, die Mitarbeiter an unserem Werke zu einer gemeinsamen Sitzung zusammenberufen kann und dann soll die photographische Arbeit praktisch in Angriff genommen werden.

Wenn erst die photographischen Vereine sich entschlossen haben, mitzuarbeiten, wenn sich erst ein Stamm von Mitarbeitern gefunden hat, dann ist es die Aufgabe der landeskundlichen Vereine, diese Arbeiten nach Kräften zu unterstützen und den Vereinen ganz bestimmte Aufgaben zu stellen. Wenn die Vereine und die einzelnen Amateur-Photographen sehen, dass auf ihre Mitarbeit Wert gelegt wird, dass man dieselbe wünscht, so wird es an der Arbeitsfreudigkeit nicht fehlen.

Meine zweite Anregung betrifft die Sammlung von Photographien historischer Momente, die in späteren Jahren einmal als historische Dokumente einen unschätzbaren Wert haben werden, denn ich verfehle nie, bei jeder Gelegenheit die Wichtigkeit der Photographie als historisches unanfechtbares Dokument zu betonen.

Für das Studium der Geschichte und der Kulturgeschichte wird in späteren Jahren so manche Photographie beredter sprechen, als manche Niederschrift.

Ich weiss nicht, wie weit in landeskundlichen Vereinen das Sammeln von Photographien systematisch betrieben wird, ich fürchte aber, dass man in vielen Fällen es mehr dem Zufall überlässt, wie weit und womit er die Sammlungen bereichert.

Die Photographie ist ja heute imstande, jeden denkwürdigen Augenblick im Leben der Völker festzuhalten, und jede illustrierte Zeitschrift ist ja überreich an Wiedergaben von Eröffnungsfeierlichkeiten, Ein-

weihungen, Enthüllungen u. s. w. Wir blättern heute achtlos darüber weg, aber es wird die Zeit kommen, wo derartige Aufnahmen für den Historiker, für den Kulturhistoriker einen grossen Wert bekommen, und dann wird es ihm schwer halten, das Material für seine Arbeiten wieder zu finden, das dann in alle Winde zerstreut sein wird.

Die Sammlung derartiger Bilder müsste daher seitens der Vereine ganz systematisch betrieben werden, und neben der Bibliothek müsste ein photographisches Archiv bestehen, als wertvolle Ergänzung des Werkes durch das Bild.

So wie der Amateur-Photograph helfen soll, wo es sich um die Aufnahme von Landschaften, Architekturen u. s. w. handelt, so wird bei diesem Archiv auf die Mithilfe jener Fachphotographen zu rechnen sein, deren besondere Spezialität die Aufnahme historischer Momente ist. Ich bin überzeugt, dass sie sich gern bereit finden werden, je eins ihrer Bilder einem „Archiv für historische Photographie" — so möchte ich es nennen — einzuverleiben.

Aber auch hierbei möchte ich nicht stehen bleiben.

Auch die kinematographische Aufnahme, die Grammophon-Platte müsste in einem derartigen Archiv ihren Platz finden, denn, was der geniale Physiker Helmholtz bei der Erfindung des Phonographen voraussagte, es würde die Zeit kommen, wo man die Stimme des Menschen förmlich auf Flaschen ziehen wird, das hat sich bereits jetzt im gewissen Sinne erfüllt: Wir erhalten uns der Nachwelt in unserem Tun und Treiben, in unserem Handeln durch den Kinematographen und durch das Grammophon, und wenn wir nicht mehr sein werden, wird die Nachwelt imstande sein, noch unsere Stimme zu hören und zu sehen, wie wir uns bewegten, denn die Verbindung des Kinematographen mit dem Grammophon ist ja die letzte Erfindung auf diesem Gebiete.

Ein derartiges Phonogramm-Archiv für die Musik als Tonkunst ist z. B. in Wien seitens der dortigen Akademie der Wissenschaften gegründet worden, und es gereicht dieser Akademie durchaus zur Ehre, dass sie die Bedeutung des Phonogramms für die Wissenschaft nicht nur erkannt, sondern auch sogleich Schritte getan hat, die Erfindung wissenschaftlich zu verwerten.

Und was für die Musik gilt, das gilt auch für die Sprache, für das Lied, und wir sollten nicht zögern, auch auf landeskundlichen Gebieten ähnliche Phonogramm-Archive anzulegen, welche ihrerseits wieder das Kinematogramm-Archiv und beide wiederum das Archiv für historische Photographie ergänzen.

Vielleicht trägt diese kleine Anregung dazu bei, dass die nötigen Schritte unternommen werden, ehe es zu spät ist.

XIV. Herr Prof. Dr. Krüner: Berlin und die Universität Frankfurt a. O. (im Auszug). Auf dem Wormser Reichstage 1495

ermahnte u. a. Kaiser Maximilian I. die Fürsten zur Gründung von Hochschulen und wendete sich naturgemäss in erster Linie an die Glieder des Kurfürstenkollegs, von denen bisher nur Sachsen und Brandenburg ohne Universität waren. Ersteres gründete 1502 die Wittenberger Hochschule, in Brandenburg verzögerte sich die Verwirklichung eines entsprechenden Planes teils durch die Geldnot der Markgrafen, teils durch die verspätete Erlangung der päpstlichen Bullen, vor allem aber durch die noch ausstehende Entscheidung über den Ort der neuen Universität. Es kamen in Betracht Berlin, die Residenz des Markgrafen; Fürstenwalde, der Sitz des Lebuser Bischofs; endlich Frankfurt, die damals grösste Stadt der Mark mit den besten Verkehrsverbindungen.

1506 war die Frage zu gunsten Frankfurts entschieden, vor allem durch den Einfluss des kurfürstlichen Rates Eitelwolf v. Stein, des Leibarztes Joachims II. Johann Pistoris, vor allem aber des Lebuser Bischofs Dietrich von Bülow, der nunmehr Kanzler der neuen märkischen Hochschule wurde. Hatte Berlin diesmal auch hinter Frankfurt zurückstehen müssen, so blieben die offiziellen, die gesellschaftlichen wie die privaten Beziehungen der märkischen Universität zur Regierungshauptstadt doch dauernd die regsten. Schon die Eröffnungsfeier der Frankfurter Hochschule sah den gesamten Hof, das Patriziat und die hohe Geistlichkeit Berlins dort versammelt, um so mehr, als sich mit dieser Festlichkeit die Primiz des eben zum Priester geweihten jungen Markgrafen Albrecht verband, des späteren Kardinals und Erzbischofs von Mainz und Magdeburg. War auch der erste Rektor der neuen Universität ein Süddeutscher, Konrad Koch aus Wimpfen („Wimpina"), so hatte doch die auf lange hinaus vornehmste Fakultät, die juristische, einen geborenen Berliner zum Dekan, den einem alten Patriziergeschlechte angehörenden Johannes Blankenfelde, während das Haupt der Philosophen, Lintholz, dem benachbarten Müncheberg entstammte. Bei der schwierigen Dotierung der neuen Hochschule war der Kurfürst von vorn herein auf die Mithilfe der geistlichen Institute angewiesen, sodass wir gleich im Anfange die Berliner Nicolaikirche mit einem stattlichen jährlichen Beitrage vertreten sehen. Auch sonst zeichnet sich die Landeshauptstadt in materieller Beziehung vor anderen aus, insofern die Matrikeln erkennen lassen, dass, was als Ausnahme erscheint, die meisten Berliner Studenten ihre Immatrikulation und Vorlesungen bar bezahlen, welche den übrigen gestundet wurden.

Zwar weist die Liste der Frankfurter Studierenden in den 3 Jahrhunderten des Bestehens der Hochschule berühmte Namen auf: von Ulrich v. Hutten, Johann Tezel, Conrad Cettes bis zu Alexander v. Humboldt. Doch erscheint im ganzen die Zahl von 1202 Berlinern für den ganzen Zeitraum gering, wenn wir die starke Vertretung unserer akademischen Jugend in Wittenberg, Jena, Leipzig, Erfurt, ja selbst in

Krakau, Bologna und Wien damit vergleichen. Freilich ist auf der anderen Seite wegen der günstigen Promotionsbedingungen in Frankfurt die Anzahl der jungen Berliner erheblich grösser, welche dort die Magister- und Doktorwürde erlangten.

An besonders festlichen Tagen der Universität finden wir stets die gesamte Berliner Gesellschaft des Hofes und der vornehmeren Stände dort vertreten: so z. B. bei der Disputation Tezels 1518, bei der Immatrikulation von Prinzen, sowie bei der Reorganisation der Hochschule durch den lutherischen Joachim II 1540. Die feierlichen Akte fanden stets an Sonnabenden statt, so dass den Berlinern die Teilnahme besonders erleichtert war. Georg Wilhelm und Friedrich Wilhelm I gehörten vor ihrem Regierungsantritte längere Zeit der Frankfurter Universität an; Friedrich d. Gr. spottete zwar gelegentlich über die scholastische Gelehrsamkeit der dortigen Dozenten, nahm aber jedesmal mit besonderem Danke die Publikationen der Universität entgegen.

Schon früh setzen die Versuche Berlins ein, die Hochschule in ihre Mauern zu bekommen, wenn auch zunächst ohne jeden Erfolg; 1516, als die Universität der Oderüberschwemmung wegen für einige Zeit nach Cottbus übersiedelte, und 1625, als sie der Pest wegen Frankfurt verlassen musste. Doch kamen damals Lehrer und Schüler nur bis Fürstenwalde, wo sie durch die Gastlichkeit der Einwohner festgehalten wurden, bis die Gefahr in Frankfurt vorüber war. Erst 1810 erfüllte sich Berlins Sehnsucht nach einer Hochschule trotz der verzweifelten litterarischen Anstrengungen Frankfurts, das nunmehr auf akademischem Gebiete verwaiste, als die Reste seiner verödeten Hochschule mit Breslau verschmolzen wurden.

XV. Nach der Sitzung zwangloses Beisammensein im Restaurant zum Grossen Kurfürsten, Potsdamerstr. 124.

---

12. (8. ausserordentliche) Versammlung des XII. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 4. November 1903, nachmittags 3 Uhr,

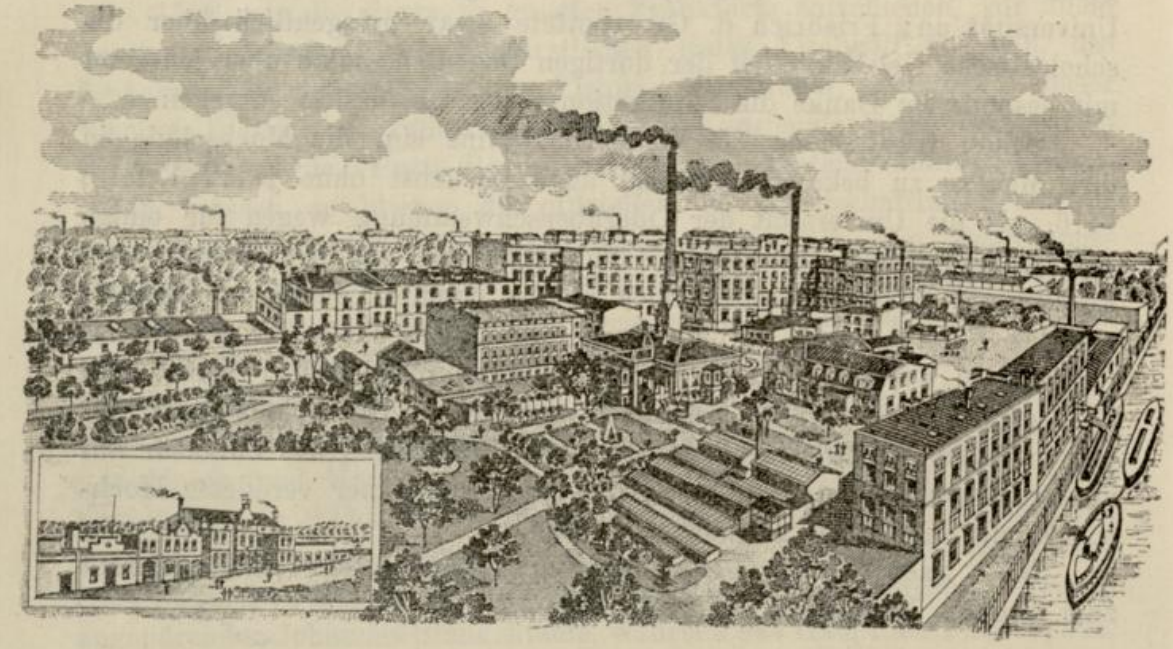
Besichtigung der Fabrik von Farben und chemischen Produkten der Herren Gebr. Heyl & Co.,

Charlottenburg, Salzufer 8.

Die zahlreich erschienenen Mitglieder und Freunde der Brandenburgia wurden von dem Miteigner der Gesellschaft, Gebrüder Heyl & Co., G. m. b. H. Herrn Hermann Stücklen freundlichst in dem Fabrik-Speisesaal empfangen und begrüsst.

Herr Geheimrat Friedel, als erster Vorsitzender, dankte unserm Mitgliede, Herrn Architekt Kühnlein, dass er die Anregung und Veranstaltung der heutigen Wanderversammlung bewirkt habe und Herrn Stücklen für die gütigst erteilte Zustimmung und Vorbereitung.

Herr Friedel teilte dann über die altberlinische Familie Heyl etwa folgendes mit. Bereits zur Zeit Friedrichs des Grossen war die bedeutendste Berliner Farbenfabrik in den Händen der Familie. Bekannt ist, dass der Inhaber i. J. 1785 mit anderen Berliner Grosskaufleuten den ersten Entwurf zu einer berlinischen Feuersozietät entworfen hat. Der Sohn vergrösserte das Geschäft, indem er zu Anfang des 19. Jahrhunders eine Niederlage aller natürlichen berühmten



Mineralbrunnen ins Leben rief, die sich eines weitverbreiteten Rufs erfreute. Man hatte in Berlin zwei Firmen, die sich mit Mineralwasser, wie sich unsere älteren Mitglieder noch erinnern werden, beschäftigte. Da gab es die Firma Dr. Struve & Soltmann, Fabrikation künstlicher Mineralwässer (insbesondere Selters- und Sodawasser) auf dem grossen Gelände zwischen der Alten Jakob-, Hollmann- und Alexandrinenstrasse, verbunden mit einem Kurgarten, in dem man promenierte und Brunnen trank; das Gartengrundstück ist durch Aufteilung und Bebauung fast verschwunden, die Fabrik aber firmiert noch. Daneben war als nicht minder wohl bekannt vorhanden, wie schon gesagt, die Heylsche Niederlage natürlicher Mineralwasser, welche sich später abtrennte und unter folgender Firma selbständig machte: J. F. Heyl & Co., Speditions- und Versendungs-Comtoir, auch Einzel-Verkauf aller natürlichen Mineralwasser, General-Agentur der deutschen und ausländischen

Brunnen-Direktionen, Charlottenstr. 66, Inhaber C. O. Heyl. Gegenwärtig zeigt diese Firma sich an: natürliche Mineralwasser und Quellprodukte. Ebendaselbst. Inhaber Witwe C. J. (Anna) Heyl und Hans Kauffmann. Dieser Mineralwasservertrieb ist meinerseits nur geschichtlich erwähnt, er scheidet im übrigen für unsere Versammlung heute völlig aus.

Der Enkel jenes Fridericianischen Kaufherrn, der Fabrikant Ernst Eduard Heyl, fügte dem kaufmännischen Betriebe, dessen Niederlagen sich in der Charlottenstr. 51 und Leipziger Str. 75 befanden, noch eine erhebliche gewerkliche Tätigkeit hinzu, indem er mannigfaltige Lackfarben, vornehmlich feine Maler- und gewöhnlichere Anstrichfarben nach eigenen bewährten Untersuchungen herzustellen begann, was bald mit steigendem Erfolge geschah. Das ist die i. J. 1833 begründete Firma Gebr. Heyl & Co.

Meine persönlichen Erinnerungen als alter Berliner bezüglich dieser hochansehnlichen Familie gehen bis in das Jahr 1848 zurück, wo ich mit den beiden Söhnen des Hauses, Georg und Hermann Heyl, das Friedrich Werdersche Gymnasium besuchte, speziell als Quartaner und Tertianer mit dem Letztgenannten in derselben Schulklasse sass, auch mehrfach sein elterliches Haus in der Charlottenstrasse besuchte. Dies waren die Söhne von Ernst Eduard Heyl. In das Geschäft trat der ältere Sohn Georg Friedrich Heyl ein, welcher bereits am 26. Oktober 1889 verstorben ist. Am 1. Januar 1895 wurde die Firma in eine Gesellschaft mit beschränkter Haftung umgewandelt, deren Inhaber der anwesende Herr Stücklen, der Onkel der Witwe Heyl Herr Carl Crüsemann und die ebengenannte Dame Frau Kommerzienrat Hedwig Heyl geb. Crüsemann sind. Der jüngere Sohn von Ernst Eduard Heyl, d. h. der vorgenannte Herr Hermann Heyl, ist Gerichts-Assessor a. D., Direktor der Berlinischen Lebensversicherungs-Aktien-Gesellschaft und von den städtischen Behörden gewählter Beisitzer des Berliner Bezirksausschusses.

Zuletzt, aber nicht zum wenigsten, gestatten Sie mir, auch die langjährige gemeinnützige Tätigkeit der verehrten Frau Kommerzienrat Hedwig Heyl auch an dieser Stelle, wenn auch in gedrängtester Kürze, aufmerksam zu machen. Ich erwähne folgende Schriften der Dame: ABC der Küche, Krankenkost; Volkskochbuch für Schule, Haus und Mädchenheim, I. für den praktischen Gebrauch, II. für die Hand der Lehrerin, Säuglingspflege etc. — Auch der Frauenbewegung steht Frau Heyl nicht fern. So erscheint bei dem für den 12.—18. Juni 1904 geplanten internationalen Frauenkongress Frau Heyl als Vertreterin der Ortsgruppe Berlin auf den bereits ausgegebenen Einladungen.

Zur allgemeinen Orientierung hat Herr Stücklen die Freundlichkeit gehabt, einen um 1899 verfassten Aufsatz über die hiesige Fabrik,

Separatabdruck aus dem Werke „Berlins Gross-Industrie", verfasst von Paul Hirschfeld, herausgegeben von der Redaktion des „Export", Berlin SW., Hallesches Ufer 35, in verschiedenen Exemplaren auszulegen, welche zur Verteilung bestimmt sind.

Der Vorsitzende bittet nach diesen einleitenden persönlichen Angaben den Herrn Stücklen, nunmehr das Wort zu ergreifen.

Derselbe begrüsste die Brandenburgia unter herzlichem Dank für die Ehre des zahlreichen Erscheinens der Anwesenden. (86 Personen.) In launiger Weise sprach er die Hoffnung aus, dass der Besuch wohl nicht Gelegenheit geben werde zur Gründung einer Konkurrenzgesellschaft Heylscher Farbenfabrikation. Herr Hermann Stücklen wies sodann noch einmal auf die schon eingangs erwähnte Tradition der Firma Heyl & Co. hin, und nahm Veranlassung den Erschienenen die auf zwei grossen Tischen aufgestellten chemischen Produkte zu erklären. Er betonte, dass die Heylsche Fabrik im Gegensatz zur Anilinfabrikation, die aus Steinkohle fabriziert und im Gegensatz zur Gewinnung von Erdfarben chemische Farben herstellt. Einige Abbildungen an den Wänden zeigten den Werdegang der Fabrik. Das älteste Bild trug die Jahreszahl 1833, ein anderes war vom Jahre 1885 und ein Gesamtbild der ganzen Anlage zeigte den Besuchern das Wachstum des gewaltigen Etablissements bis 1900. Aber auch diese grosse Anlage ist schon wieder durch zahlreiche Neubauten überholt worden. Auf den Arbeiterstamm hinweisend, konnte Herr Stücklen mit Genugtuung darauf zurückkommen, dass sich stets ein gutes Verhältnis zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern erhalten hat. Ein Arbeiter sei 45 Jahre, ein anderer 43 Jahre, zwei Chemiker 37 resp. 29 Jahre ununterbrochen im Dienste der Fabrik gewesen, erst der Tod habe diese Getreuen im Jahre 1902 aus ihrer Tätigkeit gerissen. Noch sind 13 Meister und Arbeiter vorhanden, die über 30 Jahre in der Fabrik arbeiten. Historisches Interesse erweckte die Mitteilung, dass schon im Jahre 1840 Farben und Siegelverschlüsse für die damalige Post, so auch für Turn und Taxis geliefert seien, auch sind Farben für Wertpapieraufdrücke schon in jener Zeit für Behörden gefertigt worden. Für welche Industriezweige liefert die Heylsche Fabrik? Diese Frage beantwortete Herr Hermann Stücklen, indem er ausführte, dass nur Rohfarben, also nicht strichfähige fabriziert würden, sie fänden Verwendung für Tapetendrucke, Kartonagen, Papierfabrikation in weiss und getönt bis zu den feinsten Sorten, ferner für photographische Papiere, eine Spezialität der Firma Heyl & Co., sonst noch für Pastellstifte, Lasur- und Lackfarben, für Innen- und Aussendekoration, für Kaliko, Kattundruck, Linoleum, Lincrusta, Holzlasuren, künstliche Blumen, Drahtwebereien und für die Zwecke der Porträt- und Landschaftsmalerei, überhaupt werden sämtliche Rohproduktfarben für Künstler und Handwerker, auch in den

bekannten Tuben, die zahlreich und nach Schattierungen geordnet, auf den Ausstellungstischen lagen, gefertigt. Auf alle die vielen Zweckbestimmungen Heylscher Farben hinweisend, bemerkte Herr Hermann Stücklen mit Freude und Genugtuung, dass in seiner Fabrik 16000 verschiedene Sorten Farbenprodukte angefertigt würden, die aber nicht allein in Schattierungen, sondern auch in ihren verschiedenen Widerständen gegen Temperatur- und Lichteinflüsse zu klassifizieren seien. Die Fabrik liefert ihre Produkte nach allen Handelsplätzen der Welt, ausser den Farben aber auch u. a. kohlensaure Magnesia und Kohlensäure.

Nach diesen Ausführungen wurde den Beschauern die Herstellung von fünf Anilinfarbplatten, einigen Chromfarben, Kupferfarben, Cyanfarben und Holzlacken in grossen Glasbehältern vorgeführt, in dieser Weise ein höchst anschauliches Bild von der Fabrikation und Gewinnung gebend. Hierbei wurde von Herrn Hermann Stücklen und dem Ober-Betriebschemiker Herrn Doktor chem. A. Wultze erklärt, wie die verschiedenen Farben gefällt werden. Es wurde besonders bei der Darstellung des Blanc fixe gezeigt, dass Abfälle so gut wie gar nicht vorkommen, diese vielmehr anderweitige Verwendung finden. So werden z. B. die aus der Whiterit entweichenden Gase aufgefangen und zu Kohlensäure komprimiert, die ein General-Abnehmer in Handel bringt. Diese Art von Kohlensäuregewinnung wird bisher noch in keiner Fabrik der Welt ausgeführt. Sehr interessant war die Vorführung von Eisherstellung aus fester Kohlensäure. Die enorme Kälte von 79° Celsius gab sich durch Berühren fester Kohlensäure in empfindlicher Weise zu erkennen. Die Firma bereitet auch Farben aus Holzextrakten. Die Hölzer werden in grossem Massstabe aus Haiti, Mexiko, Brasilien, Cuba, Ceylon, Persien u. s. w. bezogen. Die höchst sachliche, stets mit verbindendem Text vorgeführte Darstellung war für den Fachmann und den Laien höchst interessant. Aufrichtige Worte der Anerkennung und des Dankes wurden Herrn Hermann Stücklen ausgesprochen, und begann nunmehr der zweite Teil der Vorführungen, nämlich: die Besichtigung der Fabrikanlagen, die unser Mitglied, Herrn Architekt Kühnlein im Laufe der Jahre vielfach vor und nach ihrem Entstehen beschäftigt haben.

Wenn wir in die Fabrik hinein kommen, so fällt zunächst das stattliche Maschinenhaus in die Augen. Hier befindet sich die Zentrale für Kraft, Licht Luft und Wasser zur Speisung sämtlicher Fabrikgebäude, Wohnhäuser, Kontors, des Parkes, der Badeeinrichtungen und der Stallungen. Wir sehen hier eine Görlitzer Triplemaschine von 500, eine andere von 300 Pferdekräften. Ferner sind in der Zentrale zwei Lichtmaschinen und zwei grosse Dynamos, eine Zentralluftpumpe und drei grosse Wasserpumpen aufgestellt. Jede dieser drei Pumpen hebt pro Tag 1000 Kubikmeter Wasser aus der Spree und drückt das Wasser nach der Reinigungsanlage. Von hier holt die Maschine das geklärte

Wasser zurück, und schafft es in die grossen Reservoire, die sich in den obersten Stockwerken der Gebäude befinden. Im Maschinenraum befindet sich auch noch das grosse und prächtig ausgestattete Schaltbrett. Von hier aus wird das Licht für ca. 1200 Glüh- und 12 Bogenlampen, sowie die Kraft an 11 Motoren erteilt. Die Reinigungsmethode des aus der Spree gehobenen Wassers geschieht ohne Filtration durch geringe Zusätze, die Fabrikgeheimnis sind. Es verwandelt sich das Schmutzwasser in klares, helles Wasser, das dem städtischen Leitungswasser in nichts nachsteht. Es war interessant in zwei nebeneinander liegenden Röhren zu beobachten, wie das Schmutzwasser durch das eine Rohr zur Reinigungsstelle geführt und wie das geklärte Wasser durch das andere Rohr nach den Reservoiren gedrückt wird. Neben dem Maschinenhaus befindet sich das Kesselhaus mit einem Steinmüllerschen und vier Cornwallkesseln mit kombinierten Röhrenkesseln. Die Heizfläche sämtlicher Kessel ist 1086 Quadratmeter gross. Ganz vorzüglich bewähren sich die Cornwallkessel, die mit einer ganz neuartigen Ausnutzung der Rauchgase ausgestattet sind. In den Kesseln werden täglich etwa 300 Centner Kohlen und die sämtlichen Abfälle der ausgelaugten Farbhölzer verbrannt. Es ist interessant zu beobachten, dass bei dieser ziemlich intensiven Verbrennung fast gar kein Rauch den beiden 45 Meter hohen Dampfschornsteinen entweicht, obgleich kein Rauchverbrennungsapparat angewendet ist. Ebenso ist trotz der Verdampfung der vielen Wassermengen, die der Betrieb erfordert, das Entweichen von Dampf aus den Gebäuden nicht zu bemerken, was darauf schliessen lässt, dass die Ausnutzung der Rauchgase und des Dampfes eine vorzügliche ist. Grossartige Entlüftungs- und Entstaubungsanlagen befinden sich in allen Gebäuden der Fabrik. Verwendet sind hierfür eine Anzahl von Ventilatoren, die mit fast 100 Pferdestärken in Wirksamkeit treten. So sind u. A. Ventilatoren von 2 Metern und andere von 1,60 Meter Durchmesser vorhanden. Die Besucher fanden in allen Räumen kühle und gereinigte Luft. Beispielsweise sei hervorgehoben, dass im Maschinenhause kein Oelgeruch bemerkbar war, und es wurde uns vom Maschinenmeister Herrn Schreiber versichert, dass sogar im Hochsommer, trotz Ausstrahlung der Maschinenhitze, kaum eine höhere Temperatur im Maschinenraume herrsche. Solche Wohlfahrtseinrichtungen erhalten die Arbeiter gesund und willig zur Arbeit. Die Firma Heyl & Co. hat sich aber in ihrem Interesse für das Wohl ihrer Arbeiter hiermit noch nicht begnügt. Sie hat eine allgemeine Badeanstalt angelegt, die reichlich benutzt wird. In jeder Abteilung der Fabrik befindet sich eine Wascheinrichtung mit kaltem und heissem Wasser. Ein Speisesaal für diejenigen Arbeiter, die ihre Mahlzeit auf dem Fabrikgrundstück einnehmen, ist vorhanden, auch machten die vorzüglich eingerichteten Schutzvorrichtungen für Mühlen-, Säge- und Raspelwerke etc.

einen grossartigen Eindruck auf die Beschauer. Die photographischen Abbildungen dieser Schutzvorrichtungen wurden auf Veranlassung der Berufsgenossenschaft für chemische Industrie zu der im Jahre 1900 stattgehabten Pariser Weltausstellung geschickt.

Wir liessen in weiteren Verlauf unserer Besichtigung die Expedition, das Lagerhaus und das Laboratoriumgebäude liegen und besuchten zunächst die Anilinfarbenlackabteilung. Hier sowohl, wie in anderen Abteilungen sahen wir eine grosse Anzahl von Bottichen verschiedener Grösse für Farbenbereitung. Viele haben einen Inhalt von 30—36 Kubikmetern. Ferner sahen wir Filterpressen, Schrauben- und andere Pressen für Zubereitung der Farben. Hierauf erfolgte die Besichtigung der Mühlenabteilung, der Holzfarbenabteilung und der Kohlensäureabteilung. In letzterer geschieht die Fabrikation von Kohlensäure nach Heylschen System. Überhaupt wurde diese Fabrikation zuerst von der Firma Heyl & Co. ins Leben gerufen. Nun wurden der Kompressionsraum für Kohlensäure, das Blanc fixe-Gebäude, die Chromfarbenabteilung und zuletzt die Blauabteilung besichtigt. In allen Gebäuden letztbenannter Abteilungen sind die obersten Geschosse zu Trockenräumen, die mit Dampf geheizt werden, eingerichtet. Durch das hier kondensierte Wasser ist in allen Gebäuden reichlich filtriertes, warmes Wasser vorhanden. Die Fortbewegung der Flüssigkeiten von den unteren in die oberen Räume geschieht mit Druckluft. In der Holzfarbenabteilung sahen die Besucher 11 grosse kupferne Extrakteure. Zum Schluss wurde die Künstlerfarbenabteilung besichtigt. Die Firma Heyl & Co. ist die einzige von Künstlerfarbenfabriken, die solche Farben von Grund auf herstellt. Die meisten Fabriken beziehen grösstenteils diese Farben als Rohprodukt und reiben sie nur an. Der Kuriosität halber wurde den Beschauern in dieser Abteilung ein Stück Mumie von einem Ägyptischen Kinde, sowie ein Stück eines Kamelexkrementes gezeigt. Beide Stoffe dienen zur Herstellung von Künstlerfarben und stehen sehr hoch im Preise. Eigentümlich ist es, dass in der Heylschen Fabrik trotz ihrer gewaltigen Grösse eigentlich nur wenig Arbeiter, nämlich etwa 200 zu sehen sind. Die Ursache dieser Erscheinung liegt in den vorzüglichen maschinellen Anlagen. Wir sehen u. A. grosse Farbefässer und Kisten automatisch vom Wagen gehoben. Beim Verlassen der Fabrik überraschte die Firma Heyl & Co. unsere Mitglieder und Gäste durch Darbietung eines Andenkens in Form von Briefbeschwerern, die aus den in der Fabrik für Farbzwecke verwendeten Hölzern geschnitten, sauber poliert und mit Messingschildern versehen waren, welche die Firmenbezeichnung und das Datum der Besichtigung 4. 11. 1903 trugen. Sämtliche Teilnehmer dieser 8. ausserordentlichen Versammlung des XII. Vereinsjahres waren ob des Gesehenen hoch befriedigt, und unter herzlichen Dankesbezeugungen wurde die Fabrikstätte Heyl & Co.

etwa um 6 Uhr Abends verlassen. Im Restaurant Hippodrom, Charlottenburg am Knie vereinigten sich noch etwa 30 Mitglieder in zwangloser Weise und in fröhlicher Stimmung und in voller Befriedigung trennten sich etwa um 7½ Uhr Abends die Mitglieder und Freunde unserer Gesellschaft für Heimatkunde.

Kleine Mitteilungen.

Reckins Grab im Krämer bei Vehlefanz, Kreis Ost-Havelland. In dem zwischen Kremmen und Spandau gelegenen Walde, welcher den Namen „der Krämer" führt, steht im Jagen 77 an einem Kreuzwege eine uralte, jetzt hohle Eiche, die einst etwa 5½ m Umfang gehabt haben mag. Die eigene Krone ist längst dahin; doch hat der morsche Stumpf in 3 m Höhe, noch einen frischen Ast getrieben, welcher sich mehrfach verzweigt, sodass aus dem Stumpf dadurch wieder ein Baum geworden ist. Hier schneidet sich der Börnicker Weg mit dem sogenannten Steinbergsweg. Der Baum war bereits vor 100 Jahren hohl, und die Volkssage berichtet, dass sich im Jahre 1806 oder 1807 der Förster Reckin vom nahen Forsthaus Krämerpfuhl häufig darin versteckt habe, um einzelnen oder in kleinen Trupps vorüberziehenden Franzosen aufzulauern. Er erschoss die verhassten Feinde aus dem Hinterhalt, und entkam einmal ein Franzose, so vermochte er doch niemals zu sagen, wer geschossen habe. So trieb Reckin längere Zeit sein Wesen, und mancher Franzose musste sein Leben lassen. Schliesslich aber ereilte ihn das Schicksal. Als er wieder einmal ein Opfer niederknallte, bemerkten dessen nachfolgende Kameraden am aufsteigenden Pulverdampf, woher der Schuss gekommen war. Sie umstellten den Baum und erschossen den Förster. Begraben wurde Reckin am Börnicker Wege etwa 300 Schritt westlich von der Eiche. Ein flacher Hügel von einigen Metern Länge wird als „Reckins Grab" bezeichnet. Vorübergehende aber werfen Kiefernzweige auf das Grab, und noch heute üben Waldarbeiter und beerensuchende Weiber den alten Brauch, „um dem Reckin eine Ehre zu erweisen". Manche Leute sagen aber, das Grab sei weit älter, viel älter sogar als 100 Jahre, und Förster Reckin habe dort nicht Franzosen, sondern Schweden erschossen. Das mildert seine Schuld vielleicht etwas; denn die Schweden traten ja wohl häufig nicht als Soldaten, sondern als Raubgesindel auf.

Otto Monke. 24. 6. 03.

Die Stelle wurde von der Pflegschaft der Brandenburgia in meiner Gegenwart unter Führung des Herrn Revierförsters Wagner, Forsthaus Krämer-Pfuhl, heute besichtigt und fanden wir frische, zum Teil belaubte Zweige auf dem Teil des flachen, etwa 30 cm hohen Hügelzugs, den das Volk als Reckins Grab anspricht.

Vehlefanz, Sonntag, den 16. August 1903. Ernst Friedel.

Merkwürdiger Blitzschlag bei Oranienburg. An der Chaussee, die von Oranienburg nach Gransee führt, stehen rechtsseitig zwischen den Kilometersteinen 40,0 und 40,1, also 9 km vor Oranienburg 3 schön gewachsene hohe Eichen in einer geraden Linie parallel der Chaussee. Da die Örtlichkeit den Eindruck machte, als fehle hier nur zufällig ein Mordkreuz oder ein Reisighaufen, sprang ich vom Rade und suchte einen alten Schäfer auf, der in der Nähe seine Herde weidete. Da stellte es sich dann heraus, dass sich gerade hier tatsächlich ein Unglücksfall zugetragen hat. „Vor mehreren Jahren", erzählte der Schäfer, kam einst bei einem schweren Gewitter ein Wandersmann die Strasse gegangen. Er flüchtete vor dem Regen unter die Eichen; aber kaum hatte er sie erreicht, da fuhr ein Blitzstrahl nieder, schmetterte ihn zu Boden und verbrannte seine Kleider gänzlich, ohne ihn jedoch zu töten. Mit Mühe nur konnte er die brennenden Kleider vom Leibe reissen; dann verlor er das Bewusstsein. Später wurde er von einem Fuhrmann gefunden, auf den Wagen gelegt und in Oranienburg ins Krankenhaus gebracht. Mir fällt bei diesen Unglückeichen der Volksreim ein:

„Die Buchen musst du suchen,
Aber von den Eichen sollst du weichen".

O. Monke. B. 20. IX. 1903.

Mordkreuz im Treptower Park bei Berlin. In den „Berliner Pfennigblättern" findet sich in Nr. 92 vom 1. August 1850 auf S. 368 folgende Notiz: „Am Sonnabend den 27. d. Mts. abends 11 Uhr hörte man in dem Parke zu Treptow Schüsse fallen, und da kurz vorher ein junger Mann mit einem hübschen Mädchen in den Park gegangen war, so eilten mehrere Personen dorthin und fanden bei einem Baum, an welchem sich in früherer Zeit schon einer erhängt hatte und der deshalb mit einem Kreuz bezeichnet war, die Leichen des Paares; . . . . . ein doppelläufiges Terzerol lag neben dem Manne." O. Monke.

Pepita's Ruh in Hakenfelde bei Spandau. Zum Roman der spanischen Tänzerin Pepita de Oliva wird uns aus Spandau mitgeteilt, dass das französische Ehepaar, Herr Henry West nebst Gemahlin, welches eigens zur Anstellung von Nachforschungen über dieselbe nach Deutschland gekommen war, nach dreiwöchigem Aufenthalt seine Tätigkeit abgeschlossen hat und gestern nach Paris, seinem Wohnsitz, zurückgekehrt ist. Die Fremden haben sich mit zahlreichen hochbejahrten Personen in Spandau, Charlottenburg, Berlin und anderen Gegenden des Landes in Verbindung gesetzt, um Wissenwertes über die Tänzerin von ihnen zu erfahren. Sie haben allenthalben genaue Aufzeichnungen darüber gemacht und sich das Erzählte durch Namensunterschrift an Eidesstatt bescheinigen lassen. In Spandau besonders fanden sich noch mehrere Personen, die sehr häufig bei der Tänzerin während des Aufenthaltes derselben auf dem Gute Hakenfelde gewesen sind, und über deren Leben und Treiben interessante Aufschlüsse machen konnten. Auf die Zeitungsnachricht von dem Vorhaben des französischen Ehepaares haben sich ferner auch verschiedene wichtige Zeugen jener

Zeitepoche von ausserhalb gemeldet, unter anderem die derzeitige Kammerzofe Pepitas, eine Französin, die jetzt noch in Berlin wohnt. Die Fremden haben reiches Material über Schicksale und Lebensverhältnisse der Tänzerin während der fünfziger und sechziger Jahre gesammelt. Ob es für ihre Zwecke, einen Erbschaftsstreit durchzuführen und den Ruf der Pepita zu rehabilitieren, durchweg nutzbar zu machen sein wird, bleibt abzuwarten. Die ehemalige Kammerzofe der Tänzerin erzählte unter anderem, dass Pepita von Zigeunern abstammte. Sie wäre später viel verleumdet worden; so habe man ihr nachgesagt, dass während ihres Aufenthaltes in Hakenfelde mehrere Kinder von ihr getauft worden seien; tatsächlich sei dieser Akt aber mit Kindern von befreundeten Familien vorgenommen worden, bei denen Pepita Pathin gewesen. In Wirklichkeit ist von Nachkommen der Tänzerin in irgend welchen amtlichen Urkunden der Stadt- und Kirchenbehörden von Spandau, wozu Hakenfelde gehörte, nichts enthalten.

Zu dieser Nachricht des B. T. vom 21. Oktober 1902 sei bemerkt, dass das damals im Besitz des verstorbenen Eisengiessereibesitzers Borsig befindliche Gut Hakenfelde den Scherznamen „Pepita's Ruh" erhielt. Die schöne Tänzerin Señora Pepita de Oliva hatte in den fünfziger Jahren, wie überall, so auch in Berlin, Enthusiasmus bei Alt und Jung erregt. Ihre Nationaltänze „El Ole" (Die Wespe), „la Cachucha", „la Madrilena" versetzten die Zuschauer in einem Taumel des Entzückens. In dem nüchternen, bigotten Bremen spannte man dem Fuhrwerk der Huldin die Pferde aus und zog die Gefeierte jubilierend durch die Strassen. E. Fr.

Ein Sperlingsdenkmal in Berlin. Das seltsamste Denkmal in ganz Berlin steht unstreitig an der Südseite des Nordringbahnhofes „Centralviehhof". Dasselbe besteht aus einer Sandsteinpyramide von 50 Centimeter Höhe, wird — im Sommer! — von einer $1^1/_2$ Meter hohen Eiche beschattet und zeigt die Widmung:

Hier ruhet Kube, geboren am 30. April 1892,
gestorben am 30. Oktober 1898.

Wer war Kube? Ein gewöhnlicher Sperling! Bis zur höchsten Potenz zahm, liess er sich von jedem uniformierten Bahnbeamten in die Hand nehmen und füttern. Nachts schlief er über dem Fenster des Warteraumes, und bei Tage trieb er sich im Stationsbereiche herum, oder er weilte bei seinem Freunde, dem Stationsassistenten Kube, von dem er auch seinen Rufnamen erhielt, in dessen Bureau zu Besuch. Am 30. Oktober 1898 wurde der Spatz bei einer Revision der Geleise von einer Lokomotive angefahren, wobei er sich drei Rippenbrüche zuzog, was seinen Tod herbeiführte. Der so im Dienst Verunglückte wurde durch eine Abordnung der Bahnangestellten am Südgeleise beigesetzt. Die trauernden Hinterbliebenen stifteten ihm das oben beschriebene Denkmal und sorgen für die Instandhaltung des kleinen Hügels. Die dort patrouillierenden Schutzleute werden oftmals über den Zweck des Denkmals befragt.

B. T.-Bl. 30. I. 1903.

Fragekasten.

R. O. M. Der Schnepfenstein bei Nieder-Neuendorf, Kreis Ost-Havelland. Ein Stein mit zwei darin eingehauenen Schnepfen in der dortigen Forst wird mitunter als eine Jagderinnerung an Kaiser Wilhelm II. ausgegeben. Nach einer Mitteilung des Berliner Lokal-Anzeigers vom 11. d. M. ist dies falsch, vielmehr hat der verstorbene Hegemeister Schönberg ihn an der Stelle setzen lassen, wo der verstorbene frühere Chef des Militär-Kabinetts General von Albedyll seine erste Schnepfe erlegte. Der Stein ist in dem benachbarten Töpferdorf Velten aus Töpferton gefertigt.

Berlin, 17. Oktober 1903. E. Fr.

N. P. Mumien-Weizen und Mammut-Gerste. Beide Ausdrücke sind lediglich Reklame-Bezeichnungen und haben so wenig mit Mumien wie mit Mammuts zu tun.

Mumienweizen. Man hat oft mit aller Bestimmtheit selbst von hervorragenden Fachgelehrten die Behauptung aufstellen hören, dass die Pflanzen, wenn sie genügend gegen die äusseren physischen Zerstörungs- und Lösungselemente geschützt sind, auf unendliche Zeit hinaus ihre Keimkraft behalten. Und zum Beweise für diese These hat man versichert, dass selbst Weizenkörner, die aus alten ägyptischen Gräbern entnommen waren und Jahrtausende znrückreichten, zum Spriessen gebracht werden konnten. Dieser Legende, die besonders von dem berühmten Botaniker de Candolle in Umlauf gebracht wurde, ist nunmehr ein jähes Ende bereitet worden. Wie Gaston Bonnier in einer der letzten Sitzungen der Pariser Akademie der Wissenschaften mitteilte, hat Gain alle möglichen Versuche in dieser Hinsicht mit ihm von Maspero zur Verfügung gestellten Weizenkörnern aus ägyptischen Gräbern, die einundvierzig Jahrhunderte zurückdatieren, angestellt, ohne das geringste Keimergebnis erzielen zu können. Das bestätigt übrigens nur die bereits früher von ihm gemeinschaftlich mit Van Tieghem unternommenen Experimente und bekräftigt die Behauptung, dass zwar der zur Nahrung des Keimes dienende Stärkestoff in den aus den Pyramiden und altägyptischen Königsgräbern wieder an das Tageslicht geförderten Weizenkörnern völlig unversehrt geblieben, dass aber das Embryo, das wesentliche Organ, gänzlich eingetrocknet ist. Dafür erwies sich besonders folgender Versuch als sehr beweiskräftig. Man nahm aus einem aus den ägyptischen Gräbern stammenden Weizenkorne das Embryo heraus und fügte an seiner Stelle ein solches aus einem Weizenkorne unserer Epoche ein. Bei diesem Verfahren wurde eine Keimung und Entwickelung erzielt.

Ich besass als Schüler im Herbarium eine getrocknete schöne Weizenähre, die mir der Sohn des Professors Dr. Wiegmann, eines bekannten Berliner Naturforschers, gegeben hatte. Damals glaubte man selbst in Universitätskreisen noch an die Keimkraft des Mumienweizens. Seither ist öfters ohne allen Grund Weizen zur Aussaat unter dieser Bezeichnung angepriesen worden, als wenn er ein Wunder von Güte wäre; selbstverständlich hat dieser Saatweizen mit Mumien nicht das Geringste zu tun.

Mammutgerste. Dieselbe hat zum Elephas primigenius natürlicher Weise gar keine Beziehung. In den Schmelzfalten sibirischer Mammute hat man Reste von Nadeln, d. h. von Pinus- oder Abies-Arten gefunden, die dem gewaltigen Dickhäuter als Nahrung dienten, ferner im Magen des unlängst in Petersburg aufgestellten, neuerdings aus dem Eise geholten Kadavers Gras- und Flechten-Reste. Niemals sind Reste von Getreidearten und überhaupt von menschlichen Kulturpflanzen im Zusammenhange mit Mammuten gefunden worden. Mammutgerste ist also nur ein etwas marktschreierischer, pleonastischer Ausdruck, der lediglich so viel wie Riesengerste, besonders grosse und starke, ertragsreiche Gersteart, bedeutet. E. Fr.

A. B. Was bedeutet der Volksausdruck Hüllen? Unser Ehrenm. Paul Ascherson hat darauf bereits 1859 in Verhandlungen des botan. Vereins für die Provinz Brandenburg und die angrenzenden Länder Heft 1 S. 84 gelegentlich eines Aufsatzes des damaligen Apothekers C. A. Pauckert: „Flora von Treuenbrietzen. Topographisch-botanischer Überblick" wie folgt geantwortet. „Das S. 80 und 81 von Herrn Paukert gebrauchte Wort Hüllen ist ein im Havelgebiet gebräuchlicher Provinzialismus für die kleinen Erhöhungen in Sumpf- und Bruchgegenden. Im grossen Havelländischen Buche versteht man darunter die von Carex stricta Good gebildeten Polster; ich glaube, dass dieser Ausdruck mit demselben Rechte angewendet werden kann als die ebenso provinziellen: Kaupen, Bülten u. s. w. (in Baiern Pockeln oder Hoppen). Da dieser Ausdruck also in unserer botanischen Sprache Bürgerrecht erlangt hat, so verzeihe man mir eine kleine philologische Abschweifung. Das Wort ist nämlich jedenfalls nicht von einer etwaigen Umhüllung von Maulwurfshaufen, Erlenstümpfen etc. durch Vegetation abzuleiten; es scheint vielmehr die niederdeutsche Form von Hügel (Hübel; Hoppe mag von demselben Namen kommen) zu sein, welche dem Laute nach der in der englischen Schriftsprache erhaltenen Form hill ganz nahe steht. Im Havellande hörte ich auch ein davon abgeleitetes Adjektiv „hüllig." Herr Postrat a. D. Steinhardt, u. M., teilt mit, dass der Ausdruck „Hüllen", „hüllig" noch jetzt im Kreise Zauche-Belzig bekannt sei. E. Fr.

Die Herren Autoren werden gebeten, auf ihren Manuskripten vermerken zu wollen, wieviel Exemplare der betreffenden Nummer sie zu erhalten wünschen.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

13. (5. ordentliche) Versammlung des XII. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 25. November 1903, abends 7½ Uhr

im grossen Sitzungssaale des Brandenburgischen Ständehauses. Matthäikirchstrasse 20/21.

Vorsitzender: Herr Geheimer Regierungsrat E. Friedel. Von demselben rühren die Mitteilungen zu I bis XXIX her.

A. Allgemeines.

I. Bildnis-Album der Brandenburgia. Unser Ausschussmitglied Herr Carl Burkhardt hat sich zur Pflege unseres Bildnis-Albums freundlichst erboten. Die Mitglieder, welche ihr photographisches Bild in Visitenkarten- oder Kabinet-Format noch nicht gestiftet haben, werden gebeten, dasselbe dem Herrn Pfleger recht bald gefälligst zugehen zu lassen.

II. Förderung stilgerechter Landhaus- und Bürgerhaus-Bauten im Interesse der Heimatkunde und Heimatpflege.

Im August 1899 hatte der Regierungspräsident zu Coblenz durch eine Verfügung darauf aufmerksam gemacht, wie notwendig es sei, bei Neubauten auf das Landschaftsbild Rücksicht zu nehmen, insbesondere die Landhäuser und Bürgerhäuser in dasselbe stilgerecht einzufügen. In diesem dankenswerten Erlass befinden sich folgende zu beherzigende Stellen.

„Es ist Pflicht der zuständigen Behörden, den Korporationen und Privatbesitzern gegenüber, welche aus Unkenntnis oder nicht genügender Würdigung der beregten Interessen das schöne Rheinbild, sei es durch Ausführung veranstaltender Neu- und Umbauten, durch Abbruch oder Verdeckung alter interessanter Bauwerke, durch Anlage von Steinbrüchen, gewerblicher Anlagen u. s. w. stören könnten, ihren Einfluss in den zulässigen Grenzen geltend zu machen . . . . Insbesondere ist bezüglich der Wohnhausbauten

zu bemerken, dass der künstlerische Wert und der Reiz eines Gebäudes nicht etwa durch kostbares Material, reiche Gliederung der Formen und durch auswendigen Flächenschmuck erreicht wird, dass sich vielmehr durch sachkundige Behandlung und Anlehnung an alte gute Vorbilder mit den sparsamsten Mitteln gute Erfolge erzielen lassen. Bei ungegliederten Wänden aus unansehnlichem Baustoff, wie Schiefergestein, Schwemmsteinen oder Feldbrand- und Hintermauerungsziegeln ist vielfach ein Verputz ratsam; namentlich ist darauf hinzuwirken, dass das Schwemmsteinmaterial wegen seiner geradezu verletzenden Wirkung in farblicher Hinsicht möglichst wenig in die Erscheinung tritt. Auch geeigneter Anstrich des Putzes, verschiedenartige Färbung der Mauerflächen, Fensterumrahmungen und Fensterläden wird dazu beitragen, die Fassaden wirksamer und malerischer zu gestalten.

Durch geschicktes Angliedern von Türmchen, Erkern, Vermeiden flacher Dächer, Bevorzugung des heimischen, für die Landschaft charakteristischen Schiefers, Anbringen von Dachgaupen, malerische Gruppierung der Dächer, durch die Anordnung von Freitreppen und Vorlauben lässt sich ohne grossen Mehrkostenaufwand leicht ein gefälliges Aussehen erzielen. Der verhältnismässig billigere Fachwerkbau verdient, soweit er baupolizeilich zulässig ist, wieder eine grössere Berücksichtigung entweder als reiner Fachwerkbau oder in Verbindung mit massiven Bauteilen. Irgend eines dieser Mittel wird bei kleineren Bauten meist genügen . . .

Selbstverständlich sollen, worauf ausdrücklich hinzuweisen ist, für die Mitwirkung der diesseitigen bautechnischen Organe den Bauherren keine Kosten entstehen.

Im Anschlusse an diese Verfügung hat der Regierungspräsident zu Trier, in dessen Bereich die an charakteristischen Landschaftsbildern besonders reichen Thäler der Mosel, Saar, Sauer, Nahe und Kyll liegen, Anfang 1902 die ihm unterstellten Behörden gleichfalls angewiesen nach Kräften in dieser Richtung zu wirken, besonders bei den seitens der Kreise, der Civil- und Kirchengemeinden zu errichtenden Bauten und Unternehmungen, für welche staatliche oder provinzielle Beihilfen erbeten werden.

Auf Anregung des Vereins von Kunstfreunden in Lübeck hat die neue Bauordnung für Lübeck und Vororte am 25. Juni 1903 Anordnungen erlassen, worin folgendes bestimmt wird.

„Neu-, An- und Umbauten sowie sonstige neu herzustellende bauliche Anlagen müssen an allen von öffentlichen Verkehrswegen und Plätzen aus sichtbaren Seiten architektonisch so ausgebildet werden, dass sie weder das Strassenbild oder die landschaftliche Umgebung verunstalten, noch die Erscheinung vorhandener, insbesondere historischer Bauten wesentlich beeinträchtigen", und „Reklameschilder, Aufschriften und sonstige Vorrichtungen zu Reklamezwecken, sowie Bemalungen, welche das Strassenbild oder die landschaftliche Umgebung verunstalten oder die Erscheinung vorhandener, insbesondere historischer Bauten wesentlich beeinträchtigen, sind untersagt."

Einen weiteren dankenswerten Schritt auf diesem Wege bezeichnet der Erlass des Reg.-Präsidenten zu Trier vom 10. Mai d. J. Darin heisst es:

„Bei Bauern- und Bürgerhäusern in kleineren Orten ist häufig eine unzweckmässige Bauweise und eine, das Strassenbild oft geradezu verunstaltende Ausbildung der Fassade zu beobachten. Der Grund hierfür dürfte nicht in letzter Linie darin zu suchen sein, dass es denjenigen Bauunternehmern und Maurermeistern, auf welche die Baulustigen durchweg angewiesen sind, an Gelegenheit fehlt, ihren Geschmack zu bilden und zu lernen, wie sich eine praktische Raumverteilung mit einem gefälligen Äusseren vereinigen lässt. Eine Besserung möchte vielleicht zu erreichen sein, wenn für den Bau von Bauernhäusern und kleineren Bürgerhäusern Vorbilder zugänglich gemacht würden, die unter voller Beobachtung der Vorschriften der Bauordnungen gut disponierte Grundrisse und einfache, gefällig gegliederte Fassaden aufweisen."

Das Zentralblatt für das deutsche Baugewerbe vom 15. Juli 1903, dem wir diese Mitteilungen entlehnen, fügt hinzu:

„Freilich darf nicht verkannt werden, dass es nicht so leicht sein dürfte, selbst durch mustergültige Vorbilder geschmackvolle Ausführungen herbeizuführen, wenn nicht der befähigte Urheber der Vorlage auch deren Umarbeitung und Anpassung in die Hand nehmen kann, denn von denjenigen Baugewerken, deren höchster Stolz die sinnlose Nachäffung grossstädtischer Stuck- und Verblenderfassaden ist, kann man eine richtig empfundene Ausführung einer noch so vorzüglichen Skizze sicher nicht erwarten.

Trotzdem muss, wenn überhaupt etwas erreicht werden soll, auf diesem Wege fortgeschritten werden. So hat der Verein für Vierländer Kunst und Heimatkunde in Neuengamme vor kurzem durch einen Wettbewerb (vergl. S. 135) recht ansprechende und zweckmässige Entwürfe für Einfamilienhäuser in der überlieferten Vierländer Bauweise gewonnen. Er hat dabei aber zugleich sich bereit erklärt, die Übertragung der Ausführungszeichnungen an den Urheber des zu benutzenden Entwurfes zu befürworten und hat ferner Preise im Betrage von 300, 200 und 150 Mk., bestehend aus Einrichtungsgegenständen in Vierländer Art, ausgesetzt für diejenigen Besitzer, welche zuerst nach den kostenlos zur Verfügung gestellten, preisgekrönten Entwürfen neu bauen lassen. Gewiss ein äusserst zweckmässiges und verständnisvolles Vorgehen, das allerwärts Nachahmung verdiente.

Aber auch kleinere Aufgaben, die zur Vervollständigung dieser Bestrebungen wesentlich beitragen würden, harren überall in grosser Zahl der Lösung. Wir greifen nur eine heraus, die sich als Gegenstand eines Wettbewerbs für alle kleinen Landstädtchen vorzüglich eignen würde und deren Aufnahme jedem Kunstfreund, der z. B. durch die alten Landstädtchen der Mark wandert, besonders wünschenswert erscheint: der einfache, aber geschmackvolle und sachgemässe Anstrich — nicht eine mit allerhand unverstandenem Schnörkelkram verunstaltete Bemalung — der alten in ihrer Schlichtheit so anziehenden Fachwerkhäuser, bei denen nur das Holzwerk in entsprechender Weise abgesetzt zu werden braucht, um dem Strassenbilde

einen von den jetzigen Bewohnern ungeahnten Reiz zu verleihen. Jede Stadtverwaltung könnte ohne Schwierigkeit nach dem Vorbilde des Vereins für Vierländer Kunst einige Preise für die beste derartige Instandsetzung alter Fachwerkbauten aussetzen, die gar nicht hoch zu sein brauchten, um doch schon einen erheblichen Teil der an sich so geringfügigen Mehrkosten auszumachen. Die Landeskonservatoren und die übrigen sachverständigen Organe der Denkmalspflege würden gewiss gern ihre Unterstützung zur erfolgreichen Durchführung derartiger Bestrebungen gewähren."

Wir sind für diese Mitteilungen des Redakteurs genannten geachteten Organs, des Herrn Carl Zetsche, von unserem heimatlichen Standpunkte aus sehr dankbar und wünschen lebhaft, dass ähnliche Bestrebungen zur Gewinnung geeigneter Bauentwürfe, die sich in die Landhaus-Bezirke und in das weitere Landschaftsbild vorteilhaft einpassen, zunächst für Berlins Vororte und die weitere Umgebung an der Havel, Spree und Dahme ins Leben gerufen werden. Selbstverständlich gilt dasselbe aber auch für unsere gesamte Provinz Brandenburg in entsprechender Weise.

B. Persönliches.

III. Unser braver Märkischer Volksdichter, Vorschullehrer am Andreas-Realgymnasium Herr Hermann Graebke, Müncheberger Strasse 34, hat sich für die ihm zum 1. April d. J. (XII. S. 157) dargebrachten Glückwünsche auf das freundlichste bedankt.

Ich benutze gern die Gelegenheit, um auf zwei ansprechende Gedichtsammlungen unseres Prignitzer Landsmanns hinzuweisen: a) Prignitzer Kamellen und Hunnenblömer. (Zürich, Verlag von Caesar Schmidt 1896.) 50 meist launige und muntere Lieder und Gedichte, von denen manche Fritz Reuterscher Dichtung an die Seite gestellt werden mögen, so dass Verfasser mit Fug und Recht annehmen kann, dass sein Wunsch am Schluss des Vorworts erfüllt werde: „Den Wunsch öwerst mütt ik doch noch utspreken, dat mien Book een fründlich Upnohm un een nohsichtig Beurteilung finden mücht." — b) Prignitzer Vogelstimmen. (Berlin, Meyer & Wunder Heimatverlag 1902.) 37 ähnliche Lieder.

Von einem Wanderlied setze ich noch eine Probe hierher:

Wenn de Dauwind weiht,
Un de Snee vergeiht,
Un de Sünn süggt weg de Winterspur
Denn holl ik't nich ut
In de Stuw, mütt rut
In uns Herrgott sien upwokt Natur.
Ach, de Frühlingstied
Is de Wannertied,
Is de wunnerschöne Wannertied.

Wenn de Wald werd grön,
Feld und Wischen blöhn,
Un de Eer treckt an een neu Gewand,
Denn rögt in de Bost
Noh dem Winterfrost
Sich de Lust, to wannern dörch dat Land.
Ach, de Frühlingstied
Is de Wannertied,
Is de wunnerschöne Wannertied.

Graebke gehört unter den leider wenigen märkischen Plattdeutsch-Dichtern zu den besten, er beherrscht den Dialekt vollkommen und weiss ihn geschickt in anmutiger Weise zu verwenden. Möchten sich doch innerhalb der Brandenburgia und ausserhalb derselben viele, recht viele Heimatfreundliche finden, welche sich diesen Schatz echter natürlicher Volksdichtung zu eigen machen.

C. Naturgeschichtliches.

IV. Der grosse Staubfall von 1901 und das Lössproblem. In diesem interessanten Aufsatz von Professor Johannes Walther (Naturwiss. Wochenschrift Nr. 51 vom Jahre 1903, Bl. 603 ff.) wird das in der Brandenburgia (X. 16—20; XI. 21 u. 65) wiederholt besprochene Phänomen von massenhaftem Staubniederschlag aus dem Saharagebiet zu Anfang März 1901, welcher auch in und bei Berlin beobachtet worden ist, im Zusammenhang mit der Entstehung jener mehlfeinen erdigen Niederschläge in Verbindung gebracht, die man als Löss zu bezeichnen pflegt. Es kann danach keinem Zweifel unterliegen, dass die Anfangsstadien in der Bildung des Löss, d. h. die geologische Abtragerung, Saigerung und Sortierung des feinkörnigen Materials ebenso wie sein Transport ein rein äolisches Phänomen sind, und dass wir die von Tutlowski aufgestellte Annahme einer Deflations- (Abblasungs-) Zone als Ursprungsgebiet des Lössmaterials für durchaus begründet halten müssen.

Dagegen zeigt der berühmte Staubfall von 1901, dass der Lössstaub nach kurzem oder längerem Transport in dreifach verschiedener Weise wieder zum Absatz kam.

Ein Teil des Staubes fällt aus der trockenen Luft zu Boden. In diesem Fall ist das äolisch begonnene Phänomen auch auf äolischem Wege zu Ende gebracht. (S. 605.)

Ein anderer Teil wird als Blutregen von den atmosphärischen Niederschlägen herabbefördert, und da das Material des Staubes durch den Transport in der Luft eine sehr gleichartige, feinstaubige Beschaffenheit erhalten hat, wird aus den Rinnsalen des Blutregens, wenn sie sich auch in grösserer Zahl vereinigen, doch nur ein homogener Brei ohne deutliche Schichtung abgesetzt werden. In Transkaspien hat der Verfasser

etwa 10 m hohe Lösswände gesehen, in denen er zwar keine Schichtung beobachtete, wohl aber einige Zungen von grobem Kalkgeröll, das unmöglich vom Wind befördert werden konnte, also beweist, dass ein Teil des umhüllenden Löss aus fliessendem Wasser abgesetzt wurde. Diese Kalkkonkretionen entsprechen anscheinend unseren heimatlichen bekannten sogen. Lösskindeln und Lösspüppchen, zu deren Bildung selbstverständlich Wasser benötigt wird.

Andere Mengen des Staubes gelangen sogar durch Schneeflocken zur Erde, und wiederum wird bei dem Tauen derselben ein ungeschichteter Schlamm zurückgelassen, wie man das an den Staubmassen, die sich auf Schneefeldern im Hochgebirge ablagern, ebenfalls beobachten kann.

In diesen beiden letzt erörterten Kategorien spielt also bei der Bildung des Löss, d. h. bei seiner Ablagerung, das Wasser eine sehr massgebende Rolle, und ähnliche Verhältnisse mögen wohl auch nach Schluss der grossen Vereisung bei uns geherrscht haben. Ein kontinentales Klima mit starken Stürmen, mit einer hohen Temperatur und Lufttrockenheit während des Sommers, welche hinreichte, um die verstreut herumliegenden Knollensteine mit dem spiegelnden Wüstenlack der braunen Schutzrinde zu überziehen, — mit Stürmen, welche riesige Mengen von Staub emporhoben und die mit den schwereren Sandkörnern Dreikanter, blatternarbige Sandschliffe und glattpolierte Felsen erzeugten, aber während des Winterhalbjahres mit Regengüssen und starken Schneefällen, welche bei dem Niederschlag des äolischen Staubes eine wichtige Rolle spielen mussten — das waren die Umstände, unter denen sich mehrere diluviale Lösslager leicht bilden konnten.

V. Das neue Leitungswasser der Stadt Berlin hat uns schon in der Sitzung vom 23. September d. J. beschäftigt. Hieran anschliessend möchte ich das kurz mitteilen, was der Direktor der Städt. Wasserwerke Herr Beer in der November-Sitzung des Berliner Architekten-Vereins über die beabsichtigte Wasserversorgung der Stadt Berlin mit Grundwasser vortrug. Der Bedarf der Stadt Berlin aus der allgemeinen Wasserleitung beträgt augenblicklich 240 000 Kubikmeter pro Maximaltag, wird sich aber im Laufe der Jahre bis auf zirka 400 000 Kubikmeter pro Tag heben. Nach bisherigen Erfahrungen musste man annehmen, dass es nicht angängig sei, ein qualitativ und quantitativ genügendes Wasser aus dem Untergrunde zu beschaffen, und wurde daher Berlin bisher mit filtriertem Flusswasser versorgt. Allerdings war 1876 in der Nähe des Tegeler Sees ein Brunnenwasserwerk mit einer Leistungsfähigkeit von 40 000 Kubikmetern pro Tag erbaut, jedoch musste dasselbe im Jahre 1883 als solches wieder aufgegeben und in ein Flusswasserwerk umgebaut werden, weil das Wasser durch das Auftreten der Crenothrix polyspora vollkommen verschmutzt war. Langjährige

Untersuchungen haben ergeben, dass der eigentliche Träger der Verschmutzung das im Wasser enthaltene Eisenoxydul ist, welches durch Zuführung von Luft und Filtration leicht beseitigt werden kann. Später wurde das Wasserwerk am Tegeler See auf eine Leistung von 90 000 Kubikmeter pro Tag erweitert und ein Werk am Müggelsee mit einer Leistung von 130 000 Kubikmetern pro Tag erbaut. Da nun die Reinhaltung der Flüsse mit Rücksicht auf die stetig wachsende Schifffahrt und die Abführung von Fabrik- und Kanalwässern immer schwieriger wird, wurden die Untersuchungen betreffs Quantität des vorhandenen Grundwassers von neuem aufgenommen. Auf Grund der Feststellungen der geologischen Landesanstalt, wonach in der Vorzeit die Täler der Oder beziehungsweise der Weichsel sich da befunden haben, wo heute die Spree beziehungsweise die Havel fliessen, wurden neue Bohrversuche und Probepumpungen vorgenommen, welche ergaben, dass es möglich ist, in der Nähe der bestehenden Werke unter Beibehaltung der vorhandenen Maschinen- und Filteranlagen Grundwasser für einen Bedarf von 250 000 Kubikmeter pro Tag zu beschaffen, und dass auch für die weitere Entwickelung Berlins genügendes Grundwasser vorhanden ist. Der Gehalt an Eisen in dem sonst sehr guten Wasser wird durch Rieseler beseitigt, welche Direktor Beer, abweichend von den bisher üblichen Konstruktionen, aus Holzbrettern hergestellt hat. Diese Rieseler, in welchen die Berührung des Sauerstoffes mit dem Wasser eine sehr innige ist, haben den Vorzug, dass sie von allen Seiten zugänglich und leicht zu reinigen sind. Der Effekt in ihnen ist ein sehr guter, sodass sie jetzt bereits in anderen Städten, z. B. Posen, nachgebaut werden. Nach Umbau sämtlicher Werke — Tegel ist bereits im Betriebe — wird das Wasser aus 470 etwa 50 Meter tiefen Brunnen entnommen werden, welche hier zum ersten Male aus Mannesmannröhren und mit herausnehmbaren Filtern hergestellt sind. Direktor Beer schloss seinen Vortrag mit Erläuterungen der Einzelheiten, speziell der grossen Sammelbrunnen und der Saugeleitungen, an welche die Brunnen gruppenweise angeschlossen sind, um eine Garantie für vollkommene Betriebssicherheit der Anlage zu haben. Bei der sich anschliessenden lebhaften Diskussion wurde unter anderem die Frage aufgeworfen, ob die Absicht bestanden habe, die Stadt Berlin vom Harz her mit Quellwasser zu versorgen. Diese Frage wurde verneint, da, abgesehen von allen sonstigen Schwierigkeiten, die Rohrleitungen allein schon zirka 80 Millionen Mark gekostet haben würden.

VI. Bernsteinfunde sind beim Bau des Teltow-Kanals fast auf der ganzen Strecke im Laufe der letzten zwei Jahre gemacht worden, darunter solche bis 250 g Gewicht bei Britz und am Griebnitzsee. Ich lege heute eine kleine Probe aus der Gegend der Baumschulen unseres Mitgliedes Ökonomierat Späth in Rixdorf-Britz vor, kleine Stücke bis

zur Grösse einer Wallnuss von unserem Mitgliede A. Grunow freundlichst mitgeteilt, dgl. ein 25 g schweres schönes Stück, welches bei dem Bau des neuen Stichkanals nahe der Nedlitzer Brücke nördlich Potsdam ausgegraben ist, übergeben von unserem Mitgliede H. Maurer. Die Bernstein-Funde sind durchgängig im weisslichen Talsande gemacht, oft nesterweise mit Rollholz vermischt, das aber nicht etwa Holz der Bernsteinfichte (Pinus succinifer) ist, sondern von leichteren, schwimmenden Partien unserer miocänen Braunkohle herrührt.

Einen schönen dergl. Fund, über 1000 Stück Bernstein mit vielem Rollholz, besitzt das Märkische Museum, herrührend von den Fundamentierungsarbeiten des Reichstagsgebäudes nahe der Sommerstrasse hierselbst.

VII. Irrlichter — brennende Brunnen und Verwandtes. Das anregende Thema der Irrlichter ist in der Brandenburgia öfters berührt worden, allerdings mehr nach der volkskundlichen Seite hin,*) nach der naturwissenschaftlichen, insbesondere chemischen Seite Seite hin bietet es noch viele Schwierigkeiten, und ist gerade hier die Zahl der Widersprechenden eine grosse. Wie sollen die in nassem, moorigem Boden sich entwickelnden brennbaren Sumpfgase sich entzünden? Wie ist das Hin- und Herhüpfen der Flämmchen, ihr Erlöschen und Wiederaufleuchten zu erklären? Spielt hier nicht die besonders nachts auf dem Heimwege von der Dorfschenke oder von den Gevattern durch die Spirituosen leicht erregte Phantasie und der altüberkommene suggestive Volksglaube mit? Liegt nicht eine Verwechselung mit den Glühwürmchen, mit gewissen leuchtenden Regenwürmern, mit dem Leuchten des Mulms alter Weiden und Pappeln oder eine Verwechselung mit elektrischen Erscheinungen vor, zumal das Irrlichterwesen gerade in gewitterschwülen Nächten besonders häufig beobachtet werden soll?

Bezüglich des Phänomens der „brennenden Brunnen", das in gewisse Beziehung zu den Irrlichtern gebracht zu werden pflegt, haftet mir eine Kindheitsüberlieferung aus dem Jahre 1855 in der Erinnerung. In der Karlstrasse 32 zu Berlin, Nordseite, östliche Seite der Panke, stand an dieser mit der Seitenfront ein Haus mit einem Brunnen, dessen Wasser, wenn gepumpt wurde, sobald man ein brennendes Licht oder Schwefelholz daran hielt, scheinbar brannte. Es handelte sich um einen verjauchten Hausbrunnen, in dessen Wasser aus verwesenden organischen Resten sich Schwefelwasserstoffgas entwickelte, welches durch das Spiel der Ventile beim Pumpen mit dem Wasser zum Austritt gelangte und deshalb, wie ich selbst gesehen, mit einer schwachen Flamme, die nach einer Weile erlosch, zu brennen schien. Die Sache erregte damals

*) C. Bolle: IV. 132; W. v. Schulenburg: V. 462 – 479 und XII. 274; H. Seide: VI. 156.

grosses Aufsehen, der berühmte Mikroskopiker Prof. Dr. Ehrenberg untersuchte das Wasser sowie zubehörige Bodenproben und brachte das Phänomen mit den von ihm entdeckten und beschriebenen Infusorien- (Diatomeen-) Lagern in Verbindung. Zufällig herrschte zur Zeit die asiatische Cholera, man nahm an — obwohl man vom Cholera-Bazillus damals noch nichts wusste — dass das Wasser dieses brennenden Brunnens, zumal in nächster Nachbarschaft ein Major Teichert mit seinen Angehörigen, desgleichen ein Schlächtermeister mit seiner gesamten Familie in kürzester Frist an der mörderischen Seuche gestorben war — die letztere verbreite und schloss den Brunnen polizeilich, der dem Besitzer manchen Taler eingebracht hatte, da das „Brennen" gegen Entrichtung eines kleinen Trinkgeldes gezeigt wurde.

Viele Landleute sind von den eigentlichen Irrlichtern (Irrwischen) fest überzeugt. Bei den Museums-Pflegschaftsfahrten bringe ich mitunter auf Irrlichter und Irrwische bezügliche Anfragen vor; so wurde mir von dem meinerseits in der vorigen Sitzung (vgl. die Mitteilungen über den Hamster und den Fischotter) erwähnten Herrn Amtsvorsteher Wörmann in Vehlefanz (Burg) mitgeteilt, dass er in der langen Zeit seiner Pachtung nur einmal auf den Wiesen nahe der Burg habe ein Irrlicht tanzen sehen, er könne dieses aber bestimmt versichern.

Hier handelt es um den Irrwisch d. h. um einen umherirrenden Feuerbrand; um im Freien zu leuchten, steckte man einen in Pech oder dgl. getauchten auf einem Stiel befestigten Strohwisch an und trug ihn herum. (Vgl. Grimm, Wörterbuch 4, 2. S. 2180). Damit vergleicht das Volk das gleichsam herumirrende Sumpflicht. Es ist dem Volksglauben nach ein ruheloses Gespenst. In solchem Sinne sagt Gellert 1, 275:

Nein, Kunz, nein sag ich! nimmermehr!
Ein Irrwisch ist kein wütend Heer.
Ich, ohne, Kunz, dich dumm zu nennen,
Muss die Gespenster besser kennen.

Von dem eigentlichen Irrlicht erzählt derselbe Leipziger Oden- und Fabeldichter:

Doch, Bruder, wenn ich die Natur,
Und was ein Irrlicht sagen wollte,
Nur einmal recht verstehen sollte!
Studierte nennen es die Dunst,
Die aus den Sümpfen aufgestiegen.

Ist's wahr, dass Du kein Irrlicht kennst,
Und bist schon nah' an dreissig Jahre?
Ein Irrlicht, dass mich Gott bewahre!
Ein Irrlicht, das ist ein Gespenst.

Und Jean Paul im Titan 2, 88 sagt, ebenfalls in übertragener Bedeutung:

„Lache dann nicht mehr so grimmig, dass die Menschen Irrlichter sind; gleich Irrlichtern brennen und fliegen wir fort im regnenden Sturm der Zeit."

Deutlich malt J. H. Voss 6, 197 das Irrlicht als Gespenst:

Dann zechend aus bemaltem Glas
Braun Doppelbier, erzählt man was . . .
Der meldet, wie er dort und da
Des Tückebolds Irrlichtchen sah,
Der, als ein Mönch in haarnem Tuch
Am Moor die Blendlaterne trug.

Unser geschätztes Mitglied Herr Postrat a. D. Steinhardt teilt der Brandenburgia über eine Irrlicht-Beobachtung folgendes mit.

Die Umgegend von Treuenbrietzen ist nicht arm an feuchten Niederungen, nassen Wiesen, Torf- und Moorgründen, überhaupt an solchen Örtlichkeiten, wo Irrlichter aufzutreten pflegen, es ist hier aber nur ein einziger Fall der Beobachtung eines Irrlichts bekannt geworden und auch dieser datiert aus dem Jahre 1859 oder 60. Der Altmeister der Treuenbrietzener Schlächterinnung, Meister C. Ruhle berichtet darüber:

Es war im Oktober und ich sollte zum Vieh-Einkauf nach dem Fläming hinaufgehen. Um 2 Uhr morgens brach ich auf — zu Fuss. Meinen Hund hatte ich bei mir. Zwischen 3 und 4 Uhr, es war stockfinster, war ich auf der Niemegker Landstrasse halbwegs zwischen Treuenbrietzen und Haseloff an der Stelle angekommen, wo jetzt das Chausseehaus steht und die Wege nach Niemegk und Belzig sich trennen. Hier zieht sich der „schwarze Grund" als eine flache Senke von der Talmulde des Nicheler Baches quer über den Weg in der Richtung auf Rietz hin. Zwischen dem schwarzen Grund und Haseloff sah ich die Lichterscheinung als ein plötzliches Aufleuchten, eine Helle ohne Flamme oder Feuer, deren Schein sich rückwärts von mir bemerklich machte. Ich sah mich um und bemerkte nun über der Niederung des schwarzen Grundes, von Nichel herkommend, ein helles weisses Licht, wie das einer hell brennenden Kutscherlaterne, ja fast noch heller als ein solches Laternenlicht, aber es war keine Flamme zu sehen, das Licht strahlte auch nicht, es verbreitete nur einen hellen Schein. Es bewegte sich von Nichel herkommend den Haseloffer Weg herauf als ob eine Kutsche so führe. Nach einer Weile änderte es sich und sah aus wie das Licht einer rotglimmernden Zigarre und als es in meine Nähe gekommen war, erschien es nur noch matt und ganz klein, wie das Licht einer verlöschenden Nachtlampe und hatte einen bläulichen Schein. So folgte es mir eine ganze Weile, auf Armeslänge an meiner rechten Seite in Augenhöhe mit mir wandernd. Ging ich schneller, so bewegte sich auch das Lichtchen schneller, und wenn ich langsamer ging, folgte auch das schwache Licht langsamer. — Der Hund, sonst böse und scharf, war ängstlich; er bellte nicht und schmiegte sich an meine Beine. Das Licht folgte mir bis an die Schmiede von Haseloff, die etwas abseits vom Dorfe am Wege steht. Dort blieb ich stehen

und stellte mich an die Giebelwand der Schmiede, worauf sich das Licht in der Richtung auf Grabow hin, nach der Werbiger Heide hinzog, als ob es zu seinem Ausgangspunkte nach Nichel zurückwollte. Je weiter es sich entfernte, um so grösser und heller erschien es, doch nicht ganz so gross und hell wie zu Anfang der Erscheinung; dabei bewegte es sich wie ein Licht, das von jemandem getragen wird, leicht hüpfend. Es war noch immer ganz finster und etwas Nebel in der Luft. Ich ging nun zum Schmied und erzählte ihm was ich gesehen. Der sagte mir: „Das thut Einem nichts, das ‚hat' mir schon oft begegnet."

Die ganze Dauer der Lichterscheinung schätze ich auf $^1/_2$ oder $^3/_4$ Stunde; während dieser Zeit war es völlig windstill. Nachher, gegen Tagesanbruch fing es an zu regnen.

Der Boden des schwarzen Grundes ist trocken, wenigstens an der Oberfläche; es ist Sand- und Lehmboden, mit Heidekraut und etwas Stangenholz bestanden, zum Teil auch Ackerland. Nach dem Nicheler Fliess hin ist der Boden sumpfig.

Ich habe von anderen nie etwas über eine ähnliche Beobachtung gehört; vom schwarzen Grund aber heisst es, dass es dort spukt. So erzählte mir mein Grossvater, er habe einmal nachts drei Kutschen dort durch das Getreide fahren sehen, aber anderen Tags beim Nachsuchen keine Radspuren finden können. Und als ich ihm mein Erlebnis mit dem Licht erzählte, sagte er bloss: „Na da siehste, dass es da nich richtig is!"

Es mag ja sein, dass wenn jemand Abends mit der Laterne etwas sucht, dies wie eine Irrlichterscheinung aussehen mag. Bei meinem Erlebnis kann aber von einer ähnlichen oder überhaupt von einer Täuschung keine Rede sein.

So weit Herr Steinhardt bezw. Herr Ruhle. Dass es sich hier recht eigentlich um den überkommenen suggerierenden Gespensterglauben handelt — auch der Hund sieht die Geister — liegt auf der Hand. Auch in Irland, dessen unermessliche sumpfige und torfige Gelände ich bereist, laufen dergl. grauliche Gespenster-Erscheinungen vielfach um. Paddy*), überhaupt schon mit einer exaltierten Phantasie von Mutternatur ausgestattet, sieht beim Nachhausewanken unter dem Einfluss des reichlich genossenen Whisky häufig Irrlichter im Moor-Nebel hüpfen; eigentlich tanzen sie in seinem benebelten Gehirn.

Vielleicht sind unsere Mitglieder und Freunde in der Lage uns über Irrlichter und Irrwische noch anderweitig Angaben zu machen.

---

*) Paddy oder Pad Spitzname des Iren; Whisky ist der aus Roggen oder Gerste oder Kartoffel bereitete Schnaps, wahrscheinlich aus dem Gälischen uisgebeatha abgeleitet, Nationalgetränk der Bewohner der Grünen Insel Erin.

Ich schliesse für heut etwas skeptisch mit den Worten des alten Andreas Gryphius von 1698:

Ein Irrlicht ist's, was euch, o Sterbliche! verführet!
Ein töricht Rasen, das den Sinn berühret.

VIII. G. Pinkenburg, Stadtbauinspektor in Berlin: Der Lärm in den Städten und seine Verhinderung. Mit 11 Abbild. Besonderer Abdruck aus dem Handbuch der Hygiene, herausg. von Dr. Theodor Weyl, Jena 1903.

U. M. gliedert den interessanten Stoff in mehrere Kapitel: Das Pflaster als Ursache des Strassenlärms. — Fuhrwerke, Zugtiere, Strassenbahnwagen u. s. w. als Ursache des Lärms. — Hochbahnen als Ursache von Strassenlärm. — Der Mensch als Ursache des Strassenlärms.

Der Verfasser des sehr sorgfältigen auf naturwissenschaftlichen Beobachtungen gegründeten Aufsatzes schliesst diesen interessanten Beitrag zur grossstädtischen Heimatkunde mit den wenig tröstlichen Worten: „So lästig der Strassenlärm einerseits werden kann, so gering sind andererseits die Mittel, seiner Herr zu werden. Der Wunsch, sich den unangenehmen Einflüssen der Geräusche nicht nur der Strasse, sondern auch der von den Mitbewohnern erzeugten (Musik, Kinderlärm u. s. w.) zu entziehen, hat zu der Erfindung von verschiedenen Geräten geführt, mit denen man sich die Ohren schliesst, um die Wirkung der Schallwellen auf das Trommelfell mehr oder weniger zu dämpfen."

Verf. beschreibt nun das vom Hauptmann a. D. Plessner erfundene Antiphon, käuflich beim Optiker A. Schiller, Berlin, Luisenstrasse 31a. Das mag für das Zimmer angehen; auf der offenen Strasse möchte man niemand, wegen dringender persönlicher Gefährdung, den Gebrauch von dgl. schalldämpfenden Vorrichtungen anempfehlen. Es giebt eben nur einen Rat: härtet eure Nerven gegen den Grossstadtlärm bei Zeiten ab.

IX. Da die Statistik zu den Erfahrungswissenschaften zählt, so lege unter Abschnitt C ich das Statistische Jahrbuch der Stadt Berlin vor, 27. Jahrgang, enthaltend die Statistik der Jahre 1900 bis 1902, zum Teil auch 1903.

Der ausserordentlich reichhaltige Band von 703 Seiten erschien gleichzeitig als eine Gabe zur Versammlung des Internationalen Statistischen Instituts, und hatte ich die Ehre, das Buch Namens des Magistrats der Stadt Berlin bei der Versammlung im Rathause am 22. September d. J. als Festschrift zu überreichen.

Aus diesem Anlass und bei der hohen Bedeutung, welche die Statistik für die Heimatkunde hat, sei es mir vergönnt, meine bezügliche Ansprache dem ungefähren Wortlaute nach, wie folgt, wiederzugeben.

„Namens des Magistrats der Kgl. Haupt- und Residenzstadt Berlin und im Auftrage des leider behinderten Herrn Oberbürgermeisters heisse

ich die illüsteren Mitglieder des Internationalen Statistischen Instituts mit ihren Damen sowie die sonstigen werten Gäste im Rathause herzlich willkommen.

Sie haben eine arbeitsvolle Woche begonnen, bereits heute Vormittag Plenarsitzung und am Nachmittag Abteilungssitzungen gehabt, um so mehr sind wir erfreut, dass nach des Tages Last und Hitze eine so stattliche Reihe bedeutender Männer der Wissenschaft sich heute mit den Vertretern unserer Bürgerschaft vereinigt.

Es ist in den letzten zwei Tagen so viel über die Wichtigkeit und die Bedeutung der Statistik im allgemeinen und im besonderen nach ihrer theoretischen und nach ihrer praktischen Seite vorgebracht worden, dass es schwer sein dürfte, dem etwas neues hinzuzufügen. Aber das darf ich von unserem kommunalen Standpunkt wohl sagen, dass wir die grosse Wichtigkeit Ihrer Wissenschaft für das Städtewesen stets anerkannt und uns frühzeitig bemüht haben, dieselbe in den Dienst unserer Verwaltung zu stellen. Obwohl der Preussische Staat längst ein vortrefflich geleitetes Statistisches Bureau besass, das sich auch mit Berolinensia eingehend befasste, so wurde doch auch unsererseits bereits 1862 probeweise und seit 1865 definitiv ein Statistisches Bureau der Stadt Berlin eingerichtet, welches seit 1882 den Namen Statistisches Amt der Stadt Berlin angenommen hat, woneben einer aus Magistratsmitgliedern und Stadtverordneten zusammengesetzten Deputation für Statistik unter Vorsitz des Herrn Stadtrat Dr. Weigert die eigentliche Verwaltung obliegt.

Wissenschaftlich und praktisch ist unsere Städtische Statistik unermüdlich tätig gewesen, dafür legt u. a. der soeben ausgegebene 27. Jahrgang des Statistischen Jahrbuchs der Stadt Berlin, die Jahre 1899 bis 1902, teilweise sogar noch das laufende Jahr 1903 umfassend, Zeugnis ab.

Es freut uns, dass es dank den Bemühungen des Herrn Direktors Dr. Hirschberg, des Nachfolgers des hochverdienten Geheimrats Dr. Boeckh, gelungen ist, den sehr umfangreichen Band derartig rechtzeitig fertigzustellen, dass er dem Internationalen Statistischen Institut bei seiner hiesigen Zusammenkunft vorgelegt werden kann.

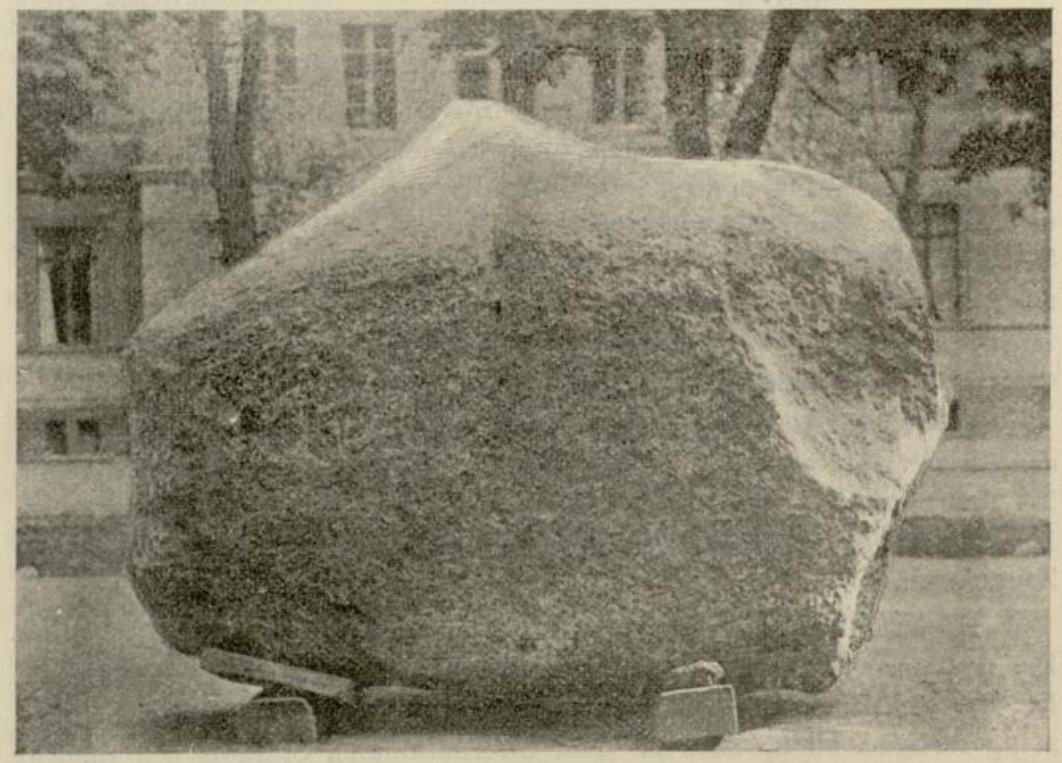
Freilich, meine Herren, das ist nur lokale Statistik, nicht internationale Statistik. Aber glauben Sie deshalb nicht, dass wir die Bedeutung und die grosse Wichtigkeit der internationalen Pflege der Statistik unterschätzen. In dem Ideenaustausch, der sich hieran von selbst anknüpft, in der Vergleichung der Werte, welche Sie objektiv und rechnerisch keinem zu Liebe, keinem zu Leide festzustellen bemüht sind auf den verschiedensten Gebieten des Menschen- und des Völkerlebens, erblicken wir ein wichtiges Hilfsmittel zur Förderung friedlicher

und freundlicher Wettarbeit unter den verschiedenen Kulturstaaten und Kulturnationen unseres Erdballs.

Und besonders in diesem Sinne begrüssen wir Sie als treue und gewissenhafte Mitarbeiter an einem grossen Kulturwerk und rufen Ihnen Glück auf zu Ihrer Arbeit zu."

Der Verlauf der Versammlungen und Arbeiten des Internationalen Statistischen Instituts hat die auf das letztere gebauten Erwartungen vollauf befriedigt, auch für die Pflege der Heimatkunde sind schöne Ergebnisse gezeitigt worden.

X. Der Bismarck-Stein in Fürstenwalde a. d. Spree. Bei der berechtigten, sogar dringend nötigen Aufmerksamkeit, welche wir der Erhaltung der grossen Findlingsblöcke als beredter Zeugen der einstigen Vergletscherung unserer Heimat, allemal schenken, darf ich



Sie auf die zirkulierende Photographie aufmerksam machen, welche unser Mitglied Herr Chemiker Schenk zu Fürstenwalde von einem grossen rötlichen Granitblock aufgenommen, der, wie Sie ersehen, noch auf einem provisorischen Gestell ruht, um an Ort und Stelle geschafft, ein Denkmal für den Altreichskanzler abzugeben. Der Verschönerungs-Verein zu Fürstenwalde, Vorsitzender Herr Prof. Dr. Breitenbach, uns allen noch wohl in der Erinnerung als freundlicher Führer und Vortragender bei der Brandenburgia-Versammlung in der altehrwürdigen Spreestadt, hat mit Recht beschlossen, als Material eines Bismarck-

Denkmals einen jener Riesenblöcke, durch welche die Umgegend Fürstenwaldes in den naturgeschichtlichen Kreisen so bekannt geworden ist, zu verwenden.

Nach einer Mitteilung der Fürstenwalder Zeitung vom Oktober d. J. wird der Stein auf ein 1 m hohes Fundament gestellt und mit einem vom Bildhauer Künne gefertigten 1 m hohen bronzenen Medaillonbild, Brustbild des Fürsten, geschmückt. Das Medaillon kostet 750 Mk. Eine kleine Schmuckanlage herum wird auf Städtische Kosten hergestellt. Die grösste Höhe des Steins ist 2 m 25 cm, der grösste Umfang 7 m 90 cm.

Der geschenkte grosse Stein rührt, wie Herr Schenk berichtet, von den Petersdorfer Bergen aus dem Besitz des Ziegeleibesitzers Dinklage her. Der Transport geschah mit einem Aufwand von fast tausend Mark bis zum Eingang des Stadtparks gegenüber der Philharmonie im Juli d. J.; dort liegt der Block zur Zeit noch unverändert.

XI. Was ist Eich-Lung? Herr Professor Dr. K. Eckstein-Eberswalde stellt diese Frage für die Redaktion der deutschen Jäger-Zeitung. Dasselbe soll auf Zweigen der Eichen wachsen. Aus diesem Eichlung bereiteter Tee gilt als ein Mittel gegen Lungenleiden. Man könnte an die Mistel, Viscum album denken, die aber in unserer Gegend niemals auf Eichen gefunden wird oder an die der Mistel verwandte Riemenblume, Loranthus europaeus, die zwar auf Eichen als Schmarotzerflanze vorkommt, auf unserm Gebiet aber fehlt.

Herr Professor Dr. Paul Ascherson, unser Ehren-Mitglied, bemerkt zunächst, dass die Volksschreibweise Eichen-Luch, Eichen-Lug falsch, dagegen richtig „Eichen-Lunge oder Eich-Lung“ seien. Bei Pritzel und Jessen, die deutschen Volksnamen der Pflanzen. Hannover 1882, S. 505 steht im Register: Eichlung-Sticta pulmonacea. Im Text unter Lichen pulmonaceus fehlt auffallenderweise der Nebenname. Die Artbezeichnung pulmonacea lässt deutlich erkennen, dass diese auf Eichen wachsende Flechte einen der vielen vom Volk angewandten Thees gegen Brust- und Lungenleiden liefert.

XII. Schutz den anmutigen Vögeln. Bisher sind die Bestrebungen der Vereine und Personen, die den Schutz der Vögel sich zum Ziele gesetzt haben, sehr häufig durch die Diktate der Mode und der Verbreiter der Mode zunichte gemacht worden, und alle Gesetze haben darin keinen Wandel schaffen können. Das praktische Amerika zeigt nun den Weg, wie man zu dem erstrebten Ziele gelangen kann. Auf Betreiben der Audubon-Gesellschaft, eines über ganz Nordamerika verbreiteten, nach dem berühmten Ornithologen genannten Vogelschutzvereines, hat der Verband der New Yorker Putzwarenhändler beschlossen, während der nächsten drei Jahre keine Möwen, Seeschwalben, Silbertaucher, Kolibris und Singvögel und deren Federn

einzuführen, zu kaufen, zu verarbeiten und zu verkaufen. Vom 1. Januar an sind auch Reiher und Reiherfedern auf den Index gesetzt worden. Dieses Verbot bezieht sich auf alle genannten Vögel ohne Rücksicht auf das Land, in dem sie getötet oder gefangen worden sind.

Der Berichterstatter aus Amerika fügt mit Recht hinzu, dass, wenn alle Putzhändler dem Beispiele ihrer New Yorker Geschäftsbrüder folgten, einer der wichtigsten Teile der Vogelschutzfrage gelöst werden würde.

Vom Standpunkt der Heimatpflege muss unsere vogelfreundliche Brandenburgia selbstverständlich auf dem gleichen Standpunkt stehen. Wenn man sieht, wie viele heimatliche Vögel, als Mandelkrähen, Pirole, Spechte, Häher, Möwen u. dgl. der Putzsucht geopfert werden, so wird man zugeben, dass namentlich unsere Frauenwelt etwas mehr für den Vogelschutz durch Abweisung des Putzes aus solchen Federn, deren Inhaber getötet wurden, tun sollte. Federn von Vögeln, die gezüchtet und nicht regelmässig getötet werden, als Schwäne, Zierfasanen, Pfauen und Strausse sind natürlich ausgenommen, ebenso Vögel, die als Haustiere der hergebrachten wirtschaftlichen Schlachtung unterliegen, als Truthühner, Perlhühner, Enten, Gänse, Tauben, ebenso die eigentlichen Jagdvögel, als Fasanen, Schnepfen, Auer- und Spielhahn u. s. w.

Zunächst möchte ich eins unserer Mitglieder, das unsere heimatliche Vogelwelt genau kennt — ich denke dabei an unser geehrtes Mitglied Hermann Schalow, einen ganz hervorragenden Ornithologen — bitten, uns einmal eine Liste der zu schonenden, hier in Betracht kommenden heimischen Vögel (Möwen u. s. w.) mit wissenschaftlichen und volkstümlichem Namen aufzustellen und daran Schutz- und Schonungs-Vorschläge zu knüpfen.

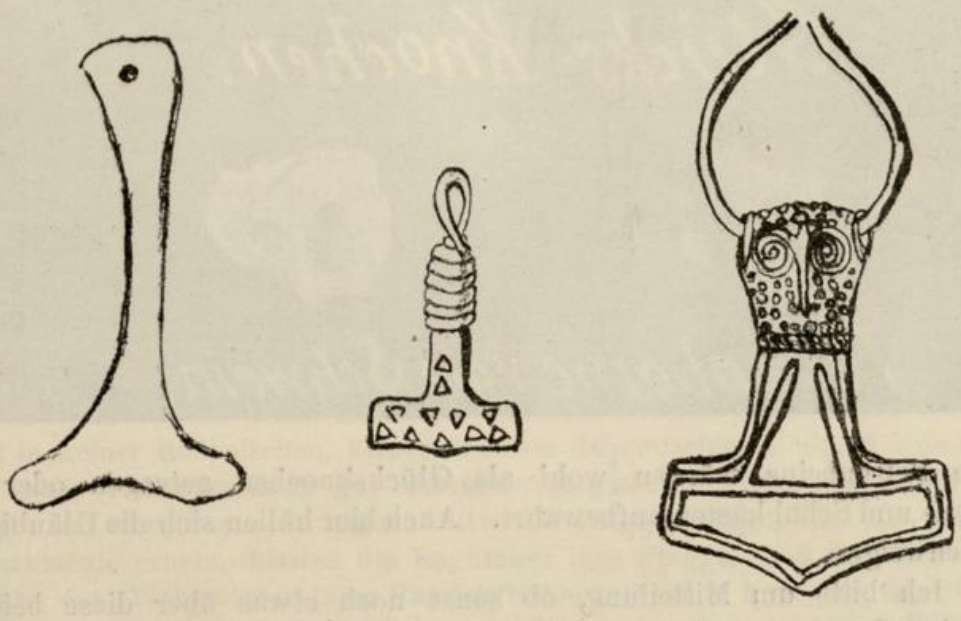
Usona (United States of North-America), das Land der nüchternen, praktischen Leute, die angeblich nur Geschäft und Geld kennen, geht der alten Welt hier mit leuchtendem Beispiel voran. Ist dies Verhalten der aufstrebenden Usona, des Landes der unbegrenzten Möglichkeiten, nicht beschämend für die Kulturvölker der Alten Welt?

XIII. Zum Kapitel des Knochen-Kultus oder Knochen-Aberglaubens lege ich Ihnen aus den Sammlungen des Märkischen Museums zwei neueste Eingänge vor.

a) 15 Stück Zungenbeine vom Hausschaf. Das Zungenbein vom Schaf (Os hyoideum) hat, wie Sie ersehen eine ansehnliche Grösse und ist wie ein grosses lateinisches T oder vom germanischen Volksglauben aus wie ein Donners- oder Tors-Hammer gestaltet. Zum Vergleich bilde ich ein Schaf-Zungenbein ab, einen silbernen Torshammer

aus dem mittleren Eisenalter Dänemarks (Worsaae: Nordiske Oldsager. Kopenh. 1859 S. 113, Fig. 469) und aus der schleswigschen Wikingerzeit (J. Mestorf: Die vorgeschichtlichen Altertümer Schleswig-Holsteins. Hamburg 1877. Taf. XV Nr. 9) ab.

Diese Zungenbeine stammen vom Berliner Städtischen Viehhof und werden von Abergläubischen mit dem Querbalken nach unten getragen, der obere Ast ist durchbohrt zum Hindurchziehen einer Schnur, die um den Hals gehängt wird. Wozu das Zungenbein alles dient, ist bei der bekannten Geheimhaltung abergläubischer Sitten schwer zu ermitteln, u. a. wahrscheinlich gegen Blitzschlag und Feuersgefahr. Der rühmlich bekannte Volkslorist Dr. Alfred C. Haddon in England (Cambridge, Inisfail, Hills Road) macht mich darauf aufmerksam, dass



dieser knöcherne Torshammer innerhalb der angelsächsischen Bewohner der Ostküste Englands, namentlich von Fischern und Schiffern, um den Hals an einer Schnur getragen wurde gegen Wassersnot, Ertrinken u. dgl.

b. Vier Stück zum Gehörapparat gehörige Knöchelchen von u. M. Herrn Professor Dr. Rawitsch freundlichst als Felsenbeine (Os petrosum) bestimmt. Sie rühren vom Hausschwein (Sus scrofa domesticus) her, ebenfalls vom hiesigen Schlachthof. Nach Mitteilung des in naturgeschichtlichen Dingen wohl erfahrenen Herrn Fleischbeschauers Schmelzpfennig werden diese Felsenbeine von Abergläubischen sehr begehrt und gut bezahlt. Sie sind schwieriger als die Schaf-Zungenbeine erhältlich, weil sie aus dem Schädel mühsam herausgemeisselt werden müssen und weil die Schlächter die Schweinsköpfe lieber unversehrt verkaufen.

Ich gebe eine Abbildung dieser Felsenbein-Knöchelchen, deren Rückseite (d. h. die nach dem Schädelinnern zu belegene Seite) mit einem Menschenkopf verglichen zu werden pflegt; für mich liegt grössere Ähnlichkeit mit einem Eulenkopf vor. Herr Schmelzpfennig meint,



diese Felsenbeine würden wohl als Glücksknochen getragen oder in Laden- und Schubkästen aufbewahrt. Auch hier hüllen sich die Gläubigen in Schweigen.

Ich bitte um Mitteilung, ob sonst noch etwas über diese beiden Knochenaberglauben bekannt ist; namentlich wären mir literarische Nachweisungen sehr erwünscht.

D. Kulturgeschichtliches.

XIV. a) Zur Roland-Forschung hat uns der erste der jetzt lebenden Roland-Forscher Herr Archivrat Dr. jur. Georg Sello in Oldenburg, auch sonst uns allen durch seine wertvollen Forschungen im Bericht mittelalterlicher Geschichte Berlins und der Mark Brandenburg wohl bekannt, eine Abhandlung über brandenburgische Rolande übergeben, welche unser Redakteur Herr Dr. Zache demnächst in unseren Schriften veröffentlichen wird.

b) Beim Märkischen Provinzial-Museum, welches seit Anfang seines Bestehens im Archiv ein Roland-Faszikel angelegt hat, wird fortan eine Sammelstelle für die Roland-Forschung nach

den Vorschlägen des Herrn Sello und unter dessen dauernder Mitwirkung angelegt und bitte ich unsere Mitglieder und Freunde diese Centralstelle mit allen Ihnen vorkommenden Nachrichten über Rolande und Rolandsforschung zu versehen.

c) Die Roland-Figur wird immer mehr als Bildsäule volkstümlich. So sind mehrere der neuesten Bismarck-Säulen, z. B. die Hamburger, rolandartig aufgefasst. Ebenso das Kriegerdenkmal zu Tientsin in Nord-China für unsere im chinesischen Feldzuge gefallenen oder gestorbenen Mannschaften, nach dem Entwurf von Professor von Uechtritz. Die rolandartige geharnischte Figur stützt sich links auf den Schild, rechts auf das mächtige Schwert.

d) Zu den versprengten Rolandsfiguren gehört auch der seltsam anmutende Roland zu Ragusa in Dalmatien, über den Emil Granichstaedten im Berl. Lok.-Anz. vom 1. August 1903 folgende Mitteilung macht.

Ehe ich von Ragusa Abschied nahm, wollte ich aber doch noch das Rätsel eines Denkmals enthüllen, das mir schon bei meiner ersten Wanderung durch die Stadt seltsam aufgefallen war und mich immer aufs neue zur Nachfrage reizte, wenn ich abends bei Mondschein und Bogenlichtbeleuchtung auf der Terrasse des Kaffeehauses am Domplatze sass und zu dem — Roland hinüberblickte, der, völlig gleich im Typus wie der Roland in der märkischen Stadt Brandenburg und in vielen anderen norddeutschen Städten, als Marktwahrzeichen steif und gerüstet, aber barhaupt, das Schwert in der Hand, vor einer Marktsäule auf der Piazza steht. Solcher Roland ist in keiner italienischen, keiner anderen dalmatischen Stadt zu sehen, der ist ganz besonders nach gut altbrandenburgischem Muster angefertigt und steht auf der Piazza in Ragusa! An der Flaggenstange, die sich aus der Marktsäule erhebt, hissten die Ragusaner ihre Flagge, und der Roland war ihnen das „Wahrzeichen ihrer Handelsfreiheit". — Wie kam der Roland nach Ragusa? Da ich hier weder Zeit noch Gelegenheit hatte, in Bibliotheken zu forschen, so wendete ich mich an den gelehrten Geschichtsprofessor der nautischen Schule in Ragusa, Professor G. Gelrich, der mir nun freilich mit einem Worte das Rätsel löste. Dieser Roland ist um das Jahr 1400 herum oder etliche Jahre später — das genaue Datum ist nicht festgestellt worden — von König Sigismund von Ungarn der Stadt Ragusa gestiftet worden. Dieser König von Ungarn war als solcher auch souveräner Schutzherr von Ragusa und empfing von der Stadt den jährlichen Tribut von 500 Dukaten. Dieser König von Ungarn war aber auch von 1411—1437 Deutscher Kaiser und war — wie in Berlin jedermann weiss — bevor er noch König von Ungarn und Deutscher Kaiser wurde, Markgraf von Brandenburg. Als solcher — nicht als König von Ungarn — kannte er aus seinen treuen brandenburgischen Städten das Wahrzeichen des Roland, und da er den Ragusanern ihre Handelsfreiheit bestätigte, stiftete er ihnen seinen ihm vom Stammlande her geläufigen Roland, den die Ragusaner noch heute in Ehren halten. — Das also war die reizvolle Lösung dieses Denkmalsrätsels, dass

ein Markgraf von Brandenburg einst als Souverän über Ragusa geboten hat und ihm — kein ungarisches — sondern ein deutsches Marktwahrzeichen gestiftet hatte. Viel mehr als ein Kuriosum bedeutete freilich der Roland nie, denn schon fünf Jahre nach Sigismunds Tode sandten die vorsichtigen Ragusaner einen Tribut von 1000 Dukaten an den siegreichen Sultan Murad II.

XV. Alt-Oldenburg. Gesammelte Aufsätze zur Geschichte von Stadt und Land. Von Georg Sello. Mit 3 Vignetten, 2 Tafeln und 1 Stadtplan. Oldenburg und Leipzig. Schulzesche Hof-Buchhandlung 207 + IV Seiten 8.

Der genannte Rolandforscher bringt uns unter diesem Titel eine Reihe bedeutsamer Mitteilungen zur Deutschen Klein-Geschichte, die um so dankenswerter sind, da es wohl keine deutsche Landschaft gibt, von der man so wenig erfährt, wie aus jenem stillen nordwestlichen Winkel. Dies ist um so schwerer verständlich, als das umklammernde Ostfriesland einen regeren literarischen Aussenverkehr pflegt. Kloster Rastede. — Der letzte Freiheitskampf der Friesen zwischen Weser und Jade. — Das Schloss zu Oldenburg. — Wildeshausen. Aus der Vergangenheit von Stadt, Stift und Burg. — Graf Anton Günthers grosser Lustgarten. — Die Oldenburger im Türkenkriege 1664. — Im Fluge durch den (oldenburgischen) Ammergau ins Jeverland. — Cornelis Floris in Friedland. — Die Burg zu Jever. Alles mit grosser archivalischer Genauigkeit und trotzdem frisch und anschaulich. Mögen diese ansprechenden Skizzen die Aufmerksamkeit der Nichtoldenburger auf unsere biederen Landsleute am Nordseestrand hinlenken. Land und Leute bieten Ansprechendes in Fülle.

XVI. Alexander Giertz: Bausteine zu einer Geschichte des Barnim sowie seiner Dörfer Petershagen und Eggersdorf. Chronik nach den Quellen. III. Teil. Nachbarorte. 1903. In der Sitzung vom 23. September 1903 habe ich den II. Teil vorgelegt und wiederhole alles Rühmliche auch für diesen Schlussband des fleissigen Sammelwerks unseres verehrten Mitgliedes. Es folgt nun in Bälde der erste Band, die Zusammenfassung und Verarbeitung der Materialienbände II und III umfassend.

XVII. Über deutsche Denkmalpflege hat W. D. Caroë in der Architektural Association zu London ein herbes Urteil gefällt.

Caroë nimmt in England eine Mittelstellung zwischen den beiden Parteien ein, die dort in der Frage der Denkmalerhaltung sich gegenüberstehen. Daher wendete er sich gegen die Grundsätze der Society for the protection of ancient buildings, die jedes Berühren alter Bauwerke verbieten will, und suchte nach einem gangbaren Mittelweg, indem er namentlich den Zweck der einzelnen Bauten unterschied und in sehr verständiger Weise darauf hinwies, dass es eine andere Behandlung bedinge, wenn ein altes Bauwerk noch dem Zweck diene,

für den es errichtet ist, oder wenn es sich selbst Zweck geworden sei. Während er für Bauten der ersten Art weitgehende Umgestaltungen zulässt, fordert er, dass Ruinen als Ruinen erhalten werden sollen.

Caroë geht mit Frankreich, Spanien und Skandinavien scharf ins Gewicht. Einige wenige Beispiele seien erwähnt.

An der Kathedrale zu Angoulême findet sich kein alter Stein mehr, die zu Leon ist ganz umgebaut, Upsala ist ein neues Werk geworden, S. Front in Perigueux seiner Geschichte beraubt, Albi und Mont St. Michel restauriert und nun im Begriff, nochmals, angeblich richtiger, restauriert zu werden. Die französische Regierung scheint nicht zu wissen, was sie mit ihrem Gelde anfangen soll. Der wundervolle Kreuzgang von St. Gregorio in Valladolid ist durch Umbau zerstört, Wisby nach dem Geschmack eines talentvollen modernen Architekten umgestaltet, Trondjem und Stavanger neu überarbeitet, Federiksborg durch einen Bierbrauer restauriert, sodass es einer Bierstube (public bar) nicht unähnlich sieht.

„Und Deutschland!“ fährt Caroë fort. „Die Restaurierungen in Deutschland sind schrecklicher (more appalling), als Worte aussprechen können. Ich wüsste nicht, wo ich anfangen und wo ich enden sollte, wollte ich von ihnen reden.“

In England scheint man also nicht der Ansicht zu sein, dass bei uns gerade der rechte Augenblick — der vielleicht nie wiederkehrende Höhepunkt — der künstlerischen Restaurierungsarbeit eingekehrt sei. Als einer der Gründe, warum das Heidelberger Schloss restauriert werden müsse, wurde angegeben, dass wir jetzt bei einer Vollendung der Restaurierungskunst angelangt seien, wie sie wohl nie wieder erreicht werden könne. Man müsse Gott danken, dass er uns einen Mann wie Schäfer gegeben habe, der die prädestinierte Persönlichkeit innerhalb unserer begnadeten Zeit sei. Und nun das englische Urteil! Nun soll es lediglich „rücksichtslose Eitelkeit“ unserer Zeit sein, dass sie sich für befähigt halte, „im Geist aller früheren Jahrhunderte zu schaffen.“

Cornelius Gurlitt in Dresden, dessen Artikel „Ein englisches Urteil über deutsche Denkmalpflege“ (Berliner Tageblatt vom 11. Mai 1903) wir diese Anregungen entnehmen, schliesst mit den Worten:

„Mir aber, der ich über die Künste unserer Restauratoren — wenige, sehr wenige ausgenommen — schon seit Jahren meine Bedenken öffentlich aussprach, wird man es nicht verargen können, dass ich auf das fremde, zur Einkehr mahnende Urteil hinweise. Denn hat Caroë nicht Recht, wenn er sagt, dass die alten Bauwerke durch die Stilmätzchen der Restauratoren ihren geschichtlichen Charakter verlieren? Früher konnte man einem Bauwerke ansehen, ob es alt oder neu war.

Jetzt sieht eine neu stilvoll im Geiste des 13. Jahrhunderts erbaute einer ebenso stilvoll restaurierten, wirklich aus dem 13. Jahrhundert stammenden Kirche in einer Weise ähnlich, dass selbst der Fachmann getäuscht wird. Die Stilisten sind glücklich, wenn ihnen selbst ein solcher auf den Leim geht, wenn kein Mensch mehr zu erkennen vermag, ob der Bau 1903 oder 1203 entstand, wenn es ihnen gelang, die sieben Jahrhunderte aus der Geschichte des Baues fortzumogeln. Wir aber, die Blamierten, sollen die Leute bewundern, die es fertig brachten, uns künstlerisch übers Ohr zu hauen! In dieser Tätigkeit sollen wir die „echte", die „wahre" Kunst erkennen!"

Bei uns ist bekanntlich der Kampf, ob zu restaurieren oder nur zu erhalten und wie dies geschehen, hinsichtlich der Heidelberger Schlossruine am lebhaftesten entbrannt und stehen sich hier die Ansichten unter den Architekten und unter den Altertumsforschern noch heut unvermittelt gegenüber.

Ich meine, dass diese Fragen nicht prinzipiell zu entscheiden sind. Wenn ich eine Kirchenruine gut erhalten kann, indem ich sie in einen Museumsbau umwandele, warum soll ich das nicht tun? Soll ich lieber das mit Einsturz drohende Mauerwerk zusammenfallen lassen? Ja! hat mir ein Fanatiker gesagt. Ich aber antworte: Nein und tausendmal nein und bin bei diesem Nein sicher, die Empfindung der Volksseele hinter mir zu haben.

Diese Übereiferer verschweigen gern, dass tausende und abertausende Beispiele von Bauten (Kirchen, Rathäusern, Wehrbauten u. dgl.) existieren, welche bereits die Baukünstler des Mittelalters aus dem Römischen ins Romanische, aus dem Romanischen ins Gotische, aus dem Gotischen in die Renaissance oder ins Barock direkt umgebaut haben unter Anpassung an die neuen Stilformen und an die neuen Benutzungsbedürfnisse, dass unsere Altvorderen mitunter aber auch ebenso Ergänzungen im früheren Stil, also z. B. romanische Ergänzungen eines romanischen Bauwerks in gotischen oder Renaissance-Zeiten, wo das Bauwerk zu seiner Erhaltung es bedurfte, vorgenommen haben. Warum sollen wir bei besseren technischen Hülfsmitteln und bei umfassenderer Baustilkunde nicht ein Gleiches wagen?

XVIII. Unser Ausschussmitglied Herr Robert Mielke hat in der beifolgenden Nummer der „Weiten Welt" vom 16. Oktober 1903 einen Aufsatz über deutsche und italienische Türklopfer (S. 262—266) veröffentlicht, den ich Ihrer Durchsicht empfehle. Die abgebildeten Exemplare aus Glockenguss oder Bronzeguss, teils dem Mittelalter, teils der Renaissance angehörig, sind Typen von hoher Vollendung.

XIX. Schloss Wiesenburg. Von Robert Mielke. Die Weite Welt vom 6. November 1903. 7 Abbildungen der unweit Belzig

belegenen alten Feste, welche wiederholt zerstört, dennoch Baureste aus der ältesten Zeit (den Bergfried) sowie aus dem 15. und 16. Jahrhundert im damaligen obersächsischen Renaissancestil bietet, wie der Verfasser sachverständig auseinandersetzt und an der Hand geschichtlicher Nachweise begründet.

XX. Russische Geschichtsdenkmäler im Brandenburgischen. Der Landesrat Schober zu Breslau II, Verfasser des 1902 im Verlage von Eduard Trewendt daselbst erschienenen Buches „Spuren und Denkmäler russischer Geschichte auf schlesischem Boden" beabsichtigt seine Arbeit auch auf die Provinzen Pommern, Brandenburg und Sachsen auszudehnen.

Unter dieser Voraussetzung bittet er die Königlichen Kreisbehörden um die sehr gütige Unterstützung dieser Forschung durch Beantwortung nachstehender Fragen:

1. Finden sich im Kreise äusserlich wahrnehmbare Erinnerungen an russische Geschichte, die sich dort abgespielt hat? (z. B. Gedenksteine, Gedenktafeln, Denkmäler, Grabstätten und Kriegergräber aus dem siebenjährigen Kriege, aus den Jahren 1806/07 und 1813).

Zutreffenden Falles wird — gegen Erstattung der Kosten — erbeten:

a) eine genaue Abschrift der Inschriften oder

b) eine Photographie des „Denkmals" mit ablesbarer Inschrift.

2. Finden sich sonstige Geschichtsspuren vor, wie beispielsweise zu Wirschkowitz Kreis Militsch (Schlesien), wo alljährlich noch eine Fundationspredigt zum Andenken an die Plünderung des Ortes durch die Russen im siebenjährigen Kriege (1759) gehalten wird?

Unsere Mitglieder und Freunde wollen gefälligst das nützliche Vorhaben unterstützen.

XXI. Interessanter Fund aus Jagdschloss Grunewald. (Gusseiserne Kamin-Zierplatte.)

U. M. Herr Hofbaurat Kavel, dem die Pflege der Königlichen Schlösser ausserhalb Berlins obliegt, hat bei den noch nicht ganz vollendeten Aus- und Umbauten des Jagdschlosses Grunewald, welches unsere Brandenburgia am 14. September 1892 (Brandenb. I S. 110—116, 152 und 153) besichtigte, eine kunstvoll verzierte eiserne Kaminplatte, aufgefunden, die 73 cm hoch, 58 breit ist. Herr Kavel hat die grosse Güte gehabt, den heut ausgestellten Abguss anfertigen zu lassen, von dem umstehendes Cliché eine Vorstellung gewährt. Herr Kavel, leider verhindert, der Sitzung heut beizuwohnen, schreibt mir am 21. d. Mts. „Ich übersende als Dedikation für das Provinzial-Museum den Gips-Abguss einer gusseisernen Kaminplatte, die ich beim Ausbau vom Jagdschloss Grunewald gefunden habe. Sie

stellt voraussichtlich Kurfürst Joachim II. dar, beim Abfangen eines Hirsches. Interessant ist die deutliche Jahreszahl 1542, das schöne Renaissance-Ornament und die famose Ciselierung bezw. Modellierung der



Figur. Das Original wird im Jagdschloss angebracht, ein Eisenabguss kommt in den neuen Kamin des dortigen Speisesaales, den ich in den Formen der Caspar Theiss-Architektur projektiert und ausgeführt habe."

Zweifellos wird sich darüber mehr wie ein Streit entspinnen, ob der mit starkem Knebelbart, sonst aber anscheinend ohne Vollbart,

dargestellte sehr kräftige Jägersmann, der einem heranspringenden Hirsch den Jagdspiess in die Brust stösst, während unter ihm ein Jagdhund auf das waidwunde Tier hinzuläuft, wirklich Kurfürst Joachim II. ist. Ein geflügelter, mit einem wallenden Tuch ausgestatteter Genius (Putto) berührt die Tafel mit der Jahreszahl 1542, die in Wirklichkeit an einer vierringigen Kette hängt, welche ihrerseits wieder an der strengstilisierten Umrahmung der Platte befestigt ist. Ein Streit also ähnlich wie darüber, ob die Mittelfigur im Dreimännerrelief des Schlosses (Brdb. I. 114) der Fürst sei oder ob dieser überhaupt dort fehle. Jedenfalls ist es keine konventionelle Kamin- oder Ofenplatte, das verbietet schon die bestimmte, zum eigentlichen Texte des Bildes gehörige Jahreszahl 1542, vielmehr eine höchst persönliche vielleicht sogar auf ein bestimmtes Ereignis, mindestens auf die Hirschjagd im Grunewald im allgemeinen, abzielende Darstellung. Hiermit korrespondiert die Unterschrift unter dem Sandsteinrelief über der Eingangspforte des turmartigen Vorbaues: „Nach Christi Geburt 1542, unter Regierung des Kaisertums Carls V., hat der Durchlauchtigste Hochgeborene Fürst und Herr Joahim II., Markgraf zu Brandenburg, des heiligen Römischen Reiches Oberfeldhauptmann, dies Haus zu bauen angefangen, und den 7. März den ersten Stein gelegt und zum grünen Wald genannt.“ (a. a. O. S. 111.)

Herr Rektor Monke macht mich auf eine Mitteilung bei Bekmann, Hist. Beschr. der Chur und Mark Brandenburg Theil I Berlin 1751 aufmerksam, worin von einer ähnlichen Darstellung des Kurfürsten auf der Hirschjagd im Cöpenicker Schloss die Rede sei. Herr Otto Monke hat wohl S. 782 im Sinne, wo es heisst, nachdem die Sage von der Tötung des Heidereuters Bärens durch den Stumpfschwanz-Eber und von Bärenskirchhof bei Joachimstal in der Mark erzählt: „Diesem ist nicht ungleich, was der Hr. von Seidel in einem hinterlassenen Manuskript de prodigiis aufgezeichnet, dass Churfürst Joachim II. in der Heide bei Köpenick, oder wie Haftitius beim jahr 1533 erzehlet, Joachim I. in der Heide bei Liebenwalde, mit einem wilden Keuler in gefahr gerahten, welchem, da er ihn fangen wollen, feuer aus dem Halse gefahren und den schaft vom fangeisen abgebrannt, der Churfürst aber dadurch ins blosse gestellet, iedoch von seinen Bedienten gerettet worden. — Von dieser begebenheit hat man vorgegeben, dass sie in einer tapete auf dem Schlosse zu Köpenik eingewürket und abgebildet stehe. Allein diese tapete stellet kein Schwein, sondern einen geflügelten im wasser stehenden Hirsch, und ohnweit auf dem Lande eine kniend betende Person vor, welches der Churfürst sein soll, der 1570 auf dem kopfe eines Hirsches etliche mahl ein crucifix soll wahrgenommen haben, und bald hernach gestorben sei. Der Hirsch soll nach der Zeit sich nicht wieder haben sehen lassen, wie Haftitius meldet. Da auch

Haftitius eines sehr grossen Hirsches gedenket bei dem jahr 1570, welcher sich sonderlich bei Köpenik sehen lassen, und nicht habe können geschossen werden: so mag die vorstellung in der tapete darauf auch wohl gemeinet sein. Das ist aber vollens unerfindlich, wann die von Joh. Melanchthon von dem Markgr. Hugo in dessen vom Reineccio herausgegebenen lebenslauf erzehlete fabel, wie er auf einer jagt sich verirret, und von der ihm erschienenen Jungfrau Maria bekehret worden, hierher in die Köpeniksche Heide, und gar auf die tapete gebracht wird."

Wo die fragliche Tapete geblieben, vermag ich nicht zu sagen; ist die Darstellung richtig, so handelt es sich um den im eigentlichen Sinne „geweihten" (geflügelten) Hirsch und um die waidmännische Heiligen-Legende, auf der grunewaldschen Kaminplatte dagegen um eine Jagdszene. Allerdings könnte der geflügelte Putto dieses Reliefs auch auf einen Engel gedeutet werden. Der Hirsch ist nach Psalm 42,2 Sinnbild der heilsbegierigen Seele, häufig auch Wegweiser und Erretter Verirrter. St. Hubertus, Herzogssohn von Aquitanien, am Hofe Königs Pipin von Heristal lebend, wird häufig auf der Jagd vor dem Hirsch knieend dargestellt, während oben der den Waidmann bekehrende Engel erscheint. Ich bin dieser Meinung nicht, halte die Flügelfigur für eine Putto-Figur des Renaissancestils und den aktuellen Vorgang, das Abfangen des Hirsches, für alles andere als ein religiöses Motiv.

Woher stammt nun die zierliche gusseiserne Tafel und wo ist sie verfertigt worden? — Man pflegt die schön stilisierten gusseisernen Ofen- und Kaminplatten, welche im alten Berlin und Kölln nicht selten gefunden worden sind, mit dem 1530 zu Basel geborenen Gelehrten und Kunstverständigen Leonhard Thurneisser in Verbindung zu bringen, und ich zitiere in dieser Beziehung W. Mila, Berlin (1829), S. 135: „Im Hofe des Lagerhauses, wenn man aus der Klosterstrasse nach der neuen Friedrichsstrasse gehet, führt ein Durchgang links aus dem ersten in den zweiten Hof. In diesem Durchgange befindet sich an der Wand rechts eine eiserne Platte eingemauert. Sie ist 4 Fuss hoch, 2 Fuss 5 Zoll breit. Die darauf befindlichen Bilder zerfallen in drei Teile. Auf dem obersten stehet der Name und Titel des Kurfürsten Johann Georg. Auf dem mittleren Teile ist das kurfürstliche Wappen. Zu beiden Seiten stehen Sinnbilder. Links der brandenburgische Szepter, rechts die Säule des Staates mit darauf befindlicher Kugel, dem Bilde der Vollkommenheit. Dabei die Jahreszahl 1577. Auf dem untersten grössten Abschnitte sind drei stehende menschliche Figuren. Die links, eine weibliche, hat zu den Füssen einen Ofenherd mit aufsteigendem Weihrauch. Darunter das Wort Spes. Daneben steht ein Genius mit Flügeln, in der Hand eine brennende Fackel der Liebe. Von der Unterschrift ist nur ri zu lesen, vermutlich Caritas. Rechts: Andreas, mit

dem grossen Kreuze des Glaubens vor der Brust. Vermutlich Fides. — Das Ganze scheint ein Weihgeschenk zu sein, ein Huldigungszeichen, wo Glaube, Liebe und Hoffnung dem Kurfürsten opfern. Das Jahr der Anfertigung, 1577, fällt in die Zeit, wo Thurneisser hier eine Eisengiesserei nebst Schriftgiesserei und anderen Anlagen hatte. Es könnte also wohl sein, dass Thurneisser diese Platte, um dem Kurfürsten seinen Dank zu beweisen, habe giessen lassen. S. Dr. Bellermann, Das graue Kloster. 1824. S. 48–50."

Thurneisser ist erst nach 1570 nach Berlin gekommen, im Jahre der grunewalder Kaminplatte war er 12 Jahre alt; wenn er hiernach keinesfalls Verfertiger derselben sein kann, so bleibt die Frage, ob dergleichen Platten 1542 schon in Brandenburg gefertigt wurden oder ob sie von ausserhalb kamen, vorderhand wohl noch eine offene. Ich hoffe darauf zurückkommen zu können, sobald ich das grosse Folio-Werk über die gusseisernen verzierten Kamin- und Ofenplatten veröffentliche, dessen Abbildungen ich in der Brandenburgia bereits vor längerer Zeit vorgelegt habe.

Vielleicht ist die Tafel auf Bestellung im Harz gegossen worden, wie ja auch die sandsteinenen Ornamentstücke des Jagdschlosses nach Zeichnungen bereits ausserhalb (in Pirna?) angefertigt sein mögen, sodass die hiesigen Steinmetze nur die Anpassung und Nacharbeitung zu besorgen hatten.

XXIa. Gusseiserne Kamin- und Ofen-Zierplatten. Soeben gehen mir unter heutigem Datum noch folgende interessante Mitteilungen unseres Mitgliedes Hofbaurat Kavel zu: „Die eiserne Originalplatte sass im alten Kamin (des Jagdschlosses Grunewald) ganz versteckt und kam erst ans Tageslicht, als der Kamin abgebrochen wurde. Sie ist jetzt im Treppenhause eingemauert und ein Abguss in Eisen in dem neuen Kamin angebracht. Letzterer ist in Sandstein hergestellt, auf seinem Dach ein Wappen des Kurfürsten in Relief dargestellt, das Herr Professor Döpler jun. nach einem alten Wappen entworfen hat, welches über dem Portal des Jagdschlosses Grunewald sich befindet. Prof. Döpler bezeichnete dieses alte Wappen als eines der schönsten Renaissance-Wappen in bezug auf heraldische Formen.

Ich hoffe in zirka 14 Tagen Ihnen zwei Photographien von Kaminplatten zu senden, die ich ebenfalls gefunden. Die eine fand ich unter einem alten Herd im Jagdschloss Letzlingen, sie stammt aus der Zeit des Grossen Kurfürsten und ist höchst originell.

Die zweite fand ich im Mauerwerk des Jagdschlosses Königs-Wusterhausen; sie trägt den Namenszug Friedrichs III., späteren ersten Königs, ist sehr reizvoll in der Zeichnung. Die Platte war an den Ecken durch Feuer stark mitgenommen; auf Befehl Sr. Majestät ist

sie im Flur vom Jagdschloss Wusterhausen vor dem Speisesaal eingemauert. Merkwürdigerweise fand ich eine tadellos erhaltene Schwester dieser Platte einige Wochen später im Mauerwerk des Schlosses Nieder-Schönhausen. Auch sie wurde als Pendant zur ersteren in Wusterhausen angebracht."

Ich danke auch namens der Brandenburgia unserem für die Erhaltung der Brandenburgischen Denkmäler, soweit sie sich im königlichen Hausbesitz befinden, unermüdlich und, wie sie sehen, mit wohlverdientem Finderglück tätigen verehrten kunstsinnigen und altertumsfreundlichem Mitgliede wegen seiner Bemühungen recht herzlich.

XXII. Über Haus- und Hofmarken der Provinz Brandenburg. Seitdem Prof. Dr. C. G. Homeyer sein klassisches Werk „Die Haus- und Hofmarken" mit 44 Tafeln 1877 veröffentlicht, welches in den §§ 33 und 34 die Lausitz*) und die Mark Brandenburg einschliesslich der Altmark leider nur sehr kurz behandelt hat, wobei nur 2 Tafeln auf den Gegenstand entfallen, Tafel XXX A. Kreis Lebus, B. Westhavel-Land (Pewesin, Roskow, Wachow und Gohlitz), Tafel XXXI Die Tuchgildezeichen aus St. Gotthard zu Brandenburg a. H., ist nichts Zusammenhängendes über den nach vielen kulturgeschichtlichen Richtungen hin so bedeutsamen Stoff hinsichtlich der Provinz Brandenburg veröffentlicht worden.

Gerade deshalb lässt das Märkische Museum es sich angelegen sein, auf den Pflegschaftsfahrten alles, was an Haus- und Hof-Marken oder -Zeichen vorhanden, zu sammeln und das Gesammelte zunächst zu Nutz und Frommen der Brandenburgia zu veröffentlichen.

Worum es sich handelt, wollen Sie an drei Proben heute ersehen, die wir in letzter Zeit, hauptsächlich dank den Bemühungen des Herrn Rektor Otto Monke, zusammengebracht.

Homeyer führt aus der Mark, wie schon angedeutet, nur weniges an. Bei Jüterbog trügen die Schafe die jedem Hofe eigentümliche Marke (Pastor Roth). Mit der Separation seien sie auf dem Fläming verschwunden (Pastor Otte). S. 89.

Vom Havelland sagt er S. 88: „Nach Heffter 1853 hat jeder Hausbesitzer sein besonderes Zeichen an der Wohnung, mit dem auch das Geräth und das Vieh bezeichnet wird. Spezieller bemerkt 1854 der Pastor zu Garlitz, zwischen Rathenow und Nauen: In seiner Parochie haben alle Grundbesitzer Hofzeichen meist einfacher Form, z. B. △, für Ackergeräth, namentlich für Pflug, Säcke, Bretter, vor der Separation auch für die Schafe, die Gehege, die Caveln in Holz und Bruch, und

*) Auf die eigentliche Nieder-Lausitz entfällt hierbei nichts, vgl. S. 86 bei Homeyer. — In der Brandenburgia XII. S. 172 und 173 sind die Hof- und Viehzeichen der Ackerleute zu Rogaesen, Kreis Jerichow I, dargestellt und beschrieben.

1858 der Pastor Copien zu Roskow, zwischen Brandenburg und Nauen: Hofzeichen finden sich auf allem Hofgeschirr, welches der Schmidt verfertigt. — Beide meinen, die Zeichen seien im ganzen Havellande, im Gegensatz des Domstifts Magdeburg, üblich. Der Cantor Maass am Dom zu Brandenburg bestätigte 1868 die fortdauernde Üblichkeit, namentlich für Deetz."

Ich bemerke noch, dass in den drei Dörfern Wachow, Tremmen und Carow mir diese Erkennungsmittel als Hofzeichen bezeichnet wurden. Der Ausdruck Hofmarke ist von Homeyer mit folgender Bemerkung S. 2 gewählt und eingeführt worden: „Ein solches Zeichen nun, welches sich nicht des Bildes, sondern schlichter, einem jeden bereiter Mittel bedient, nenne ich Merkzeichen oder schlechtweg Marke. Dabei kann dieselbe Figur bald ein Bild, bald ein Sinnbild, bald eine Marke darstellen. Die Kreuzesgestalt ist die natürliche Nachbildung des Holzes, an dem der Heiland litt, sie ist das Sinnbild der christlichen Kirche; sie ist endlich eine blosse Marke, wenn diese Zusammenfügung einiger Striche, auch ohne alle Beziehung auf das Christentum, zum eigenen Zeichen einer Person genommen wurde."

In der ganzen Provinz Brandenburg, wenigstens auf dem Lande, scheint der Ausdruck „Hofmarke" niemals üblich gewesen; man sagte und sagt dafür, wie schon angedeutet, allgemein Hofzeichen.

Wachow, Kreis West-Havelland.

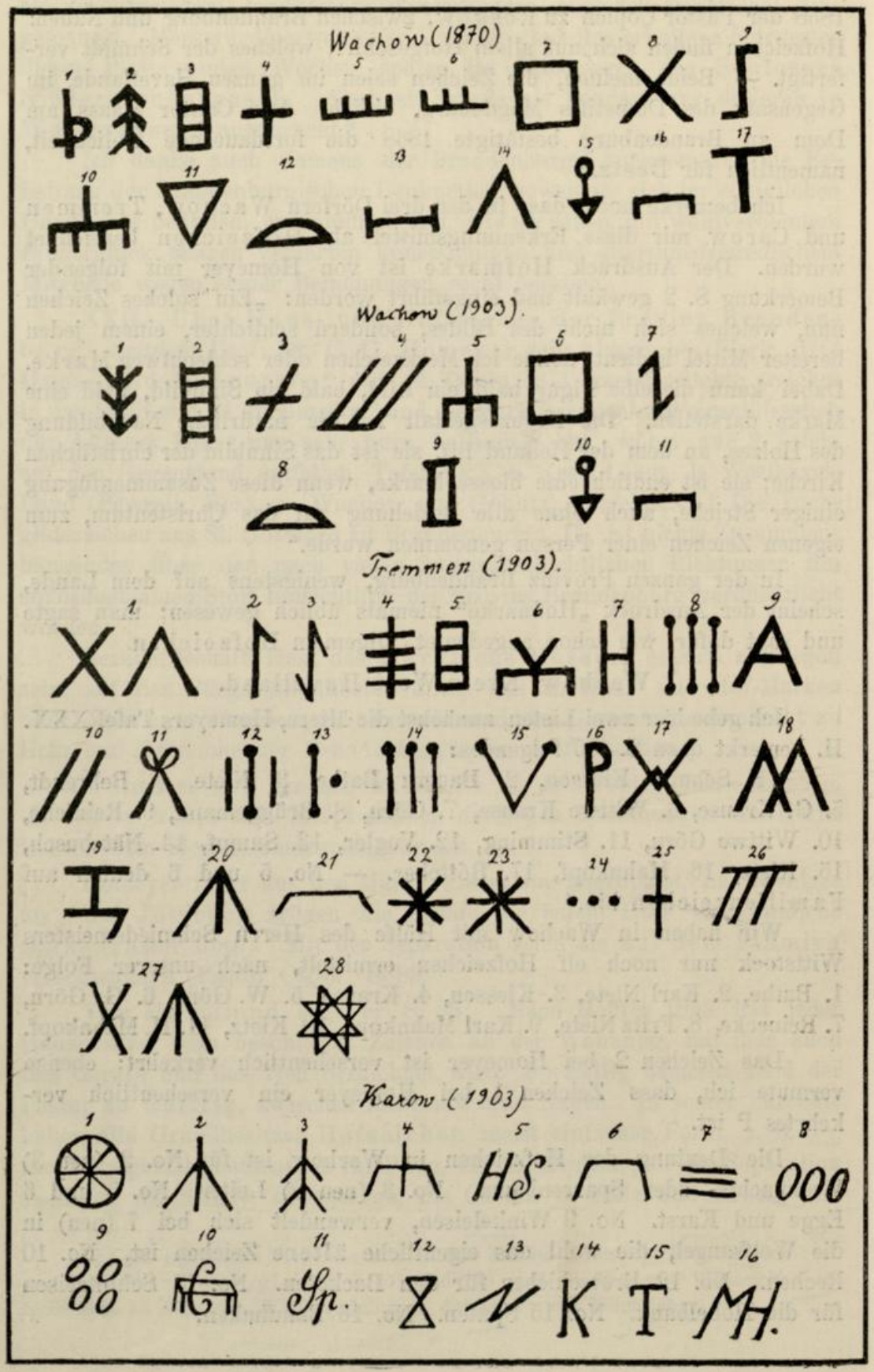
Ich gebe hier zwei Listen, zunächst die ältere, Homeyers Tafel XXX. H. bemerkt dazu S. 405 folgendes:

„1. Schulze Klessen, 2. Bauern Bathe, 3. Niete, 4. Behrendt, 5. G. Krause, 6. Wittwe Krause, 7. Görn, 8. Brüggemann, 9. Reinicke, 10. Wittwe Görn, 11. Stimming, 12. Vogler, 13. Sumpf, 14. Nätebusch, 15. Kietz, 16. Mahnkopf, 17. Böttcher. — No. 5 und 6 deuten auf Familienzeichen hin."

Wir haben in Wachow mit Hülfe des Herrn Schmiedemeisters Wittstock nur noch elf Hofzeichen ermittelt, nach unserer Folge: 1. Bathe, 2. Karl Niete, 3. Klessen, 4. Krause, 5. W. Görn, 6. G. Görn, 7. Reinecke, 8. Fritz Niete, 9. Karl Mahnkopf, 10. Kietz, 11. H. Mahnkopf.

Das Zeichen 2 bei Homeyer ist versehentlich verkehrt; ebenso vermute ich, dass Zeichen 1 bei Homeyer ein versehentlich verkehrtes P ist.

Die Deutung der Hofzeichen in Wachow ist für No. 2 (neu 3) Weihnachts- oder Sparrenbaum. No. 3 (neu 2) Leiter. No. 5 und 6 Egge und Karst. No. 9 Winkeleisen, verwandelt sich bei 7 (neu) in die Wolfsangel, die wohl das eigentliche ältere Zeichen ist. No. 10 Rechen. No. 12 Brotschieber für den Backofen. No. 13 Schnitzeisen für die Hobelbank. No. 15 Spaten. No. 16 Bandhaken.


Wachow (1870)
Wachow (1903).
Tremmen (1903).
Karow (1903)

Tremmen, Kreis West-Havelland.

Der sehr gefällige, wissenschaftliche Bestrebungen gern unterstützende Gemeinde-Vorsteher Herr Fr. Lindemann*) hat die Güte gehabt, uns die Liste aufzustellen und lauten die derzeitigen Besitzer der Hofzeichen wie folgt. 1. August Lemke, 2. Georg Lindemann, 3. Karl Liepe, 4. Gustav Siedow, 5. Wilhelm Müller, 6. Karl Schulze, 7. Albert Reinicke, 8. Karl Maass, 9. Albert Kraatz, 10. Auguste Lehnhardt, 11. Emil Krause, 12. Wwe. Strackebrandt, 13. Friedrich Müller, 14. Friedrich Eggert, 15. Hermann Reinicke, 16. Friedrich Bardeleben, 17. Karl Sumpf, 18. Hermann Sumpf, 19. Friedrich Lehnhardt, 20. Gustav Eggert, 21. Friedrich Lindemann, 22. August Schulze, 23. Friedrich Schulze, 24. Gustav Kraatz, 25. Ernst Fritze, 26. Gustav Lehnhardt, 27. Emil Lange, 28. Otto Maass.

No. 2 und 3 Wolfsangeln. No. 6 Forkeneisen. No. 11 Scheere. No. 19 mit Abzweigungszeichen (wie bei den Familienmarken). No. 20 Fischer-Strahl (Wappen von Stralsund), No. 21 Bankeisen. — Vgl. auch No. XXVIII b und c dieses Sitzungsberichts.

Karow, Kreis Niederbarnim.

Über den Kreis Nieder-Barnim (wie über den Ober-Barnim) schweigt sich Homeyer aus. Wer ahnt wohl, dass in Karow, in einem Vorort dicht vor Berlins Toren, die uralte Sitte der Hofzeichen noch Sitte ist. Bei einer Museums-Pflegschaftsfahrt am 3. Oktober 1903 mit Herrn Rektor O. Monke entdeckten wir diese Marken, wiederum beim Dorfschmied; dieser, Herr Achilles, hatte die Güte, uns die Liste aufzustellen: No. 1 L. Schulze, No. 2 Wilhelm Kerkow, No. 3 Lezius, No. 4 Keisdorf No. 5 Carl Kerkow, No. 6 Hermann Torge, No. 7 Huckwitz, No. 8 Schwartze, No. 9 Otto Torge, No. 10 Hübner, No. 11 August Springer, No. 12 Ludwig Torge, No. 13 Gericke, No. 14 Trose, No. 15 August Kerkow, No. 16 Bader. Es bedeutet No. 1 Rad, No. 4 Forkeneisen, No. 6 Bandhaken, No. 12 Stundenglas, No. 13 Wolfsangel. Auch die Buchstaben als Hofzeichen hangen an der Scholle, daher stimmen sie oft mit dem Anfangsbuchstaben des jetzigen Besitzers nicht überein, so z. B. No. 5, No. 14, No. 15, No. 16. Hierbei ist zu bemerken, dass die Anwendung lateinischer Lapidarbuchstaben erst späterer, mehr schriftkundiger Zeit angehört, dies gilt besonders, wo Kursivschrift (No. 11) benutzt wird.

In den meisten märkischen Dorfschmieden befand sich in der Wand neben der Tür ein wagerechter Spalt, durch welchen die Ackerknechte, wenn sie am Abend vom Pflügen heimkehrten, die Pflugschar

*) Herr Friedrich Lindemann verstattete dem Märkischen Museum am 18. d. Mts. eine erfolgreiche Ausgrabung am Fuss des Kossätenberges südlich Tremmen, Brandgräberfeld, an der Chausse mit Eisen- und Bronzesachen, etwa Früh-la-Tène.

in die Schmiede gleiten liessen, wo sie bis zum nächsten Morgen neu geschärft wurden. Am Hofzeichen erkannte jeder sein Eisen wieder. In einzelnen Dörfern wird jetzt in unserer Provinz noch also verfahren.

Herr Museumspfleger Rektor Otto Monke fügt noch folgendes hinzu:

„In Schönerlinde (Nieder-Barnim) sind die Hofzeichen zwar noch bekannt, aber nicht mehr gebräuchlich. Neben der Tür zur Schmiede befand sich früher in der Wand ein wagerechter Spalt, durch welchen die abends heimkehrenden Knechte die stumpf gewordenen Pflugschare steckten, die dann immer dicht neben dem Herde auf den Boden fielen. Waren sie dann geschärft, so wurden sie am Morgen von den Knechten abgeholt, und jeder erkannte an den auf den Pflugscharen angebrachten Hofzeichen sein Eigentum. Aussen ist der Spalt vermauert; von innen kann man das Loch in der Mauer jedoch noch bemerken. Der Schmiedegesell teilte mit, dass in seiner Heimat (Vorpommern, Ückermünder Gegend) die Hofmarken noch überall benutzt würden.

In Stolzenhagen (Ober-Barnim) sollen, wie mir ein aus diesem Dorf gebürtiger Lehrer vor Jahren erzählte, die Hofzeichen allgemein üblich gewesen sein. Man zeichnete nicht nur die Acker- und Hausgeräte damit, sondern schnitt sogar die Zeichen den Schafen in die Ohrmuschel, und kein Tier durfte geschlachtet werden, bevor das Hofzeichen festgestellt worden war. Damit niemand die Marke seines Hofes vergässe, schnitt der Dorfschulze sämtliche Zeichen in den sogenannten Hahnebalken seines Hauses; es konnte sich also jeder seine Marke vom Schulzen „holen“.

In Lietzow (West-Havelland) zeichnete man, als man noch in dem gemeinsamen Ofen („Backan“) backte, die Brote mit Strichen und Kreisen und stellte diese Kreise in der Weise her, dass man das untere Ende des hohlen Stieles der eisernen Brothacke, die sonst zum Auskratzen des Backtroges diente, in den Brotteig drückte. Auch „Stippen“, die man mit Gabeln oder anderen spitzen Geräten hervorbrachte, dienten als Brotzeichen. Dagegen sind mir Hofmarken als Abzeichen für hölzerne und eiserne Geräte dort nicht bekannt geworden; wahrscheinlich waren sie wenigstens nach 1860 nicht mehr im Gebrauch.

Kuchen, der im „Backan“ gebacken wurde, hatte auch sein Zeichen. Bevor man Zettel mit Namen darauf legte, stippte man die Kuchen. Es war auch sehr gebräuchlich, auf jeden Kuchen halbe Eierschalen in bestimmter Zahl zu legen. Die gemeinsam auf die Weide getriebenen Gänse wurden mit Teer und später mit Ölfarbe gezeichnet. Auch schnitt man Ringe in das Gefieder des Halses.

Ein Stein auf der weissen Dorfstelle Alt-Liepnitz, am Kilometerstein 31,9 der Bernau-Wandlitzer Chaussee gelegen, trägt drei eingemeisselte Zeichen, die ich für Hofzeichen halte.“

XXIII. Ludolf Parisius-Bilder aus der Altmark. 2 Bde. Fol. 1883.

Dieses vorteilhaft bekannte, von Hermann Dietrichs schön illustrierte, im besten Sinne volkstümliche Werk über das Stammland unserer brandenburgischen Marken ist in den Besitz der hiesigen Firma Leuchtenberger & Stöckmann, Friedrichstr. 16, übergegangen, welche das Buch, das bisher 30 Mark kostete, unseren Mitgliedern für 7,50 Mark anbietet. Ganz neuerlich ist die Altmark mit ihrer reichen Vergangenheit und ihren interessanten Baudenkmälern wieder in den Vordergrund des Interesses gerückt, nachdem die Rolandforschung mit ihren Vorbildern gerade von dort einen neuen Aufschwung genommen und nachdem unser Kaiser und König die teilweise Erneuerung der alten Kaiserburg zu Tangermünde angeordnet hat, woselbst er ja schon vor drei Jahren auf dem Burghof das von ihm gestiftete Denkmal Kaiser Karls IV, Replik des Monuments unserer Siegesallee, mit grosser Feierlichkeit enthüllte.

Das wertvolle, belehrende Werk kann allen Freunden der Heimatskunde nur auf das Wärmste empfohlen werden.

XXIV. Georg Haberland: Gross-Berlin, ein Beitrag zur Eingemeindungsfrage. Berlin, 1904 (39 S. 8). Verfasser, Mitglied der Berliner Stadtverordneten-Versammlung, hat die auch vom Standpunkt der aktuellen Heimatsforschung nicht unwichtige Frage auf Grund des mit grossem Fleisse zusammengebrachten statistischen Materials objektiv beleuchtet. Er schliesst mit den Worten: „Wenn man je über die Zweckmässigkeit einer Eingemeindung geteilter Meinung sein konnte, so haben die Dinge im letzen Jahrzehnt eine derartige Entwickelung genommen, dass heute die Eingemeindung eine Lebensfrage für Berlin geworden ist. Nur eine Eingemeindung im allergrössten Umfange kann dauernd die Missstände beseitigen, welche diese Denkschrift klarzulegen suchte. Mögen die Schwierigkeiten noch so grosse sein, sie müssen überwunden werden im wohlverstandenen Interesse unserer Vaterstadt.“ Es sei hierzu in aller Kürze geschichtlich rekapituliert, dass die Regierung vor Jahren anfänglich zu einer Weichbildsvergrösserung Berlins im ausgedehntesten Maasse bereit war. Als Charlottenburg sich hiergegen sträubte und auch Berlin namentlich bezüglich des Nordens und Nordostens Vorbehalte machte, zog die Aufsichtsinstanz ihr Anerbieten zurück. Bei weiteren Bearbeitungen der Weichbildsausdehnung wurde der Widerstand der vermögenderen Gemeinden, als Charlottenburg, Schöneberg, Wilmersdorf, immer grösser. Schöneberg erlangte Stadtrechte, selbst Rixdorf, das anfänglich der Einverleibung in Berlin geneigt war, hat sich als Stadt etabliert, andere dörfliche Vororte werden demnächst folgen.

Verwaltungsrechtlich stellen sich die Fragen eines Gross-Berlin so: soll man das Londoner oder Pariser System befolgen? In Paris sind die nächsten Vororte sans phrase einverleibt mit centralistischer Spitze

und lokalen Unterverwaltungen in Bürgermeistereien (Mairien). Decentralistisch ist London organisiert, das eigentliche London, die City, sehr klein, darum gelagert die schier endlose Reihe der Grafschaften (Counties) mit weitgehender Selbstverwaltung, während einzelne Teile, wie Armenpflege, Schulwesen gemeinschaftlich geordnet werden.

Mit Berlin, wo der beste Moment für die völlige Erweiterung im grossen Stile allerdings versäumt erscheint, sind verschiedene Vororte bereits eine Interessengemeinschaft eingegangen, die sich auf das Strassenbahnwesen, die Ent- und Bewässerung sowie die Beleuchtung und den Feuerschutz, desgl. andere Polizeifunktionen erstreckt. Wo die Berliner Bevölkerung zum Teil Arbeit in den Vororten sucht, besonders aber aus diesen eine grosse Menge dort Ansässiger ihre Arbeits- und Verdienststätte in Berlin haben, muss sich auch noch eine weitere Interessengemeinschaft herausbilden lassen, beispielsweise bezüglich der Schullasten und der Armenlasten. Leider schweben vorläufig bezüglich dieser wichtigen interkommunalen Gemeindeangelegenheiten Prozesse, welche vorortseitig gegen Berlin eingestellt sind. Es möchte nicht ausgeschlossen sein, dass Berlin selbst gegen gewisse Vororte in ähnlicher Weise früher oder später auf dauernd zu gewährende Entschädigungen klagt. Solcherlei Zustände sind im allseitigen Interesse bedauerlich und es wird, darin geben wir Herrn Direktor Haberland Recht, noch immer hier nicht zu spät sein, für Berlin sowohl als auch die Vororte befriedigende Verträge zu schliessen.

Auch die Zeit der Weichbilderweiterungen ist für Berlin noch keineswegs vorbei. Allgemein wird der erste Schritt hierzu begrüsst werden die bevorstehende Einverleibung des Gutsbesitzes Plötzensee (ausgenommen die als Enklave in Charlottenburg liegende Strafanstalt) mit grossen Bezirken der Jungfernheide, im ganzen ca. 177 Hektar.

Ich gehe noch weiter und würde wünschen, dass die gesamte Jungfernheide nördlich des Kanals sowie die angrenzenden Teile von Reinickendorf und Dalldorf in Berlin baldigst einverleibt würden. In wenigen Jahren ist im jetzigen Berlin Nord West die letzte Baustelle vergeben, namentlich auf dem sogen. Kolonialviertel zwischen der Müller-Strasse und der Jungfernheide. Es ist aber in hohen Maasse wünschenswert, besonders nach dieser nordwestlichen Richtung hin, dass Berlin noch auf viele Jahrzehnte seinen Einwohnerzuwachs unterbringen könne.

Jede Weichbildsausdehnung nach diesen Vororten hin ist ein Wechsel auf die Zukunft, den diese gern und voll einzulösen bereit sein wird. Dies ist vom Standpunkt aktueller Heimatskunde in aller Kürze ausgedrückt meine Empfindung gegenüber der verdienstlichen Schrift Georg Haberlands.

XXV. Das Wächterhorn von Wandlitz.

„Das Horn von Uri wird mit Macht geblasen." — Schiller (Wilhelm Tell).

Auf meine Bitte hat das Mitglied der Pflegschaft des Märkischen Museums, Herr Arthur Grunow, dem dasselbe, wie Ihnen bekannt, schon

manchen schönen Fund verdankt, das Wächterhorn aus unserem Vorort Wandlitz, Kreis Nieder-Barnim, mitgebracht, welches dort auf dem Kirchboden seit unvordenklicher Zeit unbeachtet gelegen hat. Herr Grunow lässt dahin gestellt, ob es als Gemeinde-Hirtenhorn gedient — das wäre angänglich, denn bei 1,17 m Länge und 10,5 cm Durchmesser des Schallöffnungsrandes ist es des Stiers von Uri würdig*) — oder ob es als Feuerhorn diente und vom Turm geblasen wurde — dann wäre es zu einer Titelblattvignette in der rühmlich bekannten heimatfreundlichen Zeitschrift „Der Thürmer“ wohl geeignet.

Ich schlage vor: es mag beiden Zwecken gedient haben: als Feuerhorn und als Viehhorn.

Alt, recht alt ist das Stück, aber genau wie alt, lässt sich nicht sagen, da in Wandlitz darüber keine Tradition mehr vorhanden ist.

Das Horn ähnelt in der Tat einem der mächtigen Elefantenstosszähne, aus denen sowohl in Afrika wie in Indien gewaltige Blasehörner für Festzüge, Kriegs- und Tempeldienst angefertigt werden. Auch bei uns hatte man früher ansehnliche, elfenbeinerne Blasehörner, wenn auch nicht so gewaltige wie die aus Nigritien oder von den heiligen Flüssen Vorder- und Hinter-Indiens. Daher nannte und nennt man dergl. gewaltige Blasehörner Olifant, das ist im Grunde nichts anderes als Elefant. Am berühmtesten ist der Olifant des Paladins Karls des Grossen, des unsterblichen getreuen Rolands, auf dem er in der Sarazenenschlacht bei Roncesvalles im Todeskampfe blies, um seinen Herrn zu Hilfe herbeizuholen, was bekanntlich der Sage nach — denn nur um eine solche handelt es sich — zu spät geschah. In der Grösse des Wandlitzer Hornes hat man sich diesen Olifant Rolands zu denken, nicht so klein wie das Hifthorn unseres neuesten Rolands vom Kemperplatz. Das Blashorn, frz. Olifant, engl. bugle-horn, lat. buccina, buccinatorium, cornu sufflatile, ist ein Zeichen des Oberbefehls oder der höheren Kriegsämter. Später werden die eigentlichen Olifants, gleich den Trinkhörnern, aus Ur- oder Wisent-Horn, auch als Reliquienbehälter benutzt. Zahlreich finden die Olifants sich noch in öffentlichen Sammlungen und Kirchenschätzen aus dem 10. bis 12. Jahrhundert. Zu den wertvollsten gehört das sogen. Jagdhorn Karls des Grossen, der Olifant im Münster zu Aachen, andere sind im Domschatz zu Prag, der Ambraser Sammlung in Wien, im Museum zu Gotha, zu Paris im Musée de Cluny u. s. f. Die grössten — ähnlich dem Wandlitzer — waren

*) Meine Frau macht mich darauf aufmerksam, dass i J. 1882, als wir in dem neuvorpommerschen Städtchen Lassan an der Peene waren, frühmorgens die Kühe der Ackerbürger mit gewaltigem Getute aus einem grossen Horn zusammengeblasen wurden, um auf die Weide zu gehen. Dasselbe geschah in den meisten kleineren Ackerstädten, die eine gemeinsame Weideberechtigung in den benachbarten Forsten hatten.

Heerhörner, die kleineren Jagdhörner, von denen wieder die kleinsten Zinken hiessen, die etwas grösseren Hifthorn, richtiger Hiefhorn. Man unterschied noch Mittelhorn, Rüdenhorn und Flügelhorn, welch letzteres das grösste von den Jagdhörnern war.

Vor der Einführung der Kirchenglocken, die zuerst im 6. Jahrhundert bekannt geworden zu sein scheinen, mögen sie in manchem Lande zum Zusammenrufen der Christengemeinde gedient haben, gleich wie der Muezzin vom Minaret die Korangläubigen zusammenruft und der Rabbiner zum Neujahrsfest auf dem Widderhorn (Schofar) bläst.

Ein volkstümlicher Ausdruck für diese grossen Heer- und Volkshörner ist „Feuerkalb", weil sie bei Feuersbrünsten am häufigsten benutzt wurden, wie noch um die Mitte des 18. Jahrhunderts in Berlin.

Nach dieser Abschweifung mache ich auf die Zusammensetzung unseres märkischen Olifant aufmerksam. Das Wandlitzer Horn ist elefantenstosszahnähnlich leicht gekrümmt, aus Stäben von Fichtenholz zusammengesetzt, die von eisernen Ringen zusammengehalten sind. Das Mundstück ist von Messing. Durch zwei der eisernen Ringe läuft eine Schnur zum Aufhängen.

Herrn Arthur Grunow sage ich für diese schöne Bereicherung unseres Märkischen Museums allerbesten Dank.

Es sei mir noch vergönnt, zum Schluss mit den Worten Schillers im Tell an ein volksgewaltiges und nächst Rolands Olifant am meisten berühmtes Heerhorn zu erinnern.

5. Aufzug, 1. Szene.

Ruodi.

Wo ist der Stier von Uri?

Stier von Uri.

Hier. Was soll ich?

Ruodi.

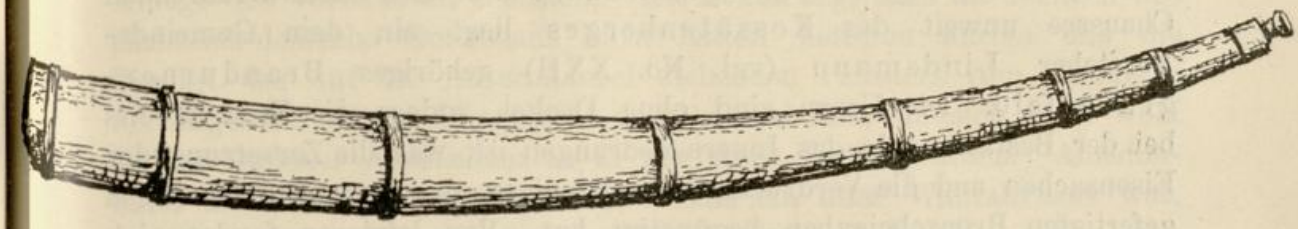
Steigt auf die Hochwacht, blast in euer Horn,
Dass es weitschmetternd in die Berge schalle,
Und, jedes Echo in den Felsenklüften
Aufweckend, schnell die Männer des Gebirgs
Zusammenrufe!

(Stier von Uri geht.)

(Das Horn von Uri wird mit Macht geblasen.)

Bei der nunmehr folgenden Besprechung beteiligten sich die Mitglieder und Gäste Monke, Dr. G. Albrecht, R. Mielke, A. Grunow, Frau Friedel u. a. Herr H. Mauer blies das Horn von Wandlitz mit Macht und vermochte ihm eine ansprechende Volksmelodie zu entlocken. Es wurde an ähnliche Hörner zum Teil aus Birkenrinde in Süddeutschland, Skandinavien und in der Schweiz erinnert. Herr Friedel entsann sich,

dergleichen Hörner aus Birkenrinde in der Ur-Schweiz und im Berner Oberland gesehen zu haben, dieselben waren aber geradlinig wie eine Trompete und konnten daher aufrecht stehen, was bei dem Wandlitzer Olifant nicht möglich ist.



XXVI. Rudolf Hertzogs Agenda ist in gewohnter Weise von u. M. Hern Ludwig Reuter eingesendet worden. Der Jahrgang 1904, um dessen künstlerische und literarische Ausstattung sich Herr Reuter besonders verdient gemacht hat, enthält einen Aufsatz „Berliner Winterfreuden", der mit den Bildern unserer Theatergrössen, mit Berichten und Bildern betreffend den Wintersport und die Hoffeste reich geschmückt ist. Der folgende Artikel „Berliner Kunstschätze" führt uns in Text und Bild viele Hauptstücke unserer Kunstmuseen vor.

E. Bilder und Photographien.

XXVII. 6 photographische Ansichtskarten von Treuenbrietzen (Marktplatz, Nikolaikirche und Partie am Judenkirchhof), sowie von der Umgegend (2 romantische Waldlandschaften in den Heerwegen und von Frohnsdorf) hat unser eifrig und glücklich photographierendes Mitglied Herr Dr. Reichhelm eingesendet.

XXVIII. Herr Ingenieur Paltzow, unser nicht minder tätiger Amateur-Photograph und treuer Mithelfer bei den Pflegschaftsfahrten des Märkischen Museums, hat bei diesen Gelegenheiten die beifolgenden schätzenswerten Aufnahmen geliefert.

a) von der Pflegschaftsfahrt vom 15. d. Mts. nach dem östlichsten Teil des Teltow-Kanals die Überbrückung bei Grünau nahe der Einmündung in die Wendische Spree oder Dahme,

b) von der Pflegschaftsfahrt am 18. d. Mts. nach Dorf Tremmen, West-Havelland, 2 Abbildungen der durch die sogen. Wendenkanzel berühmten Kirche, die mit ihren zwei stattlichen Türmen, die in bauchige Zwiebelspitzen auslaufen, fast süddeutsch anmutet. Vergl. No. XXII dieses Sitzungsberichts.

c) da diese Kirche als Wallfahrts- und Predigt-Kirche weit und breit im Havellande bekannt war, so befinden sich an ihrer backsteinernen Aussenmauer aus katholischer Zeit viele von den öfters in der Brandenburgia besprochenen Rund- und Längsmarken, die

eine Aufnahme des Herrn Paltzow deutlich erkennen lässt. Mehrere von den Längsrillen sind so lang, dass sie durch zwei Mauersteinschichten durchgehen, quer durch den Mörtel und zum Teil noch in die dritte Schicht einschneiden,

d) an der von Tremmen nach Süden d. h. nach Zachow führenden Chaussee unweit des Kossätenberges liegt ein dem Gemeinde-Vorsteher Lindemann (vgl. No. XXII) gehöriges Brandurnengräberfeld. Die Urnen sind ohne Deckel, sodass die Erde bereits bei der Bestattung in das Innere gedrungen ist, was die Zersetzung der Eisensachen und die Verdrückung der wenigen aus dünnem Bronzeblech gefertigten Bronzebeigaben begünstigt hat. Von letzteren fanden sich unter den erhobenen Gefässen lediglich einige in der auf den 2 Photographien dargestellten Urnen vor, sehr zusammengedrückte feine Ohrringe aus ganz dünnem Blech.

Herrn Dr. Gustav Albrechts Pflegschaftsbericht in der Täglichen Rundschau vom 21. d. Mts. seien folgende Angaben entnommen.

Beim Bau der Chausee von Tremmen nach Zachow wurden am Fusse des Kossätenberges vor einiger Zeit mehrere Urnen gefunden, die von der Bauverwaltung an das Landratsamt Rathenow abgeliefert wurden und dem Märkischen Museum überwiesen werden sollen. Auf Grund dieser Funde wurden nun auf dem der Chausee benachbarten Acker des Schulzen Lindemann von der Pflegschaft Nachgrabungen veranstaltet, die zehn neue Grabstellen zutage förderten. Die Tongefässe standen etwa $^1/_2$ bis 1 Meter voneinander entfernt in einer Reihe nebeneinander im blossen Sande, etwa 20 Zentimeter unter der Oberfläche, und waren mit Leichenbrand, in dem Eisensachen lagen, gefüllt. Die Grösse der Gefässe schwankte zwischen 10 und 30 Zentimetern, ebenso die Form, denn es fanden sich flache schüsselförmige Urnen, Becher und grosse Krüge mit zwei Henkeln. Die wenigen Verzierungen der Aussenseite sowie die Formen und die im Leichenbrand gefundenen Eisensachen lassen erkennen, dass die Grabstätten aus der La-Tène-Zeit, etwa aus dem 5.—4. Jahrhundert v. Chr. Geb. stammen. Man fand ein eisernes Armband, eine zerbrochene Eisennadel, einen Gürtelhaken und eine 20 Zentimeter lange Stange aus Eisen, sowie einige verschlackte Gegenstände, deren Bedeutung sich nicht feststellen liess; auch die erstgenannten Sachen waren durch Rost und Verschlackung sehr verunstaltet. Die Fundsachen und die Urnen, von denen die meisten durch den Pflug oder durch Druck von Wagenrädern zerstört waren, wurden für die Sammlung des Museums erworben. — Nach der Ausgrabung kehrten die Teilnehmer des Ausfluges nach dem Dorfe Tremmen zurück, wo am Nachmittage die interessante Kirche, ein Backsteinbau aus der Mitte des 15. Jahrhunderts, besichtigt wurde. An der Westseite des Langhauses stehen zwei quadratische Türme mit Zwiebelspitzen

und zwischen ihnen befindet sich ein pfeilartiger Vorbau, auf dem eine aus Ziegeln gemauerte Kanzel ruht. Diese Aussenkanzel, auch „Wendenkanzel“ genannt, hat zu den verschiedensten Deutungen Veranlassung gegeben, ohne dass es bisher gelungen ist, etwas Bestimmtes über die Anlage des Vorbaus zu ermitteln. Die Erklärung, dass die Wenden das christlich-deutsche Gotteshaus nicht hätten betreten dürfen und die Predigt des auf der Aussenkanzel stehenden Priesters vom Kirchhofe her angehört hätten, klingt sehr unwahrscheinlich, da sich sonst wohl mehrere solcher Aussenkanzeln in der Mark finden würden. Annehmbarer ist die Erklärung, dass die Kirche ein alter Wallfahrtsort war, und dass den aus allen Teilen des Havellandes herbeigeeilten zahlreichen Pilgern von der Aussenkanzel eine heilige Reliquie gezeigt und der Segen gespendet wurde. Ferner soll in Tremmen der Bischof von Brandenburg, dem das Dorf gehörte, die Firmelung der Täuflinge des ganzen Sprengels vollzogen und von der Aussenkanzel seinen Segen erteilt haben. Hiermit dürfte es auch im Zusammenhang stehen, dass der westliche Teil des Kirchhofes das „Himmelreich“ genannt wurde, eine Bezeichnung, die sich bis heute erhalten hat.

d) von der Pflegschaftsfahrt nach dem Werbellin-See am 8. d. Mts. eine Aufnahme der höchst zierlich und ansprechend im gotischen Stile neuerbauten Kirche des Dorfes Golzow, Kreis Angermünde, ferner eine Aufnahme von Mauerresten des Castellum Breden, welches wir neben der Curia Breden im Dorf Altenhof am Werbellin fanden d. h. die Burg Breden neben dem dazu gehörigen Hof (Altenhof) Breden, während der von uns am nämlichen Tage untersuchte Hausberg, auf dem Berghaus das Castellum Breden vermutet, keinerlei Mauerreste erkennen liess, woneben noch der gänzliche Wassermangel auf dem Hausberg verneinend ins Gewicht fällt.

XXIX. Zu XXVIIId füge ich 3 am 8. d. Mts. erworbene Ansichtskarten bei: 2 Karten, welche die romantische Lage des stillen Altenhofs mit dem Blick auf den Werbellin-See erkennen lassen. Am Ufer fanden sich vielfach charakteristisch ornamentierte wendische Scherben und Feuerstellen, welche auf eine slavische Besiedelung schliessen lassen, mit denen der Pfahlbau zusammenhängt, der in einer seichten Stelle des Sees vor dem Altenhof festgestellt ist. Desgleichen eine Ansicht der prächtigen Riesenrotbuche, neuerlich Kaiserbuche getauft, 1 Meter über dem Boden 5,5 Meter Umfang messend, unweit des genannten Sees.

XXX. Herr Kustos Buchholz (unter Vorlage altvervielfältigter Bildnisse Brandenburgischer Kurfürsten):

In den Sammlungen des Märkischen Museums sind natürlich auch ältere Druckwerke vorhanden, welche die Bilder sämtlicher Kurfürsten aus dem Hohenzollernhause enthalten, z. B. Cernitius, Bilder der zehn

Brandenburgischen Kurfürsten aus dem Hohenzollernhause, gedruckt in Berlin 1628; ferner: Rentsch, Brandenburgischer Cedernhain, gedruckt 1682 in Baireut.

Es bleibt indes fraglich, ob die in solchen Werken enthaltenen Porträts immer von zuverlässiger Treue sind. Bezüglich der längst vor Herausgabe der betr. Werke verstorbenen Kurfürsten können sie es kaum sein, denn zu Lebzeiten der letzteren hergestellte gute Ölgemälde oder Zeichnungen haben nur in beschränkter Weise zur Verfügung gestanden, und wenn es der Fall war, wird es auch dem Kupferstecher an ausreichender Kunstfertigkeit gemangelt haben.

In der Tat ergiebt schon der Vergleich der Porträts in jenen Werken, namentlich der zeitlich weiter zurückliegenden ersten fünf Kurfürsten, eine solche Verschiedenheit der Gesichtszüge, dass mindestens eins von ihnen nicht nach guten gleichzeitig gemalten Vorbildern gefertigt sein kann; die mehr schematischen Formen der Stiche aber lassen diesen Schluss auch wohl für beide Werke zu.

Wir müssen hiernach darauf verzichten, alle die so auf uns überkommenen Kupferstiche als wahre Porträts der ersten Kurfürsten anzusehen, können vielmehr nur diejenigen Stiche als treu oder wenigstens ähnlich anerkennen, die zu Lebzeiten der Fürsten von guten Künstlern hergestellt sind.

Auffällig bleibt es dabei, dass aus der Zeit, in welcher die Kunst des Holzschnitts und später des Kupferstichs durch Künstler, wie Beham, Schongauer, Dürer, Cranach u. a. zu hoher Blüte gelangte, also aus der 2. Hälfte 15. und 1. Hälfte 16. Jahrhunderts, gar keine durch Holz- oder Kupferdruck vervielfältigte Portraits Brandenburgischer Kurfürsten existieren, ja, dass wohl überhaupt keine Bilder in der Mark geschnitten oder gestochen wurden.

Erst vom 6. Hohenzollernschen Kurfürsten Joachim II, und zwar aus seinem letzten Lebensjahr, 1570, ist ein durch Kupferdruck hergestelltes Porträt bekannt, von dem ein verkleinerter Nachdruck vorgelegt wurde.

Dies Bild ist zugleich das älteste Zeugnis märkischer Kupferstecherkunst; es ist gefertigt von dem „Zeichner, Holzschneider und Kupferstecher Franz Friedrich“ in Frankfurt a. d. Oder, dessen Kunsttätigkeit sich an seinen anderen Werken bis in das Jahr 1583 verfolgen lässt.

Damals scheint auch Frankfurt a. d. O. alleiniger Sitz märkischer Kupferstecherkunst gewesen zu sein, denn weder aus Berlin noch aus einem andern märkischen Ort kennt man gleichzeitige Erzeugnisse dieser Kunst. In Frankfurt konnte allerdings durch die Bedürfnisse der Universitätslehrer auch Auftragsgelegenheit genug entstehen. So war auch z. B. Thurneisser von Berlin aus genötigt, zur Illustration seiner

verschiedenen Werke sich an Frankfurter Kupferstecher zu wenden. Ausser Friedrich werden in der Zeit von 1570—1600 noch genannt: Peter Hille, der zu der 1572 bei Eichhorn in Frankfurt a. d. Oder gedruckten „Augsburgischen Konfession" die Bildnisse Joachims II und Johann Georgs in Holz geschnitten hat; ferner: George Scharfenberg u a.

Von diesen Frankfurter Künstlern existieren denn auch zwei Porträts des Kurfürsten Johann Georg und ein Porträt des Kurprinzen Joachim Friedrich, damals noch Administrator von Magdeburg, gestochen. Von Ende 16. Jahrhunderts an scheint die Kupferstecherkunst ein Vierteljahrhundert hindurch in der Mark ganz eingeschlafen zu sein, wenigstens besitzen wir aus dieser Zeit keine Bilder; dann aber,



Der Grosse Kurfürst als 8jähriger Knabe.

um 1625 arbeitet in Berlin ein nicht gerade vorzüglicher Stecher, Peter Rollos, von dem die Bilder der 10 Kurfürsten in dem oben gedachten Werk: Cernitius etc. herrühren.

In Bezug auf die Porträt-Ähnlichkeit dieser Rollosschen Bilder gelten die oben erwähnten Zweifel. Höchstens können die Porträts des damals regierenden Kurfürsten Georg Wilhelm und seines Vorgängers Johann Siegismund als einigermassen zuverlässig bezeichnet werden.

Dass aber auch die von Rollos gleichzeitig nach dem Leben hergestellten Porträts mangelhaft sind, sieht man an dem von Cernitius in sein Werk mit aufgenommenen Bilde des damals 8jährigen Kurprinzen, späteren grossen Kurfürsten. Es ist wohl kaum möglich, dass der Knabe ein solches Gesicht hatte, wie es dort von Rollos gezeichnet ist.

Von Interesse dürfte es sein, dieses Bild (vergl. S. 437), wie einige andere datierte Porträts des Grossen Kurfürsten aus den Beständen des Märk. Museums in der Lebensalters-Folge hier zu reproducieren.



20jähriger Kurfürst. 1640.

Es liegt zunächst noch ein 1640 gestochenes Bild des grossen Kurfürsten bei Antritt seiner Regierung vor, das einen guten, leider dem Namen nach nicht bekannten Zeichner verrät und ein treues Porträt zu sein scheint. (Vgl. Bild).

Datiert sind ferner:

Ein grösserer in Holland 1647 von de Wit gefertigter Stich: Der Kurfürst und seine junge Gemahlin zu Pferde, im Hintergrunde eine Treibjagd-Scene.

Ein ebenfalls in Holland 1647 von Martinus van Beusecum gestochenes Porträt (vergl. Bild 3).

Ein von Jacob Sandrart gezeichnetes, in Regensburg gestochenes Porträt von 1654.



27jähriger Kurfürst. 1647.

Ein 1657 nach einem Gemälde von Anselm van Hulle gestochenes Porträt (vergl. Abb. 4). Dies ist zugleich der späteste datierte Kupferstich, der den Kurfürsten mit dem natürlichen langen Haar darstellt; auf den späteren erscheint der Kurfürst immer mit der grossen Perücke. Dagegen zeigt ihn die nachfolgende Medaille No. 6 noch im Jahre 1663 mit natürlichem Haar.

Ein nach dem Clerckschen Gemälde 1681 von S. Blesendorff gestochenes Porträt (5).

Die vielen sonst, namentlich in seinem Todesjahr erschienenen Porträts will ich hier im einzelnen nicht anführen.

Den durch Kupferdruck hergestellten Kurfürsten-Porträts schliessen sich die auf Medaillen und Münzen an. Doch sind dies immer mehr oder weniger Miniatur-Bilder, deren Güte und Treue von der Kunstfertigkeit des Münzmeisters und Stempelschneiders abhängt. Von den Münzen kommen wesentlich die grösseren, die Thaler, in Betracht, mit deren Prägung aber in Brandenburg erst zur Zeit Joachims I begonnen wurde. Porträts dieser Art giebt es also von den ersten 4 Kurfürsten nicht, wohl aber von allen späteren; doch sind diese Thaler sehr selten und werden im Münzhandel sehr teuer — bis zum 300 fachen des Silberwerts — bezahlt, weshalb ich nicht in der Lage bin, einige Proben hier vorzulegen. (Von unseren Mitgliedern besitzen Herr Dr. Bahrfeldt, Herr Rentier Burkhardt, Herr Reg.-Rat v. Kühlewein u. a. mehrere solche Thaler).



37 jähriger Kurfürst. 1657.

Als besonders gut und treu in Bezug auf Porträt-Ähnlichkeit können die Herrscherbildnisse auf den gleichzeitig gegossenen oder geprägten Medaillen gelten.



61 jähriger Kurfürst. 1681.

Solcher Medaillen (Denkmünzen) mit Porträts sind von den 5 ersten Kurfürsten gar keine bekannt, von den nächsten 5 im ganzen 20, vom Grossen Kurfürsten aber 70. Da diese Denkmünzen sich immer auf grössere Vorgänge und geschichtliche Ereignisse beziehen, so spricht die grosse Zahl der auf den Grossen Kurfürsten geprägten für die geschichtliche Bedeutung des Mannes. Allerdings sind gelegentlich




FRID·WILH·D·G·MARCH·BR·S·R·I·ARCH·CAM·ET·ELECT·DUX·P


MARCHIA·CR·FAUST·E·TRADITA·SCEPTRA·DOM·VIVEDIUS·ELECTOR·FRIDERICVS·WILHELME·GUBERNA


Frid·Wilhelm·d·Churfürstin zu Brandenburg Louysa Gottes gnaden Churfürstin zu Brandenburg


FRID·GUIL·D·G·MARCHIO·BRAND·S·R·I·ARCHICAM·ET·ELECT·D·PRUSSIÆ·L·


FRID·WILH·D·G·MARCH·ELECT·BRAND·SUP·DOM·DUX·PRUSS

einzelner seiner Siege auch öfter viel verschiedene Medaillen geprägt worden, z. B. auf Fehrbellin 11, auf die Eroberung von Stettin 7.



Eine Auswahl von Medaillen mit dem Porträt des Grossen Kurfürsten bringe ich durch Abdruck aus Oelrich's Medaillen-Kabinett hier zur Ansicht (S. 440).

1. Der 19jährige Kurprinz Friedrich Wilhelm mit seinem Vater 1639,
2. der 20jährige Kurfürst bei Antritt der Regierung 1640,
3. der 23jährige Kurfürst bei der Huldigung 1643,
4. der 26jährige Kurfürst bei der Vermählung 1646,
5. der 28jährige Kurfürst 1648,
6. der 43jährige Kurfürst, Erbhuldigung in Preussen 1663,
7. der 46jährige Kurfürst als Beistand Hollands gegen Münster 1666, (Diese schöne Medaille habe ich vor 6 Jahren vorgelegt und besprochen. Vergl. Brandenburgia, Bd. VI, S. 332),
8. der 48jährige Kurfürst, Vermählung mit Dorothea 1668,
9. der 57jährige Kurfürst mit Dorothea, Eroberung von Stettin 1677.
10. der 64jährige Kurfürst 1684.

XXXI. Fräulein Elisabeth Lemke: Die Mäuse am Denkmal der h. Gertrud. Der Vortrag wird im nächsten Heft erscheinen.

XXXII. Nach der Sitzung zwangloses Beisammensein im Restaurant zum Grossen Kurfürst, Potsdamerstr. 124.

Kleine Mitteilungen.

Berlin als Attraktionszentrum nach dem statistischen Jahrbuch deutscher Städte. Jahrg. 1903. Breslau. Über die Intensität grossstädtischer Menschen-Anhäufungen hatte Prof. Dr. Hasse einen interessanten Aufsatz veröffentlicht, in welchem er für zehn Grossstädte zeigte, wie die Bevölkerung in Ringen von je einem Kilometer Abstand um den Verkehrs-Mittelpunkt der Stadt gelagert ist. Das genannte Jahrbuch hat diese dankbare Aufgabe noch erweitert, indem es für 27 deutsche Grossstädte die Einwohnerzahl und das Wachstum aller im Umkreise von 10 Kilometer vom Grossstadt-Mittelpunkt entfernt liegenden Gemeinden ermittelte und dadurch die Einwohnerzahl der „Agglomeration" feststellte. Der Direktor des Statistischen Amts der Stadt Mannheim, Stadtbaurat Dr. Schott, hat diese schwierige Arbeit in anziehender Weise durchgeführt. Er bemerkt, dass in seinen Zahlen verschiedene Nachbarstädte grosser Volkszentren mit enthalten sind, so Schöneberg, Rixdorf, Linden (bei Hannover) usw., andererseits sind drei Grossstädte (Charlottenburg, Altona und Barmen) in den Agglomerationsziffern grösserer Nachbarstädte (Berlin, Hamburg, Elberfeld) mit inbegriffen. Das Wachstum der ganzen Agglomeration (Stadt und Umgebung) ist für den Zeitraum von 1871 bis 1900 nachgewiesen; die Zunahme betrug nun das 1½- bis 2-fache bei den Städten Aachen und Strassburg (1,6), Königsberg und Posen (1,7), Danzig und Stuttgart (1,8) usw. Die verschieden starke Zunahme sei eine Resultante aus so vielen Kräften und Hemmungen, dass an eine Deutung im einzelnen nicht gedacht werden kann; ein Zufall ist es sicherlich nicht, dass, abgesehen von Aachen, die niedrigsten Ziffern vier Festungsstädte aufweisen, welche mit ihrer Umgebung durch militärische Beschränkung in ihrer Entwicklung gehemmt sind. Um das Doppelte vermehrten sich die Einwohner des Gebiets von Elberfeld, Braunschweig, Chemnitz, Stettin, Hamburg usw.; Köln (2,2)

und Frankfurt (2,4), um das $2^1/_2$-fache und darüber: Nürnberg, Dresden, Hannover, München und Düsseldorf (2,7), Leipzig, Mannheim und Berlin (2,8), Dortmund (2,9), Kiel (3,0) und Essen (3,4). Man ersieht hieraus, wie die Agglomeration um so stärker anwächst, je grösser ihr Zentrum ist, da mit dessen Zunahme sein Einfluss weiter und intensiver in die Agglomeration hinein sich erstreckt. So steht Berlin z. B. weit obenan und nur Breslau macht, wohl infolge seiner ungünstigen wirtschaftspolitischen Lage, eine starke Ausnahme. Wo umgekehrt der grossstädtische Kern kleiner ist, die Zunahme der Agglomeration aber doch eine sehr grosse war, ist sofort eine besonders kräftige wirtschaftliche, vor allem industrielle Entwicklung zu vermuten (so in Essen, Kiel, Dortmund und Mannheim). Als einen „Wellenberg grossstädtischer Entwicklung" bezeichnet Dr. Schott das Jahrzehnt 1890 bis 1900. Dr. Horn.

Der Grundbesitz Berlins. Wer annimmt, dass Berlin unter den deutschen Städten das grösste Weichbild habe, der irrt sich. Dieser Ruhm gebührt Köln, dessen Gesamtfläche am Jahresschlusse 1887 sich auf 1 110 865 Ar bezifferte, während Berlin nur 634 029 Ar aufzuweisen hatte. Ein grösseres Weichbild als Berlin hatten ausserdem noch Frankfurt a. M. (801 400), Strassburg i. E. (782 895), Hamburg (768 600) und München (684 794). Von der Gesamtfläche Berlins waren i. J. 1900 behaut mit Häusern einschliesslich Scheunen und Hausgärten 265 384 Ar; öffentliche Park- und Gartenanlagen 183 663 Ar; Wasserfläche 18 915 Ar und die übrige Fläche von 166 067 Ar grössere Gärten und land- und forstwirtschaftliche Anlagen. Die mit Häusern bebaute Fläche (einschliesslich Hofräume und Gärten) betrug am Schlusse des Jahres 1897 42 Prozent der Gesamtfläche. Überflügelt wird es nur noch von Metz mit 49 Prozent. In Berlin hatten 6883 Grundstücke einen Garten. Von der Gesamtzahl kommt über die Hälfte (3510) auf ganz kleine Gärten bis zu 100 Quadratmeter. Nur 256 hatten über 2500 Quadratmeter, die eigentliche Normalgrösse eines Gartens. In Bezug auf die Dauer des Besitzes an Grundstücken ergiebt die Statistik, dass über 60 Prozent der bebauten Grundstücke noch nicht zehn Jahre in dem Besitz desselben Besitzers sind. Nach den hiesigen Verhältnissen erhöht sich die Schnelligkeit des Besitzwechsels mit der Grösse der Grundstücke beziehungsweise der Häufung der Wohnungen in denselben. Je weniger Wohnungen ein Grundstück enthält, desto weniger dient es als Handelsware.

Die Wohnungs- und Bevölkerungs-Aufnahme in Gross-Berlin, wie sie das statistische Amt der Stadt Berlin für den 1. Dezember 1900 aufgenommen hat, umfasst ausser der Reichshauptstadt noch 23 Nachbar-Gemeinden. Von besonderem Interesse ist bei dieser Zusammenstellung die Scheidung der Einwohner nach dem Geburts-Ort bezw. -Land, dem Religionsbekenntnisse, der beruflichen Tätigkeit usw. Man erfährt da z. B., dass von den zirka 2,48 Millionen Einwohnern (wovon rund 1,3 Millionen weiblichen Geschlechts sind), nur 2 Millionen im Deutschen Reiche geboren wurden, sodass also rund eine halbe Million Einwohner aus ausserdeutschen Staaten stammen, nämlich 22 484 aus Österreich-Ungarn, zirka 5000 aus Russland,

1177 aus Italien usw., ferner 562 aus Asien, 272 aus Afrika, 3383 aus Amerika und 126 aus Australien. Neun unserer Mitbürger sind überhaupt in keinem Lande, sondern — auf See geboren. Evangelische Christen zählt Gross-Berlin im ganzen 2 104 323, andere Protestanten 9552, Katholiken 245 430, Juden 108 044, Dissidenten 8142. Die Zahl der in Handel und Gewerbe selbsttätigen Einwohner beziffert sich auf 923 617, wobei das weibliche Geschlecht wieder bedeutend überwiegt; selbständig sind davon 74 540 männliche und 198 424 weibliche Personen. Dazu kommt noch das Heer derer, die freien Berufsarten angehören (mit rund 152 700). Unter den 47 267 Berufslosen befinden sich 23 170 Glückliche, die von ihrem Gelde leben können, 4625 davon sind Rentiers, viermal so viel Rentièren. An reichsangehörigen, aktiven Militärpersonen (einschliesslich der Militärbeamten usw.) besass Gross-Berlin über 32 300. Die Zahl der Blinden betrug 1251, die der Taubstummen 1660, fünf leiden an beiden Gebrechen zugleich.

Kinderreime des Havellandes.

Suse, pothinniken, suse,
Wo woahnt dänn Peter Kruse?
In de Peterzilligenstroate,
Wo de wackeren Mäkens goahn,
Doa woahnt Peter Kruse
Met sihn Sack vull Luse.

Bäh, schreit der Buck,
Wi lött et mi so schmuck,
Nu mütt ick mihn Pelz verliern
Un mütt in den Winter friern.
Bäh, schreit der Buck,
Wie lött et mi so schmuck.

Hottepäreken, führe na de Stadt,
Breng doch unse kleine Kinneken watt!
Wat sall ick ör denn brengen?
Zucker, Rosin un Semmeln;
Zucker, Rosin un Mandelkern,
Dät ett unse kleine Kinneken gern.

Ringel, ringel, Rosenkranz,
Kättchen satt in de Wiehe (= Wiege),
Spunn gäle [auch: Gold und] Siehe (= Seide),
Kleine Nöte, grote Nöte,
Schulten öre dicke Klöte
Satt in'n Boom un fratt de Nöte;
Ick segge, se sall mi ook wat gän,
Wolle mi Stock un Stender gän,
Kückerükükü.

Wilhelm Kotzde.

Die Herren Autoren werden gebeten, auf ihren Manuskripten vermerken zu wollen, wieviel Exemplare der betreffenden Nummer sie zu erhalten wünschen.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.
Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

Die Mäuse am Denkmal der h. Gertrud.

Von E. Lemke.

Geehrte Anwesende, auch die Mäuse gehören in unsere Gesellschaft, indem sie auch in der Mark Brandenburg ein nicht zu bestreitendes Heimatsrecht haben. Sie werden im Lande geboren und erzogen — zu allem, was ihr Broderwerb und ihre vieltausendjährigen Familienüberlieferungen verlangen. Sie denken nicht ans Auswandern, obgleich ihre uns bewiesene Teilnahme (an Hab' und Gut) nicht nur nicht erwidert, sondern aufs empfindlichste abgelehnt wird; wo man eine Maus erwischen kann, wird ihr der Garaus gemacht. Dem stattlichen Mäusegeschlecht tut das keinen Eintrag. Immer neue Scharen rücken heran, ausgestattet mit den ererbten Vorzügen Schlauheit und Dreistigkeit, welch' letztere uns veranlassen, zu einem ähnlich begabten Menschen zu sagen: mach' dich nur nicht so mausig!

Aber es ist ohne den Willen der Mäuse geschehen, dass sie durch ein Standbild vor aller Welt prahlen können, d. h., dass sie in Berlin auf dem Denkmal der h. Gertrud zur Darstellung kamen.

Professor Rudolf Siemering, der diese ansprechende (auf der Gertraudtenbrücke aufgestellte) Bronze-Gruppe geschaffen hat, gab damit ein vortreffliches Gesamtbild dessen, was — an sich von einander getrennt — in den gemeinsamen Beziehungen zur h. Gertrud an einanderrückt, denn diese Heilige hat durch die dichtende Volksseele verschiedene Werte erhalten, die je nachdem im Seelen- und Marenmythus, bei Elben und Valkyrien auftreten.

Gertrud, Tochter Pipins von Landen, 626 geboren und, als Äbtissin des fränkischen Klosters Nivelles, 659 (also bereits im Alter von 33 Jahren) gestorben, hat sich durch viele Tugenden ausgezeichnet. Man lobte ihre barmherzige Güte, ihre Liebe zu Feld- und Gartenarbeiten und vor allem ihren reinen, hohen und frommen Sinn. Die Lilien auf dem Denkmal können für diese Reinheit und zugleich für die Freude am Gärtnerischen zeugen. Die barmherzige Güte ist durch den erquickenden Trunk versinnbildlicht, der dem jungen Wanderer zu

teil wird. Dass letzterer eine Gans mit sich führt, soll ihn wohl nicht als Gänsedieb bezeichnen. Die Gans steht, gleich dem Schwan, der Wolkengöttin nahe, die wiederum die innigste Beziehung zum Feldbau hat. Die Gestalten und Namen, die der Mytus der nordischen Wolkengöttin (Frigg und Freyja, bez. Huldra und Iduna) in diesem oder jenem Gaue zeitigte, — wie z. B. Frau Holle oder Holda, Frau Harke, Frau Bertha oder Perchta, Urschel, weisse Frau — gaben einzelne Züge an die h. Gertrud ab. Da die Wolkengöttin auch über Flachsbau und Spinnarbeit schwebte, was heute noch in abergläubischen Gebräuchen nachwirkt, versäumte Siemering nicht, der h. Gertrud die Spindel mitzugeben. Die Heilige ist eine ebenso anmutige, wie würdige Erscheinung, zu der ein durstiger Wanderbursch oder fahrender Schüler (selbst einer mit bösem Gewissen) Vertrauen haben kann. Sie wird, abgesehen von „Willekum" und „Gertrudsminne" der armen Seele nicht hart begegnen.

Der armen Seele! — Da haben wir einen fest eingeschlagenen Haken, an den wir ein Gedenken der h. Gertrud und somit die Mäuse hängen könnten: auch der jugendfrische, kecke Bursche wird einst als nackte arme Seele vor der h. Gertrud erscheinen. Aber die Mäuse möchten ebenfalls ein wenig teil an unsern Seelen haben; so sagt wenigstens der Volksmund. Wir wollen nun die kleinen Bösewichter bis in jene so lange schon versunkene Zeit verfolgen, da sie dem noch kindlich denkenden Menschen ein Rätsel aufgaben.

(Die Maus im Seelenmythus. — Nacht, Vernichtung und Tod. — Die Ratte.) Wenn wir unserer eigenen Kindheit gedenken, so erinnern wir uns auch, wie mächtig unsere Einbildungskraft bewegt wurde, wo es sich um dunkle Räume oder auch nur um dunkle Winkel handelte, und ebenso, wenn plötzlich etwas Lebendiges neben uns auftauchte oder verschwand. In all diesen Fällen gab es bei dem einen oder andern (ich gestehe freimütig: bei mir in einer recht weitgehenden Weise) krause Gedanken, die oft gar nichts mit der Wirklichkeit gemein hatten und doch trotz aller nüchternen Erklärung hartnäckig an ihrem Ausgangspunkt haften blieben.

Viele Merkwürdigkeiten des alten Volksglaubens haben eine gleiche Entstehungsgeschichte; das lässt sich z. B. im Seelenmythus nachweisen.

„Alt ist auch die Verwandlung der Seele in kriechende Tiere, die aus der Erde, die den Toten birgt, rasch, leise hervorschlüpfen und wieder verschwinden und zum Teil das Haus mitbewohnen. 1) Schlange, 2) Kröte oder Unke, 3) Wiesel, 4) Maus; die drei ersten deshalb auch von den Hausbewohnern traulich „Mühmlein" genannt",*) welcher Kosename der Maus vorenthalten ward.

*) E. H. Meyer, Germanische Mythologie S. 63.

So im deutschen Volksleben. — Doch auch anderweitig und schon in grauen Altertum sozusagen in ein System gebracht treffen wir ein besonderes Interesse für die Maus an; und immer sind es dieselben Eigenschaften, die den Anschauungen zu Grunde liegen.

„Die Maus ist wegen ihres Aufenthaltes unter der Erde und in finsteren Winkeln, sowie auch wegen ihres alles benagenden und zerstörenden Zahnes ein chthonisches Tier. Sie war in Indien und Egypten das Symbol der Nacht, in welchem letzteren Lande sie der Nachtgöttin Athor, die auch unter ihrer Gestalt vorkam, geheiligt war. Es ist daher auch ferner die Maus ein Sinnbild des Verderbens und des Todes, wie in Griechenland; daher liess in Mysien der Kultus dem Pestsender Appollo Smintheus unter seinem Altare heilige Mäuse nisten; sowie auch auf Münzen Apollo drohend dargestellt wird: in der rechten Hand die Maus, in der linken den Pfeil, mit welchem er die Pest sendet; und auf Münzen von Tenedos ist die Maus neben dem Kopfe dieses Gottes abgebildet. Die Bildsäule, welche dem Könige Sethon zum Andenken an die Pest im Lager der Assyrer errichtet wurde, hatte in der einen Hand eine Maus, weil diese das Sinnbild der Vernichtung, mithin auch der Pest ist.“*)

Doch kehren wir zu unsern Mäusen zurück!

Wenn innerhalb der Forschung vereinzelt — wie z. B. durch Siebs**) — die Zulässigkeit der Seelen-Verwandlung in Mäuse bestritten wird, so ist besagter Volksglaube doch von andern (wie Zingerle, E. H. Meyer und Friedreich) durch Beispiele bezeugt. Der Ideenkreis Nacht, Vernichtung und Tod berührt sich mit dem Ideenkreis Tod und Seele. „Mäuse verlassen beim Tode des Hausherrn das Haus. — Die Seele kriecht als weisse Maus aus dem Munde. — Die Maus als Seele des Träumenden.“ (E. H. M. 64.)

Wir wollen hier um so weniger dieser Streitfrage nachgehen, als die Mäuse auf dem Denkmal der h. Gertrud wohl lediglich das Verderben vorstellen sollen, dem die Heilige (gleich vielen männlichen Heiligen) durch Gebete entgegentreten konnte. Aus Schonung für unsere Nerven hat Siemering die Ratten weggelassen, gegen die die h. Gertrud ebenfalls zu Felde zog.

Auch die Ratte ist Sinnbild des Todes; und da sei vor allem an die Sage vom Rattenfänger von Hameln erinnert.

„Im Jahre 1284 erschien zu Hammeln (Hameln) ein buntgekleideter, deshalb Bundling genannter Mann, der sich für einen Rattenfänger ausgab und sich anheischig machte, die Stadt für einen gewissen Lohn von ihren Ratten und Mäusen zu befreien. Nachdem man auf dieses

*) J. B. Friedreich, Die Symbolik und Mythologie der Natur. (1859). S. 428 f.
**) Th. Siebs, Das Saterland. S. 373 f. (Z. d. Vereins f. Volksk. 1893.)

Anerbieten eingegangen war, fing er an auf einem Pfeifchen zu pfeifen, worauf von allen Seiten die Ratten und Mäuse herbeikamen und sich von dem Zauberer ins Wasser führen liessen. Da nun jener seinen bedungenen Lohn verlangte, verweigerte man ihn, worauf er erbittert hinwegging, aber am Johannis- und Pauli-Tag morgens in veränderter Gestalt mit rotem Hut und schrecklichem Angesicht in die Stadt zurückkehrte und seine Pfeife wiederum in den Strassen hören liess, worauf aber, statt der Ratten und Mäuse, Kinder herbeikamen, die er durch die sog. bungelose Strasse zum Ostertore hinaus und in das Innere eines sich öffnenden Berges führte, welcher der Koppen- oder Koppel- oder Kopfelberg hiess. Die Kinder kamen nicht mehr zurück, ausgenommen einige von ihnen mit körperlichen Gebrechen, z. B. Taubheit und Stummheit. Die Zahl der verloren gegangenen Kinder belief sich auf 130. — Die Deutung dieser durch verschiedene Inschriften, Monumente und Münzen lange erhaltenen Sage ist folgende. Man hat die Erfahrung gemacht, dass das Erscheinen einer grossen Anzahl von Ratten und Mäusen bösartigen Krankheiten vorhergeht; und wenden wir dieses auf die Geschichte von Hammeln an, so lässt sich die Entstehung dieser Sage folgendermassen deuten. Eine grosse Zahl von Ratten und Mäusen hatte die Bewohner von Hammeln mit ihrem Besuche erschreckt; sie waren aber auch bald wieder verschwunden, mutmasslich weil ein Rattenfänger durch ähnliche Mittel, wie im Orient die Schlangenbeschwörer benutzen, jene Tiere herbeilockte und bewirkte, dass sie seiner Pfeife folgten. Ob die Einwohner von Hammeln den bedungenen Lohn bezahlten oder nicht, kann dahin gestellt bleiben. Kurz darauf erfolgte eine ansteckende Krankheit unter den Kindern; und da entwickelte sich dann die Sage, der erbosste Rattenfänger habe durch Teufelskünste der Stadt dieses Unglück zugefügt. Dass er die Kinder in einen Berg geführt haben soll, hiess in der Bildersprache des Mittelalters: „er hat sie in die Unterwelt entführt“; denn man dachte sich diese im Innern der Berge. Die Strasse, durch welche die Kinder zum Ostertore hinausgeführt wurden (meldet die Chronik), hiess die bungelose Strasse, weil keine Trommel (Bunge, Bummel) und fröhliche Musik in derselben ertönen durfte, und vielleicht deshalb, weil die Toten durch diese Strasse zu dem nahen Todesacker hinausgetragen wurden, und man es für unziemlich hielt, hier lustige Weisen ertönen zu lassen. Aus dieser Deutung ergiebt sich nun die Beziehung der Ratte zum Tode; und dass auch dieses Tier als Symbol der Vernichtung galt, beweist noch eine andere Sage“, wonach 1240 in dem Dorfe Drancyles-Nouis bei Paris der Kapuziner Argionini Ratten und Mäuse vertrieb, aber dann, da er ebenfalls die ihm versprochene Belohnung nicht erhielt, zur Strafe die Haustiere weglockte, was soviel sagen will: als wäre eine grosse Seuche unter den Haustieren ausgebrochen. (Friedreich 432f.)

Ich kann die Rattenfängersagen nicht ohne einen Nachsatz abtun, den ich meinem diesjährigen Aufenthalte in Siebenbürgen verdanke. Dort bezeichnet man die Almescher Höhle als den Ort, wo der Rattenfänger von Hameln mit den 130 Kindern aus der Erde gekommen ist; und die siebenbürgischen „Sachsen" sollen die Nachkommen jener Kinder sein.*)

(Mäuse und Ratten, Teufel und Hexen.) Nachdem die niedliche kleine Maus zum Sinnbild für Nacht, Vernichtung und Tod erwählt war, — was, wie wir gesehen haben, bei ganz verschiedenen Völkern erfolgte und durch lange Zeiten hindurch Geltung hatte — sank sie bei uns gewissermassen von Stufe zu Stufe, schliesslich beim Teufel und den Hexen anlangend. Ihr dämonisches Wesen gewann sonderbare Eigenheiten. So verlor sie ihren von den Maus-Eltern rechtmässig ererbten Maus-Körper, d. h. sie konnte aus beliebigen Gegenständen hervorgezaubert werden. Ungezählte Menschen sollen Zeugen dafür gewesen sein; und die furchtbarsten Peinigungen sind denen zu Teil geworden, die solche Mäuse geschaffen haben sollten; denn genannte Fähigkeit war der beste Beweis für Hexerei. Es gab eben Zeiten, in denen die Frauen und Mädchen aller Stände mühelos Unterricht im Hexen erhalten haben sollen. Anfangs konnten sie nur ungeschwänzte Mäuse arbeiten; erst bei vollendeter Geschicklichkeit fertigten sie Mäuse mit Schwänzen.

Anfängerinnen wählten auch Birnen, aus denen dann die Mäuschen hervorschlüpften.**)

Der Teufel verschmähte es nicht, als Maus oder Ratte aufzutreten, und belästigte als solche auch die h. Gertrud.

Bei Gelegenheit der vor einigen Jahren angestellten Forschung über die beinahe unaussprechliche Kakukabilla-Cutubilla gab es gar interessante Mitteilungen. So schrieb Ignaz Zingerle:***) „Hinter dieser Heiligen steckt die h. Gertrud. (Vergl. Z. d. V. f. V. 1901, 444f.) Sie gilt als Schutzfrau gegen Ratten und Mäuse, besonders Feldmäuse. Mir liegt ein Doppelbild, ein Holzschnitt aus der ältesten Zeit dieser Kunst (ein Nachdruck) vor. Das eine Bild stellt den h. Michael vor, wie er eine Seele abwägt. Zwei Teufel zerren an der einen Schale der Wage; in der andern sitzt die Seele. Neben dem Erzengel sitzt die Gottesmutter, mit dem göttlichen Kinde. Das zweite Bild zeigt uns eine Nonne, die am Spinnrocken sitzt, an dem eine Ratte emporsteigt. Zu ihrer Linken ist ein Lesepult mit einem aufgeschlagenen Buche, auf

*) Friedrich Müller, Siebenbürgische Sagen. (1885.) 2. Aufl. S. 122.

**) Montanus, Die deutschen Volksfeste, Volksbräuche und deutscher Volksglaube u. s. w. (1854.) III. S. 172.

***) Ignaz Zingerle, Zur Sancta Kakukabilla-Cutubilla. S. 199f. (Z. d. V. f. V. 1892.)

das sie blickt; zu ihrer Rechten schwebt ein Engel, der Garn aufwindet. Auf dem Haupte der Nonne ruht ein weisses Lämmlein. Über dem Bilde steht: Kakukilla groos gnade sage ich dyr von gote her |wil dich lozen aws oller not du salt grosze gewalt von gote haben du salt dy ratten vor| treyben unde voriagen Amen. Es kann kein Zweifel walten, dass hier die h. Gertrud dargestellt ist. — Auf dem Altarbilde (17. Jahrh.) in Zenoberg steht die Heilige: unter dem linken Arm hält sie den Rocken, an dem eine Maus emporkriecht, in der Rechten den Wirtel. Das alte Altarblatt, das dort noch im Jahre 1639 sich befand und die h. Gertrud und den h. Bischof Zeno darstellte (Jos. Thaler, der deutsche Anteil der Diöcese Trient, S. 213) ist leider verschollen. W. Mentzel schreibt: „Die h. Gertrud wird abgebildet mit einem Spinnrocken, an welchem eine Maus hinaufläuft und den Faden abbeisst." (Die vorchristliche Unsterblichkeitslehre II, 326.) In der Symbolik II. S. 116 schreibt er: Maus, Attribut der h. Gertrud, weil sie die Mäuse, die das Feld verwüsteten, vertrieben haben soll. (R. Ryckel, Hist. d. Gertrudis 1637.) Doch bemerkt Molanus (Hist. imag. p. 267), die Maus habe in bezug auf die Heilige auch die Bedeutung des Teufels. — Ich bemerke hierzu, dass nach der Legende der Teufel als Maus erschienen und die Heilige beim Spinnen wiederholt zur Ungeduld und zum Zorn gereizt habe, sie aber die Versuchungen siegreich überstanden hat. Weil sie durch Geduld und Gebet die Teufelsmaus vertrieben habe, gilt sie im Volksglauben als Patronin gegen diese Schadentiere. — Im Tyroler Bauernkalender war früher der Gertraudtentag mit einer Maus, später durch eine Wergrocke (z. B. 1868) bezeichnet. Schon Grimm bemerkte in seiner Mytologie 2 S. 248 Anmerk., dass St. Gertraud im krainischen Bauernkalender mit zwei Mäusen dargestellt sei, die an einer Spindel mit Flachsgarn nagen, zum Zeichen, es dürfe an ihrem Festtage nicht gesponnen werden. Im steirischen Bauernkalender (z. B. Graz 1853 und 1862) findet sich dasselbe Zeichen für den Gertraudentag".

Zufällig habe ich s. Z. den zu Graz erschienenen Bauernkalender für 1903 erhalten. Auch hier sind die Mäuse, zu beiden Seiten einer Spindel, abgebildet; recht kräftige Tiere, die man auch für Ratten ansehen kann. Und spasshafter Weise ist mir der Kalender von einer Gertrud geschenkt worden, die sich nun hinterher über dies Zusammentreffen amüsieren wird.

Doch wir müssen J. Zingerle (a. a. O.) noch sprechen lassen. „Dass St. Gertraud und Cakukilla identisch sind, scheint mir Fischart zu bestätigen: „Andere (geloben sich) zu dem Heylich thumb zu Andechs: Vil zu allen Heyligen, und eilfftausend Jungfrauen, zu den drei Königen gen Cöln, Aguluch Maguluch (deren einem kurtz zuvor die Perlengestickte Schuch gestolen waren) zu Sankt Cukakillen

Mäusen" etc. (Geschichtsklitterung, herausg. v. A. Alsleben, S. 326.) Später S. 412 liesst man: „St. Gertraut mit Mäusen die den Mägden das Werck abbeissen." Abraham a Sancta Clara sagt: die h. Jungfrau Gertraud wird jederzeit als eine Äbtissin mit einem Stab entworffen, an welchem etliche Mäuss aufkriechen, die Ursach dessen such der Leser in der Lebensbeschreibung erstbenannter Heiligen, diessmahls ist das schon genug, dass die Bildniss besagter H. Gertraud niemahlen ohne Mäuss vorgestellt wird."

Man hat zweifellos — so behauptet W. Drexler*) — den h. Colum Cille, der Schlangen unschädlich machen konnte, durch Missverständnis in eine h. Kakukilla gewandelt. Da es sich um Segen gegen bösartiges Getier handelte, rückte die fromme Äbtissin ohne weiteres an die Stelle des Heiligen.

(Vom Vertreiben der Mäuse und Ratten.) Das Vertreiben der Mäuse und Ratten ist für Leute, die weniger „fromm" sind, nicht so einfach, daher sich auch die Herren Kammerjäger gebührend bezahlen lassen.

Ausser der h. Gertrud beschäftigten sich damit die Heiligen Ulrich, Magnus**), Nicasius, Medardus, Nicolaus***) u. s. w.

In Böhmen meint man: ein alter Schuh genüge; man hätte ihn nur rückwärts ins Wasser zu werfen, — und verschwunden seien Mäuse und Ratten.†)

In Ungarn (im Kalotaszeger Bezirk) verjagt man sie am St. Georgstag mit folgenden Worten: „Ratten und Mäuse! heute ist der Tag des h. Georg. Ich beschwöre euch im Namen des Heiligen, geht in das schwarze Meer! Aus dem schwarzen Meer sollen euch schwarze Frauen ins weisse Meer werfen. Aus dem weissen Meer sollen euch weisse Frauen ins rote Meer werfen. Im roten Meer sollen euch die roten Frauen fressen††)

Minder bequem sind unsere landläufigen Mittel. Die zum Tode verurteilten Mäuse und Ratten, d. h. jene, die wir erst fangen wollen, werden bekanntlich, abgesehen von Fallen, mit vergiftetem Weizen oder Hafer und verlockend aussehenden Würsten, Glires genannt, bedacht. Oder man greift zu Glasstückchen, Gips, Werg u. s. w., oder man bringt dem gesamten Volk den Typhus bei, für welche grausame Behandlung

*) W. Drexler, Noch einmal Sancta Kakukakilla-Cutubilla. S. 341f. (Z. d. V. f. V. 1898.)

**) M. Hoefler, Die Kalenderheiligen als Krankheitspatrone beim bayerischen Volk. S. 292f. (Z. d. V. f. V. 1891.)

***) K. Weinhold, Z. d. V. f. V. 1895, S. 421.

†) Paul Sartori, Der Schuh im Volksglauben. S. 148f. (Z. d. V. f. V. 1894.)

††) Anton Herman, Der volkstümliche Kalenderglaube in Ungarn. S. 392f. (Z. d. V. f. V.)

sich die Tiere ein andermal durch Seuchenverschleppung rächen. Für Schiffe wird die Anwendung von Kohlensäure empfohlen.*)

Vereinzelt hört man die Meinung, dass Schlangen gute Rattenfänger sind, und dass eine Kröte im Keller die Mäuse vertreibt. — Einige Mittel aus der Pflanzenwelt sollen nachher noch Erwähnung finden.

Am allereinfachsten ist — nach dem Volksglauben — ein bestimmter Lärm. „Mäuse werden mit Schlüsseln und Trommeln vertrieben.**) — Die Wenden im Spreewald sagen: „Wenn man Ratten vertreiben will, soll man in der heiligen Nacht dreimal mit der Kette tüchtig klirren und um das ganze Haus laufen.***)

So könnte die h. Gertrud die Schlüssel, die sie als Hausfrau oder Herbergsmutter bei sich trägt, auch gleich zur Verscheuchung von Mäusen und Ratten benutzen.

Es ist nirgends gesagt worden, ob in den zahlreichen Spitälern und Krankenhäusern, deren Schutzherrin sie war, die kleinen Ungetüme sich gezeigt haben oder gar nur mühsam zu vertreiben gewesen sind. Heute ist das Berliner Gertraudten-Hospital, das mit seiner kleinen Kirche bis 1881 auf dem Spittelmarkt stand, nicht mehr daraufhin zu prüfen.

(Die h. Gertrud als Schutzheilige der Reisenden und fahrenden Schüler. — Minnetrunk. — Der Seelen erste Nachtherberge bei der h. Gertrud.) Nicht nur als Schutzherrin der Spitäler und Krankenhäuser, demnach als Trost der armen, schwachen und kranken Leute, ward die Heilige angesehen; sie galt auch als Schutzheilige der Reisenden und fahrenden Schüler, und darunter werden doch gewiss immer recht viele lustige Brüder gewesen sein.

So mag es gekommen sein, dass man der frommen Äbtissin auch gern einen Trunk darbrachte. Die Gertraudsminne†) ist ein lange ausgeübter Brauch gewesen, gleich der Ulrichsminne,††) Johannisminne, Michaelsminne†††) u. s. w.

Für manchen hartgesottenen Sünder wird es ein beruhigendes Gefühl gewesen sein, auch noch nach dem Tode gastfreundschaftliche Beziehungen zur h. Gertrud haben zu können. Der Volksglaube hielt gern an der Vorstellung fest, dass die den Lebenden so gütige Herbergspatronin auch den Gestorbenen freundlich gesinnt sein werde;

---

*) D. Tagesztg. 28. Mai 1900.

**) Paul Sartori, Glockensagen und Glockenaberglaube. S. 358f. (Z. d. V. f. V. 1897.)

***) W. v. Schulenburg, Wendisches Volkstum in Sage, Brauch und Sitte. (1882.) S. 125.

†) M. Hoefler, a. a. O. 295.

††) Ebd. 299.

†††) Z. d. V. f. V. 1901, 195.

und so entstand die Vorstellung: dass die Toten die erste Nacht bei der h. Gertrud einkehren und schlafen.

Ob je ein Zusammenhang zwischen dem teils angenommenen, teils bestrittenen Glauben an die Verwandlung der Seelen in Mäuse und der Toten- oder Seelen-Herberge bei St. Gertrud vorausgesetzt wurde? — Nach meiner Meinung sind dies zwei getrennte Begriffe, die nur zufällig zusammentreffen und nicht einmal so aneinander gereiht werden können, wie die vorhin erwähnten Ideenkreise, „Nacht, Vernichtung und Tod" und „Tod und Seele."

Folgen wir jenen Auseinandersetzungen, die den höheren Dämonenglauben betreffen, innerhalb dessen sich u. A. Mimir, Ägir und Loki, sowie die Nornen und Valkyrien — wechselnde Gestalten und Namen tragend — bewegen, so sehen wir unsere fromme Äbtissin bei den Schlachtvalkyrien angelangt. Diese „zeigen noch vielfach ihre ursprüngliche Gewitternatur. Sie reiten auf Rossen, die befruchtenden Thau und Hagel aus den Mähnen schütteln. Blitze gehen von ihnen aus. — Die meisten [der Valkyrien] führen durchweg kriegerische Namen. Sie kommen zu den Helden, helfen dem Schützling in Sturm und Kampf und holen ihn zu Ross nach Valhall, wo sie ihm Wein darreichen und er „das Heer der Götter" vermehrt. Zu ihnen gehört dem Namen und Wesen nach die zur Heiligen gewordene deutsche Gertrud. Als (solche) rettet sie den ihr ergebenen Ritter fürs Himmelreich dadurch, dass sie ihm mit ihrem Hirtenstab erscheint und einen Becher Wein darreicht. Die Seele des Verstorbenen herbergt in der ersten Nacht bei ihr." (E. H. M. 162f.)

(Flachsbau und Spinnen. — Feld und Garten.) „Frau Holle (Huldra) segnet den Flachsbau; auch die weisse Frau heisst Flachsjungfer, breitet wie Frau Holle bei warmer Sonne Weizen und Flachs aus und pflanzt heilkräftige Kräuter im Frühling." (E. H. M. 278.) Da erkennen wir deutlich, wie die h. Gertrud die Erbschaft dieser mythischen Wesen angetreten hat.

Im Anhaltischen sagt man: wer zu Weihnachten spinnt, bekommt Ratten, Mäuse und Frösche ins Haus.*)

Wiederum ein launiges Zusammentreffen ist es, dass die Zwergmaus eine staunenswerte Geschicklichkeit in der Textilkunst aufweist. Sie wird von Alfred Brehm eine Künstlerin genannt. „Die Zwergmaus verfertigt Fäden (spinnt), flicht, filzt und webt.**)

Wie Mäuse etwa die Gärtnerei betreiben, oder vielmehr wie ihnen dies verwehrt wird, wissen wir, „Tod" ist auch hier die Losung. Viele

*) Oskar Hartung, Zur Volkskunde aus Anhalt. S. 429f. (Z. d. V. f. V. 1896.)
**) E. Friedel, Anfänge der Webekunst. S. 134f. (Z. d. V. f. V. 1895.)

Pflanzen verdanken ihren Namen den Mäusen, z. B. das Vergissmeinnicht, lat. Myosotis, ferner das zierliche Pflänzchen Myosurus minimus L., der „kleinste Mäuseschwanz" genannt, Bromus sterilis L., die taube Trespe oder der Mäusehaber u. s. w. Welche Pflanze mag mit dem Namen „Gertrautenblümel" gemeint sein? Nach Weinhold ist dieses Blümchen für die Sennerin ein Schutz gegen den abscheulichen Schratel, der sie mit seiner Zuneigung verfolgt.*) Es giebt mehrere „Gertraudskräuter", die in Bayern zu den „Mechthildskränzen" verwandt und ins Sonnwendfeuer geworfen werden. (Hoefler.) Wie gross der Einfluss der Heiligen auf die Pflanzenwelt sein muss, erhellt aus der Meinung: in der Gertraudsnacht (in der Nacht zum 17. März, dem Todestage der Heiligen) gehe die Wärme von der Erde auf. (Hoefler.) Dann können aber auch der Zwerghollunder (Sambucus Ebulus L.) und der Bären- oder Zigeunerlauch (Allium ursinum L.) gedeihen; wenn man die frische Hollunderpflanze (auch Eppich oder Attich genannt) in die Scheune wirft, gehen die Mäuse davon, und der Zigeunerlauch vertreibt die Ratten.**)

In der Grafschaft Hohenstein heisst es: „Wenn der Besitzer eines Gehöfts Charfreitag in jede Ecke seines Scheunenraums einen Erlenzweig setzt, so wird das Getreide im kommenden Jahre vor Mäusen u. s. w. geschützt sein.***)

Im Anhaltischen, in Gross Radegast, wird die Johanniskrone, sobald der erste Roggen eingefahren wird, von ihrem Ort herabgenommen und in vier Teile zerrissen, von denen je ein Stück in die vier Ecken der Scheune gelegt wird. Dadurch soll das Korn vor Mäusefrass geschützt werden. In Zehmitz lässt man die Krone nur 9 Tage an ihrem Platze hängen; am zehnten Tage bringt man sie gleichfalls zum Schutze gegen die Mäuse in die Scheuer. Wenn die Ernte am Sonnabend begonnen wird, — so glaubt man ziemlich allgemein — wird sie trocken eingebracht, ihr Ertrag ein grösserer und vor Mäusefrass geschützt sein. Es ist verboten, das erste Bund — das in die Scheune gebracht wird — mit blossen Händen anzufassen, weil sonst die Mäuse in die Scheune kommen. Der Bauer in Gross Kühnau nimmt aus der ersten Garbe einige Halme mit Ähren, bindet sie kreuzweise zusammen und spricht: „Ich binde euch kreuzweise zusammen und trage euch in jeder Ecke, dass sich hier alles Ungeziefer versammeln muss; helfe es Gott!" u. s. w. Auch der Rest des Getreides, „auf dem Halm stehend", ist für die Mäuse.†)

*) Weinhold, Z. d. V. f. V. 1896, 323.

**) Karl Gottfried Hagen, Preussens Pflanzen (1818).

***) Reichhardt, Volksaberglauben u. s. w. (Aus der Heimat, 1896.)

†) O. Hartung, a. a. O. (1897.) 147 f.

In Gossensass hat derjenige, der beim Dreschen den letzten Schlag tut, den Dreschzoll; er wird gefoppt, und man steckt ihm tote Mäuse in die Tasche*)

Überall bleiben die unerlässlichen Sorgen für Brodgetreide mit den ihrem eigenen Lebenserwerb nachgehenden Mäusen eng verbunden; und selbstverständlich mussten die christlichen Heiligen, die leise und sieghaft an Stelle der heidnischen Gottheiten traten, auch die Pflichten und Ehren übernehmen; und die h. Gertrud war — wie wir gesehen haben — aus verschiedenen Gründen dazu geeignet.

(Mäuse und Ratten als Rächer von Missetaten.) Wir haben noch andere Vorstellungen zu berücksichtigen, die sich an die Mäuse und Ratten knüpfen. Ob auch die h. Gertrud solche Vorstellungen gelten liess, ist zwar nicht gesagt worden, kann aber mit Sicherheit vorausgesetzt werden.

„Mäuse und Ratten, die Wohnungsgenossen der Hauselfen haben das plötzliche und unerwartete Erscheinen und Verschwinden mit diesen gemein. Die Kobolde und Plagegeister kamen in Gestalt von Ratten; und die Sagen vom Rattenkönige sind jenen vom boshaften Elben ähnlich. [Vielleicht teilt einer oder der andere von ihnen, geehrte Anwesende, nachher solche — mir leider nicht zugänglich gewesene — Rattenkönig-Sage mit, wenn ihm das Thema nicht zu grausig ist.] Mäuse und Ratten sind im Volksglauben eine Landplage, eine Geissel Gottes und die Rächer von Missetaten. So in der Sage vom Bischof Hatto (II. 968—979) von Mainz, der des Kornwuchers halber von den Mäusen aufgefressen sein soll. Noch heute zeigt man den sog. Mäusepfad, den die Schar der kleinen Rächer aus den Niederlanden gen Bingen eingeschlagen haben soll. Diese Strasse zieht sich die Sandanschwemmungen des östlichen Rheinufers entlang. (Die Gegend ist ihres leichten Bodens wegen den Mäusen sehr günstig.“ (Montanus 172.)

Die Sage blieb bekanntlich nicht beim Kornwucher des Erzbischofs Hatto II. stehen. Bei einer Hungersnot soll Hatto (der übrigens in Wirklichkeit ein tüchtiger Staatsmann war, der das Königtum mit Erfolg gegen die unbotmässigen Grossen verteidigte) eine Menge armer Leute, unter dem Vorwande: ihnen Nahrung geben zu wollen, in eine Scheune gesperrt und diese dann angezündet haben. Als man das Klageschrei der Unglücklichen vernahm, soll Hatto die Umstehenden gefragt haben, ob sie seine Brodmäuse piepen hörten. Dafür haben ihn nachher zahllose Mäuse bedrängt und zwar so sehr, dass er — um sich vor ihnen zu retten — mitten im Rhein einen Turm (den bekannten, 1635 von den Schweden zerstörten Mäuseturm bei Bingen) erbauen liess. Aber auch hier fand er keine Ruhe; und schliesslich wurde er von den

*) Marie Rehsener, aus Gossensass u. s. w. S. 107f. (Z. d. V. f. V. 1894.)

Mäusen aufgefressen. — (Eine solche Sage findet sich auch bei anderen Völkern. Immer liegt der Gedanke zu Grunde: die Mäuse als Rächer begangener Frevel anzusehen.*)

Im „Rheinischen Album“ von A. v. Stolterfoth (S. 38) lesen wir, wie es um Hatto's Nachtruhe bestellt war.

„Als Mitternacht gekommen,
Weckt ihn der alte Klang;
Es naget an der Tür wol,
Es pfeifet auf dem Gang.

Und mit Entsetzen sieht er
Beim bleichen Lampenschein:
Die Mäuse sind gekommen
Auch durch den wilden Rhein.

Und wieder in die Seele
Kommt ihm der Traum so schwer,
Ihm ist's, als schwebten viele
Gestalten um ihn her.

Sie kommen immer näher
— Er kann sich retten nicht —
Und schleudern schwarze Mäuse
Ihm in das Angesicht.

Da fasst ihn finst'res Grausen
Und banger Todesschmerz;
Gebrochen ist sein Auge,
Gebrochen ist sein Herz.

Der Polenkönig Popiel, der Brudermord begangen hatte, soll sich auch — ebenfalls auf der Flucht vor Mäusen — auf einer Insel einen Turm haben bauen lassen, um Frieden zu finden; und auch umsonst. Die Mäuse schwammen ihm nach, verfolgten und vernichteten ihn. — Ferner wird einem Grafen von Seelfeld nachgesagt: er habe während einer Hungersnot viele Arme zusammen einsperren lassen; und als die Gefangenen vor Hunger geschrieen hätten, habe auch er lächelnd gefragt: ob die Mäuse pfiffen. Sogleich ist eine Anzahl dieser Tiere gekommen, die ihn immerzu verfolgten, bis er auf eine Insel im Wörthsee flüchtete, wohin die Mäuse aber gleichfalls gelangten, um ihn dann aufzufressen. Jener See wird auch der „Maussee“ genannt. (Friedreich 428f.)

(Zum Schluss.) Einem zierlichen, harmlosen Mäuschen können wir (nach alledem) eine recht weitgehende und vielsagende Betrachtung widmen. Es wundert uns auch nicht, was Rückert in seinem Gedicht „Es war ein Mann im Syrerland“ von der schönen alten Sage erzählt; die schwarze und die weisse Maus sind uns ja gut bekannt. In diesen Stunden, da der Tag der Nacht weicht, wird die schwarze Maus gleich die weisse ablösen, um am Baum unseres Lebens ungehindert weiter zu nagen.

Viele Mäuse im Lande bedeuten fremde Völker und Krieg; und hat einem die Maus am Kleide genagt, so bedeutet es Unglück. In Wechselwirkung damit steht — denn das Dämonische sühnt auch das Dämonische — die Hülfe, die die Maus gewähren soll. Wenn ein Kind

*) Meyer, Konv.-Lex. (1895.)

kränkelt, soll man ihm einen roten Faden mit einer Nadel durch die Haut ziehen und die Ärmste weiterlaufen lassen; die Maus muss umkommen, das Kind aber erholt sich und gedeiht. Ein als Amulet getragener Mauskopf erleichtert den Kindern das Zahnen. Und wer sein Zahnweh verlieren will, muss Brod essen, das eine Maus benagt hat. Der verbotene sog. „Maustrank", welcher darin bestand, dass das Wasser, in welchem eine Maus gestorben war, getrunken wurde, soll gegen Zauberei und Hexerei schützen. — Was die Behandlung des kranken Kindes anbelangt, so deutet Daumer dies so: die Maus vertritt die Stelle des Kindes und wird statt dessen dem Verderben geweiht; es hat also den Anschein, dass dieser Volksgebrauch von einer Ceremonie herrührt, durch welche Kinder, die zum Opfertode bestimmt waren, hiervon befreit und an die Stelle derselben Mäuse geopfert wurden. (Friedreich a. a. O.)

Im Brandenburgia-Heft No. 12, VIII. Jahrg., finden wir eine „Maurermedaille" erwähnt, die „um den Hals einer eingemauerten Ratte hing, die im Kalk numifiziert war."

Welche Bedeutung mag jene Ratte gehabt haben, die dem Hohenzollern-Museum abhanden kam? — In den Zeitungen las man s. Z. von dem am 16. Febr. 1897 dort ausgeführten Diebstahl, bei dem auch ein alter, goldener Ring verschwand, der in graublauem Stein eine eingemeisselte Ratte zeigte.

Nebenbei sei bemerkt, dass man in China die Fledermaus „Ratte des Glücks" nennt.*)

Ich kann mir nicht denken, dass mythologische, symbolische u. dgl. Überlieferungen „die Jagd nach Ratten" um Berlin befürworten. Die D. Tagesztg. (3. Aug. 1897) meldet: „Die Jagd nach Ratten wird im Treptower Park, wo sie zu einer wahren Plage geworden sind, von allerlei fragwürdigen Gestalten im umfassenden Masse ausgeübt. Das Fell findet ja schon längst in der Industrie verbreitete Verwendung; Leute, die es wissen müssen, behaupten aber auch, dass das Fleisch überaus wohlschmeckend sei. Die Befürchtung ist daher nicht ganz unbegründet, dass Rattenfleisch als Nahrungsmittel eingeschmuggelt wird. Es erscheint als notwendig, den Rattenfängern von Berlin um so schärfer auf die Finger zu sehen, als durch das Fleisch einer vergifteten Ratte grösstes Unheil angerichtet werden kann."

Spitzmäuse wurden ja bei den Römern auf die Tafel gebracht, nachdem man sie mit Kastanien und Eicheln bestens angefüttert hatte.**)

Dagegen droht Jesaja (66, 17) denen, die Mäuse verzehren: sie würden hinweggerafft werden. Und im 3. Mos. 11, 29 heisst es: „Diese

*) M. Bartels, Zwei merkwürdige Kreaturen. S. 171 f. (Z. d. V. f. V. 1899.)

**) E. v. Kudriaffsky, Die historische Küche. S. 62.

sollen auch unrein sein unter den Tieren, die auf Erden kriechen: das Wiesel, die Kröte, die Maus, ein jegliches mit seiner Art." Also gerade solche Tiere, die anderweitig im Volksglauben irgendwelche Beziehungen zur menschlichen Seele haben.

„Die Maus in der Marienkirche zu Lübeck (ein Steinbild) ist das vornehmste Wahrzeichen der Stadt." *) In der Jakobskirche zu Rothenburg a. d. T. sah ich bei der grossen, den Tod der Maria vorstellenden Schnitzarbeit eine am Bett der Maria nagende Maus.

Ja, wir alle werden einmal mausetot sein. Bis dahin aber wollen wir uns des Lebens freuen und auch bei widrigem Geschick dem Humor sein Recht lassen.

Als vor einigen Monaten das Denkmal der h. Gertrud hier gesäubert wurde, kamen zwei vergessene Tafeln mit Inschriften zum Vorschein. Sie waren durch andere darüber geschraubte Bronzetafeln verdeckt worden und feierten nun gewissermassen eine Enthüllung. Die Inschrift der einen Tafel lautet:

„Ratten- und Mäusegezücht
Machst du zunicht,
Aber dem Armen im Land
Reichst du die Hand."

Auf der anderen Tafel steht:

„Hei, wie das Nass durch die Kehle rinnt
Und der Bursch mit eins wieder Mut gewinnt!
Nun dankt er laut
Dir, heilige Gertraud." **)

Und wir, geehrte Anwesende, können nun im Restaurant „Zum grossen Kurfürsten" eine Gertrudsminne trinken.

Nachtrag zu meinem Vortrage „Die Mäuse am Denkmal der h. Gertrud."

(Brandenburgia 25. November 1903.)

Zunächst muss berichtigt werden, dass der so gut zu leidende Jüngling, dem die Heilige den erquickenden Trunk reicht, doch ein Gänsedieb ist. Herr Rektor O. Monke machte mich darauf aufmerksam, dass Herr Professor R. Siemering wohl nicht die Beziehungen zwischen Gans und Wolkengöttin habe andeuten wollen, sondern jedenfalls einen lustigen, wohlgemuten Schelm herangezogen hätte. Ich gebe hier den

*) Ill. Frauen-Ztg. 1897 No. 20.
**) D. Tagesztg. 3. Okt. 1903.

Brief des Herrn M. wieder. „Leider habe ich nicht ermitteln können, wo und wann die Selbstbiographie des Thomas Platter (geb. 1499 unweit Visp im Canton Wallis, gest. 26. Jan. 1582) erschienen ist und wer sie herausgegeben hat. (Vielleicht G. L. Kriegt.) Ich habe Ihnen daher aus dem Lesebuch von Kehr u. Kriebitzsch (1874) diejenigen Stellen herausgeschrieben, von denen ich annehme, dass sie dem Künstler bekannt waren, als er den fahrenden Schüler mit der Gans an der Leine schuf: Uff ein tag waren wier nit wijt von eim Dorff do was ein grosser huffen gensen by einandren und was der hirt nit darby . . . Do fraget ich mine gsellen die schützen: wen sind wier in Missen (Meissen), das ich derfft gans stod werfen? Sprachen sy: jetz sind wir drin. Da nam ich ein stein, wirffen eini, traff sy an ein Bein, die andern flugen darvon, die hinkend aber kond nit uffkummen . . . . Do lyff ich zuhin und erwutst die gans by dem kragen nnd mit under das röklin und gieng die strass durch das dorff. Do kam der gansshirt nachher geloffen, schriend im dorff: der bub hat mier ein ganss geroubt. Ich und mine mitschützen (daher der Name Abc-Schützen für die jüngeren Schüler, welche die Studenten begleiteten und für sie bettelten, schossen (stahlen) u. s. w., wofür ihnen dann die Anfangsgründe des Lesens u. s. w. beigebracht wurden, bis sie selbst „fahrende Schüler“ wurden; O. M.) fluchen (flohen; O. M.) und hanget der gans die fiess unter dem röklin fürher. Die puren kamen herfür mit gerten (Beilen; O. M.), die sy werfen konten, liffen uns nach. Do ich gsach, das ich nit mit der gans entrinnen mocht, liess ich sy fallen . . . . Wie die puren wieder in das dorff kamen, funden sy unsre Bacchanten im wirtzhuss . . . . vermeinten sy sölten gans zalen . . . . Wie sy nun wieder zu uns kamen, lachten sy, fragtend, wie es gangen weri. Ich entschuldiget mich, vermeint es weri so lantz bruch. Sprachen sy, es weri noch nit zyt.“

Auf eine Anfrage bei Herrn Prof. Siemering erhielt ich den Bescheid: „Sie würden gut tun, dem Ursprung der Gans nicht zu strenge nachzuforschen, da der Bursche wahrscheinlich nicht auf legalem Wege sie in seinem Besitz brachte. Mir war das Federvieh für das Werk notwendig.“

J. B. Friedreich, Die Symbolik und Mythologie der Natur. (1859.) S. 430f. „Wir haben Sagen, welche den Tod ganz deutlich durch die Maus symbolisieren: in Thüringen (bei Saalfeld) auf einem Edelsitze bei Wirbach arbeitete im Anfange des 17. Jahrh. das Gesinde in einer Stube, als eine Magd, da ihr der Schlaf angekommen war, sich auf eine Bank legte, und kaum war sie eine Weile still gelegen, so kroch ihr eine Maus zum offenen Munde heraus, und als, dadurch neugierig gemacht, eine andere Magd sich zu ihr begab, so fand sie dieselbe tot. (Praetorius, Weltbeschreibung 1, S. 40.) — „Viele

Mäuse im Lande bedeuten fremde Völker und Krieg." *) — Nach einem sowohl bei Völkern slavischen wie deutschen Stammes weit verbreitetem Aberglauben, der auch schon bei den Römern zu Hause war, lässt sich aus dem Nagen einer Maus auf den nahen Tod eines Hausbewohners schliessen. Wie die Begriffe von Maus und Tod identifiziert werden, zeigt schon die Redensart „mausetot." (Es lässt sich dieser Ausdruck vielleicht auch darauf beziehen, dass die Maus sehr leicht, durch den leisesten Schlag, getötet wird.")

Elard Hugo Meyer, Germanische Mythologie. (1891.) S. 64. „Die Seelen Verbrannter verfolgen Hatto von Bingen als Mäuse. (Z. f. d. Myth. 2, 405. Rochholz, d. Glaube 1, 156. Liebrecht, Volksk. 332) „Mäuse pfeifen" heisst „den Seelen ein Zeichen geben", vgl. auf See den Winden pfeifen, norwegisch (Liebrecht, Volksk. 332). Die Seele kriecht als weisse Maus aus dem Munde einer Magd und wird ein Baum und Ross drückendes Schrättele (Birlinger, Volksl. a. Schwaben 1, 303). Kinder verschwinden als Mäuse unter einer heiligen Tanne, als Ratten im Koppelberg bei Hameln (Harrys, Nieders. Sagen 1, 48. Mannhardt, Germ. Myth. 267), vgl. die bei Lorch in den Berg gepfiffenen Mäuse (Wolf, Beitr. z. d. Myth. 1, 172). Da die Seele in der ersten Nacht nach dem Tode bei der h. Gertrud übernachtet, so werden die Mäuse und Ratten, die an und auf der Heiligen und ihrem Spinnrocken dargestellt werden, zunächst die Seelen bedeutet haben. Weisse Mäuse im Haus bringen Glück (Wuttke, D. Volksab. 11, S. 77. So wird die weisse Seelenmaus zum drückenden Schrättele. — S. 133. Seelen kommen aus dem Elbenreich (Rochholz, Schweizers. 1, 245. Kuhn, Sagen a. Westf. 1, 240). Alp die dem Körper entschlüpfte Seele (Witzschel, Sag. a. Thüring. 2, 266). Auch die Mar schlüpft seelengleich als Maus aus dem Schlafenden oder Sterbenden (Wolf, Ndrl. S. 343. Bartsch, Sag. a. Mecklenb. 1, 139, 197). Wie Elben sind Seelen schwarz und licht. — S. 177. Da die Seelen als Mäuse gedacht wurden, so wird sie (d. h. Gertrud) dargestellt als Spinnerin, an deren Rocken, Kleid und Kopf Mäuse oder Ratten hinauflaufen. (Panzer, Beitr. z. d. Myth. 2, 552).

Montanus, Die deutschen Volksfeste, Volksbräuche u. s. w. (1854.) IV. S. 172. „Viel Mäuse bedeutet Krieg; Wandermäuse verkünden Heerzüge; weisse Mäuse zeigen die nahe Pest.

E. Lemke, Volkstümliches in Ostpreussen I. (1884.) S. 91. „Zeigt sich in einem Hause eine weisse Maus, so kann man darauf gefasst sein, dass dort bald eine Leiche stehen (liegen) wird."

---

*) Krieg = „grosses Sterben." E. L.

Friedrich Nösselt's Lehrbuch der griech. und röm. Mythologie, 7. Aufl. (1889. Neu herausgeg. v. Ludwig Freytag.) S. 193. (Griechen.) „Neben der Statue des Schlafes ist nicht nur eine Eidechse, sondern auch eine Erdratte abgebildet, weil diese Tiere einen langen Winterschlaf halten."

E. Lemke, I. S. 91. „Er schläft wie eine Ratze."

Friedreich. S. 429. „Ein Mädchen in Stockhem machte aus Kügelchen von Erde lebendige Feldmäuse, was es von seiner Lehrerin gelernt hatte, die als Hexe gehängt wurde. Ein anderes Mädchen in Lede machte Mäuse aus Blättern; es war vom Teufel besessen, den ihm der Pfarrer austrieb." (Wolf, Niederländische Sagen, S. 486f.)

Karl Weinhold, Vom heiligen Ulrich. (Ztschr. d. Vereins f. Volkskunde, 1895 S. 416f.) S. 421f. „Eine ganz besondere Bedeutung hat S. Ulrich als Helfer gegen die Haus- und Feldplage der Ratten und Mäuse gewonnen. — In Meysterlin's (gest. 1490) Nürnberger Chronik wird zu den Wundern des h. Ulrich gerechnet, dass zwischen Lech und Weitach keine Ratte am Leben bleibe. Die Zimmersche Chronik (III, 272f. der Barackschen Ausgabe von 1869) erzählt, dass im Jahre 1538 zu Mösskirchen so viel Ratzen waren, dass man alles versuchte, sie zu vertilgen. Graf Gottfried Wernher v. Zimmern „hat Sankt Ulrichs ertrichs (?) etlichemal von Augsburg holen lassen der hofnung, er solte die Ratzen vertriben, wie dann ein gemeiner leumat (?) desshalber, aber es wolts nit thuen." Es kam dann ein Abenteurer, der die Ratten aus der Stadt verbannte. — In Veringen an der Lachert wird in selber Chronik (III, 273) weiterberichtet „sei in etlich hundert Jahren kein Ratz gespurt worden; so auch ein lebendiger Ratz dahingebracht oder ungeferdt dahin kam, so starb er." — Der Kapuziner Athanasius von Dillingen berichtet in seiner Vinea evangelica (Dillingen 1694), dass die Mäuse oder Ratzen die Erde vom Grabe des hl. Ulrich fliehen und sich in seinem Bistum nicht aufhalten oder Schaden zufügen mögen. (Birlinger, Aus Schwaben 1, 294.) Als einst in der Rothenburger Markung zahllose Mäuse hausten, holte man St. Ulrich's Stab von Augsburg, trug ihn in Prozession um die Felder, und die Mäuse sollen alle verschwunden sein. (Birlinger, 1, 407.) — Im Lechrain, der zum Augsburger Bistum gehört, wird S. Ulrich gegen den Schaden der Mäuse und Ratzen mit grossem Erfolge angerufen, weshalb die Feier des Ulrichstages, obschon öfter abgeschafft, immer wieder erlaubt werden musste. (v. Leoprechting, Aus dem Lechrain; S. 189.) — Nach Stadlers vollständigem Heiligen-Lexikon (Augsburg, Bd. 5 S. 597) wird der h. Ulrich zuweilen mit Ratten zu seinen Füssen abgebildet. — In den angeführten Zeugnissen ist mehrmals die Erde vom Grabe des h. Ulrich als Mittel gegen das Ungeziefer genannt worden. Es ist das

älteste Grab in der St. Afrakirche zu Augsburg gemeint, wo sich Bischof Ulrich auf blosser Erde, nur mit einem hölzernen Deckel bedeckt, hatte bestatten lassen. Nach einer alten Aufzeichnung hat diese Graberde die besondere Kraft, nachdem Gebete und gute Werke dabei verrichtet waren, die Ratten aus den Häusern und den nahegelegenen Orten zu vertreiben, wo sie mit Vertrauen aufbewahrt wird. (K. Raffler, S. 163.) Die Ulrichserde wird in die von Mäusen bevölkerten Äcker eingegraben oder dort, wo Ratten sich zeigten, aufgestreut. Nach Stadlers Vollst. H.-L. (V. 597; Anm.) wird noch jetzt von S. Ulrichs Grab entnommene Erde als Mittel gegen die Ratten in den Häusern aufbewahrt. — Frommer Glauben hat aber auch die Erde vom Kirchhofe dem h. Ulrich geweihter Kirchen dieselbe Kraft zugesprochen. Wenigstens ist mir solches von der Pfarrkirche St. Ulrich im Grödener Thale (Südtirol) glaubwürdig berichtet worden. In St. Ulrich, dem Hauptort von Gröden, soll es keine Ratten geben. Einmal trug man eine lebende Ratte dorthin und liess sie beim Mittagläuten innerhalb der Freithofmauer laufen. Sofort starb sie, gleich der Ratte in Veringen. Erde von diesem St. Ulrichs-Kirchhof wird in Dörfer der Nachbarschaft geholt und als Rattenmittel ausgestreut. Es hat auch für lange geholfen, wie eine Wirtin in Gufidaun versicherte."

Heiligenbeiler Ztg., 11. Mai 1900. „Mamertus war ein frommer Bischof zu Vienne in Frankreich. Als im Jahre 452 in Frankreich die Saat durch Mäuse ganz vernichtet worden war, ansteckende gefährliche Krankheiten wüteten, und dazu noch die Hunnen unter Attila die Länder verwüsteten, da ordnete der Bischof auf Sontag Rogate die Litanei als ein öffentliches Gebet an, das bald in ganz Frankreich, Italien und Deutschland angenommen wurde."

E. Lemke, I. S. 14: „Mäuse- und Ratten-Bannen" geschieht in folgender Weise: vier Mädchen müssen in einer der Frühlingsluft wenig entsprechenden Kleidung zur Mitternachtsstunde an die vier Ecken des Hauses gehen, dort an die Wand klopfen und rufen: Ratz, Ratz aus der Wand! Ostern ist im Land." (Die mit Blechwaren umherziehenden Slowaken werden dort Ratzenbeisser oder -faller oder -macher genannt.)

Bei Gelegenheit einer „Ausstellung der ägyptischen Papyrus-Funde von Grenfell und Hunt, die in Oxyrhynchus und Fayum gemacht worden sind, konnte man auch eine Zahlung für eine Mausefalle sehen. (Leipz. Ztg., 1. Juli 1899.)

Karl Haupt, Sagenbuch der Lausitz. I. S. 77. Wo das böse Weib — die Slaczona — weilt, wird das Gespinnst von den Mäusen zerfressen.

Karl Gottfried Hagen, Preussens Pflanzen (1818), I. S. XII Ruscus, Mäusedorn. S. 82, Bromus sterilis, Taube Trespe, Mäusehaber. S. 146f., Myosotis, Vergissmeinnicht, Mäuseohr. S. 256f., Myosurus,

Mäuseschwanz. II. S. 154, Hieracium Pilosella, Gemeines Habichtskraut, Kleines Mausöhrchen. S. 155, Hieracium dubium, Glattes Mausöhrchen. S. 155, Hieracium Auriscula, Grosses Mausöhrchen. S. 179, Gnaphalium dioicum, Rote Mausöhrchen. S. 220, Epipactis ovata, Zweyblatt, Ratzenschwanz. S. 329, Hordeum murinum, Taube Gerste, Mäusekorn.

Paul Drechsler, Schlesische Erntegebräuche. (Ztschr. d. Vereins f. Volkskunde, 1902 S. 337f.) S. 340. „Ist das Getreide eingescheuert, werden um Beuthen O.-S., Rybnik und Namslau die Knebel, deren man sich beim Zusammenziehen der Seile um die Garben bedient hat, auf dem Felde oder vor dem Scheunentor vergraben, weil, solange sie nicht verfault sind, die Mäuse nicht in die Bansen kommen und die Körner fressen. (Schles. Provinzialbl. 1865, 131.)"

Wie sehr der Landwirt auch mit den Ratten rechnen muss, bezeugt u. a. ein altes littauisches Lied. (Mitth. d. Lit. litt. Gesellsch. 1889—1891. Hochzeitsgebräuche der Wielonischen Litauer. Beschrieben von Anton Juszkiewicz, übersetzt von Arved Petry, unter die Red. von J. Baudouin de Courtenay.) 1890, S. 201f. „Die Mädchen gehen in die Gesindestube, um eine Flasche Wein zu trinken und einen Fladen Weissbrod, den sie vom Bräutigamsmarschall bekommen, aufzuessen; und nachdem sie gerade gegenüber den Hochzeitsgästen des Bräutigams, welche am Tische sitzen, zurückgekehrt (d. h. stehen geblieben sind), danken sie für das Weissbrod und den Wein mit schmähenden und tadelnden Worten singend: Es sitzen, es sitzen Gäste am Tische; schon liegen die Bärte über den Tischen . . . . Wahrlich, wir wissen euere Wohnung, wahrlich wir kennen euere Habe. Im Städtchen Pelučiai mitten im Hofe, im Städtchen Pelučiai mitten im Hofe. In einem Abschlag zwei Körner Roggen, im zweiten Abschlag zwei Körner Gerste . . . . im dritten Abschlag eine Mastratte. Erschlugt die Ratte mit einem Schlage, zoget das Fell ab, habt sie geschunden. Kochtet das Fleich aus, liesst es zerkochen, nagtet die Knochen" . . . .

In der Provinz Posen (am Goplersee) giebt es auch einen „Mäuseturm". Überrest des ältesten Sitzes des polnischen Königgeschlechts der Piasten.

H. Raff, Aberglauben in Bayern. (Ztschr. d. Vereins f. Volkskunde, 1898 S. 394f.) S. 400. „Fällt jemand ein Zahn aus, so muss er denselben fest in ein Mauseloch schlagen; dann bleibt er für alle Zukunft vor Zahnweh bewahrt."

Aus Rothenen bei German, Ostpreussen, hörte ich: wenn man sich die Zähne gut erhalten will, soll man das essen, was die Maus angefressen hat. — (In Ostpreussen heissen die Milchzähne mitunter „Mausezähnchen". Denselben Namen tragen ausgenähte Kanten an Wäsche.)

W. v. Schulenburg, Wendisches Volkstum in Sage, Brauch und Sitte. (1882.) S. 104. Gegen Trunksucht soll man junge Mäuse in

Branntwein kochen, diesen „geläutert" in andern Branntwein giessen und dem Trinker verabreichen. [Letzteren wäre die freundliche Gertrudsminne gewiss lieber.]

Ill. Frauen-Ztg., 1897, No. 20 (Städte-Wahrzeichen" von H.) „Die Maus in der Marienkirche zu Lübeck ist das vornehmste Wahrzeichen der Stadt. Von ihr geht die Sage, dass ein Lübecker Bürgermeister das Steinbild — es ist eine Scene aus der Leidensgeschichte Christi, umrahmt von einem Eichbaum, an dessen Stamme eine Maus nagt — gestiftet und dabei gesagt habe: „Ehe nicht die Maus diesen Stamm durchnagt hat, wird Lübeck nicht untergehn." In Wahrheit ist die Maus nichts anderes, als das Sinnbild des Todes, wie es in früherer Zeit häufig angewandt wurde. — Die Sage vom Rattenfänger von Hameln ist ja auch darauf zurückzuführen, dass in verschiedenen Städten — nicht bloss in Hameln — Votiv-Bilder zum Andenken an ein grosses Sterben aufgestellt wurden, auf welchen der Tod als Spielmann, die Kinder als sein Gefolge und Mäuse als Sinnbild der Seuche oder des Todes dargestellt sind. Alles andere ist Zutat der schaffenden Volks-Phantasie."

In der Festschrift „Das Germanische National-Museum 1852—1902" ist eine Abbildung der „Grabplatte Kaiser Friedrich III im Stephansdome zu Wien. Um 1490." (Der Gypsabguss befindet sich in G. N) Wir sehen da unten ein kleines Tier, dem der Kopf abhanden gekommen ist. Sollte das Tier (mit langem Schwanze) eine Maus gewesen sein?

Aus den niederen Gefilden des (leider so vielfach als blosser Unverstand bezeichneten) Volksglaubens trugen Künstler und Dichter zahllose Einzelheiten zu weit sichtbaren Höhen. So ist es auch den Mäusen und Ratten ergangen, und es sei daher an die anmutigen Märchen von Ernst Moritz Arndt (mit Anmerkungen herausgegeben von Ludwig Freytag, Berlin 1902) erinnert. „Es sind keine Volksmärchen im strengen Sinne, insofern sie nicht direkt dem Volksmunde nacherzählt sind; trotzdem sind sie auch wissenschaftlich nicht wertlos, denn der Kern ist offenbar volksmässig." (L. F., I. S. V.) Die „Geschichte von den sieben bunten Mäusen" meldet, wie eine über das Naschen ihrer Kinder erzürnte Mutter ausruft: „Der Blitz! Ich wollte, dass ihr Mausemärten alle zu Mäusen würdet." Der Wunsch ging sogleich in Erfüllung, und die arme Mutter folgte den dahineilenden Mäusen bis zu einem Gewässer, in das die Kleinen hineinstürzten; sie selbst wurde zu Stein. Allnächtlich um Mitternacht umtanzen die Mäuse den alsdann klingenden Stein. „Und das ist die einzige Zeit, da die Kinder und die Mutter sich verstehen können und von einander wissen; die übrige Zeit sind sie wie tot." Busch und Teich dort — am Dumsewitzer Feld (Rügen) — heissen der „Mäusewinkel". Mausmarten (so erklärt Arndt selber das Wort) ist ein kleiner Dieb oder Mauser, was

uns natürlich an unser mausen, wegmausen u. s. w. mahnt. Was die Verwünschung anbelangt, so äussert sich L. F. (I, S. 5): „Verwünschung in Mausgestalt ist verhältnissmässig selten in Fällen, wo (wie hier) eine Erlösung (wenn auch ungemein schwer) möglich ist, denn die Maus ist chtonisch und überwiegend dämonisch. Ist der verwünschte Geist erlösungsfähig, so hat er meist ein weisses Haar resp. einen weissen Flecken in dem schwarzen Haare resp. auf der weissen Haut." Die Kinder hatten Äpfel und Nüsse genascht. In einer Anmerkung (II, S. XII) heisst es: „Musmarten ruft die Jugend am Martinstage, wofür sie Äpfel, Nüsse u. s. w. bekommt." In der Vorrede zu II nennt der alte Arndt die jugendliche Adelheid — der das Buch gewidmet ist — ein freundliches, blauäugiges Muserömchen d. i. Prachtmäuschen. (Der Zärtlichkeitsausdruck „mein Mäuschen", ostpr. selbstverständlich Mauschen, in Pommern „Mäusing", ist ausserordentlich beliebt.) Das letzte Märchen in Th. II heisst „Wo piepen die Müse!" und hat mit Schatz-Gewinnen zu tun, wofür gleich ein anderes Beispiel herangezogen werden soll. Doch vorher sei noch auf das Märchen (I, S. 271f.) vom „Rattenkönig Birlibi" aufmerksam gemacht. Obgleich es sich um keine Volksüberlieferung, sondern um das Werk eines Poeten handelt, gebe ich hier eine Strophe der Rattengesänge wieder: „Ich bin der grosse Rattenkönig; komm her zu mir, hast du zu wenig! Von Gold und Silber ist mein Haus; das Geld mess ich mit Scheffeln aus."

Friedreich. S. 429f. „So wie andere dämonische Tiere unterirdische Schätze bewachen, so auch die Maus; und das alte jüdische Sprichwort „Die Maus liegt auf dem Golde" (Buxtorf, lex. chald. talm. rabb. p. 1605) wirft Licht auf folgende Sage. (Nock, Mythologie der Volkssagen, S. 389): Ein armer Krämer ging durch den Böhmerwald gegen Reichenau; und müde und hungrig setzte er sich nieder, um ein Stück Brod zu verzehren. Während er ass, sah er eine Maus vor sich sitzen, die ihn anschaute, als erwarte sie etwas von ihm. Als er sein Brod mit dem Tiere geteilt hatte, begab er sich zu einer nahen Quelle, um zu trinken; und als er wieder zurückgekehrt, sah er ein Geldstück liegen und die Maus — aus einem Loche hervorkommend — ein zweites, drittes u. s. w. Goldstück herbeitragen. [Dankbar wie jene Maus, die den Löwen aus dem Garn befreite.] Da öffnete er nun dieses Loch und fand einen Schatz von lauter Goldstücken; die Maus aber war verschwunden. In der Dreifaltigkeitskirche zu Reichenau in Böhmen soll die Geschichte in Stein ausgehauen sein. — In noch manch anderem Teufelsspuke spielt die Maus eine Rolle. In der Stadt Grimmen fährt in der Walburgisnacht*) ein Wagen mit sehr starkem Gerassel, an

*) Auch der Rattenkönig Birlibi (bei Arndt) zog in der Nacht nach dem „Walpurgisabend" mit Lärm und Glanz durch den Wald.

welchem vier Mäuse angespannt sind und auf dessen Bock ein Kutscher mit einem Hahnenfusse sitzt, durch die Strassen."

H. F. Feilberg, Die Zahlen im dänischen Brauch und Volksglauben. (Ztschr. d. Vereins f. Volkskunde, 1894, S. 374 f.) S. 384. „Zählt man Mäuse, die man zufälligerweise entdeckt, oder hält man darüber Rechnung, wieviel die Katze fängt, so vermehren sie sich."

„Katz' und Maus!" — C. Arendt, Moderne chinesische Tierfabeln und Schwänke. (Ztschr. d. Vereins f. Volkskunde, 1891, S. 325 f.) Schwein und Elefant taten dem ungehorsamen Mäuschen nichts zu Leide; als es aber die Katze höhnte, wurde es von dieser zu Tode gebissen.

Wenn die Katze nicht zu Hause ist, tanzen die Mäuse auf Tisch und Bank. — Dir geht es gut; Du sitzest wie die Maus im Speck. — (Aber auch) Du siehst [so jämmerlich] aus wie 'ne geschorene (oder nackte) Maus. — Du siehst aus wie 'ne Maus in der Wickelheed. — Du siehst aus wie ein Topfchen Mäus'. — Ich möchte bloss Maus gewesen sein (gehorcht haben). — Ich möchte in ein Maus'loch kriechen (mich verstecken). — Davon kann keine Maus fett werden. — Arm wie eine Kirchenmaus. — Das Ungeziefer hat alles ratzenkahl gefressen. — Die Ratten verlassen das sinkende Schiff.

Deutsche Tagesztg., 10. Mai 1898: „Die Ratten gehören noch lange nicht zu den schlechtesten Tieren; in einer Hinsicht wenigstens können sie dem Menschen immerhin noch nützen. Es ist eine alte und durchaus zutreffende Redensart, dass es um ein Schiff bedenklich steht, wenn es von den Ratten verlassen wird. Es mag zunächst unerklärlich erscheinen, dass die Ratten oft Stunden und Tage, bevor die Besatzung des Schiffes etwas merkt, auszuwandern beginnen; die Sache geht aber ganz natürlich zu. Die Ratten hausen selbstverständlich in den tiefsten Winkeln des Schiffsrumpfes mit Vorliebe, und wenn Wasser eindringt durch ein verborgenes Leck, so müssen sie es zuerst merken. Wenn die Ratten auf das Deck kommen, so wird der Kapitän gut daran tun, den Schiffsboden genau untersuchen zu lassen. — Es fehlt freilich auch nicht an Beispielen, dass die Ratten die Ursache des Sinkens von Schiffen gewesen sind, indem sie durch die hölzerne Schiffswand Löcher nagten."

Friedreich, S. 428. „Es sei hier an das arabische Sprichwort „Die Maus von Arim" erinnert' durch welches ein Schwacher, der einen Stärkeren überwindet, bezeichnet wird. Es hatte nämlich diese Maus so lange an einem Damm genagt, bis sie denselben durchgefressen hatte, so dass das Land von dem nun ausbrechenden Wasser überschwemmt wurde. (Zeitschr. d. deutsch-morgenländ. Gesellsch., 7. Bd. S. 554.)"

E. M. Arndt, I S. 320. „Veel Müse freten den Kater."

Wir haben uns allmählich recht weit von der h. Gertrud und ihren Mäusen entfernt; zum Schluss sei noch einer alten Überlieferung

gedacht, die ich Herrn Professor Dr. P. Ascherson verdanke. „Nach dem Berichte Herodots sandte während des Feldzuges des Königs von Persien Darius I. (Hystaspis) gegen die Skythen, nachdem das Perserheer über mehrere Monate in den Steppen Südrusslands zugebracht hatte, ohne gegen den zurückweichenden Feind Erfolge zu erlangen, der König der Skythen an den Perser-König eine Maus, einen Frosch und einen Pfeil. Ein Höfling deutete diese stumme Botschaft als eine symbolische Bezeichnung der Unternehmung, wobei die Maus die Erde, der Frosch das Wasser, der Pfeil aber die wehrhafte Mannschaft bedeuten sollte. Richtiger interpretierte jedenfalls den Sinn der rätselhaften Sendung ein anderer der Räte des Königs, welcher sie so übersetzte: Wenn Ihr nicht in die Erde kriechen könnt, wie die Maus, oder ins Wasser gehen, wie der Frosch, so werdet Ihr meinen Pfeilen nicht entgehen. — Darius kehrte unverrichteter Sache um und rettete so zwar das Leben seiner Truppen, verlor aber das Prestige (wie man heute sagen würde) der bis dahin für unwiderstehlich gehaltenen persischen Macht. Unmittelbar darauf folgten die unglücklichen Feldzüge gegen die Griechen, die seinem Sohne Xerxes eine so traurige Berühmtheit verschafften."

---

14. (6. ordentliche) Versammlung des XII. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 16. Dezember 1903, abends 7½ Uhr
im grossen Sitzungssaale des Brandenburgischen Ständehauses.
Matthäikirchstrasse 20/21.

Vorsitzender: Herr Geheimer Regierungsrat Ernst Friedel. Von demselben rühren die Mitteilungen zu I bis XIII her.

A. Allgemeines.

I. Der Vorsitzende erläutert die Tagesordnungen der nächsten Sitzungen und teilt mit, dass nach dem Schluss der nächsten Zusammenkunft am 20. Januar 1904 auf mehrfachen Wunsch ein märkisches Fischessen im Ratskeller sowie dass das Stiftungsfest am 18. März 1904 in den Räumen des Hotel Imperial (Schlaraffia) Enckeplatz, stattfindet. Herr Professor Dr. Pniower mit Unterstützung des Herrn Gerichts-Assessors Dr. Depène hat die Vorbereitungen übernommen und nimm Meldungen entgegen.

II. Das Museum für deutsche Volkstrachten und Erzeugnisse des Hausgewerbes, dessen Verbleib in Berlin eine Zeitlang gefährdet erschien, wird erfreulicherweise uns erhalten werden. Der Staat hat dasselbe zu überwachen und pflegen beschlossen. Statt der Bezeichnung „Museum" soll es fortan heissen „Sammlungen". Neben diesem Museum besteht seit dem Jahre 1891 ein „Verein" für dasselbe. Es war nun die Frage, in welcher Weise derselbe fernerhin die Förderung der „Sammlungen" bewirken könne. Es standen zwei Wege offen. Der Verein konnte sich in eine Pflegschaft umwandeln, wie solche für bestimmte Abteilungen unserer hiesigen Königlichen Museen bereits bestehen, wie sie das Märkische Museum in Berlin und das Römisch-Germanische Museum zu Mainz, vor allem aber in grossartiger Entwickelung das Germanische Museum zu Nürnberg besitzt. Bei der General-Versammlung des Vereins am 6. d. Mts. ist dieser erprobte Weg nicht beschritten, vielmehr beschlossen worden, den Verein bestehen zu lassen unter den nötigen formalen Abänderungen (Verein der Sammlungen des Museums etc.) bei Aufstellung neuer Satzungen. Hoffentlich bewährt sich diese etwas umständlichere Organisation, an deren Spitze der um die Volkskunde höchst verdiente Professor Geheime Sanitätsrat Dr. Max Bartels getreten ist.

In jedem Falle wünschen wir sowohl den Sammlungen wie dem Sammlungen-Verein von Herzen ferneres Gedeihen.

B. Persönliches.

III. Aufs neue ist die Brandenburgia durch einen herben Verlust betroffen worden. Unser langjähriger Schatzmeister Bankier und Kgl. preuss. Lotterie-Einnehmer Herr Wilhelm Ritter ist uns am 29. v. M. plötzlich durch den Tod im 65. Lebensjahre entrissen worden.

Unser guter Freund Ritter gehört zu den Gründern unserer Gesellschaft und hat seines Amtes darin unermüdlich gewaltet bis ihn zunehmende Kränklichkeit zwang, dasselbe niederzulegen. Wir haben ihn in Anerkennung seiner Verdienste zum Ehrenmitglied ernannt und ausser einem Beileidschreiben einen prächtigen Kranz mit Widmungsschleife an die hinterbliebene Gattin Frau Anna Ritter entsendet. Bei der Beerdigung nahmen ausser mir die Mitglieder Franz Körner, Prof. Dr. Pniower und Rönnebeck teil. Zur Ehrung des Entschlafenen bitte ich die Versammlung sich zu erheben. (Geschieht.)

IV. Frau Anna Ritter hat das heut ausliegende sprechend ähnliche Bild des Entschlafenen der Brandenburgia gestiftet. Ich danke Namens der letzteren und bitte das Ausschuss-Mitglied Herrn Karl Burkhardt, das Bild zu unserm Bildnis-Album zu nehmen.

Diese Gelegenheit benutze ich, um diejenigen Mitglieder, welche ihr Bild uns noch nicht verehrt, aufzufordern, dies recht bald zu Händen unsers genannten Bildwarts Herrn Burkhardt zu tun.

C. Naturgeschichtliches.

V. Schutz den Naturdenkmälern. Unter dieser Devise ist unsere Brandenburgia seit Jahren unermüdlich durch Wort und Schrift tätig. Es gereicht uns zur Freude, dass wir in unserm Ehrenmitgliede dem Direktor des Westpreussischen Provinzial-Museums Professor Dr. Conwentz einen der eifrigsten Vorkämpfer besitzen. In der Sitzung der hiesigen Gesellschaft für Erdkunde am 5. d. M. hat Herr Conwentz seine Vorschläge in einem längeren, mit grossem Beifall aufgenommenen Vortrag über „Schutz der natürlichen Landschaft, ihrer Pflanzen- und Tierwelt" dargelegt. U. M. Herr August Förster hat die Güte gehabt hierüber uns aus seinem Referat im D. Reichsanz. vom 7. folgendes zur Verfügung zu stellen.

Herr C. begann damit, dass die Kultur leider das Bild der Natur mehr und mehr verändere, nicht selten weit über das Mass des Notwendigen hinaus. Hierfür wurden (Punkt I des Programms) Beispiele verschiedener Art betont und dann (Punkt II) Verbesserungs- und Abänderungsvorschläge gemacht.

Aus der Fülle der zu dem ersten Punkt seines Programms angeführten Beispiele seien folgende hervorgehoben: Verkehrs- und Industrie-Interessen haben zum Zweck der Regulierung einerseits, der Ausnutzung der Wasserkräfte andererseits, den natürlichen Gewässern stark zugesetzt. Besonders bedroht, ihre natürliche Gestalt zu verlieren, sind die Wasserfälle, der Rheinfall bei Schaffhausen, die Fälle von Tivoli bei Rom, vor allem aber der Trolhättafall, dessen herrliche Umgebung infolge der grossen Anzahl ihm angegliederter Fabriken zu einem Zerrbild der Natur geworden ist. Überall sind Bestrebungen im Gange, die natürlichen Wasserkräfte zu verwerten. Das ist an sich nicht zu tadelu, aber hier und da müssten besonders schöne Landschaftsbilder der industriellen Verwertung entzogen, dauernd ausgeschaltet und in ihrer Ursprünglichkeit erhalten werden. Von verwüstender Wirkung für das Landschaftsbild sind vor allem auch die Steinbrüche in allen Arten von Gestein. An der südschwedischen Küste reiht sich in Länge von 8 km ein Granitsteinbruch an den andern, die beiden Märkischen Kalksteinbrüche Calvörde in der Altmark und Rüdersdorf lassen jede Rücksicht auf die Erhaltung der geologisch wichtigen Teile, u. a. die Spuren der Eiszeit in Form von Gletscherschrammen, vermissen. Hier sollte eine grosse Fläche ausgeschieden und in ihrer ursprünglichen Gestalt erhalten werden. Schmerzlich berühren die längs der Elbe sich erstreckenden ausgedehnten Brüche von Quadersandstein. Mindestens

war hier das Beispiel der sächsischen Regierung allgemein nachzuahmen, wonach die der Elbe zugekehrten Seiten von fiskalischem Besitz nicht abgebaut werden dürfen. Auch von den mehr und mehr verschwindenden und in furchtbares Acker- und Wiesenland umgelegten Mooren wäre es sicher möglich, kleine Abschnitte mit der sie kennzeichnenden Pflanzen- und Tierwelt dauernd zu erhalten, sonst wird in einem halben Jahrhundert dies für die nordwestdeutsche Landschaft bezeichnende Bild in der Erinnerung ausgelöscht sein. Am meisten gefährdet ist der Wald im Privat- und im Staatsbesitz und mit ihm eine ganze Tierwelt. Im Königreich Sachsen giebt es fast keinen natürlichen Wald mehr mit reichem Unterholz und dichter Pflanzendecke, sondern meist künstlich gepflegten und erhaltenen. Das Landschaftsbild im Erzgebirge ist dadurch gegen früher geändert. Manche ursprünglich deutschen Waldbäume schwinden, manche schöne Vertreter unserer Flora, wie der Frauenschuh, die ansehnlichste deutsche Orchidee, wird seltener und seltener, vor allem aber verliert die Vogelwelt ihre Niststätten. Bereits dezimiert durch die grausame Liebhaberei unserer Nachbarn jenseits der Alpen für den Vogelfang — allein in Nizza kamen während dreier Monate im vorigen Jahre $1^1/_2$ Millionen Singvögel auf den Markt, — laufen unsere heimischen Sänger in Wald und Flur ernstlich Gefahr, uns mehr und mehr verloren zu gehen. Zu erinnern ist unter den Vierfüsslern auch — ein Beispiel für viele — an das Seltenerwerden des Bibers, der in Europa nur noch an drei Stellen vorkommt: am Rhein, an der Elbe und in Südnorwegen, und selbst in Canada der Vernichtung entgegensieht, da aus den Ausfuhrlisten der Hudsonbai-Kompagnie die jährliche Tötung von 100 000 Tieren hervorgeht. — Wer sich erinnert, was in ihrer natürlichen Erscheinung Plätze wie Rosstrappe und Hexentanzplatz im Harz und die Bastei in der sächsischen Schweiz bereits eingebüsst haben, wird mit Genugtuung vernehmen, dass weitere angebliche Verschönerungspläne der einen und die Einrichtung eines elektrischen Aufzuges bei der anderen behördlicherseits abgelehnt worden sind. — Schwere Schädigungen werden dem Landschaftsbilde ferner durch Hütten und ähnliche Anlagen mit stark qualmenden Schornsteinen zugefügt, sowohl durch die ablaufenden schmutzigen und übelriechenden Wässer, als durch giftige, der Vegetation schädliche Gase. Hier sollte die Industrie Mittel und Wege finden, Schäden fern zu halten. Mangel an Erziehung und Herzensbildung, Unverstand und Gleichgültigkeit verschulden es in gleichem Masse, wenn durch Inschriften und Plakate z. B. die Felsen der sächsischen Schweiz schimpfiert werden. In Preussen ist dergleichen seit den letzten Jahren gesetzlich verboten; doch wird damit beispielsweise nicht gehindert, dass unter den Augen der Aufsichtsbehörden unsere Berge sich mit geschmacklosen Aussichtstempeln und unpassend angelegten Gastwirtschaften bedecken,

dass man an schönen Fusswegen Geländer aus alten Eisenbahnschienen auf hölzernen Pfählen anbringt und dergl. Mangel an Fach- und Sachkenntnis mag manchmal an unverständigem, das Landschaftsbild verunzierendem Abholzen die Schuld tragen; aber schwer zu entschuldigen ist das alles Mass überschreitende Wüten gegen manche Tiere, die dem Menschen nicht eben nützlich, aber doch auch ihm nicht lebensgefährlich sind, was allein ihre Ausrottung erklärlich machen würde, wie Cormorane, Reiher, Wildschweine und im Norden die häufig ohne jeden Nutzen getöteten Renntiere.

Die Frage, wie diesem rücksichtslosen Kampf angeblicher Kultur gegen die Natur Halt zu gebieten, wenigstens ihm vernünftiges Masshalten aufzuerlegen ist, wurde andeutungsweise schon im vorstehenden beantwortet. Doch ist das empfohlene Ausschalten besonders schöner Landschaftsbilder und ihre Bewahrung in voller Ursprünglichkeit, sei es das besonders charakteristische Stück eines Flusslaufes, eine Stranddüne, eine Moorlandschaft oder ein sonst der Sprengung verfallender Fels oder erratischer Block, nur eines von mehreren Mitteln, die anzuwenden sind. Wir sind ja leider nicht mehr in der glücklichen Lage der Vereinigten Staaten von Nordamerika, sechs grosse Nationalparke vor der Besitznahme schützen und in vollster Ursprünglichkeit erhalten zu können, deren ausgedehntester das Grossherzogtum Hessen an Areal übertrifft; aber wir können doch dem Beispiel Englands folgen, wo grosse Gemeinwesen, wie London, seit langem die Hand, sei es auf einen ausgedehnten Buchenwald im Nordwesten oder eine Moränenlandschaft im Nordosten der Stadt gelegt haben, um sie unberührt zu erhalten. Die Hauptsache wird immer sein, die Herzen zu erwärmen und für freiwillige Hilfe, sei es den einzelnen, seien es Vereine aller Art oder die Gemeinden, zu gewinnen. Erst an zweiter Stelle wird die Verwaltung und an dritter die Gesetzgebung anzurufen sein. Zum Glück liegen schon eine ganze Anzahl zur Nachahmung auffordernder Beispiele freiwilliger Hilfe zu dem hier empfohlenen Zwecke vor, wovon nur einige hervorgehoben seien: Eine deutsche Künstlergesellschaft in Rom erwarb einen der schönsten alten Haine am Sabinergebirge und machte ihn Seiner Majestät dem Kaiser zum Geschenk, der die Annahme für das Reich erklärte. Dem Verschönerungsverein für das Siebengebirge ist es gelungen, den Beistand dieses schönen Gebirges gegen die Steinbruchbesitzer zu verteidigen. Ein Verein in der schwäbischen Alb hat ein Gelände angekauft, nur zu dem Zweck von Nistplätzen für Vögel. Dem Schutz der landschaftlichen Schönheiten des Isartales widmet sich eine Münchener Gesellschaft. Die Gemeinde Aussig hat einen malerischen Basaltfelsen angekauft, um ihn vor der Sprengung zu bewahren usw. Wie wertvoll die Unterstützung des Staates ist, beweist u. a. der Schutz, den das schöne Bodetal von den Regierungen von Preussen und Braun-

schweig durch die streng durchgeführte Erhaltung des Waldes an beiden Ufern geniesst. Auch im Ministerium des Innern herrscht seit lange vollstes Verständnis und vollste Zustimmung für die hier verfolgten Zwecke, denen die Verwaltungen ihre wichtige Unterstützung, z. B. bei Neukonzessionen gewerblicher Anlagen zuwenden, indem sie Sorge tragen, dass eine Fabrik an die richtige, sich dem Landschaftsbilde gefällig einordnende Stelle kommt, und dergleichen. Dass auch gesetzliche Hilfe von nicht zu unterschätzender Bedeutung ist, beweist das im Grossherzogtum Hessen im Sinne der hier empfohlenen Bestrebungen erlassene, ganz vorzügliche Gesetz, das grosse Wirkungen verheisst. Auch wird in der Folgezeit vielleicht sogar das Gebiet der internationalen Vereinbarungen zu betreten sein, wenn es sich um Schutz der Tier- und Pflanzenwelt in Afrika oder in herrenlosen Gebieten, wie der antarktischen Inselwelt, handeln wird, da wohl jeder Naturfreund wünschen wird, dass die volle Harmlosigkeit, mit der die Tierwelt am Südpol dem Menschen begegnet, nach Möglichkeit erhalten bleibe und nicht zu wüster Ausrottung Anlass gebe.

Wir danken auch namens der Brandenburgia unserm Ehrenmitgliede für die hier ausgesprochenen Gesinnungen und Anträge; auch richtet der Vorstand an alle Mitglieder und Freunde der Brandenburgia die Bitte und die Mahnung, vor allem zunächst innerhalb unserer heimatlichen Provinz für den Naturschutz aus allen Kräften vorkommenden Falls einzutreten.

VI. Zum Kapitel der Alraune macht uns Herr Rektor Otto Monke die dankenswerte Mitteilung, dass er gefunden, wie noch jetzt in einer Apotheke des hiesigen Wedding-Stadtteils Knollen unter der Bezeichnung „Er und Sie“ verkauft werden, die als glückbringende Haus- und Zaubermittel gelten.

Herr Monke hat zwei Exemplare dem Märkischen Museum verehrt. Es handelt sich um zwei Zwiebelwurzeln, die ich mit der Alraun-Sammlung des Märkischen Museums am 28. November 1902 im hiesigen Verein für Volkskunde (Zeitschrift, XIII 1903, S. 126) vorgelegt und besprochen habe, Siegwurz und Allermannsharnisch. Das eine ist Allium Victorialis, das andere Gladiolus communis. Beide sind in der ganzen Provinz Brandenburg noch jetzt als Zaubermittel geschätzt. Kerner von Marilaun, Pflanzenleben, 2. Aufl., 2. Band 1898, S. 698 schreibt: „Zum Schutz des eigenen Körpers, insbesondere gegen Hieb und Stich, wurden und werden wohl noch jetzt sogenannte Amulette aus dem Pflanzenreich in Anwendung gebracht, welche an demjenigen, der sie trägt, Wirkungen hervorbringen sollen, die von den Wirkungen bekannter Naturkräfte abweichen. Insbesondere sind als solche Amulette die Zwiebeln verschiedener Schwertlilien und Zwiebelgewächse, deren vertrocknete alte Schalen eine netzförmige Hülle um

die frischen Zwiebelschalen bilden, wie das bei manchen Gladiolus- und Crocus-Arten und bei dem Lauche Allium Victorialis der Fall ist, bekannt. Die zuletzt genannte Zwiebel, welche den Namen Allermannsharnisch führt, wurde in früheren Zeiten von den Kriegsleuten um den Hals gehängt und getragen, weil man glaubte, dass durch den Panzer aus starren verstrickten Fäden, welche diese Zwiebel zeigen, angedeutet sei, dass jeder Mensch, der eine solche Zwiebel als Amulett benutzt, gegen Verwundungen wie durch einen Panzer oder Harnisch geschützt sei. Auch von den Bergleuten wurde dieser Allermannsharnisch als Schutz gegen böse Wetter getragen."

Unter den Wurzeln und Kräutern, welche die unglückliche am 22. März 1619 zu Tangermünde hingerichtete Grete Minde nach Ludolf Parisius (Bilder aus der Altmark, I. Bd. 1883, S. 74) verkaufte, mögen diese Alrünekens ebenfalls gewesen sein. Beide Pflanzen fehlen der eingeborenen Pflanzenwelt Brandenburgs, sind aber, namentlich Gladiolus communis, in unsern Gärten gepflegt. Von dieser Art sagt Ascherson in seiner Brandenb. Flora, I. Ausg., S. 102: „Es ist sehr auffallend, dass diese in Gärten so verbreitete Art nur an wenigen und fast sämtlich zweifelhaften Standorten wild bekannt ist; indessen sind wahrscheinlich eine Anzahl südeuropäischer, als Arten beschriebener Formen nur Varietäten derselben.

Herr Monke machte mich auf den Gebrauch dieser Zwiebeln, die als „Er und Sie" plattdeutsche „He un Se" bekannt sind, in Greifswald aufmerksam, wo früher der Scharfrichter Liese dieselben öffentlich feilgeboten habe.

U. M. Herr Professor Krause in Greifswald, an den ich mich wandte, hat daselbst in dankenswerter Weise Umfrage gehalten, als deren Ergebnis er mir folgendes mitteilt: „Liese war Abdecker, ehe hier eine ordnungsmässige Abdeckerei auf dem Rosentale eingerichtet wurde. Scharfrichter wurde er auch wohl genannt, obwohl hier nichts scharf zu richten war. Er ist 1894 verstorben. Sein Sohn, ein geachteter Fuhrherr hier, muss bezweifeln, dass sein Vater die beiden Wurzeln öffentlich ausgerufen habe; die Möglichkeit wolle er nicht gerade bestreiten, aber Vater Liese „habe seine Fisimatenten mehr im Geheimen getrieben", Wurzeln als Mittel gegen Krankheiten des Viehes ausgeboten und verkauft, vorwiegend auf dem Lande; sei auch oft deshalb angesprochen worden. Den Ausdruck „Mann und Frau" erinnere sich der Sohn bei seinem Vater gehört zu haben, die Wurzeln seien unter dem Süll (Türschwelle) vergraben worden, immer nur nach seiner Meinung gegen krankes Vieh.

In allen drei hiesigen Apotheken sind die Wurzeln wohl bekannt und wurden mir vorgezeigt. Namentlich des Sonnabends werden sie viel verlangt, aber durchweg nur von Landleuten, die sie mit he und

sä (er und sie) bezeichnen. Beim Einpacken hat der Apotheker besonders Acht zu geben; die Käufer wünschen, dass die Ware gesondert in zwei Tüten gepackt werde, jedes Geschlecht für sich, sonst zanken sie sich. Der Mann stammt von Allium victorialis, die Frau von Gladiolus communis. In vielen und weit auseinander gelegenen Orten seien die genannten Mittel den Apothekern bekannt, so in Hinterpommern und Hannover; die Namen fänden sich auch in dem bei J. Springer, Berlin erschienenen Heftchen: Volkstümliche Namen der Arzneikörper, besonders in Norddeutschland. Soviel bekannt, handle es sich immer nur um Herstellung erkrankten Viehes, insbesondere von Schweinen, in die der Teufel gefahren sei. Die Wurzeln würden unter die Diele gegraben."

Ich bitte sehr um weitere Nachrichten über „He un Se", „Er und Sie" aus Berlin und unserer Provinz.

D. Kulturgeschichtliches.

VII. Schutz den kulturgeschichtlichen Denkmälern unserer Heimat. Auch diesen besonderen Schutzruf muss die Brandenburgia anlässlich des jüngst in der Dichterstadt an der Ilm entbrannten Kampfes um ein Heiligtum des deutschen Volkes von neuem erschallen lassen. Der Referent des „B. T. Bl." sagt am 12. v. M. in beherzigenswerter Weise hierüber u. a. folgendes:

„Ein Kampf um eine Mauer. Diesmal ist es die Mauer, das nächste Mal kann es ein Teil des Goethe-Gartens sein oder ein Teil des Goethe-Hauses, die angeblichen Bedürfnissen des Verkehrs geopfert werden sollen. Es geht um mehr als um die Mauer des Goetheschen Gartens in Weimar: es geht um die Heiligtümer, die wir in den Stätten besitzen, an denen die Grössten unseres Volkes geatmet und gewirkt haben. Sie müssen geschützt werden, bis auf jeden Stein, jeden Pfahl, jeden Zweig, der zu ihnen gehört. Allzuviele solcher heiligen Stätten sind in Deutschland schon vernichtet worden, aus Pietätlosigkeit oder Vergesslichkeit, aus Nachlässigkeit oder falsch reguliertem Schönheitssinn. Um so eifersüchtiger müssen wir über denen wachen, die bis heute erhalten sind. Das Goethe-Haus in Weimar, Schloss Sanssouci bei Potsdam, Haus Wahnfried in Bayreuth, Schloss Friedrichsruh im Sachsenwald — sie müssen erhalten bleiben von ihrem grössten bis zum geringsten Teil bis an den Tag, da sie den Elementen, wider die der Menschen Wille und Hand machtlos sind, zum Opfer fallen. Sie müssen uns unverletzliche Nationalheiligtümer sein. Es darf keine Gründe des Verkehrs geben, die dazu zwingen wollen, diese Stätten, in denen der Geist eines Grossen der Welt atmet, wo unvergängliche Menschenwerke entstanden sind, auch nur im kleinsten zu verändern oder einzuengen; es darf keine Gründe

der Ästhetik geben, die diese Stätten vernichten oder einer neueren Umgebung anpassen wollten. Im Gegenteil: der Verkehr und die Strassenästhetik sollten sich nach diesen Stätten richten! Die Mauer des Goethe-Gartens ist niemals eine Störung des Verkehrs in Weimar; durch den Park von Sanssouci darf niemals eine Eisenbahn geführt werden; Schloss Friedrichsruh darf niemals umgebaut werden, auch wenn einst die Hamburger Vorstadtvillen in seine nächste Nähe gerückt sein werden. Über alle praktischen Erwägungen müssen hier Gründe des Gefühls siegen, der Pietät, der Verehrung der Männer, die an der Spitze des deutschen Volkes gestanden haben.

Man errichtet heutzutage in Deutschland fast von Dorf zu Dorf das Marmorbild irgend eines bedeutenden Mannes, oft genug ein Marmorbild, das zu der geistigen Grösse oder der Individualität des Geehrten in schneidendem Widerspruch steht. Wäre es nicht besser, wenn deutsche Fürsten, deutsche Behörden und deutsche Mäcene den Eifer und das Geld, das sie wieder und wieder zur Errichtung schablonenhafter Denkmäler spenden, der Erhaltung und Pflege der Stätten widmeten, an denen ein Goethe und Schiller, ein Bismarck und Wagner gelebt haben? Dann ehrten sie in einwandfreiester Weise das Andenken an unsere Grössten, dann könnten auch wohl im Keime schon die Stimmen erstickt werden, die die Beseitigung einer Mauer an Goethes Haus aus Verkehrsgründen fordern. Und auch die kleineren Städte Deutschlands, die so vielfach solche heiligen Stätten in sich schliessen, und aus denen wiederum so oft der Ruf „Los von Berlin!“ und „Gegen die Zentralisation in Berlin!“ ertönt, gerade sie sollten sich die ernsteste Pflege ihrer Schätze zur höchsten Aufgabe machen. Erhalten sie sich damit doch eine Bedeutung und eine Kostbarkeit, die ihnen keine Grossstadt, kein Berlin rauben kann, auf die wir alle mit Stolz und Freude hinblicken, aber auch, wenn es sein muss, mit dem ernsten Mahnruf: „Schützt die Nationalheiligtümer.“

Das sind verständige Worte, die recht eigentlich auch für die Provinz Brandenburg und Berlin gelten.

VIII. Aus den Jugendjahren des Kurfürsten Friedrich II. von Brandenburg. Von Archivar Dr. Georg Schuster.

U. M. beschenkt uns wiederum mit einer vortrefflichen Veröffentlichung in dem überaus stattlichen Gewande des „Hohenzoller Jahrbuchs 1903“ (S. 142—156), welche sich diesmal mit dem charaktervollen zweiten brandenburgischen Kurfürsten beschäftigt, nachdem der Verfasser, erst kürzlich in den Monatsheften der Comenius-Gesellschaft Bd. XII den eigentlich zur Kurwürde berufenen älteren Bruder (ältesten Sohns des Burggrafen Friedrich VI.) Markgraf Johann und seine Beziehungen zur Alchymie und zum Humanismus (vergl. Brandenburgia XII. 113) in lichtvoller Weise behandelt hat. Die Hand der Vorsehung, welche sicht-

bar vom 1. Hohenzollern bis heut über unserm Herrscherhause und unserm engern Vaterlande gewacht, hat dasselbe in Gnaden vor diesem zwar guten, aber herzlich schwachen und geschäftsunfähigen Fürsten bewahrt, was um so nötiger gewesen, wenn man an die inneren Wirren in der Mark, namentlich die Widerspenstigkeit Berlins, denkt. Was ein gebietender Baum werden will, muss schon als Reis sich kräftig erweisen, das geht aus der Jugend des „Eisenzahns" klar hervor. Schuster behandelt im 1. Abschnitt die beiden Brüder, im 2. das Auftreten des Vaters in der Mark und das Wenige, was uns über den Bildungsgang des 2. Sohnes während dieser Zeit bekannt geworden ist. Abschnitt 3 betitelt sich „Friedrich in Polen", wohin der 8jährige Markgraf als Bräutigam der polnischen Prinzessin Hedwig zog. Die Ehe sollte nach 5 Jahren vollzogen werden. König Sigmund wurde hierdurch in seinen dynastischen Plänen gestört und verfeindete sich infolge dessen auf Jahre hinaus mit dem brandenburgischen Kurfürsten. Die unter verdächtigen Umständen erfolgende Geburt eines Thronerben — der Polenkönig war 76 Jahr alt — machte die Anwesenheit Friedrichs, der als polnischer Thronfolger inzwischen ernstlich in Frage gekommen war, in slavischen Landen glücklicher Weise unnötig. Dazu starb am 8. Oktober 1431 die königliche Braut in den Armen ihres inzwischen zum Manne herangereiften Bräutigams. Dlugosz behauptet: am Gift, das ihr ihre böse Stiefmutter, die polnische Königin beigebracht.

Am 11. Juni 1441 vermählte der Markgraf sich mit Katharina Herzogin von Sachsen. Der einzige Sohn Johann ward im zartesten Kindesalter entrissen. Das Gemüt des Vaters verdüsterte sich, 1470 verzichtete er auf die Kur und trat die Regierung der Mark seinem Bruder Albrecht ab. Schon zuvor hatte er, seinem religiös-mystischen Herzendrange folgend, den Schwanenorden gestiftet, eins seiner ersten Regierungshandlungen. Die Ordenszeichen bestehen aus einer Kette, deren einzelne, oben und unten durch Ringe verbundene Glieder eine Art Folterinstrument — Premtze genannt — darstellen. Sie umschliessen peinigend und kasteiend ein rotes Herz. Mittels eines Ringes ist an der Kette das Bild U. L. Frau — als Kniestück — mit dem Jesuskinde auf dem Arme befestigt. Die Figur ruht auf einem aufwärts gekehrten Halbmond mit der Inschrift Ave mundi Domina. Das Ganze ist von einem Strahlenkranze eingefasst, der Maria als Himmelskönigin kennzeichnet. Unter diesem Bilde hängt ein Singe-Schwan als Sinnbild fleckenloser Reinheit, dessen Sterbelied wie ein Memento mori gelten sollte. Den Singeschwan (d. i. der höckerlose gelbgeschnäbelte wilde Schwan, Cygnus musicus, unserer Gewässer, nicht der rotgeschnäbelte gehöckerte halbzahme Schwan unserer Havel) umgibt eine gewundene, weisse unbefleckte „Dwele" (=Quele d. h. Handtuch). An den beiden herabhängenden Zipfeln der Dwele waren je fünf Kettchen mit Glöckchen angebracht,

welche an die zehn Gebote erinnern, auch die Wachsamkeit und Bereitwilligkeit zur Verrichtung guter Werke äusserlich zur Darstellung bringen sollen.

Es ist schwer zu verstehen, wie die Exemplare dieses Schwanenordens so gänzlich verschwinden konnten; erst der verstorbene Antiquar Geuder in Nürnberg ermittelte ein Exemplar, welches er in — man muss sagen — uneigennütziger Weise dem damaligen Kronprinzen Friedrich Wilhelm überlies, der es sofort dem Hohenzollern Museum einverleibte.

Wie alle Arbeiten des Verfassers, ist diese, bei aller minutiösen Genauigkeit in den Angaben, ansprechend und spannend geschrieben.

IX. Die Kirche. Zentralorgan für Bau, Einrichtung und Ausstattung der Kirche. Im 3. Heft (Dez. 1903)*) dieser neuen der Pflege des älteren wie modernen Kirchenbaus gewidmeten Zeitschrift befinden sich 2 uns angehende Veröffentlichungen. Ein trefflicher Aufsatz u. M. Robert Mielke „Die Kirche im Landschaftsbilde“ erläutert an einer Reihe von älteren Kirchen, wie das Gotteshaus sich in die geschaffene Umgebung einzufügen hat. Mit besonderer Wärme und Liebe gedenkt Verf. dabei der Dorfkirchen, die für die Landschaft und das Volk noch eine viel höhere erziehliche Bedeutung als die Stadtkirchen haben, denn in der Stadt sprechen noch viele andere Grossbauten für Verstand und Phantasie, als Rathäuser, Schlösser, Wohnbauten. Auf dem Lande ist dagegen architektonisch betrachtet gewöhnlich das schlichte Gotteshaus das erhebende Ein und Alles.

Carl Busch, Berlin, stellt 3 warm empfundene Glasbilder für die restaurierte, ursprünglich dem H. Laurentius gewidmete Stadtkirche zu Cöpenick**) dar: ein Engel mit dem Spruchband „selig sind die Barmherzigen“, Unsere Liebe Frau mit der Unterschrift „siehe ich bin des Herrn Magd“ und Maria Magdalena mit der Unterschrift „sie hat getan was sie konnte“.

X. Dr. Wilhelm Bruchmüller (Leipzig-Reudnitz, Nostizstr. 17): Märkische Lieder. Verlag von Richard Zeidler, Crossen a. O. 1903. 15 S. 8. Unter dem Motto:

> Ein armes Land nur
> Bist du, o Brandenburg, doch seine Wurzel
> Hat Deutschlands neues Reich in deiner Sandflur.

hat der Dichter neun warm empfundene Lieder veröffentlicht, meistens anklingend an die mittlere Oderlandschaft, Crossen, das Pfarr- und Elternhaus zu Tammendorf.

---

*) Verlag der „Kirche“, Gr. Lichterfelde W., Viktoriastr. 2.

**) Seit wenigen Tagen ist die bisherige Schreibweise Coepenick, amtlich in Cöpenick umgeändert, Mitteil. des emerit. Gymnasial-Professors Gehrcke daselbst.

Es sei uns vergönnt, das Schlusslied anzuführen:

Wir sind wir!

Schwaben, Baiern, Friesen, Sachsen, Franken? —
Brandenburger, sagt uns, was seid Ihr?
Wenden wohl gar? — Macht er Euch Gedanken,
Unser Stammbaum? Meine Antwort hier:

Was als deutscher Erbe ward gegeben
Mit uns in der Wenden altes Land,
Draus erwuchs uns neues reges Leben,
Wurzelnd tief im harten, märk'schen Sand.

Nichts von Schwaben, Franken, Friesen, Sachsen
Blieb gesondert und zu scheiden hier.
Eins aus unsrer Erde ist gewachsen
Unser Märkerstamm, und: Wir sind wir!

XI. Heimatkunde und Heimatmuseen. Das von Herrn Superintendent L. Naumann, dem wackern Vorkämpfer für Heimatkunde in der Provinz Sachsen, herausgegebene 4. Heft „Skizzen und Bilder zu einer Heimatkunde des Kreises Eckartsberga" (1903) enthält interessante Nachrichten über die Einführung der Reformation in Eckartsberga, Heldrungen, Cölleda, Wiche, Bibra und Memleben.

Ich wiederhole, wie ich annehme, mit einmütiger Zustimmung der Brandenburgia, dass wir dergl. heimatkundlichen Bestrebungen, die auf Verbreitung nützlicher heimatkundlicher Kenntnisse, sei es in der Naturgeschichte, sei es in der Kulturgeschichte, abzielen, hochschätzen und sämtlichen Kreisinsassen, insbesondere aber den Kreis- und Provinzial-Behörden überall auf das Wärmste empfehlen. Man wird die Brandenburgia hier zur Unterstützung alle Zeit willig bereit finden.

Dagegen machen wir gegen Kreismuseen, kleinen Stadtmuseen — man spricht sogar jetzt schon von Dorfmuseen — auf das Entschiedenste Front. Viele dieser Stätten enthalten planlose Anhäufungen der verschiedensten Gegenstände ohne inneren Zusammenhang, wie sie ein missverstehender blinder Sammeleifer hamsterartig zusammenträgt, nur dass der Hamster lediglich vollwichtige Körner auswählt, während die Kleinmuseumssammler ohne Verständnis anhäufen. Es fehlt in der Regel an geeigneten Sammlungsräumen, an Spinden, Repositorien, Vitrinen, Tischen und Schränken, überhaupt an allem Nötigen, das Geld kostet. Die Sachen werden nicht gehörig inventarisiert und etikettiert. Wie sollte es auch bei Dilettanten — welchen Namen die Kleinmuseumssammler übrigens kaum verdienen — anders sein? Von der Altertumskunde haben die betreffenden geringe, zumeist schiefe Vorstellungen. Sobald der erste Sammeleifer erkaltet ist oder die Sammler verzogen oder gestorben sind, hört das eigentliche Interesse für das Kleinmuseum auf. Gewöhnlich ist es unzugänglich, die Schlüssel sind nicht zu finden,

der sogenannte Kustos ist auch nicht aufzutreiben, im Winter ist es in den Räumen so kalt, dass sie nicht betreten werden können.

Und was das Schlimmste ist: ohne die Geldmittel erfordernde nötige Pflege gehen die Sachen, insbesondere die Eisensachen, rettungslos zu Grunde. Für die Heimatkunde und die allgemeine Wissenschaft sind die Kleinmuseumsfunde fast immer verloren.

Demnach muss unsere Losung sein: Förderung der Heimatkunde in Land und Stadt durch Wort und Schrift, Wandervorträge, Vorzeigung von Altertümern und guten Abbildungen solcher, dagegen Ablehnung gegenüber den der Heimatkunde abträglichen und gemeinschädlichen Kleinmuseen.

E. Bilder und Photographien.

XII. Bäume in Baumstümpfen. Herr Gustav Steindel, Berlin, Strelitzerstr. 29, teilt uns die Ihnen vorliegende von ihm aufgenommene Photographie eines Eschenbaums mit, der im Kgl. Schlossgarten zu Schönhausen aus dem abgebrochenen Stamm einer gewaltigen Pappel wie aus einem Schaft herauswächst.

Bekannt war die grosse Silber-Pappel an der Tiergartenstrasse zu Berlin, Südseite, unweit der Hohenzollernstrasse, für die sich unser alter Kaiser Wilhelm interessierte. Als der Stamm abbrach, wurde der Stumpf erhalten, indem man ihn gleichzeitig als riesigen Blumentopf für lebende Zierpflanzen benutzte. Als dieser Stumpf, weil zu morsch geworden, plötzlich entfernt wurde, wurmte dies unsern alten Herrn, da die Fortnahme ohne seine Erlaubnis erfolgt sei und er doch ein für allemal angeordnet habe, dass ohne seine Genehmigung keiner der alten Bäume des von ihm so hochgeschätzten Tiergartens entfernt werden dürfe.

Noch kürzlich bemerkte ich, hart an der Chaussee, die bei Kohlhasenbrück vorbei nach Neu-Babelsberg führt, dem genannten Wirtshaus gegenüber einen Baumstumpf, aus welchem ein junger Baum fröhlich empor wächst.

Besonders erinnerlich ist allen Grunewald-Kennern der Stumpf einer Rieseneiche, nahe dem Nordwestufer des kleinen Pechsees unweit der Saubucht, von welchem erzählt wird, dass er der stärkste Eichbaum dieses jetzt zum Volkspark bestimmten Waldreviers gewesen sei. Aus diesem sehr zermoderten Stumpf spross anscheinend freiwillig eine junge Eiche derselben Art empor.

Das letztgedachte Beispiel, welches an die selbsttätige Fortpflanzung und Verjüngung des Urwaldes erinnert, ist natürlich das interessanteste, und bitte ich, im Interesse der Heimatkunde, um Mitteilung weiterer ähnlicher Vorkommnisse.

Die eigentlichen sogenannten Epiphyten, das bekannte Schmarotzen oder Sprossen kleiner Blumen und Sträucher auf Bäumen ist hier nicht gemeint, sondern ovum ex eodem ovo, Baum aus Baum derselben Art.

XIII. Von Driesen, Neum. und der Vorstadt Vordamm überreicht u. M. Herr Schack 16 ansprechende Postansichtskarten, dgl. je eine vom Kleinen und dem besonders malerischen Grossen Lebow-See, die uns ein ansprechendes Bild der Örtlichkeiten entrollen. Besten Dank hierfür an den gütigen Spender.

XIV. Volkstrachten aus der Umgegend von Treuenbrietzen (Schlalach, Luthersbrunn-Dietersdorf und Marzahne, Kreis Zauch-Belzig) waren aus dem Besitz des Märkischen Provinzial-Museums mit Hilfe der Mitglieder der Treuenbrietzener Museumspflegschaft desselben ausgestellt, neueste Erwerbungen, die dem Eifer u. M. Postrat Steinhardt a. D. und Dr. Reichhelm zu verdanken sind.

Herr Steinhardt trug hierzu folgendes vor:

Es war gelegentlich einer Pflegschaftsfahrt nach dem Hohen Fläming*) im August 1903, dass Herr Geh. Rat Friedel, unter dessen Leitung die Wanderfahrt stattfand, die hier vor Ihnen ausgebreiteten Gegenstände zum Ankauf für das Märkische Museum bestimmte. Es sind Teile der Volkstrachten aus der Umgebung von Treuenbrietzen und zwar von Bauern der Dörfer Schlalach, Luthersbrunn-Dietersdorf und Marzahne. Schlalach liegt in der Niederung, die von der Nieplitz und weiterhin von der Nuthe und Plane durchflossen wird; Luthersbrunn und Marzahne liegen auf dem „Hohen Fläming", der sich etwa von der Treuenbrietzen-Wittenberger Chaussee über Belzig hinaus erstreckt. Schlalach zählt zu den „Buschdörfern", in denen sich die Überbleibsel der slavisch-wendischen Bevölkerung, jetzt freilich mit deutschen Elementen stark durchsetzt, erhalten haben. Die Flämingsdörfer sind deutsch, was der Name schon anzeigt. Sie sind, wie allgemein bekannt, anfangs des 13. Jahrhunderts von den Askaniern durch Vlamen und Nieder-Rheinländer besiedelt worden, die durch den wiederholten Einbruch der Nordseefluten aus ihren Wohnsitzen vertrieben wurden. Die Herkunft der Bevölkerung spricht sich, wenn auch nicht gerade mit unzweifelhafter Bestimmtheit, doch im grossen ganzen in der Art der Volkstracht aus und es wäre sicher eine interessante und lohnende Aufgabe die Ähnlichkeiten und Übereinstimmungen aufzusuchen, die sich beim Vergleiche der Bauerntrachten unserer Buschdörfer mit denen des Spreewaldes, der Lausitz und weiterhin etwa vorfinden und ebenso auch etwaige Ähnlichkeiten der Flämingtrachten mit denen des Vlamlandes

*) Die Schreibart Fläming ist die der Generalstabskarte. Man findet auch Vläming, Fleming und Flemming. Als Familienname kommen die beiden letzten häufiger vor.

und Hollands einerseits und mit denen der siebenbürger Sachsen und der Deutschen des Banats andrerseits aufzusuchen, denn auch Siebenbürgen und das Banat wurden ebenso wie der Fläming von herbeigerufenen Einwanderern derselben Herkunft besiedelt und kolonisiert.

Wollte man an diese Aufgabe mit Ernst herantreten, dann wäre allerdings keine Zeit zu verlieren und es müsste recht bald mit der Sammlung der Volkstrachten und ihrer Feststellung im Bilde vorgegangen werden, — immerhin schon jetzt eine schwierige Aufgabe, da diese Trachten seit den letzten Jahrzehnten im Verschwinden begriffen sind und nur spärliche Überreste sich erhalten haben. An diesen Überbleibseln aber halten die Besitzer zähe fest und trennen sich nur ungern davon. Zur Ermittelung und Erwerbung solcher Volkstrachtstücke würde die Mitwirkung der Landgeistlichen eine sehr schätzbare Hülfe gewähren, sofern es gelänge, die Herren an der Sache zu interessieren.

Auffallend schnell hat sich das Landvolk seiner schmucken, zum Teil schönen und der Gestalt wie dem Auftreten des Bauern so wohl angepassten Trachten entwöhnt. Die Jahre nach dem grossen Einigungskriege bezeichnen auch hier den Wendepunkt, denn noch in den sechziger Jahren des abgelaufenen Jahrhunderts kamen die Bauern aus der weiten Umgebung von Treuenbrietzen zu den Jahrmärkten in ihren bunten abwechselungsreichen Trachten, die auf dem Flämmig fast von Dorf zu Dorf verschieden waren, nach der Stadt herein und da war es ein erfrischender Anblick, die Frauen und Mädchen zu sehen in ihren grossen Hauben mit Flügeln und den breiten seidenen Bändern daran, die von der Kopfbedeckung bis fast auf den Erdboden herabreichten, in ihren kurzen gefältelten bunten Röcken mit den farbig gemusterten seidenen Schürzen; die Männer in dunkelen langen Röcken, meist schwarz oder dunkelblau und den steifen schwarzen Schirmmützen, an jeder die preussische Kokarde. Das war ein lebensvolles farbenfrisches Bild, bunt ohne auffallende grelle Farben, dem selbstbewusst gemessenen Auftreten der Bauern würdig angepasst. Doch das ist vorbei und für immer dahin. Jetzt kleidet der Bauer sich modisch und sucht's dem Städter gleich zu tun, durchaus nicht zum Vorteil seiner äusseren Erscheinung. Unter den vom Museum erworbenen 23 Stücken sind besonders bemerkswert folgende:

1) Der Alltagsanzug einer Bäuerin vom Hohen Fläming, der buntgestreifte gefältelte Rock aus Luthersbrunn, die Jacke dazu aus dem benachbarten Marzahne. Der Stoff ist fest und dauerhaft, der der Jacke braun mit bunten Streublumen. Die Ärmel haben Keulenform, wie solche vor 10 Jahren etwa allgemein Mode waren.

2) Ein „Abendmahlsanzug" aus Luthersbrunn, aus schwarzem, bemerkenswert feinem Tuch, ebenfalls mit Keulenärmeln. Zu dem Kleid

gehört Schürze und weisses Taillentuch und zwar eine schwarze Schürze zum Abendmahl, eine bunte zum gewöhnlichen Kirchgang und eine weisse zu besonderen Festlichkeiten: Hochzeit, Taufe u. dergl.

3) Eine besonders sauber und schön gestickte weisse Schürze zum Abendmahlsanzug gehörig, nebst gestickten weissen Taillentüchern (Handarbeit in Kettelstich) mit eigenartigem Muster, das an den Empirestil erinnert. Die Schürze ist über 70 Jahre alt, da die Mutter der Vorbesitzerin sie schon zu ihrer Hochzeit getragen hat und die Vorbesitzerin jetzt einige siebzig Jahre alt ist.

4) Zwei als Haube zu tragende Kopftücher, ein schwarzes und ein buntes. Das schwarze gehört zur Abendmahlstracht, das bunte zur Alltagskleidung und zum Kirchgangsanzuge. Diese Kopftücher werden namentlich von älteren Frauen heute noch sowohl in den Flämings- wie in den Buschdörfern getragen, aber mit dem Unterschied, dass die Bäuerinnen der Flämingsdörfer beide Zipfel des Kopftuchs über den Rücken herabhängen lassen, während die der Buschdörfer einen Zipfel über den Rücken, den andern über die Brust niederfallend tragen.

5) Eine schwarzseidene grosse Flügelhaube aus Schlalach, die gegenüber den haubenartig aufgesteckten Kopftüchern eine wirkliche Haube, ein festgefügtes Ganzes ist. Die Haube scheint unverkennbare Ähnlichkeit mit solchen des Spreewaldes zu haben. Solche Hauben werden nur zu besonderen Gelegenheiten getragen. Zum gewöhnlichen Kirchgang wird meist das Kopftuch angelegt.

6) Einige Einsteck-Vorhemdchen als letztes Überbleibsel der Volkstracht, das heute noch von den Bauern, auch von den jüngeren Burschen gern getragen wird. Zwei Typen dieses Bekleidungsstückes sind zu unterscheiden: schwarze und bunte. Die schwarzen werden auf dem Hohen Fläming, die bunten in den Buschdörfern und auf dem Niederen Fläming getragen, wo ebenfalls vorwiegend slavische Volksreste wohnen. Diese Vorhemdchen sind bei den Bauern sehr beliebt und werden heute noch gern gekauft, denn sie sind wattiert, halten warm, verdecken die getragene Wäsche und „schmutzen“ nicht.

7) Ein buntseidenes Kopfband. Es dient bei den verheirateten Frauen zum Festhalten des Haares nnd wird straff um den Kopf gebunden, so dass es das Haar zurückhält und bedeckt. Es gilt nämlich als unschicklich und unpassend, wenn auch nur das geringste vom Haar unter dem Kopftuch oder unter der Haube hervorsieht. Diese Kopfbänder sind etwa drei Zentimeter breit und mit Seide bunt durchwebt. Obgleich das Kopfband von der Haube völlig bedeckt wird, so dass man nichts davon zu sehen bekommt, wird doch ein gewisser Luxus mit diesen Bändern getrieben. Das ist so auffallend, dass es beinahe scheint, als ob sich in diesem Bande möglicherweise eine Erinnerung an die mit silbernen Buckeln und prächtiger Filigranarbeit ge-

schmückten Stirnbändern erhalten hätte, die heute noch in Holland auf den Inseln Walcheren und Seeland üblich sind. Allerdings müssten sie dann auch von den Slaven der Buschdörfer übernommen worden sein, denn diese Bänder werden zu demselben Zweck auch dort getragen. Vielleicht ist aber der Gebrauch des Kopfbandes nur aus rein praktischem Bedürfnis (Bequemlichkeit und Zeitersparnis) hervorgegangen.

Wie diese Volkstrachten sich auf dem lebenden Körper ausnehmen, zeigt eine Reihe photographischer Aufnahmen, die u. M. Dr. Reichhelm auf eigens dazu unternommenen Ausflügen angefertigt hat. Darunter befinden sich auch einige Trachtenbilder aus Dörfern des Niederen Fläming: Nieder-Görsdorf, Dennewitz, Danna und aus Ortschaften zwischen Jüterbog und Dahme mit Abbildungen der dort üblichen Flügelhauben, an denen die Bänder der Flügel fächerartig in Falten gelegt sind; die Falten werden durch Pappe-Einlagen, auf die das Zeug aufgenäht ist, abgesteift und in ihrer Form erhalten. Trachten aus der Gegend von Nieder-Görsdorf sind von Herrn Custos Buchholz im Oktober 1900 in der 10. Versammlung vorgelegt und auf S. 337 des Dezemberheftes 1900 der „Brandenburgia“ abgebildet.

Eine Abbildung der Festtracht mit Flügelhaube aus dem Dorfe Schlalach ist hier angefügt; die Trägerin des Anzuges ist allerdings keine Einwohnerin aus Schlalach. Zu beachten ist auch, dass in diesem Dorfe ebenso wie in den Dörfern Bardenitz und Pechüle die Bäuerinnen zum Kirchgang den Muff aus Lamm-, Hunde- oder Katzenfell auch im Sommer tragen.

An diesen mit grossem Beifall aufgenommenen Vortrag knüpfte sich eine lebhafte Diskussion. welche zunächst durch die Anfrage des Herrn Professor Dr. Rawitsch angeregt wurde, woher die Sitte, dass die Frauen von Eingehung der Ehe ab das Haupthaar verbergen müssen, stamme und wie dieser Brauch zu erklären sei. Herr Dr. G. Albrecht und Herr E. Friedel erinnerten an die Vermahnung des Apostel Paulus I. Korinther 11, 3—7: „Ein jeglicher Mann, der da betet oder weissagt, und hat etwas auf dem Haupte, der schändet sein Haupt; ein Weib aber, das da betet oder weissaget mit unbedecktem Haupte, die schändet ihr Haupt, denn es ist so viel, als wäre sie beschoren. Will sich das Weib nicht bedecken, so schneide man ihr auch das Haar ab, nun es aber übel stehet, dass ein Weib verschnittene Haare habe oder beschoren sei, so lasset sie das Haupt bedecken. Der Mann aber soll das Haupt nicht bedecken, sintemal er ist Gottes Bild und Ehre, das Weib aber ist des Mannes Ehre. Denn der Mann ist nicht vom Weibe, sondern das Weib ist vom Manne, und der Mann ist nicht geschaffen des Weibes willen, sondern das Weib um des Mannes willen. Darum soll das Weib eine Macht auf dem Haupte

haben, um der Engel willen*). Doch ist weder der Mann ohne das Weib, noch das Weib ohne den Mann in dem Herrn; denn wie das Weib von dem Manne, also kommt auch der Mann durch das Weib; aber alles von Gott. Richtet bei euch selbst, ob es wohl steht, dass ein Weib unbedeckt vor Gott bete? Oder lehrt euch nicht die Natur, dass einem Manne es eine Unehre ist, wenn er lange Haare zeugt? und dem Weibe eine Ehre wenn sie lange Haare zeugt? denn das Haar ist ihr zur Decke gegeben."

Im Eingang (Vers 3) hatte Paulus gesagt: „Ich lasse euch aber wissen, dass Christus ist eines jeglichen Mannes Haupt, der Mann aber ist des Weibes Haupt, Gott aber ist Christi Haupt".

Aus diesem Zusammenhange erhellt, wie der Ausspruch des Apostels die semitische Sitte, dass die Neuvermählte das Haupthaar sorgsam zu verwahren hat, die Hörigkeit der Frau, deren Ausdruck u. a. das Verstecken des Haares ist, innerhalb der neuen Christengemeinde zu verallgemeinern und aus ethischen Gesichtspunkten zu rechtfertigen bemüht ist.

Es kommt auch die echt orientalische Eifersucht hinzu, die noch heut derartig auf die Spitze getrieben wird, dass, wenn ein Reform-Türke seiner Frau gestattet, das Haupthaar zu zeigen, dies ihn in den Augen der mohamedanischen Altgläubigen verächtlich macht.

Derselben uralten semitischen Volksanschauung entspricht es vollkommen, wenn bei den orthodoxen Juden die Ehefrauen noch heut ihr Haupthaar sorgfältigst versteckt tragen müssen.

Bemerkenswert ist es, wie Herr E. Friedel einschaltet, dass unter den semitischen Stämmen einzelne sind, bei denen das Verhüllen und Verschleiern des Haupthaares und Kopfes der Frauen nicht üblich ist;

---

*) Die „Macht" bedeutet hier: das Zeichen der Macht eines andern über ihn. Das freie, offene Haupt ist das Zeichen der Unabhängigkeit und der Herrschaft, das bedeckte und verhüllte der Unterwürfigkeit; wie schon die langen Haare der Weiber auf diese ihre Abhängigkeit hindeuten. Der Ehebrecherin Haupt wurde entblösst (4. Mos. 5, 18), beschoren zu gehen, war, ausser der Trauer, ein Zeichen von Schamlosigkeit. Darum soll das Weib das Zeichen ihrer Untertänigkeit stets tragen „um der Engel willen", weil, auch ohne dass Menschen darauf achteten oder Wert darauf legten, Gottes Boten, die höheren reinen Geister, die teil nehmen an der Anbetung Gottes durch die Seinigen auf Erden, und ihre Gebete vor ihn bringen, ihre Freude haben an der Züchtigkeit und Ehrbarkeit der christlichen Frauen, und ihre Nähe die Gemeinde stets mit Ehrfurcht erfüllen soll. — Zugleich erinnert der Ap. auch an die tiefe Ehrfurcht der Seraphim, die ihr Angesicht vor Gott mit ihren Flügeln bedeckten (Jes. 6, 2), während Gottes Angesicht offen ist; wie die Engel (auch wie Cherubim) zu Gott, so steht das Weib zum Manne. Und die Frau als die schwächere, der Versuchung am meisten ausgesetzte, bedarf, wie die Kleinen (Matth. 18, 10), des Schutzes der Engel mehr. (Otto v. Gerlach. Das Neue Testament. 2. Band, Berlin 1863, S. 105 und 106.)

er habe selbst sowohl asiatische wie afrikanische Beduinen-Frauen gesehen, die sich nicht verhüllten und verschleierten, Freilich werden diese Beduinen von den gläubigen Moslim für halbe Heiden und Halbwilde geringschätzig angesehen.



Fräulein Elisabeth Lemke bemerkt, wie sie in diesem Jahre bei den sächsischen Bauernfrauen Siebenbürgens die Verhüllung des Haupthaars ebenfalls angetroffen.

Herr Dr. Carl Bolle erinnert an die eigentümliche Kopftracht märkischer Bauern, welche die „Hube“ hiess und wohl noch heisst, unter der z. B. in seiner Jugend noch die Schöneberger Bauerfrauen vor

den Toren Berlins ihr Haupthaar verbargen. Unter die Haube kommen d. h. das freie Haupthaar mit einem künstlichen Aufbau verdecken, heisst doch ganz allgemein in Deutschland sich verheiraten und deute auf eine ganz allgemeine deutsche Sitte bei den sich Verheiratenden, das Haupthaar zu verstecken.

Dagegen sei es bei den Germanenfrauen anders gewesen, wie die Thusnelda-Bildsäule in Florenz und andere klassische Abbildungen auf Gemmen, Kannen und Reliefs die Germanenfrauen mit langem, schönem Haar zeigen, wie dies Piloty auf seinem bekannten Bilde in der Münchener neuen Pinakothek richtig erfasst habe, woselbst er im Triumphzug des Germanikus die gefangene Cheruskerfürstin mit lang herabwallendem, prächtiggoldenem Haupthaar darstellt.

Er glaube daher mehr, dass es sich bei der Sitte, die jetzt zur Diskussion stehe, um Modeangelegeheiten handele, die nach den Zeiten und der Örtlichkeit und der jeweiligen Volksanschauung hin und her schwanken.

Dieser Anschauung ist auch Herr Robert Mielke beizutreten geneigt, während Herr Professor Dr. Rawitsch sich hiermit nicht befriedigt erklären kann.

Ein genauer Kenner der zunächst in Frage kommenden Gegend, der nicht genannt zu werden wünscht, fügt noch folgendes hinzu:

Auf dem Dorfe gehts gleich nach dem frühen Aufstehen an die Arbeit. Die Leute waschen sich mitunter nicht oder nur recht unvollkommen, die Weiber ebenso. Die Kinder haben angeblich keine Zeit, sich lange und sorgfältig zu kämmen, sie müssen eiligst in die Schule laufen oder aufs Feld, Gänse hüten und dgl. mehr. Da wird denn gleich frühmorgens das Tuch um den Kopf gebunden — ein beliebiges —, um die unordentlichen total verfilzten Haare zu verdecken. Viele schlafen sogar mit dem Tuch, wie ja auch im Sommer der Bauer meist angezogen nachts ruht. Er geht spät zu Bett und muss sehr früh wieder aufstehen — um 3 Uhr morgens, damit er um 5 bei der Arbeit auf dem Acker ist. Vorher muss aber das Vieh versorgt sein, kurz, den Leuten fehlt die Zeit zur Körperpflege. Dazu kommt die Gewöhnung an die Unordnung und endlich die Verwöhnung. Durch das fortwährende Kopftuchtragen wird der Kopf so verwöhnt und so wärmebedürftig, dass bereits die Kinder selbst an warmen Tagen ohne Kopftuch frieren. Kommt nun noch hier und da hinzu, dass sich Läuse eingestellt haben, so wirds noch schlimmer und das Tuch völlig unentbehrlich. Nach und nach bildet sich denn auch ein Haarnest aus, das in seiner Abgeschabtheit und Verworrenheit dem Weichselzopf ähnelt. Ich glaube, dies genügt, um darzutun, dass es nicht nötig ist, nach heidnischen oder ethnischen Überlieferungen zu suchen, um eine Erklärung zu finden, die sich aus

unabänderlichen Lebensgewohnheiten, dem Zwang der Verhältnisse ergiebt. Einem Pfarrer aus einem Dorfe bei Wittbrietzen ist es mit grosser Mühe gelungen, den Kindern das Kopftuch abzugewöhnen, um dem Lehrer die Kontrolle über die Reinhaltung des Kopfes zu ermöglichen und das Haar der Frau, durch die wir die Schlalacher Haube erhalten haben, bietet einen abstossenden Anblick. Hiermit kann ich das wenig erfreuliche Thema wohl verlassen.

Herr Dr. Carl Bolle muss sich nicht ohne Bedauern der Richtigkeit dieser naturalistischen Darstellung für manche Fälle anschliessen. Er erinnert auch an die bekannte „Hupatz" genannte hohe Kopfhaube der Wendinnen, die schon von den kleinsten Mädchen im Spreewald getragen wird. Diese Tracht sieht hübsch und stattlich aus; sie hat aber auch sehr grosse Schattenseiten. Sie unterdrückt den Wuchs des Haares und macht dasselbe zottelig und unordentlich. Nimmt man den Hupatz ab, so sieht man darunter — dies bestätigen die Mitglieder Willibald von Schulenburg, Ernst Friedel sowie Frau Clara Stricker — oftmals einen sehr arg verwahrlosten Kopf. Diese weiblichen Personen bewegen sich dabei in einem kindlichen, falschen Zirkelschluss: sie bedecken das Haupthaar, weil der Kopf schmudelig und das Haar verfilzt ist. Aber gerade, weil sie das Haupt beständig bedecken, wird eben das Haar mehr und mehr verdorben, und die Reinlichkeit vernachlässigt.

Herr E. Friedel macht aber darauf aufmerksam, wie bei Betrachtung der Zauch-Belziger Trachten, gerade das charakteristische sei, dass nur die verheirateten Frauen das Kopfhaar verhüllten; die Wendinnen dagegen verstecken, ob Frau oder Jungfrau, ob Witwe oder nicht, ob jung oder alt, alle miteinander das Haupthaar.

Herr Prof. Dr. Rawitz erwidert, nachdem noch verschiedene Beispiele vom Verstecken des Ehefrauen-Haupthaars angeführt sind, dass aus der heutigen Diskussion, die Hauptfrage, auf die es ankomme, aus welchen Gründen die betreffende Sitte gerade bei den Vermählten vorherrsche, nicht genügend beantwortet sei.

Herr E. Friedel muss dem Vorredner recht geben; er vermute auch, dass diese Sitte viel tiefer liege und u. a. mit der weitverbreiteten Sitte der Hörigkeit der Frau, allerdings auch mit der Eifersucht der Männer zusammenhänge.

Da eine Verständigung heut Abend nicht zu erzielen ist, schlägt Herr E. Friedel vor, die Diskussion, bei welcher aus dem Fläming-Problem ein interessantes ethnologisches und völkerpsychologisches Problem geworden sei, heut abzubrechen und nach geraumer Zeit wieder aufzunehmen, nachdem diejenigen Mitglieder und Freunde der Brandenburgia, welche sich mit dergleichen Fragen gern beschäftigen, noch gründlicher Material gesammelt und sich in die verschiedenen Gesichtspunkte, die heute angeregt worden sind, noch eingehender vertieft haben.

Die heut aufgeworfene Frage der Herkunft weiblicher Tracht und Mode, rege, gleich allen dergleichen Untersuchungen, allemal die Geister wider einander auf, wie das auch heut der Fall gewesen sei. Dasselbe hat sich ja auch zur Zeit des hochehrwürdigsten Apostel Paulus selbst zugetragen. Auch dieser ist mit seinen Haartrachtvorschlägen keineswegs auf einen übereinstimmend günstigen Boden in der neuen Christengemeinde zu Korinth gestossen. In der reichen Handelsstadt wohnten ausser den Griechen noch Vertreter vieler anderer Völker, ungefähr so vielleicht, wie es am ersten Pfingsttag in der Apostelgeschichte heisst „Parther und Meder und Elamiter, und die wohnen in Mesopotamien und in Judäa und Kappadozia, Pontus und Asia proconsularis, Phrygia und Pamphylia, Egypten, und an den Enden der Lybien bei Kyrene, und Römer, Juden und Judengenossen, Kreter und Araber", jedenfalls allerhand Nationen, bei denen verschiedene Haartrachten und verschiedene Ansichten darüber, ob es für die Ehefrauen geboten sei, das Haupthaar zu verstecken, sicherlich vorhanden gewesen sind.

Dem Apostel Paulus wird offenbar der Widerstreit hierüber so verdriesslich, dass er denselben (Vers 16) mit den Worten etwas ärgerlich abbricht: „Ist aber jemand unter euch, der Lust zu zanken hat, der möge wissen, dass wir solche Art und Weise nicht an uns haben."

Friedlich und schiedlich werden auch wir uns — so schliesst der Vorsitzende — über die im Interesse der Heimatkunde nicht unwichtige volkskundliche Angelegenheit unter einander belehren und hoffentlich auch unter einander überzeugen, obwohl letzteres nicht einmal notwendig ist, da wie in so vielen anderen Dingen des Lebens so auch in der Wissenschaft oftmals aus verschiedenen Gesichtspunkten sehr wohl auch verschiedene Ansichten neben einander bestehen können.

Das beifolgende Bild, welches wir nach einer von Herrn Steinhardt entliehenen Kabinett-Photographie hergestellt haben, zeigt ein junges Mädchen (Treuenbrietzenerin) in der kleidsamen Schlalacher Sonntagstracht.

XV. Herr Kreis- und Stadt-Schulinspektor Dr. L. H. Fischer hält hierauf den Hauptvortrag des Abends: Berliner Zustände und Persönlichkeiten des 18. Jahrhunderts in satirischer Beleuchtung.

Der Vortrag wird im nächsten Heft abgedruckt.

XVI. Nach der Sitzung zwangloses Beisammensein im Restaurant „Zum Grossen Kurfürsten" Potsdamerstr. 124.

Kleine Mitteilungen.

Das neue Jagdrevier des Kaisers ist seit dem Oktober 1903 bereits fast vollständig eingezäunt worden. Das mit einem Drahtzaun abgegrenzte Terrain umfasst die Forsten bei Lehnitz, Briese, Oranienburg, erstreckt sich dann bis zur Schönwalder Heide und schliesst unter Ausgrenzung der Liebenwalder Bahn nach Lehnitz an. Hierdurch ist die Umleitung einiger öffentlicher Fahrwege notwendig geworden, während die Chausseen Berlin-Oranienburg und die Oranienburg-Lanker Chaussee ausserhalb des neuen Jagdreviers entlangführen. Eigenartig sind die Durchfahrtsgitter angelegt. Während sonst Gittertüren die Einfahrten ermöglichen, die bei Ankunft eines Wagens geöffnet und hinter diesem geschlossen werden müssen, hat das neue Jagdgebiet automatisch schliessende Eingangstüren erhalten. An jeder Einfahrt sind Doppeltüren in Form von schwebenden, in Ketten hängenden Holzgattern angebracht. Das Holzgatter hängt über einer freiliegenden Brücke und ist mit dieser durch eine Hebevorrichtung verbunden. Eine Kette führt von dem ersten Holzgatter zum zweiten Gatter. Die Einrichtung ist derartig, dass das eine Tor stets geschlossen und das zweite stets geöffnet sein muss. Ist das erste Gatter geschlossen, so öffnet es sich selbsttätig, sobald ein Pferd die Brücke betritt und durch seine Last auf diese einwirkt. Gleichzeitig schliesst sich die Innentür. Sobald das Pferd die zweite Brücke berührt und somit deren Tor geöffnet wird, schliesst sich das Gatter des ersten Tores selbsttätig. Die Vorrichtung gewährt eine Sicherheit dafür, dass die Türen niemals infolge Unachtsamkeit aufbleiben und das Wild austreten kann. An verschiedenen Stellen der Anlage sind Einsprungstellen geschaffen, durch welche das in den angrenzenden königlichen Forsten sich zur Zeit aufhaltende Wild in die abgeschlossene Jagd hineingetrieben wird. Vom Standpunkt der Heimatpflege ist die Anlegung dieses grossen Wildschutz- und Jagd-Geheges freudig zu begrüssen, da dadurch ein schönes grosses zusammenhängendes Waldgelände in seiner natürlichen Ursprünglichkeit hoffentlich für unabsehbare Zeit erhalten bleibt. E. Fr.

Die Jungferngräber beim Liesenkrütz nahe Eberswalde. Das grösste der drei angeblichen Gräber ist vor kurzem offensichtlich von Altertumsforschern untersucht worden, von wem, liess sich nicht feststellen. Man hat einen Schacht vom Rande her bis fast zur Mitte hineingegraben und das Loch nicht wieder zugeschüttet. Auch ein zweites ist früher einmal angegraben worden. Man hält die Hügel also wohl für Hünengräber. Wahrscheinlich aber sind es natürliche Sanddünen; doch ist nicht ausgeschlossen, dass man etwas nachgeholfen hat; am Fusse des grössten der 3 Hügel zeigt sich eine grabenartige oder muldenförmige Vertiefung, ähnlich den jetzt vielfach fast ausgefüllten Schutzgräben mancher Sumpfburgwälle. Die Jungferngräber erinnern an die fälschlich als Hünengräber bezeichneten Sandhügel

am „Grünen Wege“ zwischen dem Waldkater bei Bernau und Ladeburg. Auffallend bleibt indessen der Umstand, dass sie so nahe bei einander liegen, ferner aber ihre fast regelmässige Gestalt, die muldenförmige Vertiefung am Grunde der grössten, die sich an sie knüpfende Volkssage und ihre Benennung Jungfern-„Gräber“. Vorgeschichtliche Spuren, Scherben, Brandreste, Knochen pp. habe ich nicht bemerkt. Otto Monke 7. 10. 03.

Das Liesenkrütz bei Eberswalde. 1. Von den bereits früher einmal mitgeteilten Sagen über das Liesenkrütz ist diejenige die verbreitetste, welche meldet, dass dort ein Schäfer seine Liebste aus Eifersucht ermordet habe. Diese Sage wurde mir an verschiedenen Stellen erzählt. 2. Ein Arbeiter in Schönholz war der Ansicht, das Liesenkrütz sei eine Stelle, wo die „ollen Römer“ gehauset hätten, in der Nähe lägen auch die „Deubelsberge“ (wahrscheinlich meint er die Jungferngräber zwischen der Försterei Schönholz und dem Liesenkrütz. 3. Mehrfach wurde mir erzählt, früher hätte am „Liesenkrütz“ — man versteht jetzt eine kleine, auf 3 Seiten vom Nonnenfliess begrenzte Halbinsel darunter — ein Holzkreuz gestanden, das auch in „der Chronik von Eberswalde“ erwähnt wurde. Ich habe aber bisher noch niemand ermitteln können, der es mit eigenen Augen gesehen hätte. Otto Monke 7. 10. 03.

Im Krämer. Kreis Ost-Havelland. In den Unter- und Ober-Krämer wird das Forstrevier geteilt, welches zwischen Bärenklau, Vehlefanz und Cremmen liegt und von mir mit der Pflegschaft des Märkischen Museums am 16. August 1903 besucht wurde. Der Förster Wagner führte uns zu überaus starken, 150jährigen und noch älteren, kerngesunden Kiefern (Pinus silvestris), von denen manche bis zu 10 Festmeter Holz enthalten.

Der Orkan vom Sonntag, den 19. April, der mit seinem Schneeunwetter überall in Nord- und Ostdeutschland bis an die Ostseeküsten heran arge Verheerungen angerichtet hatte, wütete auch im Krämer-Walde; wir fanden eine gewaltige Kiefer hingestreckt, welche auf 7 Festmeter Kernholz geschätzt wurde. Der Krämer enthält vorwiegend Kiefern, eingesprengt Eichen. Rot- und Weissbuchen sind nur ganz vereinzelt. Der Boden ist mager, sandig, steinig, auch trocken, daher für Rotbuchen weniger geeignet.

Nachtrag zur Pepita-Legende (Vgl. Brandenburgia XII. 393). Zu den Nachforschungen nach der schönen Tänzerin Pepita de Oliva, welche seinerzeit in Berlin grosse Triumphe gefeiert hat und eine Zeit lang auf Gut Hakenfelde bei Spandau gewohnt hat, macht uns der bekannte Genealoge Dr. Kékulé v. Stradonitz auf die anscheinend authentischen, jetzt sehr seltenen „Memoiren der Sennora Pepita, Bekenntnisse aus dem Leben einer Tänzerin“ aufmerksam, die in drei Bänden in Berlin in den sechziger Jahren erschienen sind. Möglicherweise liesse sich aus diesem Werke ein Anhalt für das finden, was von den Angehörigen der 1868 gestorbenen Dame gesucht wird. Die Herrschaften haben, wie es scheint, auch ältere Berliner, die etwa etwas wissen konnten, aufgesucht. Wenigstens erzählt Ludwig Pietsch in der „Schles. Ztg.“, dass eine schöne, hochgewachsene Dame mit herrlichen braunen

Augen, begleitet von zwei Herren, bei ihm gewesen sei. Sie sprachen französisch und baten um Auskunft, konnten aber nicht viel erfahren. Die Karte des einen Begleiters der Dame trug den Namen: Mr. Henry Sackville West. Die Haupttänze auf dem Repertoir der Tänzerin betitelten sich: El Ole (die Wespe), la Linda Gitana (Zigeunertanz), la Madrilena (in Bizet's Oper Carmen benutzt) und Cachucha. E. Fr.

Das Aalradeln in Perwenitz, Kreis Ost-Havelland. In Perwenitz findet gewöhnlich am zweiten Sonntag nach Pfingsten ein Volksfest statt, dessen Höhepunkt das sogenannte Aalradeln bildet. Dabei müssen die Festteilnehmer auf Zweirädern in einem bestimmten Tempo an einer mit Wasser gefüllten Wanne, in welcher man mehrere Aale gesetzt hat, vorüberradeln. Wer dabei ohne anzuhalten einen Aal ergreift und dann festhält, hat gewonnen und darf den Aal mitnehmen. Doch ist das Festhalten eine schwierige Sache, und schlaue Leute haben es daher versucht, sich „mehr Haltung zu geben"; sie bestrichen die Innenfläche der Hand mit Teer und streuten Sand darauf. Doch wurde der Betrug bald entdeckt, und jetzt ist es streng verboten, sich auf diese Weise einen „greifbaren Vorteil" zu verschaffen. Es ist klar, dass dieses Aalradeln nur eine moderne Umformung des im Havellande weit verbreiteten Hahnenschlagens ist. Monke. 26. 6. 03.

„Der Heller" bei Prenden (2 Meilen nördlich von Bernau). Der Heller ist ein winziges Gehöft, 1½—2 km nordwestlich von Prenden am alten Ruhlsdorfer Wege, mitten im Walde in einem Talkessel gelegen, den ein kleines Fliess durchschleicht. Der Südrand ist wallartig abgestochen und verrät sofort, dass menschliche Tätigkeit der Natur hier nachgeholfen hat. Das Fliess durchschneidet die Hügelketten im Nordosten als schmale, aber sehr tiefe Rinne, der man es auf den ersten Blick ansieht, wie Menschenhand sie gegraben hat, und da ein anderer Abfluss nicht vorhanden ist, so drängt sich der Schluss auf, dass hier vor Herstellung dieses Durchstiches der Talkessel ein Wasserbecken, ein kleiner See gewesen sein muss. Die charakteristische Form des Beckens und die eigenartige Abzugsrinne veranlassten mich, den Besitzer des Hellers aufzusuchen und um Aufschluss zu bitten. Er nennt sich Gläser und haust mit seiner Frau seit 35 Jahren auf dem Heller in einer Weltabgeschiedenheit, die ihresgleichen sucht, insbesondere in so unmittelbarer Nähe der Grossstadt sich wohl schwerlich öfters findet. Hier, wo sich für gewöhnliche Sterbliche die Grenzen der träumerischen Poesie der Einöde und des dämmernden Stumpfsinnes im gelben, mürben Sande sicherlich bald verwischen würden, hat schon der Vater des braven Mannes den jammervollen Sandboden bedachtsam gedüngt, bestellt und bearbeitet, so weit es eben ging. Vater und Sohn drehten sich stets nur um die eigene Achse; ihre Tätigkeit hatte je und je nur den Zweck, für die bescheidenen körperlichen Bedürfnisse die einfachsten Mittel zu beschaffen. „Rauchen Sie eine Zigarre mit mir?" „Nu ja, geben Sie her; aber ich rauche sie erst am Abend, wenn die Mücken so schlimm sind; jetzt hat das doch keinen Zweck!" „Haben Sie nie Langeweile?" „So etwas kommt bei uns nicht vor!" —

Vor 65 Jahren also hat Her Gläser der Ältere das Anwesen „von der Herrschaft“ gekauft; schon damals war der Boden des Kessels Wiese und deren Rand leichter Sand. Vor 1776 aber lag die Sache anders; da reihten sich dort mehrere Fischteiche aneinander und wurden durch das Fliess mit frischem Wasser versorgt. Dicht am Hause lag ein grosser Karpfenteich, ein „Fischbehälter“, von dem das Anwesen, ursprünglich eine einfache Behausung des Wärters und Wächters den Namen „Hälter“ erhielt, woraus später das Wort Heller entstanden ist, wie Herr Gläser annimmt. An alten Wegweisern in der Nähe im Walde soll sogar der Name Hälter gestanden haben. Die adligen Herren der Umgegend besassen hier jeder einen Teich; daneben erfreute sich „der Köster von Prenden“ einer Art Fischgerechtigkeit auf dem Heller. Um 1776 legte man den Abzugsgraben an, und die Teiche verwandelten sich in Sumpfe, in denen die Frösche quakten, und später in Wiesen, über welchen die Mücken summten, und noch summen: „De Köster kann ken' Fisch mihr eten.“ Überall hat jetzt das Wasser nachgelassen, sagt Vater Gläser. Das ist richtig: der nahe Liepnitzsee hat auch einen geringeren Wasserstand als früher und auch schon dem Müller von Prenden fehlt zuweilen Wasser für seine Mühle. O. Monke.

Rätsel. Einem handschriftlichen Rätselheft von 1818, das sich in der Philippischen Familie in Potsdam erhalten, entnehmen wir folgende 6 Proben.

1) Wie mag es wohl kommen, dass die Damen so viele Schuhe brauchen?
Weil sie deren so viele zu Pantoffeln machen.

2) Welches ist das unvernünftigste Thier?
Der Enthusiast.

3) Wie kann man einen Dummen klug machen?
Wenn man ihm einen Stein an den Kopf wirft, so dass er einen offenen Kopf davon bekommt.

4) Wo ist der Bescheidenheit Vaterland?
Im Bühnenkünstlerleben.

5) Welches sind die schnellsten Kunden?
Die Sekunden.

6) Welche Rosen findet man meistens auf dem Wasser?
Die Matrosen.

Unter diesen sehr harmlosen Fragen bleibt Nr. 2 wohl die dunkelste

Inhalt des XII. Jahrganges 1903/1904.

Seite

A. Vorträge und Aufsätze.

Albrecht, G.: Die 600jährige Jubelfeier der Stadt Lieberose 134
Buchholz: Die Spitze einer Preussischen Kriegsfahne . . . 69
Buchholz: Fesselungsgeräte im Märkischen Museum 342
Buchholz: Bildnisse Brandenburgischer Kurfürsten 435
Büttner: Bericht über die Verhandlungen der Provinzial-Kommission für Denkmalspflege der Provinz Brandenburg am 27. November 1902 62
Fiebelkorn: Die Tone des Norddeutschen Flachlandes . . . 237
Friedel: Der eolithische Mensch 354
Galland, G.: Wandgemälde im v. Podewilschen Palais . . . 229
Goerke: Die Photographie im Dienste der Heimatkunde . . 378
Lemke, Elisabeth: Hohenzollern und andere Fürsten in Mythenbildung 25
Lemke, Elisabeth: Die Mäuse am Denkmal der heiligen Gertrud 445
Passow: Vergessene märkische Grenzlinien in ihrer geschichtlichen Bedeutung 72
Pniower: Heinrich v. Kleist's Prinz von Homburg 176
Poetters: Die Wünschelrute 18
Regling: Ansichten Berliner Gebäude auf Medaillen des ersten Königs 127
Sello: Der Roland zu Perleberg und andere märkische Rolande 277
Steinhardt: Volkstrachten aus der Umgegend von Treuenbrietzen 480
Wegener: Die Grenzen des Landes Lebus 257

B. Besprechungen.

Backhaus: Geschichte des Dorfes Ragösen im Kreise Zauch-Belzig 9
Backschat: Kloster Zinna 337
Berg: Kurprinz Friedrich Wilhelm und Kronprinz Friedrich in Küstrin 219
Fischer: Die ersten 75 Jahre der Berliner Gemeindeschule . 217
Förster, v.: Die drei Linden. Schauspiel 219
Geinitz: Das Land Mecklenburg 325
Giertz: Bausteine zu einer Geschichte des Barnim 337
Haberlandt: Gross-Berlin 429

Seite

Hamann: Jüterbog. Ein Führer durch die Stadt Jüterbog und ihre nächste Umgebung 9
Hehn: Kulturpflanzen und Haustiere 48
Holtze: Die Kodifikation des Neumärkischen Rechts vom Jahre 1799. 8
Krüner: Berlin und die Universität Frankfurt a. O. 383
Lamprecht: Die Grosse Stadtschule von Spandau 167
Mielke: Museen und Sammlungen 56
Offizieller Katalog zur Jubiläumsausstellung des Fischerei-Vereins für die Pr. Brandenburg 208
Quade: Bilder aus Belzigs Vergangenheit und Gegenwart . . 219
Reinhardt: Veranstaltungen der Stadt Berlin zur Förderung des naturgesch. Unterrichts an den höheren Lehranstalten 1902—1903 211
Richter: Berlin-Kölln und Benjamin Raule 339
Schwarz: Sagen und alte Geschichten 339
Steinhardt: Irrlicht-Beobachtung 406
Warschauer: Das Archiv der Stadt Nauen 8
Wolff-Beckh: Joh. Friedrich Böttger, der deutsche Erfinder des Porzellans 10

C. Abbildungen.

Bildnisse Brandenburgischer Kurfürsten . . . . . 437—441
Bismarckstein in Fürstenwalde 410
Bronzebeil 164, 377
Bronzefund von Vehlow 66
Bronzefund von Blumenthal (Ost-Priegnitz) 125
Eiserne Kaminplatte 419
Farbenfabrik von Heyl & Co. 386
Fesselwerkzeuge 344
Glücksknochen . . . . . 413—414
Haus- und Hofmarken 426
Hof- und Viehzeichen von Rogäsen 172
Kirche von Friedrichswalde 15
Levetzow, Albert, v. 315
Märkisches Provinzial-Museum 165
Marken der Kapelle zu Blankensee 374
Medaillen aus der Zeit Friedrichs I. 140
Portland-Zementfabrik Rüdersdorf . . . . . 243—256
Roland zu Perleberg 277
Suckower Steinkistengrab 222
Vorwendische Ansiedlungsstelle bei Biesdorf 375
Wächterhorn von Wandlitz 433
Wagner, Friedrich 313
Ziehbrunnen von Frohsdorf 340
Zigeunergrab 267

Alphabetisches Inhaltsverzeichnis.

Aalradeln, das, 491.
Abbildungen, Aufzählungen 221, 372.
Agave, 50.
Alchemie-Humanismus, 113.
Albrecht Achilles, 26.
Albrecht II., 81.
Albrecht der Bär, 74.
Albrecht, Dr. G., 110, 139, 216, 265, 336, 364, 372, 434.
Allermannsharnisch, 472.
Aloe, 50.
Alraune, 472.
Altmark-Bilder, 429.
Alt-Landsberg's Geschichte, 337.
Alt-Oldenburg, 416.
Altslavische Kulturzustände, 268.
Amos Comenius, 114.
Amulette, 473.
Ancylus-Periode, 354.
Ansiedelungsstelle, vorwendische bei Biesdorf, 375.
Antependium der Gotthardskirche zu Brandenburg a. H., 370.
Antiquitäten-Rundschau, 168, 221.
Apothekenwesen in Potsdam, 103.
Archaeopterix. Urvogel, 147.
Architekturwerk, 17.
Arnold von Lübeck, 79.
Ascherson, Prof. Dr., 411.
Asphalt im Altertum, 317.
Attraktionszentrum, Berlin als, 442.

Backhaus, Pastor, 9.
Backschat, Friedrich, 337.
Bäume in Baumstümpfen, 479.
Barnim, Geschichte des, 337, 416.
Bartels, Prof. Dr., 337.
Bartels, Geh. Sanitäts-Rat, 118, 468.
Bauernhaus, 338.
Bauernschmuck, 112.
Bauernspruch, 276.
Becker, Pfarrer, 363.
Beer, Direktor der städt. Wasserw., 402.
Bekmann, histor. Beschr., 421.
Bellermann, Prof. Dr., 349.
Belzig, 197, 219.
Benjamin Raule, 339.
Berg, Dr. G., 219.
Berlin als Attraktionszentrum, 443.
Berlin aus der Vogelschau, 124.
Berlin-Kölln, 339.
Berlin u. die Universität Frankfurt a. O., 383.
Berliner Kalender, 333.
Berliner Kulturüberreste, 127.
Berliner Medaillen, 127.
Berliner Vornamen, 162.
Berlins Grundbesitz, 443.
Bernsteinfunde, 403.
Bibliothekar, Bericht 3, 204.
Biesdorf, vorwend. Ansiedlung, 375.
Bilder, Geschenke, 433, 479.
Bilder aus d. märk. Vergangenheit, 110.
Bildnisse brandenb. Kurfürsten, 435.
Biographisches Jahrbuch, 100.
Bissula, 51.
Bismarckstein in Fürstenwalde, 410.
Blitzschlag b. Oranienburg, 393.
Blumental, Bronzefund, 125.
Böttger, Joh. Ferd., 10.
Bolle, Dr. C., 108, 117, 354, 487.
Bos primigenius, Skelett, 216.

Brade, Erinnerungsstein, 162.
Brandurnengräberfeld, 434.
Bricciuskapelle, 198.
Bronzebeil, 164, 377.
Bronzefund b. Vehlow, 65, 125.
Bronzestatuette, 168.
Bruchmüller, Dr. Wilh., 477.
Brunner, Dr., 168.
Brunnen, brennender, 403.
Buchholz, Kustos, 16, 68, 125, 175, 204, 227, 342, 377, 435.
Burgstall, 10.
Burgwälle, 65, 375.
Büttner, Prov. Konservator, 61.
Busch, Dr. Carl, 477.

Chamisso, Adalbert v., 60.
Chateaubriand, die Königin Luise, 116.
Chorin, Gründung, 87.
Comenius-Gesellschaft, 114, 218.
Conwentz, Prof. Dr., 215, 302, 469.
Credner, Prof. Dr. R., 152.

Dahn, Felix, 51.
Denkmalpflege, engl. Urteil, 416.
Denkmalschutz, 3, 53, 62, 111, 474.
Donnerkeil, 149.
Dorotheenstädtische Kirche, 115.
Drahnsdorf, Kirche, 63.
Drei Linden, 219.
Drogist, Ableitung, 104.

Eberswalde, Wanderfahrt, 293.
Eckartsberga, 59, 334.
Eckstein, Prof. Dr., 293, 301, 318, 411.
Edelforelle, 214.
Ehrenmitglieder, 203.
Eich-Lung, 411.
Eisenhart b. Belzig, 198.
Eisenplatten, Kunstguss, 419.
Eiszeit, 152.
Elefas-Molaren, 216.
Elchreste fossile, 322.
Elisabet, Kurfürstin, 55.
Eolithisches, 325, 354.
Erinnerungstücher, -bänder, 39.
Erklärungs- und Erinnerungstafeln, 5.
Erfurt, Ausstellung, 372.
Erkrankungen durch Berühren von Pflanzen, 108.
Eulenspiegel, 272.
Euler, Prof. Dr., 354.

Familiengeschichtl. Blätter, 166, 305.
Fesselungsgeräte, 342.
Feste, volkstümliche, 163.
Feuerschutz- und -rettungswesen, 17.
Feuerstein-Aberglaube, 93.
Feyerabend, Direktor, 59.
Fiebelkorn, 18, 237.
Fischer, Stadtschulinspektor, 217, 306, 488.
Fischereiverein, 105, 208.
Fischessen, altberlinisches, 18.
Fischotter, 362.
Flora, Schutz der, 453.
Flurnamen bei Stolzenhagen, 196.
Förderung des naturw. Unterrichts, 211.
Förster, C. v., 1, 99, 219.
Förster, Geh. Reg.-R., 141.
Förster, August, 124, 151, 353.
Forschungen z. brdg. preuss. Gesch., 8.
Forstakademie z. Eberswalde, 292.
Forstbotanisches Merkbuch, 319.
Fouqué de la Motte, 60.
Frankendorf, Kirche, 64.
Frankfurt a. O., prähist. Fund, 266.
Franzosensteuer, 295.
Frauenschmuck, Bronzefund, 125.
Freytag, Josefine, 353.
Friedel, Geh. Reg.-R., 1, 39, 49, 97, 99, 151, 191, 195, 202, 299, 301, 347, 349, 386, 397, 432, 467.
Friedländer, Geh. Archivrat, 3.
Friedrich d. Gr. in der Sage, 28.
Friedrich II., Kurfürst, 475.
Friedrich Karl, Prinz v. Pr. in der Sage, 36.
Friedrich Wilh., Kurprinz in Küstrin 219.
Friedrich, Kronprinz in Küstrin, 219.
Friedrichswalde, Dorf, 14.
Führer durch die Königl. Museen, 111
Fürstenchronik, märkische, 77.

Galland, Prof. Dr., 229.
Geinitz, Prof. Dr., 152, 325.
Gehörapparat d. Hausschweins, 413.
Gemeindeschulen, Berliner, 217.
Gemüsepflanzen, unsere, 3.
Genealog. Handbuch, 165, 305.
Geologische Landesanstalt, 317.
Geologisch - paläontolog. Sammlung, 145.
Gertrud, die heilige, 446.
Geschichtsblätter, deutsche, 181.
Giertz, Pfarrer, 337, 416.
Glockeninschrift in Karow, 347.
Gobelin-Weberei, 370.
Goethe-Handschrift, 174.
Goerke, Dir. Franz, 325, 378.
Gräbke, Volksdichter, 157, 400.
Graf von der Mark, 115.
Graues Kloster, 349.
Greifswald, Geogr. Ges., 317.
Grenzlinien, vergessene, 72.
Grimnitz-Schloss, 110.
Gross-Beeren, Erinnerungskreuz, 1.
Grosse Kurfürst, der, i. d. Sage, 27.
Gross-Berlin, 429, 443.
Grunewald, Kaminplatte, 419.
Grunow, Artur, 14, 430.
Gurnick, Prof. Dr., 308.

Haack, R., 317.
Haberland, Georg, 429.
Hacksilberfund, 193.
Hamann, Pastor, 9.
Hamster, Fundort, 361.
Handtmann, Pastor, 169.
Hausform, sächsische, 338.
Haus- u. Hofmarken, 424.
Hautkrankheiten durch Pflanzen, 108.
Hefner, Alteneck, 306.
Hehn, Viktor, 49.
Heidenzeit, aus märk., 336.
Heimatkunde u. Heimatmuseen, 478.
Heimatkunde u. Photogr., 378.
Heimatkundige im Volksmunde, 298.
Heimatschutz-Verein, 302.
Heimstätten, 68.
Heineccius, Prof., 8.
Heinersdorfische Kirche, 175.
Heinrich v. Kleist, 176.
Helios, Zeitschrift, 216, 265.
Heller, der, 491.
Hermann, Otto, 13.
Hertzog, Agenda, 433.
Heumann, Otto, 173, 341.
Heylsche Farbenfabrik, 377, 385.
Hildebrandt, Max, 152.
Himmelsschlüssel, 53.
Hitzig, Nachlass, 59.
Hoffmann, Ludwig, Stadtbaurat, 17.
Hof- und Viehzeichen, 172.
Holtze, Friedrich, 8.
Holtzendorff u. Jagow, 224.
Hohen-Neuendorf u. Umgegend, Geschichte, 16.
Hohenzollern- u. Mythenbildung, 25.
Homeyer, Prof. Dr., 724.
Hostienbüchsen u. Patenen, 175.
Hünengräber-Schutz, 304.
Hüllen, Volksausdruck, 396.
Hunderassen, wolfsähnliche, 215.
Hupatz, 487.

Ichthyosaurus, 147.
Irrlichter, 404.

Jaekel, Prof., Dr., 355.
Jagdrevier des Kaisers, 489.
Jagow, steinzeitliche Gräber, 224.
Jakzo, Polenfürst, 75.
Jentsch, Prof., Dr., 54, 57, 263.
Johann v. Brandenburg, 113.
Jüterbog, 9, 340.
Judenwiesen in Berlin, 158.
Juliusturm in Spandau, 158.
Jungferngräber b. Liesenkrütz, 489

Kalenderschau f. 1904, 333.
Kapellenberg b. Blankensee, 372.
Kavel, Hofbaurat, 419.
Kimbrische Flut, 328.
Kinderreime, 444.
Kinderspiele, 47.
Kirche, die, Zentralorgan, 477.
Kirchenbücher, Entstehung, 95.

Kirchengeschichtl. Verein, 370.
Kitzelsteine, 47.
Klaatsch, Prof. Dr., 332.
Kleinschriftversuch, 17.
Knochenkufe-, keitel, 13.
Knochenkultus, 412.
Knochenschlittschuh, 13.
Königskiefer, 296.
Königs-Wusterhausen, 423.
Kopfhaube, 437.
Körner, Dr. jur., 165.
Kossätensonne, 270.
Kossinna, Prof. Dr., 328.
Krämer, d. Wald, 364, 490.
Kretschmer, Ferd., 18.
Kriegsfahne, Spitze, 69.
Kriegsschuldensteuer, 194.
Krüner, Prof., Dr., 383.
Kühnlein, Architekt, 16.
Küster und Kurfürst, 96.
Küstriner Erinnerungen, 6.
Kulturdenkmäler-Schutz, 5, 474.
Kulturpflanzen, Haustiere, 49.
Kunstdenkmäler der Prov. Brbg., 63.
Kuriositäten, 42.

Landhausbauten, 397.
Lärm, der, in den Städten, 408.
Landwehrmann-Fichte, 48.
Landwirtschaftl. Hochschule, 317.
Lange, Heinrich, 101.
Lebus, Grenzen des Landes, 257.
Lehnin, Gründung, 77.
Leitungswasser d. Stadt Berlin, 317, 402.
Lemke, E., Frl., 24, 445.
Leuthinger, Nicolaus, 167.
Levetzow, Albert v., 314.
Letzlingen, Kaminplatte, 423.
Lieberose, Jubelfeier, 134.
Liepnitz-See, 139.
Liesenkrütz, b. Eberswalde, 490.
Limes-Forschung, 110.
Lindenau, Kirche, 64.
Linden, die drei, 1, 99.
Lipperheide, Johann v., 336.
Litorina-Zeit, 327.
Lorbeerbaum, 52.
Löss, der, 401.
Luckau, Sehenswürdigkeiten, 263.
Lüchtamändre-Irrlichter, 274.
Lüdicke, F., Photograph, 15.
Luise, Königin, in der Sage, 35.
Luise, Grab, 117.
Lungenheilstätte, 201.

Märkische Lieder, 477.
Märkisches Prov.-Museum, 164.
Märkische Redensarten, 270.
Mäuse am Denkmal d. h. Gertrud, 445.
Mais, 50.
Mammutgerste, 396.
Mariendorf, Kirche, 63.
Marien-Kirche in Rathenow, 63.
Meerschweinchen, 51.
Micke, Erklärung, 169.
Mieck, Stadtrat, 222.
Mielke, Robert, 56, 65, 110, 112, 174, 338, 371, 377, 418.
Mitgliederstatistik, 207.
Moabit, Gründungszeit, 192.
Möbius, Geh. Reg.-Rat, 306.
Mohrin, Kirche, 64.
Monke, Rektor, 43, 46, 91, 118, 139, 195, 235, 276, 297, 346, 392, 421, 472, 490.
Montelius, Prof., 328.
Mordkreuz im Treptower Park, 393.
Müller, Hans v., 61.
Müllenhoff, Dir., 168.
Münzfund, 194.
Mumienweizen, 395.
Museen-Sammlungen, 56.
Mutter Käthe, 8.

Nagelrunde, 192.
Naturdenkmäler-Schutz, 302, 469.
Nauen, Archiv, 8.
„ Burg, 76.
Nehring, Prof. Dr., 306, 322, 361.
Neolithisches, 325.
Netto, Dr., 288.
Neumärkisches Recht, 8.
Neupert, 231.
Netzbeschwerer, 210.

Nikolaikirche in Brandenburg, 62.
Niederlausitzer Anthropolog. Ges., 151, 204, 262.
Niessen, Paul v., 8.
Nowawes-Neuendorf, Verein, 3.

Oderberg, Verein, 3, 101.
„ Gründung, 86.
Ofenplatten, Kunstguss, 419.
Opuntia, 50.
Orbis pictus, 114.
Ortsmuseum der Niederlausitz, 57.

Paasche, Ernst, 221.
Palaeolithisches, 325, 358.
Paltzow, Ingenieur, 433.
Papilionen, 196.
Parisius, Ludolf, 429.
Passow, Pastor, 72.
Pepitas Ruh, 393, 490.
Perleberg, Roland, 277.
Personen- u. Familiengeschichte, 304.
Peter und Paul, Kirche in Wusterhausen, 62.
Petersburg-Feier, 339.
Petschaft der Hohenzollern, 7.
Pferd, diluviales, 52.
Pfingstbrauch, 169.
Pflanzenwelt-Schutz, 361.
Philippi, Stadtpräsident. 435.
Photographien, Geschenke, 15, 173, 340, 372, 433, 477.
Pinkenburg, Stadtbauinspektor, 317, 408.
Pniower, Prof. Dr., 175.
Podewilssche Palais, 229.
Poetters, Karl, 24, 154, 209.
Portland-Zement, 247.
Post, Geh.-Reg.-Rat 111.
Potsdam, Burg, 75.
Potsdam, Verein, 102.
Potsdam, Wanderfahrt, 288.
Pribislaw, 74.
Prinz v. Homburg, 176.
Probst-Denkmal, 156.
Prümers, Prof. Dr., 306.
Pulvermacher, Dr. N., 162.

Quade, Paul, 219.

Radkrug, 375.
Räuberburg b. Liebenwalde, 235.
Ragösen, Geschichte, 9.
Rathaus, mittelalterl., 339.
Recht des bild. Künstlers, 11.
Reckins Grab, 392.
Regling, Dr., 127.
Reichhelm, Dr., 341.
Reinhardt, Dir., 211.
Richter, Prof. Dr., 339.
Riesenhirsch, 216.
Riesensage, 58.
Rietz, Hauptlehrer, 355.
Rippe am Hause, 58.
Ritter, Wilhelm, 202, 468.
Rochstr., 227.
Römisch-germanisches Museum in Mainz, 339.
Rönnebeck, Schatzmeister, 203.
Roland-Forschung, 414.
Roland-Rundschau, 57, 166.
Roland zu Perleberg, 277.
Rosenkreuzer in Berlin, 345.
Roter Adler, 333.
Rummel des Fläming, 199.
Rund- und Längsmarken, 433.
Runenstein von Rogäsen, 170.
Ruppin, Burg, 84.
Russische Geschichtsdenkmäler, 419.
Rutot, Konservator, 332.

Sachs, Justizrat, 353.
Sächsisch-thüringische Vorgesch., 12.
Sagen, alte Geschichten, 339.
Sanssouci, 288.
Satzungen, Umarbeitungen, 203.
Schadow, Gottfried, 115.
Schanklokalbrauch 193.
Scharnweber, 267.
Schatzmeister-Bericht, 204.
Schenk, Ernst, 221.
Schiffstypen, 168.
Schiller in Berlin, 333.
Schneckenberg in Nieder-Schönhausen, 124.

Schneider, volkstümliche Sprüche, 93.
Schnepfenstein b. Nieder-Neuendorf, 395.
Schriftenaustausch, 205.
Schriftwart-Bericht, 207.
Schulatlas, Berliner, 170.
Schulenburg, W. v., 211, 275.
Schulmuseum, städtisches, 9.
Schuster, Archivar, Dr., 16, 113, 345, 474.
Schwartz, Wilhelm, 339.
Schwarzhorn, Jagdschloss, 340.
Scrobicularia piperata, 333.
Selbstmörder, 44.
Sello, Archivrat, Dr., 57, 277, 416.
Siegwurz, 472.
Slawen, Gesch. der brandenburg., 190.
Solger, Dr., Friedr., 145.
Sommer, nasser, 1902, 91.
Sonne, d., an der Strippe, 270.
Spandau, Geschichte, 167.
Spandau, Stadtschule, 167.
Spandau, Wanderfahrt, 231.
Spinnstubenerinnerungen, 118.
Sprengel, Rektor, 167.
Sperlingsdenkmal, 394.
Spiro-Ansichtskarten, 65, 125.
Starkduftende Pflanzen, 318.
Statisches Jahrbuch d. Stadt Berlin, 408.
Staubfall-Lössproblem, 401.
Steinhardt, Postrat a. D., 48, 213, 406, 480.
Sternwarte, 141.
Stiehl, O., 339.
Stiftungsfest, 97.
Storch, schwarzer, 211.
Strassenausrufe in Berlin, 195.
Strassenbahn, 16.
Strausberger Steinkugel, 298.
Suckower Steinkistengrab, 222.
Sumpfburgen, slawische, 44.

Taxus, 52.
Thorn-Eberswalder Haupttal, 295.
Thüringischer Kalender, 334.
Tone und Tonprodukte der Provinz Brandenburg, 18.
Tone des Norddeut. Tieflandes, 237.
Tote Mann bei Golmitz, 196.
Tote Mann bei Wubiser, 276.
Tote See, d., 46.
Totschlag bei Hohenkarzig, 44.
Totschlag bei Jagdschloss Stern, 45.
Totschlag bei Wildenbruch, 91.
Trappe, die, 212.
Traueiche bei Riewendt, 218.
Treuenbrietzen, Volkstrachten, 480.
Triglavbild der Marienkirche, 55.
Troitzsch, Kommerzienrat, 37.
Türklopfer, 418.
Tzernitscheffs Tagesbefehl, 1.

Uhles, Geh. Justizrat, 105, 203.
Urnenfriedhof b. Forsthaus Sorge, 363.
Urwildpferd, 52.
Urstier-Knochen, 295.

Vehlefanz, 364.
Vereinigung der Kunstfreunde, 37.
Verkehrtbäume, 1.
Versammlungen, 1, 37, 48, 97, 99, 141, 145, 151, 197, 202, 231, 288, 293, 301, 349, 353, 385, 397, 467.
Virchow, Rudolf, 152.
Vogelschutz, 411.
Volksheilglaube, 45.
Volksheilmittel, 233.
Volksmund, 297, 346.
Volkskundliches, 112.
Volkskunde, kirchliche, 369.
Volkskunst, Volkskunde, Zeitschr., 174.
Volkspoesie, 42.
Volkstrachten, 297, 346, 480.
„ Museum, 112, 469.
Voss, Prof., Dr., 372.

Wächterhorn v. Wandlitz, 430.
Wagner, Prof. Dr., 55, 111, 308.
Walther, Prof., Dr., 401.
Wandern u. Reisen, Zeitschrift, 12.
Wandgemälde, 229.
Warschauer Archivrat, 8.
Wartensleben, Graf v., 172.
Wasmut, Verlagskatalog, 113.

Wasserkissen, 266.
Wassernuss, 53.
Wegener, Wilh., Ant., 257.
Weidenbaum, 54.
Weizen, türkischer, 50.
Werner, Zacharias, 60.
Westpreuss. Provinzial-Mus., 215.
Weyergang, Wilhelmine, 100, 151.
Wiesenburg, Schloss, 418.
Wiepersdorf, 340.
Wikinger Kämpfe, 47.
Wilden Mann, 298, 346.
Wilhelm I., Deutscher Kaiser, 142.
Windhose, 46.
Wittmack, Geh. R.-R., 3.
Wolff-Beckh, Bruno, 10.
Wünschelrute, 18, 154, 335.
Yoldia-Zeit, 327.
Zauberring, Hohenzollernscher, 8.
Zauche, Geschichte, 74.
Zeitball, 144.
Zelter, Haus, 216.
Zepernick, Volkssage, 275.
Ziegenkrug im Krämer, 348.
Ziehbrunnen z. Frohsdorf, 341.
Ziesch, W., 370.
Zigeunergrab, 267.
Zigeunerunwesen, 11.
Zinna, Kloster, 337.
Zoologische Beiträge, 215.
Zoologische Schulbücher, 323.
Zungenbein vom Hausschaf, 412.

Druckfehler-Berichtigungen.

S. 9 Z. 4 von unten hinter „Aufnahme“ einzuschalten „Seitens“.
„ 17 Z. 21 von unten lies: „Jeremias“.
„ 26 Z. 17 von unten lies: „Collalto“.
„ 29 Z. 9 von unten lies: „Zieten“.
„ 32 Z. 1 von oben lies: „Zieten“.
„ 50 Z. 13 von oben lies: „eiserner“.
„ 59 Z. 2 von oben lies: „umgeworfen“.
„ 81 Z. 8 von unten lies: „Lübeck“.
„ 112 Z. 13 von unten lies: „Allgaü“.
„ 168 Z. 12 von unten hinter „waren“ fällt das Komma fort.
S. 171 Z. 20 von oben lies: „Altrichter“.
„ 193 Z. 9 von unten lies: „ausser“.
„ 216 Z. 6 von oben lies: „Ruff“.
„ 331 Z. 9 von oben lies: „Wostevitz“.
„ 339 Z. 22 von unten lies: „anschaulich“.
„ 341 Z. 16 von unten lies: „Treuenbrietzen.
„ 404 Z. 5 von unten lies: „dessem“.
„ 423 Z. 19 von oben lies: „sandsteinernen“.
„ 424 Z. 8 von oben lies: „Sie“.



Die Herren Autoren werden gebeten, auf ihren Manuskripten vermerken zu wollen, wieviel Exemplare der betreffenden Nummer sie zu erhalten wünschen.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.
Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

Universität Potsdam
Universitäts-
bibliothek
Inventarnr.
16003294

